Herrn David Hume, Esq.

Vermischte Schriften

über die Handlung, die Manufacturen und die andern Quellen des Reichthums und der Macht eines Staats.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Privilegio.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christian Grund und Adam Heinrich Holle.
1754.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Vorbericht.

Der Verfaſſer dieſer **vermiſchten Abhandlungen** hat mit einer unparteyiſchen Einſicht in die Staatskunſt und in das allgemeine Gewerbe der Menſchen, und mit einer brittiſchen Freyheit, ſeine Gedanken niedergeſchrieben. Es iſt der Herr **David Hume**, Secretär der Stadt Edenburg, deſſen ſchöne Feder bey den Engländern in einem großen Anſehen ſteht, und die auch außer dieſer glückſeligen Inſel denen wenigen nicht unbekannt geblieben iſt, welche ſich um die beſten Schriftſteller anderer Natio-

nen bekümmern. Die Auszüge, welche von seinen Werken in den gelehrten Tagebüchern gemacht sind, haben bey vielen den Wunsch erregt, diesen politischen Philosophen näher kennen zu lernen. Es wird ihnen daher vielleicht angenehm seyn, wenn sie durch diese Uebersetzung dieses Wunsches theilhaftig werden.

Die Grundsätze, nach welchen der Herr **Hume** seine Abhandlungen über die **Staatskunst**, die **Handlung** und das **Manufacturwesen** ausgeführet hat, sind allgemeine Grundsätze; und wenn er gleich hin und wieder sein Absehen auf den englischen Staat gerichtet, so bleiben sie doch allemal mit einer vernünftigen und klugen Anwendung, für andre Nationen eben so nützlich, als brauchbar. Seine Theorie können wir zum Besten eines Staats sicher annehmen, wenn uns gleich nicht erlaubt ist, unsere Gedanken mit der edlen Kühnheit den Staatsbedienten zu sagen, mit welcher sie ein patriotischer Engländer sagen darf. Die Wahrheit,

Wer frey darf denken, denket wohl,

bleibt

bleibt zwar eine Wahrheit, ob sie gleich bisher noch vorzüglich über Großbrittannien ihre kräftigsten Strahlen und ihren wohlthätigsten Einfluß ohne Hindernisse verbreitet.

Was diese Uebersetzung betrifft, so haben wir uns bemühet, sie mit derjenigen Sorgfalt und Deutlichkeit zu verfertigen, so die Wichtigkeit der abgehandelten Materien verdienet hat, obgleich dieselben in unserer Sprache noch ziemlich neu sind. Die bequeme Nachläßigkeit, und eine drey monatliche Bekanntschaft mit der englischen Sprache in dem lieben deutschen Vaterlande, womit unsere meisten Dollmetscher sich an die englischen Romanen und Lebensbeschreibungen wagen, hat bey der Uebersetzung dieser Abhandlungen nicht zugereichet, indem sie vielleicht eine nähere Kenntniß der Sprache und eine sorgfältigere Aufmerksamkeit auf die Sachen erfodert hat.

Der Beyfall, welchen dieser erste Theil bey den deutschen Lesern finden wird, soll uns ermuntern, die drey übrigen

Theile von eben dieſer Größe, zu überſetzen: als welche Verſuche über die Staatskunſt, die Sittenlehre, die Religion und die Litteratur enthalten, und worinnen der ſcharfſinnige Verfaſſer eben ſo viel Einſicht in das Herz und die Leidenſchaften der Menſchen, und eben ſo viel wahre Gelehrſamkeit zeiget, als er in dieſem Theile Kenntniß der Politik und des Handlungsweſens bewieſen hat. Hamburg, den 5ten Octob. 1754.

Inhalt.

Inhalt.

I.
Von der Handlung Seite 3
II.
Von der Ueppigkeit 31
III.
Von dem Gelde 55
IV.
Von den Zinſen 79
V.
Von der Balanz der Handlung 101
VI.
Von der Balanz der Macht 129
VII.
Von den Auflagen 147
VIII.

VIII.
Vom öffentlichen Credit 157
IX.
Von einigen merkwürdigen Gewohnheiten 185
X.
Von der Menge der Menschen bey den alten Nationen 223
XI.
Von der protestantischen Thronfolge in England 341
XII.
Entwurf einer vollkommenen Republik 363

Von der Handlung.

I.

Von der Handlung.

Der gröſte Theil der Menſchen kann in zwo Klaſſen getheilet werden; die eine machen diejenigen aus, die ſeicht denken und die Wahrheit nicht erreichen; und die andre beſteht aus ſolchen die zu tief denken, und weiter als die Wahrheit gehen. Dieſe letztere Klaſſe iſt die ungewöhnlichſte, und ich kann auch hinzu ſetzen, die nützlichſte und ſchätzbarſte. Sie geben zum wenigſten Muthmaßungen an die Hand, und erregen Schwierigkeiten, die ſie vielleicht nicht geſchickt genug ſind zu verfolgen; die aber ſchöne Entdeckungen veranlaſſen können, wenn ſie Leuten von einer richtigern Denkungsart in die Hände fallen. Und wenn dieſes auch nicht ſern ſollte, ſo iſt doch das, was ſie ſagen, ungewöhnlich; und wenn es einige Mühe

kostet, es zu begreifen; so hat man doch auch das Vergnügen, etwas Neues zu hören. Der Schriftsteller verdient wenig Achtung, der uns nichts sagt, als was wir aus einem jeden Kaffeehaus-Gespräche lernen können.

Alle Leute, die seicht denken, sind sehr geneigt, selbst Männer von gründlichem Verstande für Metaphysiker und spitzfindige Vernünftler auszuschreyen, und geben schwerlich zu, daß etwas richtig sey, das über ihre schwache Vorstellung geht. Ich gestehe es, es giebt einige Fälle, wo ein außerordentlich spitzfindiges Vernünfteln eine starke Vermuthung der Falschheit mit sich führet, und wo man keinem Vernünfteln trauen darf, als das natürlich und leicht ist. Wenn ein Mensch überlegt, wie er sich in einer besondern Sache zu verhalten hat, und politische, ökonomische, oder Handlungsentwürfe macht; so muß er nie seine Gründe zu fein ziehen, noch eine gar zu lange Kette von Folgerungen an einander hängen. Es wird sich gewiß etwas zutragen, das seine Vernunftschlüsse verwirren und einen ganz andern Erfolg hervorbringen wird, als er vermuthet hatte. Aber wenn wir allgemeine Gegenstände untersuchen, so kann man ganz sicher behaupten, daß unsre Betrachtungen nicht zu spitzfindig seyn können, wofern sie nur richtig sind; und daß man den Unterschied eines Mannes vom seichten Verstande, und eines Mannes vom Genie vornehmlich aus den seichten oder tiefen Grundsätzen ihrer Betrachtungen abnehmen kann.

kann. Allgemeine Betrachtungen ſcheinen verwirrt und ſpitzfindig, bloß darum, weil ſie allgemein ſind; und es iſt für Leute vom gemeinen Verſtande ſehr ſchwer, unter einer Menge von beſondern Umſtänden, den gemeinſchaftlichen Umſtand zu entdecken, worinn ſie alle übereinkommen, oder, mit andern Worten, dieſen Umſtand rein und unvermiſcht von den überflüßigen abzuziehen. Bey ſolchen Leuten iſt jedes Urtheil, jeder Schluß beſonders. Sie können ihr Geſicht nicht bis zu den allgemeinen Sätzen erweitern, die eine unendliche Menge von einzelnen unter ſich begreifen, und eine ganze Wiſſenſchaft in einem einzigen Lehrſatze abfaſſen. Ihr Auge wird durch eine ſo weite Ausſicht verwirret, und die Folgen, die daraus hergeleitet werden, ſcheinen ihnen dunkel, wenn ſie auch noch ſo deutlich ausgedruckt ſind. Aber ſo verwirret dieſe allgemeinen Sätze auch ſcheinen mögen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie allemal, wenn ſie richtig und gründlich ſind, in dem allgemeinen Laufe der Dinge ſtatt finden müſſen, wenn ſie gleich in beſondern Fällen fehlen ſollten. Ich kann noch hinzuſetzen, daß dieß das vornehmſte Geſchäffte der Staatskundigen ſey; vornehmlich in der häuslichen Regierung eines Staats, wo das gemeine Wohl, welches ihr Gegenſtand iſt, oder ſeyn ſollte, von einer Menge von beſondern Fällen, die zuſammen wirken, und nicht, wie in der Staatskunſt auswärtiger Angelegenheiten, vom Zufalle, vom Ohngefähr und dem Eigenſinne einiger wenigen Perſonen abhängt. Dieß machet alſo den Unter-

schied zwischen besondern Untersuchungen und allgemeinen Betrachtungen aus, und ist die Ursache, daß ein scharfsinniges und spitzfindiges Vernünfteln sich zu den letztern weit besser, als zu den erstern, schickt.

Ich habe diese Einleitung für nothwendig gehalten, ehe ich meinen Lesern die folgenden Abhandlungen über die Handlung, die Ueppigkeit, das Geld ꝛc. vorlegte, worinnen vielleicht einige Grundsätze vorkommen werden, die ungewöhnlich sind, und die für solche gemeine Gegenstände gar zu fein und spitzfindig scheinen möchten. Sind sie falsch, so verwerfe man sie: aber niemand muß bloß darum ein Vorurtheil gegen dieselben haben, weil sie ungewöhnlich sind.

Man giebt gemeiniglich zu, daß die Größe eines Staats und die Glückseligkeit seiner Einwohner, so wenig sie auch sonst von einander abhangen mögen, in Absicht auf die Handlung unzertrennlich sind; und wie die Macht des gemeinen Wesens dem Privatmanne in dem Besitze seiner Handlung und seiner Reichthümer eine größere Sicherheit gewähret; so wird das gemeine Wesen mächtig, nachdem die Handlung und die Reichthümer der Privatleute mehr oder weniger weitläuftig und groß sind. Dieser Grundsatz ist, überhaupt genommen, wahr; ob ich gleich nicht leugnen kann, daß ich glaube, er leide einige Ausnahmen, und werde zu allgemein und zu uneingeschränkt angenom-

genommen. Es können sich Umstände eräugen, wo die Handlung, der Reichthum und die Ueppigkeit der Privatleute, anstatt das gemeine Wesen zu verstarken, dessen Kriegsheere verringern, und dessen Ansehen bey den auswärtigen Nationen schwächen können. Der Mensch ist sehr veränderlich, und vieler verschiednen Meynungen und Grundsätze, in Absicht auf seine Handlungen, fähig. Dasjenige was wahr seyn kann, so lange er einer Art zu denken nachhängt, wird falsch befunden, wenn er entgegengesetzte Meynungen und Sitten annimmt.

Der große Haufen eines jeden Staats kann in Hauswirthe und Handwerksleute eingetheilet werden. Die erstern beschäfftigen sich mit dem Landbaue; die letztern bearbeiten die Materialien, so ihnen von den erstern geliefert werden, und verfertigen daraus alle die Bequemlichkeiten, die zum menschlichen Leben entweder nothwendig sind, oder demselben eine Zierde verschaffen. Sobald die Menschen ihren wilden Zustand verlassen, worinn sie vornehmlich von der Jagd und der Fischerey leben, müssen sie sich in diese zwo Klassen theilen; doch so, daß die Künste des Landbaues im Anfange den zahlreichsten Theil der Gesellschaft beschäfftigen *. Die Zeit und die Erfahrung verbessern

* Herr Melon behauptet in seinen politischen Versuchen über die Handlung, daß selbst itzund, wenn man Frankreich in zwanzig Theile theilet, sech-

dieſe Künſte ſo weit, daß das Land leicht eine gröſſere Anzahl von Menſchen unterhalten kann, als die, ſo unmittelbar mit deſſen Anbau beſchäfftiget ſind, oder als diejenigen ausmachen, die denen, ſo auf dieſe Art beſchäfftiget ſind, die nothwendigſten Manufacturen verſchaffen.

Wenn dieſe überflüßigen Hände zu den feinern Künſten angewandt werden, die gemeiniglich die Künſte der Ueppigkeit genannt werden, ſo vermehren ſie die Glückſeligkeit des Staats; indem ſie ſo vielen Gelegenheit zu Vergnügungen verſchaffen, die ihnen ſonſt gänzlich unbekannt würden geblieben ſeyn. Aber kann man nicht einen andern Entwurf zur Beſchäfftigung dieſer überflüßigen Hände in Vorſchlag bringen? Kann nicht der Monarch auf dieſelben Anſpruch machen, und ſie in Flotten und Kriegsheeren gebrauchen, um die Gränzen des Staats zu erweitern, und deſſen Ruhm über entfernte Nationen zu verbreiten? Es iſt gewiß, je weniger Begierden und Bedürfniſſe die Eigenthümer

ſechzehn Theile Ackersleute oder Bauern, zween Künſtler ſind, ein Theil der Rechtsgelehrſamkeit, der Kirche und dem Kriegswesen zugehören, und ein Theil aus Kaufleuten, Finanziers und Bürgern beſtehet. Dieſe Rechnung iſt ganz gewiß irrig. In Frankreich, England, und in der That, in den meiſten Theilen von Europa, lebt die Hälfte der Einwohner in den Städten; und ſelbſt unter denenjenigen, die auf dem Lande wohnen, ſind vielleicht über ein Drittheil Künſtler.

thümer und Anbauer der Ländereyen haben, desto weniger Hände werden sie gebrauchen; und folglich werden die überflüßigen Producte des Landes, anstatt die Handelsleute und Manufacturiers zu unterhalten, weit größere Flotten und Kriegsheere erhalten können, als wenn eine Menge von Künsten erfodert wird, um die Ueppigkeit der Privatleute zu befriedigen. Hier scheint also eine Art von Widerspruch zwischen der Größe eines Staats und der Glückseligkeit seiner Einwohner zu seyn. Nie ist ein Staat größer, als wenn alle seine überflüßigen Hände zum Dienste des gemeinen Wesens angewandt werden. Die Bequemlichkeit der Privatpersonen erfodert, daß diese Hände sich zu ihrem Dienste beschäfftigen. Das eine kann aber nie, als auf Kosten des andern geschehen. So wie der Ehrgeiz des Monarchen die Ueppigkeit der Unterthanen einschränket, so schwächet die Ueppigkeit die Unterthanen die Stärke des Monarchen, und thut seinem Ehrgeize Einhalt.

Was ich hier sage, ist nicht chimärisch, sondern gründet sich auf die Geschichte und auf die Erfahrung. Die Republik Sparta war gewiß weit mächtiger, als izund ein Staat in der Welt ist, der nicht mehr Einwohner hat, als Sparta hatte. Dieß muß man bloß dem Mangel der Handlung und der Ueppigkeit zuschreiben. Die Heloten waren die Ackersleute, die Spartaner waren die Soldaten oder die Herren. Es ist offenbar, daß die Arbeit der Heloten eine so große Anzahl von

Spartanern nicht würde haben erhalten können, wenn diese letztern bequem und üppig gelebt, und einer Menge von verschiednen Handlungen und Manufacturen Beschäftigung verschaffet hätten. Eine ähnliche Politik ist bey den ersten Römern zu bemerken; überhaupt ist es in der alten Geschichte merkwürdig, daß die kleinsten Republiken größere Kriegsheere aufbrachten und unterhielten, als itzund Staaten thun können, die dreymal so volkreich sind. Man rechnet, daß bey allen europäischen Nationen das Verhältniß zwischen den Soldaten und dem Volke nicht über eins zu hundert ist. Aber wir lesen, daß die Stadt Rom allein mit ihrem kleinen Gebiete in den ersten Zeiten zehn Legionen gegen die Lateiner aufbrachte und unterhielt. Die Stadt Athen, deren Gebiethe nicht größer war, als Yorkshire, sandte beynahe vierzigtausend Mann in den sicilianischen Krieg *. Die alten Geschichtschreiber geben vor, daß Dionysius der ältere, ein stehendes Heer von hunderttausend Mann zu Fuße, und zehntausend Mann zu Pferde, nebst einer großen Flotte von vierhundert Segeln ** unterhalten habe; obgleich sein Gebiet nichts weiter begriff, als die Stadt Syracus, ohngefähr den dritten Theil von Sicilien, und einige

* Thucyd. Lib. 7.

** Diod. Sic. Lib. 2. Ich gestehe es, diese Berechnung ist ein wenig verdächtig, wo nicht gar falsch, vornehmlich aus der Ursache, weil dieses Heer nicht aus Bürgern, sondern aus gemietheten Truppen bestanden.

einige Seehäfen an der Küste von Italien und Illyrien. Es ist wahr, die alten Kriegsheere lebten zur Zeit des Krieges größtentheils vom Plündern; aber plünderten die Feinde nicht auch? welches die verderblichste Art ist, Auflagen zu haben, die man nur ausfinden kann. Kurz, es kann keine andre wahrscheinliche Ursache angegeben werden, warum die alten Staaten so sehr viel mächtiger, als die neuern, gewesen, als ihr Mangel an Handlung und Ueppigkeit. Es wurden wenig Künstler von der Arbeit der Landleute unterhalten; destomehr Soldaten konnten also davon leben. Livius sagt, daß die Römer zu seiner Zeit schwerlich ein solches Heer würden aufbringen können, als sie in den frühesten Zeiten der Republik wider die Gallier und Lateiner ausgesandt hätten *. Anstatt der Soldaten, die zu Camillus Zeiten für die Freyheit und Herrschaft fochten, waren in den Tagen des Augustus, Tonkünstler, Mahler, Köche, Schauspieler und Schneider. Und wenn das Land in beyden Zeitpuncten gleich gut gebauet worden, so ist es offenbar, daß es eine gleiche Anzahl von Leuten in der einen oder der andern Lebensart unterhalten konnte. In dem letzten Zeitpuncte ward zu den bloßen Nothwendigkeiten des Lebens nicht mehr hinzugesetzt, als in dem erstern.

Es ist sehr natürlich, bey dieser Gelegenheit die Frage aufzuwerfen, ob die Monarchen nicht zu den

* Tit. Liv. Lib. 7. c. 24. Adeo in quae laboramus, sola crevimus, divitias luxuriemque.

den Grundsätzen der Alten zurückkehren, und mehr auf ihren eigenen Vortheil, als auf die Glückseligkeit ihrer Unterthanen sehen sollten? Ich antworte hierauf: dieses scheint ganz unmöglich zu seyn, und zwar darum, weil die Politik der Alten gewaltthätig, und dem natürlichen und gewöhnlichen Laufe der Dinge zuwider war. Man weis, nach welchen besondern Gesetzen Sparta regieret ward, und mit wie vielem Rechte diese Republik von demjenigen für ein Wunder gehalten wird, der die menschliche Natur untersucht hat, so wie sie sich bey andern Völkern und zu andern Zeiten geäußert hat. Wäre das Zeugniß der Geschichte nicht so gewiß und umständlich, so würde uns eine solche Regierungsform als eine philosophische Grille oder Erdichtung vorkommen, die nimmer könnte in Ausübung gebracht werden. Und obgleich die römische und andre alte Republiken auf Grundsätze gebauet waren, die etwas natürlicher sind; so müssen doch außerordentlich viel Umstände zusammen kommen, um sie zu bewegen, sich solchen beschwerlichen Lasten zu unterwerfen. Sie waren freye Staaten; sie waren klein; und der patriotische Geist, die Liebe zum Vaterlande, mußte wachsen, wenn das gemeine Wesen in beständiger Unruhe war, und wenn die Bürger alle Augenblicke gezwungen waren, sich den größten Gefahren zu Vertheidigung desselben auszusetzen. Eine beständige Folge von Kriegen macht jeden Bürger zum Soldaten. Er geht für sich zu Felde; und unterhält sich, so lange er dienet, größtentheils selbst. Und obgleich diese

Dienste

Dienſte eben ſo beſchwerlich ſind, als eine ſehr harte Auflage; ſo ſind ſie doch einem Volke, das den Waffen ergeben iſt, das für Ehre und Rache mehr, als für den Sold ficht, und dem der Fleis und der Gewinn eben ſo unbekannt, als die Vergnügungen ſind, lange nicht ſo empfindlich *. Hierzu kommt noch die große Gleichheit der Glücksumſtände unter den Einwohnern der alten Republiken, wo jedes

* Die älteſten Römer lebeten in beſtändigen Kriegen mit ihren Nachbaren; und in der alten lateiniſchen Sprache bedeutet das Wort hoſtis zugleich einen Feind und einen Fremden. Cicero bemerkt dieſes; aber er ſchreibt es der Menſchlichkeit ſeiner Vorfahren zu, die, ſo viel als möglich, die Benennung der Feinde mildern wollten, indem ſie dieſelben eben ſo nannten, als die Fremden. de offic. lib. 2. Es iſt indeſſen aus den Sitten der damaligen Zeiten weit wahrſcheinlicher, daß dieſes Volk ſo wild geweſen, daß es alle Fremde für Feinde angeſehen, und ihnen daher einerley Namen beygelegt hat. Außerdem ſtreitet es wider die gemeinſten Grundſätze der Politik oder der Natur, daß ein Staat ſeine Feinde mit ſo freundſchaftlichen Augen anſehe, oder ſolche Geſinnungen für ſie hege, als der römiſche Redner ſeinen Vorfahren zuſchreiben will. Nicht zu gedenken, daß die erſten Römer wirklich Räuber waren, wie wir aus ihren erſten Tractaten mit den Carthaginenſern ſehen, die uns Polybius lib. 3. aufbehalten hat, und folglich hatten ſie, ſo wie die Seeräuber von Algier und Salee, faſt mit allen Nationen Krieg, und ein Fremder und ein Feind wollten bey ihnen beynahe einerley ſagen.

des Feld seinen besondern Besitzer hatte, und im Stande war eine Familie zu unterhalten, und wodurch also die Zahl der Einwohner selbst ohne Handlung und Manufacturen sehr beträchtlich seyn konnte.

Aber obgleich der Mangel der Handlung und der Manufacturen bey einem freyen und sehr kriegerischen Volke bisweilen keine andre Wirkung haben kann, als daß das gemeine Wesen dadurch mächtig wird; so ist doch auch dieses gewiß, daß nach dem gemeinen Laufe menschlicher Dinge eine ganz widrige Wirkung erfolgen wird. Die Monarchen müssen die Menschen nehmen, wie sie sie finden, und können es nicht unternehmen, ihre Grundsätze und Denkungsart auf eine gewaltsame Weise zu ändern. Es wird ein längerer Zeitlauf nebst einer Menge verschiedner Zufälle und Umstände erfodert, um die großen Staatsveränderungen hervorzubringen, die die Gestalt der menschlichen Dinge so sehr verschieden machen. Und je unnatürlicher die Grundsätze sind, welche eine besondre Gesellschaft unterstützen; desto mehr Schwierigkeit muß der Gesetzgeber antreffen, sie in Aufnehmen zu bringen, und zu unterhalten. Seine beste Politik ist diese, wenn er der gemeinen Neigung der Menschen nachgiebt, und sie so viel als möglich zu verbessern sucht. Nun vermehren, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, der Fleiß, die Künste und die Handlung die Macht des Monarchen so wohl, als die Glückseligkeit der Unterthanen;

nen; und die Politik ist gewaltsam, welche das gemeine Wesen durch die Armuth der Privatleute vergrößert. Dieß wird aus einigen wenigen Anmerkungen erhellen, die uns die Folgen der Trägheit und der Barbarey vorstellen werden.

Wo keine Manufacturen und mechanischen Künste getrieben werden, da muß sich der größte Haufen eines Volkes auf den Ackerbau legen; und wenn die Geschicklichkeit und der Fleiß dieses Volks zunehmen, so muß es von seiner Arbeit weit mehr erübrigen, als es zu seinem Unterhalt braucht. Es hat also keine Versuchung seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß zu vermehren, da es die überflüßigen Producte nicht gegen Bequemlichkeit und Waaren umtauschen kann, die entweder zu seinem Vergnügen dienen, oder seine Eitelkeit belustigen können. Es muß also nothwendig die Trägheit die herrschende Neigung dieses Volkes werden. Der größte Theil des Landes liegt ungebauet; derjenige Theil, der angebauet wird, giebt nicht so viel, als er geben könnte; weil es seinen Anbauern entweder an Geschicklichkeit oder an Fleiß fehlet. Erfodert aber die Nothdurft des Staats, daß zu seinem Dienste eine große Anzahl von Leuten gebraucht werden; so kann die Arbeit alsdenn nicht so viel erübrigen, daß diese Leute können unterhalten werden. Der Landmann kann seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß nicht auf einmal vermehren. Die Felder, so brach liegen, können in wenig Jahren nicht zum Ackerbaue brauchbar gemacht

macht werden. Die Armee muß indessen entweder schleunige und gewaltige Eroberungen machen, oder auch aus einander gehen, weil es ihr an Lebensmitteln fehlet. Von einem solchen Volke also kann man weder einen regelmäßigen Angriff noch Vertheidigung erwarten; und seine Soldaten müssen eben so unwissend und ungeschickt seyn, als seine Bauern und Handwerksleute.

Alles wird in der Welt für Arbeit verkauft; und unsre Leidenschaften sind die einzigen Triebfedern der Arbeit. Wenn eine Nation einen Ueberfluß an Manufacturen und mechanischen Künsten hat; so legen sich die Eigenthümer des Landes, so wohl als die Pachter, auf den Ackerbau, als auf eine Wissenschaft, und verdoppeln ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit. Das, was sie von ihrer Arbeit erübrigen, ist nicht verlohren; sondern es wird gegen die Arbeit der Manufacturiers umgetauscht, wornach die Menschen alsdenn begierig werden, weil sie üppig sind. Auf diese Art giebt das Land weit mehr von den Nothwendigkeiten des Lebens, als zum Unterhalte seiner Anbauer nöthig ist. Zu Friedenszeiten dienet dieser Ueberschuß zum Unterhalt der Manufacturiers und derjenigen, so die freyen Künste treiben. Aber es ist dem Staat sehr leicht, viele von diesen Manufacturiers in Soldaten zu verwandeln, und sie von dem Ueberschuß zu unterhalten, den die Arbeit der Landleute abwirft. Wir sehen auch, daß dieses in allen gesitteten Ländern statt findet. Wenn der Monarch

arch ein Kriegsheer auf die Beine bringt, so machet er Auflagen. Diese Auflage nöthiget das Volk, alles, was zu seinem Unterhalt weniger nothwendig ist, abzuschaffen. Diejenigen, die an diesen Dingen arbeiten, müssen entweder Kriegsdienste nehmen, oder sich auf den Ackerbau legen, und hiedurch einige Ackersleute zwingen, Soldaten zu werden, weil sie sonst nichts zu thun haben. Und wenn wir die Sache an und für sich betrachten; so sehen wir, daß die Manufacturen nur in sofern die Macht eines Staats vermehren, als sie so viel und zwar solche Arbeit aufsparen, auf die das gemeine Wesen einen Anspruch machen kann, ohne die Unterthanen der Nothwendigkeiten des Lebens zu berauben. Je mehr Arbeit also, außer dem, was zum Unterhalt des Lebens nothwendig ist, auf überflüßige Dinge verwandt wird, desto mächtiger ist der Staat; indem die Personen, die auf diese Art beschäfftiget werden, sehr leicht zum öffentlichen Dienste können gebraucht werden. In einem Staate, der keine Manufacturen hat, können vieleicht eben so viel Hände seyn; aber es ist darinn nicht so viel Arbeit, und nicht so viel Arbeit von dieser Art. Alle Arbeit wird in einem solchen Staate auf die Nothwendigkeiten des Lebens verwandt, die wenige oder gar keine Abnahme verstattet.

Auf diese Art ist die Größe des Monarchen, und die Glückseligkeit des Staats, in großer Maaße,

in Absicht auf die Handlung und die Manufacturen, mit einander vereinigt. Es ist ein gewaltsames und in den meisten Fällen unmögliches Unternehmen, wenn man den Landmann zur Arbeit zwingen will, um von dem Lande mehr zu erübrigen, als er zu seinem und seiner Familie Unterhalt braucht. Man versehe ihn mit Manufacturen und Bequemlichkeiten, so wird er es von selbst thun. Hernach wird es sehr leicht seyn, einen Theil seiner überflüßigen Arbeit zum öffentlichen Gebrauche anzuwenden, ohne ihm die gewöhnliche Wiedererstattung zu machen. Da er einmal zur Arbeit gewohnt ist, so wird es ihm lange nicht so schwer fallen, als wenn man ihn auf einmal, ohne die geringste Belohnung, zu einer Vermehrung seiner Arbeit nöthigen will. Eben so verhält es sich mit den übrigen Gliedern des Staats. Je grösser das Capital von Arbeit in aller Art ist, desto mehr kann man, ohne eine merkliche Veränderung zu verursachen, von dem Haufen nehmen.

Ein öffentliches Korn- und Tuchmagazin, ein Zeughaus, alle diese Dinge sind offenbar wahre Reichthümer und eine Stärke des Staats. Die Handlung und der Fleiß sind in der That nichts, als ein Capital von Arbeit, welches in Friedenszeiten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Privatpersonen dienet, im Falle der Noth aber zum Theil zum öffentlichen Dienst kann angewandt werden. Könnten wir eine Stadt in eine Art von

einem

einem befeſtigten Lager verwandeln, und einer jeden Bruſt einen ſo kriegeriſchen Geiſt und einen ſolchen Eifer für das gemeine Wohl einflößen, daß ein jeder bereit wäre, ſich den größten Beſchwerlichkeiten zum Beſten des Staats zu unterwerfen; ſo möchten vielleicht dieſe Geſinnungen noch itzund eben ſo, als in den alten Zeiten, allein zureichend zum Fleiß aufmuntern, und das gemeine Weſen unterſtützen können. Alsdenn würde es vortheilhaft ſeyn, aus einer ſolchen Stadt, als aus einem Lager, alle Künſte und alle Ueppigkeit zu verbannen, und durch eine Einſchränkung der Equipagen und der Tafel, den Vorrath und die Lebensmittel länger aufzuſparen, als geſchehen könnte, wenn das Heer mit einer Menge von überflüßigen Troß beſchwert wäre. Aber da dieſe Grundſätze zu uneigennützig und zu ſchwer zu unterſtützen ſind, ſo muß man die Menſchen durch andre Leidenſchaften regieren, und ſie mit einem Geiſte des Geizes und des Fleißes, der Künſte und der Ueppigkeit, beleben. In dieſem Falle iſt das Lager mit einem überflüßigen Gefolge beſchwert; aber der Zufluß von Lebensmitteln nimmt auch in eben der Maaße zu. Die Harmonie des Ganzen wird beſtändig erhalten; und indem der natürlichen Neigung der Menſchen mehr nachgegeben wird; ſo finden ſo wohl einzelne Perſonen, als der ganze Staat ihre Rechnung bey Ausübung dieſer Grundſätze.

Auf eben die Art werden wir auch die Vortheile einer auswärtigen Handlung einsehen, wodurch nämlich die Macht des Staats, so wohl als die Glückseligkeit und der Reichthum der Unterthanen vermehret werden. Diese Handlung vermehrt das Capital von Arbeit bey einer Nation; und der Monarch kann, nach seinem Gutbefinden, einen Theil derselben zum öffentlichen Dienste anwenden. Der auswärtige Handel verschaffet durch die Einfuhre Materialien zu neuen Manufacturen: und durch die Ausfuhre verursachet derselbe Arbeit in gewissen Manufacturen, die im Lande nicht können verbraucht werden. Kurz, ein Reich, das eine große Einfuhre und Ausfuhre hat, muß nothwendig mehr Arbeit, und zwar in feinern und üppigern Künsten haben, als ein Reich, das sich mit seinen Landesproducten begnügt. Es ist also weit mächtiger, reicher und glücklicher. Die Privatpersonen genießen die Vortheile dieser Manufacturen, insofern als sie ihre Sinnen und ihren Appetit vergnügen. Und das gemeine Wesen gewinnet gleichfalls daben, weil auf diese Art gegen öffentliche Bedürfnisse ein größer Capital von Arbeit aufgesparet wird; das ist, es wird eine größere Anzahl von arbeitsamen Leuten unterhalten, die zum Dienste des Staats können gebraucht werden, ohne daß jemand dadurch der Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch nur der vornehmsten Bequemlichkeiten beraubt wird.

Wenn

Wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir, daß die auswärtige Handlung bey allen Völkern vor der Ausbesserung der einheimischen Manufacturen vorhergegangen; daß die meisten Nationen eine auswärtige Handlung gehabt haben, ehe sie ihre Manufacturen zu einiger Vollkommenheit gebracht haben; und daß diese Handlung fast allezeit die häusliche Ueppigkeit hervor gebracht hat. Die Versuchung ist weit stärker, auswärtige Manufacturen zu gebrauchen, die bereits fertig sind, und uns ganz neu sind, als die einheimischen Manufacturen zu verbessern, welches nur langsam und nach und nach geschehen kann, und die uns niemals durch ihre Neuheit einnehmen. Auch ist der Vortheil sehr groß, daß man diejenigen Producte, die in einem Lande überflüßig sind, und in keinem Werthe stehen, nach andern Ländern ausführen kann, deren Boden oder Clima zur Hervorbringung derselben nicht geschickt ist. Auf diese Art lernen die Menschen die **Wollüste** der Ueppigkeit und die **Vortheile** der Handlung kennen; und wenn ihr feiner Geschmack und Fleiß erst einmal aufgeweckt ist, so führen diese beyden Dinge sie zur Verbesserung von jeder Art, so wohl der einheimischen als auswärtigen Handlung. Dieß ist vielleicht der größte Vortheil, der aus einer Handlung mit Fremden zu ziehen ist. Sie erweckt die Menschen aus ihrer Schlafsucht und Trägheit; und indem sie den wollüstigern und reichern Theil der Nation Gegenstände der Ueppigkeit

zeigt, wovon ihnen vorher niemals geträumt hatte; so erregt sie bey ihnen die Begierde, nach einer prächtigern Lebensart, als ihren Verfahren bekannt gewesen. Zu gleicher Zeit machen die wenigen Kaufleute, die das Geheimniß der Einfuhre und Ausfuhre besitzen, ausnehmenden Vortheil; und indem sie dem alten Adel an Reichthum nacheifern, locken sie andere an, daß sie ihre Nebenbuhler in der Handlung werden. Die Nachahmung verbreitet alle diese Künste gar bald; indem die einheimischen Manufacturiers mit den auswärtigen wetteifern, und jede einheimische Bequemlichkeit zu der größten Vollkommenheit zu bringen suchen, deren sie fähig ist. Ihr Stahl und Eisen wird in ihren arbeitsamen Händen so schätzbar als das Gold und die Rubinen Indiens.

Wenn ein Staat sich in diesen Umständen befindet, so kann er den größten Theil seiner auswärtigen Handlung verlieren, und dennoch groß und mächtig bleiben. Wollen die Ausländer eine oder die andre von unsern Manufacturen nicht mehr nehmen, so müssen wir aufhören, dieselbe zu verarbeiten. Eben dieselbigen Hände müssen alsdenn an der Verbesserung anderer Bequemlichkeiten arbeiten, die im Lande noch fehlen möchten. Es kann ihnen nie an Stoff zum Verarbeiten fehlen, bis die reichen Personen im Staate einen so großen Ueberfluß von einheimischen Bequemlichkeiten

keiten und zwar in einer so großen Vollkommenheit besitzen, daß sie nicht mehr verlangen; welches nie geschehen wird. China wird als das blühendeste Reich in der Welt beschrieben, und doch hat es sehr wenige auswärtige Handlung.

Es wird hoffentlich nicht als eine überflüssige Ausschweifung angesehen werden, wenn ich anmerke, daß die Menge der Personen, die die Producte der mechanischen Künste genießen, dem Staate eben so vortheilhaft sey, als die Menge der mechanischen Künste selbst. Eine gar zu große Ungleichheit in den Glücksumständen der Bürger schwächt den Staat. Billig sollte ein jeder, wenn es möglich ist, die Früchte seiner Arbeit genießen, und in einem völligen Besitz aller Nothwendigkeiten und vieler Bequemlichkeiten des Lebens seyn. Niemand wird daran zweifeln, daß eine solche Gleichheit der menschlichen Natur sehr gemäß sey; und daß sie die Glückseligkeit der Reichen lange nicht so sehr vermindere, als sie die Glückseligkeit der Armen vermehret. Sie vermehret auch die Macht des Staats, und machet, daß die außerordentlichen Auflagen viel bereitwilliger bezahlet werden. Wo die Reichthümer in den Händen weniger Personen sind, da müssen dieselben zur gemeinen Bedürfniß sehr viel herschießen. Aber wenn die Reichthümer unter viele vertheilt sind, wird die Last einem je-

den leicht, und die Auflagen machen keine merkliche Veränderung in der Lebensart der Unterthanen überhaupt.

Hiezu kömmt noch, daß wenn die Reichthümer in wenigen Händen sind, die Besitzer derselben alle Macht allein haben, und daß sie sich also vereinigen werden, die ganze Last auf die Armen zu wälzen. Durch diese gänzliche Unterdrückung werden sie ihnen allen Muth zum Arbeiten benehmen.

In diesem Stücke hat England vor allen itzigen und vormaligen Nationen einen großen Vorzug. Es ist wahr, die Engländer haben einige Beschwerlichkeiten bey der auswärtigen Handlung, weil der Preis der Arbeit so hoch ist; welches theils eine Folge von den Reichthümern der englischen Künstler, theils aber auch von dem Ueberflusse des Geldes ist: da aber die auswärtige Handlung keine Hauptsache ist, so muß sie mit der Glückseligkeit so vieler Millionen nicht in Vergleichung gestellet werden. Und wenn den Engländern sonst nichts die freye Regierung, unter der sie leben, werth und schätzbar machen könnte, so würde dieser einzige Umstand schon zureichen. Die Armuth des gemeinen Volks ist eine natürliche, wo nicht gar eine ohnfehlbare Folge einer unumschränkten Regierung; ob ich gleich auf der andern Seite daran zweifle, daß ihr Reichthum

eine

eine ohnfehlbare Folge der Freyheit sey. Dieser Umstand scheinet von besondern Zufällen und von einer gewissen Denkungsart abzuhangen, die mit der Freyheit vereinigt seyn muß. Wenn der Lord Bacon die Ursache angeben will, warum die Engländer in ihren Kriegen mit den Franzosen so große Vortheile erhalten haben; so schreibt er dieselben vornehmlich den bequemern und überflüssigern Umständen zu, worinn das gemeine englische Volk in Vergleichung mit den Franzosen lebt; und doch war die Regierung beyder Reiche damals beynahe gleich. Wo die Arbeitsleute und Künstler gewohnt sind, für niedrigen Sold zu arbeiten, und **nur einen kleinen Theil von dem Gewinn ihrer Arbeit für sich zu behalten, da wird es ihnen selbst unter einer freyen Regierung schwer**, ihre Umstände zu verbessern, oder sich mit einander zu vergleichen, die Preise ihrer Arbeit zu steigern. Aber wenn sie auch zu einer bessern Lebensart gewöhnt sind, so ist es den Reichen unter einer despotischen Regierung leicht, sich wider sie zu vereinigen, und ihnen die ganze Last der Auflagen aufzubürden.

Man wird es vielleicht für einen wunderlichen Satz halten, wenn ich behaupte, daß die Armuth des gemeinen Mannes in Frankreich, Italien und Spanien einigermaßen dem vorzüglichen Reichthume des Bodens und dem glücklichen Clima dieser Länder beyzumessen sey; und doch fehlt

es mir nicht an Gründen, meinen Satz zu beweisen. Bey einem so schönen Erdreiche, als die südlichen Länder haben, ist der Ackerbau eine leichte Kunst; und ein einzelner Mann kann mit einem Paar elenden Pferden in einem Sommer so viel einerndten, daß es dem Eigenthümer etwas Beträchtliches einbringt. Die ganze Kunst, die der Pachter weis, bestehet darinn, daß er sein Feld einige Jahre brach liegen läßt, wenn es erschöpft ist; und die Wärme der Sonne nebst dem gemäßigten Clima bereichern es, und machen es wieder fruchtbar. Diese armen Bauern also, suchen für ihre Arbeit weiter nichts, als den bloßen Unterhalt. Sie haben keine Capitale, keine Reichthümer, die ihnen einen Anspruch auf etwas mehreres als den bloßen Unterhalt geben konnten; und zu gleicher Zeit hangen sie auf ewig von ihrem Herrn ab, der ihnen keinen Pachtbrief zugesteht, und nicht besorgt, daß sein Land durch den schlechten Anbau wird verderbt werden. In England ist der Boden reich, aber grob; er muß mit vielen Kosten gebauet werden; und bringt eine magere Erndte hervor, wenn er nicht sorgfältig, und zwar auf eine Art angebauet wird, die den ganzen Gewinn allererst in einer Folge von verschiednen Jahren giebt. Ein Pachter in England also muß ein ansehnliches Capital und einen langen Pachtbrief haben, woraus ihm auch ein gemäßer Vortheil erwächst. Die schönen Weinberge in Champagne und Bourgogne, wovon ein

Morgen

Morgen dem Beſitzer oft über fünf Pfund einbringt, werden von Bauern gebauet, die kaum Brod haben: die Urſache davon iſt dieſe, weil dieſe Bauern kein ander Capital, als ihre Gliedmaaßen nebſt ihren Inſtrumenten gebrauchen, die ſie für zwanzig Schillinge kaufen können. Die Pachter ſind gemeiniglich in dieſem Lande in etwas beſſern Umſtänden; aber von allen ſtehen diejenigen, ſo Viehzucht treiben, am beſten. Die Urſache iſt eben dieſelbe. Die Menſchen müſſen nach Maaßgebung ihrer Koſten und der Gefahr, die ſie laufen, gewinnen. Wo eine ſo anſehnliche Menge von den arbeitenden Armen in elenden Umſtänden ſind, da muß der ganze übrige Theil an ihrer Armuth theilnehmen, die Regierungsart der Nation mag monarchiſch oder republikaniſch ſeyn.

Wir können in Abſicht auf die allgemeine Geſchichte der Menſchen eine ähnliche Anmerkung machen. Warum hat noch kein Volk, das zwiſchen den Tropicis wohnet, irgend eine Kunſt der Geſittung, oder eine Policey in ſeiner Regierung und Kriegszucht erreichen können, da doch wenige Nationen unter den gemäßigten Himmelsgegenden dieſer Vorzüge gänzlich beraubt geweſen? Es iſt wahrſcheinlich, daß die eine Urſache hievon die Wärme und Gleichheit der Witterung in dem heißen Erdſtriche iſt, wodurch den Einwohnern die Kleider und die Wohnung weniger nothwendig

dig gemacht werden, und wodurch also zum Theil die Nothwendigkeit weggeräumet wird, die ein so großer Antrieb zum Fleiße und zur Erfindung ist. Curis acuens mortalia corda. Nicht zu gedenken, daß je weniger Güter von dieser Art ein Volk besitzet, desto weniger Streitigkeiten unter demselben entstehen, und daß folglich um desto weniger eine wohleingerichtete Policey, oder ein rechtmäßiges Ansehen, es wider auswärtige Feinde, oder gegen sich selbst, zu beschützen und zu vertheidigen, erfodert werde.

Von der Ueppigkeit.

* *

II.

Von der Ueppigkeit.

Ueppigkeit iſt ein Wort von einer ſehr ungewiſſen Bedeutung, und kann ſo wohl im guten als böſen Verſtande genommen werden. Ueberhaupt drückt es eine große Verfeinerung in den Vergnügungen der Sinnen aus; und ein jeder Grad derſelben kann unſchuldig oder tadelnswerth ſeyn, nachdem das Alter, das Vaterland, oder der Zuſtand einer Perſon iſt, die dieſen Vergnügungen nachhängt. Die Gränzen zwiſchen der Tugend und dem Laſter können hier eben ſo wenig, als in andern moraliſchen Vorwürfen genau beſtimmt werden. Die Einbildung, daß die Befriedigung eines Sinnes, oder eine Wolluſt in Eſſen und Trinken, oder in der Kleidung, an und für ſich ſelbſt ein Laſter ſey, kann nie in ein Gehirn kommen, als das durch den Wahnſinn eines ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus verwirrt iſt. Ich habe mir in der That von einem Mönche erzählen laſſen, der einen Bund mit ſeinen Augen gemacht hat, ſie nie nach einer ſchönen Ausſicht zu wenden, die er von den Fenſtern ſeiner Celle überſehen konnte; weil er ſich aus einem ſo ſinnlichen Vergnügen ein Gewiſſen machte. Von eben der Art iſt auch das Verbrechen, daß man

lieber

lieber Champagner oder Burgunder trinkt, als dünnes Bier oder schlechten rothen Wein. Diese Vergnügungen sind nur alsdenn Laster, wenn man ihnen auf Kosten einer Tugend, als der Freygebigkeit oder Mildthätigkeit nachhängt: eben so wie sie Thorheiten sind, wenn man sich dadurch zu Grunde richtet und an den Bettelstab bringt. Wenn sie keiner Tugend Eintrag thun, sondern uns noch das Vermögen überlassen, für unsre Freunde, unsre Familie, und sonst für jeden Gegenstand der Großmuth und des Mitleidens zu sorgen; so sind sie vollkommen unschuldig, und zu allen Zeiten von allen Sittenlehrern dafür erkannt worden. Der Ueppigkeit der Tafel gänzlich nachhängen, ohne einen Geschmack an den Vergnügungen des Ehrgeizes, des Studirens, oder des Umgangs zu haben, zeigt eine grobe Dummheit an, und kann mit keinem männlichen und starken Geiste bestehen. Alle seine Ausgaben auf ein solches Vergnügen einschränken, ohne sich um seine Freunde oder Familie zu bekümmern, zeigt ein Herz an, das nicht die geringste Menschlichkeit oder Gutthätigkeit besitzt. Behält man aber noch Zeit zu allen löblichen Bemühungen, und Geld genug zu allen großmüthigen Absichten übrig; so ist man von allem Schatten des Tadels oder des Vorwurfs frey.

Da die Ueppigkeit entweder als unschuldig oder tadelnswerth kann angesehen werden; so muß man sich über die verkehrten Meynungen verwundern,

dern, ſo die Menſchen von derſelben gehegt haben; da Leute von freyen Grundſätzen ſo gar die laſterhafte Ueppigkeit erheben, und ſie als vortheilhaft für die Geſellſchaft vorſtellen; und auf der andern Seite Leute von ſtrengen Grundſätzen ſelbſt die unſchuldigſte Ueppigkeit tadeln, und ſie als die Quelle aller Verderbniſſe, Unordnungen und Meutherezen anſehen, denen die bürgerliche Regierung ausgeſetzt iſt. Ich werde mich hier bemühen, dieſe beyden äuſſerſten Meynungen zu verbeſſern, indem ich beweiſen werde, zuerſt, daß die feinen und üppigen Zeiten, ſowohl die glücklichſten als tugendhafteſten ſind; Zweytens, daß, wo die Ueppigkeit aufhöret, unſchuldig zu ſeyn, ſie auch aufhöre, vortheilhaft und wohlthätig zu ſeyn; und daß ſie ſchädlich ſey, wenn ſie noch einen Grad weiter getrieben wird, ob ſie gleich vielleicht für den Staat nicht der allerſchädlichſte Umſtand iſt.

Um den erſten Punct zu beweiſen, dörfen wir nur die Wirkungen betrachten, ſo die Ueppigkeit im Privat- und im öffentlichen Leben hervorbringt. Die menſchliche Glückſeligkeit ſcheint, nach der gemeinſten Meynung, in dieſen drey Stücken, der Beſchäfftigung, dem Vergnügen und dem Müßiggange zu beſtehen; und obgleich dieſe Zuſatze im verſchiednen Maaße, nach der beſondern Gemüthsbeſchaffenheit eines jeden, mit einander müſſen vermiſcht werden; ſo darf doch keiner derſelben gänzlich fehlen, wofern nicht der Geſchmack der ganzen Zuſammenſetzung ſoll verloren gehen. Der

Müßiggang, oder die Ruhe, scheint zwar an und für sich selbst zu unsrer Glückseligkeit nicht viel beyzutragen; sondern es scheint, als wenn sie nur so wie der Schlaf, als eine Erquickung der menschlichen Natur, erfodert wird, die einen ununterbrochenen Lauf von Geschäfften, oder Vergnügungen, nicht aushalten kann. Der geschwinde Lauf der Lebensgeister, der einen Menschen ihm selbst entreißt, und das größte Vergnügen giebt, erschöpft zuletzt den Geist, und erfodert einige Pausen von Ruhe, die zwar auf einen Augenblick angenehm ist, deren lange Dauer aber eine Trägheit und Schlafsucht hervorbringt, die allen Genuß vernichtet. Die Erziehung, die Gewohnheit und das Beyspiel haben sehr viel Gewalt, das Gemüth zu einem von diesen Stücken zu lenken; und wenn sie den Geschmack an der Arbeit und dem Vergnügen befördern, so muß man gestehen, daß sie in sofern zur menschlichen Glückseligkeit beförderlich sind. In den Zeiten, wo der Fleiß und die Künste blühen, werden die Menschen in beständiger Beschäfftigung erhalten, und genießen zu ihrer Belohnung sowohl die Beschäfftigung selbst, als auch die Vergnügungen, welche die Früchte ihrer Arbeit sind. Der Geist erhält neue Stärke, erweitert seine Kräfte und Fähigkeiten, und befriediget, durch einen Eifer in einem ehrlichen Fleiße, nicht nur seine natürlichen Begierden, sondern kommt auch den unnatürlichen Begierden zuvor, die gemeiniglich alsdenn entstehen, wenn sich das Gemüth der Ruhe und dem Müßiggange überläßt. Verbannt man diese

Künste

Künste aus der Gesellschaft, so beraubt man die Menschen zugleich der Arbeit und des Vergnügens; und da an deren Stelle nichts als der Müssiggang bleibt, so wird selbst das Angenehme desselben vernichtet; indem er niemals vergnügt, als wenn er auf die Arbeit folgt, und die Lebensgeister ersetzt, die durch zu vielen Fleiß und Abwartung erschöpft waren.

Ein andrer Vortheil des Fleißes und der Verbesserung der mechanischen Künste besteht darinn, daß dieselbe auch gemeiniglich einige Verbesserungen in den schönen Künsten hervorbringe; und die erstern können nicht wohl zur Vollkommenheit gebracht werden, ohne daß die andern zu gleicher Zeit vollkommen gemacht werden. Eben dasselbe Zeitalter, das große Philosophen und Staatsleute, berühmte Feldherren und Dichter hervorbringt, hat gemeiniglich einen Ueberfluß an geschickten Webern und Schiffbauern. Wir können vernünftiger Weise nicht erwarten, daß ein Stück von Wollentuch von einer Nation zur Vollkommenheit werde gebracht werden, die in der Astronomie unwissend ist, oder die Sittenlehre verabsäumt. Der Geist des Jahrhunderts erstreckt sich bis auf alle Künste; und wenn die Geister einmal aus ihrer Schlafsucht erweckt und in Gährung gebracht sind, so wenden sie sich auf alle Seiten, und verbessern jede Kunst und Wissenschaft. Die tiefe Unwissenheit wird gänzlich verbannt; und die Menschen genießen den Vorzug vernünftiger Geschöpfe, daß

sie zugleich denken und handeln, daß sie die Vergnügung des Geistes sowohl als des Leibes befördern und anbauen.

Jemehr diese feinen Künste in Aufnahme kommen, desto geselliger werden die Menschen; und es ist auch unmöglich, daß sie alsdenn, wenn sie durch Wissenschaft bereichert und zum Umgange fähig gemacht sind, sich zur Einsamkeit bequemen, oder auf die entfernte Art mit ihren Mitbürgern leben sollten, die unwissenden und barbarischen Nationen eigen ist. Sie versammlen sich haufenweise in den Städten, geben und empfangen gern Unterricht, und machen sich ein Vergnügen daraus, ihren Witz und gute Erziehung, ihren Geschmack im Umgange, in der Lebensart, in der Kleidung und in dem Hausgeräthe zu zeigen. Die Neubegierde lockt den Weisen an; die Eitelkeit den Thoren; und das Vergnügen Beyde. Besondere Versammlungen und Gesellschaften werden allenthalben errichtet. Beyde Geschlechter gehen auf eine ungezwungene und gesellige Art mit einander um, und die Gemüthsbeschaffenheit sowohl, als das Bezeigen der Mannspersonen wird feiner, so, daß sie, außer der Verbesserung, die sie von den Wissenschaften und schönen Künsten erhalten, nothwendigerweise schon dadurch einen Anwachs der Menschlichkeit fühlen müssen, weil sie beständig gewohnt sind, mit einander umzugehen, und ihr wechselweises Vergnügen zu befördern. Auf diese Art ist Fleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit

keit durch ein unauflösliches Band verknüpft; und es lehret sowohl die Erfahrung, als die Vernunft, daß sie den gesittetern und üppigern Zeiten vorzüglich eigen sind.

Es werden auch diese Vortheile von keinen Nachtheilen begleitet, die einiges Verhältniß gegen dieselben haben. Je mehr die Menschen auf das Vergnügen grübeln, desto weniger werden sie sich irgend eine Art der Ausschweifungen erlauben; weil nichts das wahre Vergnügen mehr störet, als solche Ausschweifungen. Man kann sicher behaupten, daß die Tartarn sich öfter einer viehischen Gefräßigkeit schuldig machen, wenn sie ihre todten Pferde verzehren, als europäische Hoflinge bey allen ihren künstlichen Kocharten. Und wenn eine unerlaubte Liebe, oder selbst die eheliche Untreue, in gesitteten Zeitaltern häufiger ist, wenn sie oft nur für eine Galanterie angesehen wird; so ist auch dafür die Trunkenheit weniger gemein, ein Laster, das weit abscheulicher und dem Leibe und der Seele weit schädlicher ist. In dieser Sache kann ich mich nicht nur auf einen Ovid oder Perron, sondern auf einen Seneca oder einen Cato berufen. Man weis, daß Cäsar, zur Zeit der Verschwörung des Catilina gezwungen ward, dem Cato einen Liebesbrief zu überliefern, der ein Liebesverständniß mit der Servilia, der Schwester des Cato, entdeckte; und daß dieser strenge Philosoph es mit Unwillen von sich warf, und ihn in der Hitze seines Zorns für einen Trunkenbold schalt, eine Be-

nennung, die er für weit schimpflicher hielt, als die, so er ihm mit mehreren Rechte bey dieser Gelegenheit hätte geben können.

Aber Fleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit sind nicht bloß im Privatleben vortheilhaft. Sie verbreiten ihren wohlthätigen Einfluß auch auf das öffentliche Leben, und machen den Staat eben so groß und eben so blühend, als sie die einzelnen Glieder desselben glücklich und reich machen. Der Anwachs und die Verzehrung aller derer Dinge, die zur Zierde und zum Vergnügen des Lebens dienen, sind der Gesellschaft zuträglich; weil sie zu eben der Zeit, da sie diese unschuldige Vergnügungen einzelner Personen vermehren, eine Art eines Magazins von Arbeit sind, die im Nothfalle zum öffentlichen Dienste kann angewandt werden. Bey einer Nation, wo dergleichen überflüßige Dinge nicht gefodert werden, versinken die Menschen in Trägheit, verlieren allen Genuß des Lebens, und sind dem gemeinen Wesen unnütze, das seine Flotten und Kriegsheere von dem Fleiße solcher faulen Glieder nicht unterhalten kann.

Alle europäische Königreiche haben itzund beynahe eben die Gränzen, die sie vor zweyhundert Jahren hatten; aber was für einen großen Unterschied bemerket man nicht unter der damaligen und itzigen Größe und Macht dieser Reiche? Ein Unterschied, der keiner andern Ursache, als dem Wachsthume der Künste und des Fleißes kann beygemes-

sen

sen werden. Als Carl VIII, König von Frankreich, Italien angriff, hatte er ein Heer von zwanzigtausend Mann; und doch erschöpfte diese Kriegesrüstung, wie Guicciardini meldet, die Nation dergestalt, daß sie in vielen Jahren nicht vermögend war, eine so große Macht aufzubringen. Ludwig der XIV hielt zu Kriegszeiten über vierhunderttausend * Mann auf den Beinen: ob er gleich von Mazarins Tode an, so lange er lebte, in eine Folge von Kriegen verwickelt war, die beynahe dreyßig Jahre dauerte.

Dieser Fleiß wird sehr durch die Wissenschaft befördert, die von den Zeiten der Künste und der Ueppigkeit unzertrennlich ist; so wie auf der andern Seite diese Wissenschaft das gemeine Wesen in den Stand setzt, den Fleiß der Unterthanen aufs Beste zu nutzen. Gesetze, Ordnung, Policey, Zucht, alle diese Dinge können nie zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht werden, als bis sich die Vernunft durch die Uebung, und durch den Fleiß verfeinert hat, den sie auf die gemeinern Künste, wenigstens auf die Künste der Handlung und der Manufacturen wendet. Können wir erwarten, daß die Regierung von einem Volke gut werde eingerichtet werden, das kein Spinnrad machen kann, noch mit einem Weberstuhle gut umzugehen weis? Nicht zu gedenken, daß alle unwissende Zeiten mit

* Die Inschrift auf dem Place de Vendome sagt vierhundert und vierzigtausend Mann.

Aberglauben angesteckt sind, der die Regierung aus dem Gleichgewichte bringt, und die Menschen in ihrem Nachjagen nach ihrem Vortheile und Glückseligkeit störet.

Die Wissenschaft in den Regierungskünsten wirkt natürlicher Weise Gelindigkeit und Mäßigung; indem sie die Menschen die Vorzüge menschlicher Grundsätze vor der Strenge und Härtigkeit lehret, wodurch die Unterthanen zu Empörungen angetrieben werden, und wodurch alle Wiederkehr zur Unterwürfigkeit benommen wird; indem den Rebellen alle Hoffnung der Begnadigung abgeschnitten ist. Wenn die Gemüther der Menschen sanfter werden, und ihre Wissenschaft vermehret wird, so zeigt sich diese Menschlichkeit immer deutlicher, und wird der vorzügliche Charakter, wodurch sich gesittete Zeiten von barbarischen und unwissenden unterscheiden. Die Partenen sind alsdenn weniger auf einander verbittert; die Staatsveränderungen weniger tragisch; das Ansehen weniger streng, und die Empörungen viel seltener. Selbst auswärtige Kriege lassen etwas von ihrer Grausamkeit nach; und wenn die Streiter das Schlachtfeld verlassen haben, wo Ehre und Eigennuß die Menschen gegen das Mitleiden und die Furcht stälen, so legen sie das Viehische ab, und nehmen den Menschen wieder an.

Es ist auch nicht zu besorgen, daß die Menschen mit der Weisheit zugleich ihren kriegerischen Geist

Geist verlieren, oder weniger unerschrocken und muthig in Vertheidigung ihres Vaterlandes oder ihrer Freyheit seyn werden. Die Künste haben keine solche Wirkung, daß sie den Geist oder den Leib entkräften und entnerven sollten. Es giebt vielmehr ihr beständiger Begleiter, der Fleiß, beyden neue Kräfte. Und wenn der Zorn, den man den Wetzstein des Muths nennt, durch die Gesittung und Verfeinerung etwas von seiner Wuth verliert; so erhält dagegen die Empfindung der Ehre, die ein unweit stärkerer beständigerer und biegsamerer Grundsatz ist, neue Stärke durch diese Erhebung des Geistes, die durch die Wissenschaft und die gute Erziehung gewirkt wird. Hiezu kömmt noch dieses, daß der Muth nie anhalten, noch nützlich seyn kann, wofern er nicht von der Kriegszucht und der Kriegskunst begleitet wird, die man selten unter einem barbarischen Volke antrifft. Wie Pyrrhus sah, daß die Römer ihr Heer mit einiger Kunst und Geschicklichkeit in Schlachtordnung stellten, sagte er voller Verwunderung: diese Barbaren haben nichts Barbarisches in ihrer Kriegszucht. Es ist merkwürdig, daß, wie die alten Römer, die sich bloß auf den Krieg legten, das einzige ungesittete Volk waren, das einige Kriegszucht beobachtete, die heutigen Italiener das einzige gesittete Volk unter den Europäern sind, dem es an Muth und einem kriegerischen Geiste fehlet. Diejenigen, die diesen weichlichen Geist der Italiäner ihrer Ueppigkeit, ihrer Gesittung, oder ihrer Aufmerksamkeit und ihrem

Fleiße in den Künsten beymessen, dörfen nur die Engländer und Franzosen betrachten, deren Tapferkeit eben so ungezweifelt und unstreitig ist, als ihre Liebe zur Ueppigkeit und ihr Fleiß in der Handlung. Die italienischen Geschichtschreiber geben einen bessern Grund dieser Verunartung ihrer Landesleute an. Sie zeigen uns, wie die italienischen Prinzen auf einmal das Schwerdt weggeworfen haben, da die venetianische Aristocratie auf ihre Unterthanen eifersüchtig war; die florentinische Democratie sich gänzlich auf die Handlung legte; Rom von Priestern, und Neapolis von Weibern beherrscht ward. Der Krieg ward damals das Geschäffte einiger Soldaten, die vom Kriege lebten, die einander schonten, und zum Erstaunen der Welt, sich, wie sie es nannten, eine Schlacht liefern, und am Abend, ohne das geringste Blutvergießen, in ihr Lager zurück kehren konnten.

Nichts hat strenge Sittenlehrer mehr wider die Ueppigkeit und das Verfeinern der Vergnügungen aufgebracht, als das Beyspiel des alten Roms, welches die Tugend und der patriotische Geist, nebst seiner Armuth und Grobheit, zu einer so vorzüglichen Größe und Freyheit erhoben hatten, das aber in jede Art des Verderbnisses verfiel, da es von seinen eroberten Provinzen die griechische und asiatische Ueppigkeit erlernte; woraus Aufruhr und bürgerliche Kriege entstanden, die endlich von dem gänzlichen Verluste der Freyheit begleitet wurden. Alle die lateinischen Schriftstel-

ler,

ler, die wir in unſrer Kindheit leſen, ſind mit dieſen Gedanken angefüllt, und ſchreiben insgeſammt den Verfall ihres Staats den Künſten und den Reichthümern zu, die die Römer von Oſten holten. Dieſes geht ſo weit, daß Salluſt den Geſchmack an der Mahlerey für ein eben ſo großes Laſter hält, als die Liederlichkeit und das Saufen. Und dieſe Art zu denken, war in den letztern Zeiten der Republik ſo allgemein, daß dieſer Schriftſteller die ſtrenge Tugend der alten Römer nicht genug rühmen und erheben kann, ob er gleich ſelbſt das berüchtigſte Beyſpiel der neuern Ueppigkeit und Verderbniß war. Er ſpricht verächtlich von der griechiſchen Beredtſamkeit, ob er gleich der zierlichſte Schriftſteller von der Welt war; ja, er bedient ſich ſogar zu dieſer Abſicht übel angebrachter Ausſchweifungen und Declamationen, ob er gleich ein Muſter des guten Geſchmacks und der richtigen und ſchönen Schreibart iſt.

Aber es würde ſehr leicht zu beweiſen ſeyn, daß dieſer Schriftſteller ſich in der Urſache der Unordnungen des römiſchen Staats geirret, und daß ſie das der Ueppigkeit und den Künſten beygemeſſen haben, was in der That ſeinen Grund in einer übeleingerichteten Regierungsform, und in einer unbeſchränkten Ausdehnung der Eroberungen hatte. Die Ueppigkeit oder die Verfeinerung der Wollüſte führete natürlicher Weiſe nicht zur Beſtechung, und zum Verderbniß. Der Werth, den die Menſchen einem beſondern Vergnügen beylegen,

legen, hängt von der Vergleichung und der Erfahrung ab; und ein Tagelöhner ist eben so hungrig nach Geld, welches er für Speck und Branntewein ausgiebt, als ein Hofmann, der Champagner und Ortolans dafür kauft. Die Reichthümer sind allen Menschen und zu allen Zeiten schätzbar, weil sie allezeit die Vergnügungen verschaffen, wozu die Menschen gewöhnt sind, und die sie verlangen; es kann auch nichts die Liebe zum Gelde mäßigen, als eine Empfindung der Ehre und der Tugend, welche, wenn sie nicht zu allen Zeiten beynahe gleich sind, natürlicher Weise am meisten in üppigen und aufgeklärten Zeiten statt finden.

Von allen europäischen Reichen scheint es Polen, sowohl an den Künsten des Krieges als des Friedens, an den mechanischen sowohl als freyen Künsten, am meisten zu mangeln; und doch findet man nirgends mehr Neigung, sich bestechen zu lassen, und seine Stimme zu verkaufen. Es scheint, als wenn die Edelleute bloß darum das Recht, ihre Könige zu wählen, beybehalten, damit sie ihre Krone dem Meistbietenden verkaufen können. Dieß ist fast die einzige Art von Handlung, die diesem Volke bekannt ist.

Die Freyheiten von England haben so wenig seit dem Aufkommen der Ueppigkeit und der Künste gelitten, daß sie vielmehr noch niemals so sehr geblühet haben, als in diesem Zeitpuncte. Und ob es gleich scheint, als wenn das Verderbniß

seit

seit einigen Jahren zugenommen habe, so muß man es doch vornehmlich unsrer vorgesetzten Freyheit zuschreiben, da die Könige die Unmöglichkeit eingesehen haben, ohne die Parlamente zu regieren, oder dem Parlamente durch das Gespenste der Obermacht Schrecken einzujagen. Nicht zu gedenken, daß dieses Verderbniß unendlich mehr unter den Wählenden, als unter den Gewählten herrscht, und folglich der verfeinerten Ueppigkeit mit Recht nicht kann beygemessen werden.

Wenn wir die Sache in ihr gehöriges Licht setzen, so werden wir finden, daß die Ueppigkeit und die Künste die Freyheit vielmehr befördern, und daß sie die natürliche Wirkung haben, daß sie eine freye Regierung erhalten, wo nicht gar hervorbringen. Bey rauhen und ungesitteten Nationen, wo die Künste verabsäumt werden, wird alle Arbeit auf den Landbau verwandt; und die ganze Gesellschaft theilt sich in die zwo Classen: in Eigenthümer des Landes, und in Vasallen oder Pachter derselben. Diese letztern sind nothwendig abhängig und zur Sclaverey und Unterwürfigkeit aufgelegt, vornehmlich wenn sie keine Reichthümer besitzen, noch wegen ihrer Wissenschaft im Ackerbaue hochgeschätzt werden; wie es allemal seyn muß, wenn die Künste verabsäumt werden. Die erstern werfen sich natürlicher Weise zu kleinen Tyrannen auf, und müssen sich entweder, der Ordnung und der Ruhe halber, einem unumschränkten Herrn unterwerfen; oder

wenn

wenn sie ihre Unabhängigkeit, nach Art der gothischen Baronen, behaupten wollen, müssen sie unter sich in Streitigkeiten und Spaltungen verfallen, und die ganze Gesellschaft in eine solche Verwirrung stürzen, die vielleicht ärger ist, als die willkührlichste Regierung. Aber wo die Ueppigkeit die Handlung und den Fleiß unterhält und belebt, da werden die Bauern durch einen gehörigen Anbau des Landes reich und unabhängig; da zu gleicher Zeit die Kaufleute einen Antheil an dem Eigenthume erlangen, und den Personen vom mittlern Range, so die festesten Säulen der öffentlichen Freyheit sind, Ansehen und Achtung zuziehen. Diese unterwerfen sich der Sclaverey nicht aus Armuth und Niederträchtigkeit des Geistes, wie die armen Bauern; und da sie keine Hoffnung haben, wie die Barons, über andre zu tyranniſiren, so haben sie keine Versuchung, sich der Tyranney ihres Monarchen zu unterwerfen, um ihren eignen Ehrgeiz zu befriedigen. Sie streben nach gleichen Gesetzen, die ihr Eigenthum versichern, und sie sowohl vor der monarchischen als aristocratischen Tyranney beschützen können.

Das Haus der Gemeinen ist die Stütze der englischen Verfassung; und alle Welt erkennet, daß es den größten Theil seines Einflusses und seines Ansehens dem Wachsthume der Handlung zu danken hat, die eine so ansehnliche Balanz von Eigenthum in die Hände der Gemeinen geworfen hat. Wie ungereimt ist es also, die Ueppigkeit,

oder eine Verfeinerung der Künſte ſo heftig zu tadeln, und ſie als ein Gift der Freyheit und des patriotiſchen Geiſtes vorzuſtellen.

Die Neigung über die gegenwärtigen Zeiten zu ſchreyen, und die Tugend der Vorfahren zu erheben, iſt der menſchlichen Natur beynahe eingepflanzt; und da die Geſinnungen und Meynungen der geſitteten Zeiten allein bis auf die Nachwelt kommen, ſo finden wir daher ſo viele ſtrenge Ausſprüche, die wider die Ueppigkeit und ſelbſt wider die Wiſſenſchaft gefället ſind; und daher geben wir ihnen itzund ſo bereitwillig Beyfall. Aber der Irrthum iſt leicht zu entdecken, wenn wir verſchiedne Nationen, die zu gleicher Zeit leben, mit einander vergleichen, wo wir unparteyiſcher urtheilen, und die Sitten, die uns zureichend bekannt ſind, beſſer gegen einander halten können. Verrätherey und Grauſamkeit, dieſe zwey ſchädlichſte und am meiſten verhaßte Laſter ſcheinen ungeſitteten Zeiten eigen zu ſeyn, und wurden von den aufgeklärten Griechen und Römern allen den barbariſchen Nationen vorgeworfen, von denen ſie umgeben waren. Sie hatten alſo mit Recht auf die Gedanken kommen können, daß auch ihre ſo hoch geprieſene Vorfahren, keine größere Tugenden beſeſſen, und ihren Nachkommen an Ehre und Menſchlichkeit eben ſo viel als an Geſchmack und Wiſſenſchaft nachgegeben haben. Man kann einen alten Franken oder Sachſen ſehr herausſtreichen; aber ich glaube doch, daß ein jeder ſein Leben

ben oder sein Glück in den Händen eines Mohren oder Tartarn ben weiten nicht so sicher schätzen wird, als in den Händen eines französischen oder englischen Edelmanns, welche die gesitteste Classe von Menschen unter den gesittetesten Völkern ausmachen.

Wir kommen itzt zu dem zweyten Satze, den wir erläutern wollen, nämlich, daß, so wie die Ueppigkeit, oder die Verfeinerung der Wollüste, dem gemeinen Wesen vortheilhaft ist, dieselbe aufhöre wohlthätig zu seyn, wenn sie aufhöret, unschuldig zu seyn; und daß sie anfängt schädlich zu werden, wenn sie einen Grad weiter getrieben wird, ob sie gleich nicht der allerschädlichste Umstand für den Staat ist.

Laßt uns das betrachten, was wir eine lasterhafte Ueppigkeit nennen. Kein Vergnügen, wenn es gleich sinnlich ist, kann an und für sich selbst für lasterhaft gehalten werden. Ein Vergnügen ist nur alsdenn lasterhaft, wenn es alle Ausgaben eines Menschen wegnimmt, und ihm kein Vermögen zu denen pflichtmäßigen und großmüthigen Handlungen läßt, die seine Umstände und sein Glück von ihm erfodern. Man setze, daß er das Laster verbessert, und einen Theil seiner Ausgaben auf die Erziehung seiner Kinder, auf die Unterstützung seiner Freunde, und auf die Aushelfung der Armen verwendet; wird alsdenn

alsdenn dem Staate daraus ein Nachtheil erwachsen? Es wird vielmehr eben der Absatz erfolgen; und die Arbeit, die in dem erstern Falle angewandt wird, einer einzelnen Person ein geringschätziges Vergnügen zu verschaffen, würde alsdenn den Nothdürftigen zu statten kommen, und hundert befriedigen und vergnügen. Eben dieselbe Sorgfalt und Bemühung, die um Weyhnachten einen Aufsatz von Pfirschen verschafft, würde einer ganzen Familie ein halbes Jahr hindurch mit Brodt versorgen. Wollte man sagen, daß, ohne eine lasterhafte Ueppigkeit, nicht alle die Arbeit würde angewandt werden; so sagt man weiter nichts, als daß die menschliche Natur noch einige andre Fehler, als die Trägheit, den Eigennutz, die Gleichgültigkeit gegen andere, hat, für welche die Ueppigkeit einigermaaßen Hülfsmittel schafft, so wie ein Gift das Gegengift eines andern seyn kann. Aber die Tugend ist, gleich den gesunden Speisen, besser als alle Gifte, wenn sie auch noch so sehr verbessert werden.

Man nehme dieselbige Anzahl von Menschen, die itzund in Großbrittannien sind, und eben den Boden und das Clima an; ich frage, ist es nicht möglich, daß sie, vermöge der vollkommensten Lebensart, die man sich nur einbilden kann, und durch die größte Verbesserung, die die Allmacht allein in ihrer Denkungsart und

Gemüthsbeschaffenheit wirken könnte, nicht glücklicher seyn sollten, als sie izund sind? Es würde offenbar lächerlich seyn, wenn man behaupten wollte, daß es unmöglich sey. Da das Land im Stande ist, mehr, als alle seine Einwohner zu ernähren; so würden sie, in einem solchen utopianischen Zustande, keine andere Uebel empfinden, als Krankheiten des Leibes; und diese machen nicht die Hälfte von dem menschlichen Elende aus. Alle andere Uebel entspringen aus einem Laster, das entweder in uns, oder in andern zu finden ist; und selbst viele von unsern Krankheiten, fließen aus eben der Quelle. Man nehme die Laster weg, so werden die Uebel folgen. Nur muß man ja alle Laster wegnehmen. Nimmt man nur einen Theil derselben weg; so wird die Sache noch ärger. Verbannt man die lasterhafte Ueppigkeit, ohne die Trägheit und die Gleichgültigkeit gegen andere; so richtet man weiter nichts aus, als daß man den Fleiß im Staate verringert, ohne die Milde und Großmuth der Menschen zu vermehren. Wir müssen uns also damit begnügen, daß wir behaupten, zwey entgegen gesetzte Laster können einem Staate vortheilhafter seyn, als wenn eines derselben allein wäre; aber laßt uns nicht behaupten, daß das Laster an und für sich selbst vortheilhaft sey. Widerspricht sich der Schriftsteller nicht ungemein, der auf einer Seite behauptet, daß alle moralische Unterscheidungen,

gen, Erfindungen der Staatsleute, zum Besten des gemeinen Wesens sind, und der auf der folgenden Seite vorgiebt, daß das Laster dem Staat vortheilhaft sey *? Und in der That scheint es nach irgend einem moralischen System nicht viel weniger als ein offenbarer Widerspruch zu seyn, wenn man von einem Laster redet, das der Gesellschaft, an und für sich genommen, überhaupt zuträglich ist.

Ich habe diese Betrachtung für nothwendig gehalten, um einer philosophischen Frage, worüber in Großbrittannien viel gestritten worden, einiges Licht zu geben. **Ich nenne es eine philosophische und nicht eine politische Frage.** Denn was für Folgen auch eine so wunderbare Veränderung, die die Menschen mit allen Tugenden begaben, und von jeder Art des Lasters befreyen würde, immer haben möchte; so gehet dieß die Obrigkeit nicht an, die bloß auf mögliche Dinge sieht. Sie kann nicht alle Laster wegschaffen, und Tugenden an deren Stelle setzen. Sehr oft kann sie bloß ein Laster durch das andere heilen; und in diesem Falle muß sie dasjenige vorziehen, das der Gesellschaft am wenigsten schädlich ist. Die ausschweifende Ueppigkeit ist eine Quelle vieler Uebel; aber überhaupt ist sie der Trägheit und dem Müßiggange vorzuziehen, die gemeiniglich an ihre Stelle

* Die Fabel von den Bienen.

treten würden, und die sowohl den Privatpersonen, als dem Staate schädlicher sind. Wenn die Trägheit herrscht, so führen einzelne Personen ein niederträchtiges und rohes Leben, ohne Gesellschaft, ohne Annehmlichkeiten. Und wenn der Monarch, bey diesen Umständen, den Dienst seiner Unterthanen fodert; so kann die Arbeit des Staats weiter nichts als die Nothwendigkeiten des Lebens für diejenigen, welche arbeiten, darreichen; sie kann aber denen nichts schaffen, die zum Dienste des Staats gebraucht werden.

Von dem Gelde.

III.

Von dem Gelde.

Das Geld ist eigentlich zu reden keiner von den Vorwürfen der Handlung; es ist keine Waare, womit man handelt; sondern bloß ein Werkzeug, worüber man sich verglichen hat, um den Umtausch einer Waare gegen die andere zu erleichtern. Es ist keines von den Rädern der Handlung; sondern das Oel, welches die Bewegung der Räder schmeidiger und leichter macht. Betrachten wir ein Reich an und für sich selbst, so ist es offenbar, daß der größere oder geringere Vorrath des Geldes keine Folgen hat; da die Preise der Waaren sich allemal nach der Menge des Geldes richten, und wo man mit einer Krone, zu Heinrichs des VIIten Zeiten, eben das ausrichten konnte, wozu man itzt ein Pfund Sterling gebraucht. Bloß der Staat zieht einige Vortheile aus der größern Menge des Geldes; und zwar in seinen Kriegen und Unterhandlungen mit fremden Mächten. Und dieß ist die Ursache, warum alle reiche und handelnde Staaten, von Carthago an bis auf Großbritannien und Holland, sich besoldeter Truppen bedient haben, die sie von ärmern Nachbarn gemiethet haben. Wollten sie sich ihrer eignen Unterthanen bedienen, so

würde ihnen ihr vorzüglicher Reichthum und große Menge an Gold und Silber weniger vortheilhaft seyn; indem der Sold aller ihrer Bedienten, nach Maaßgebung des öffentlichen Ueberflusses, steigen muß. Unsre kleine Armee in Großbritannien kostet eben so viel zu unterhalten, als eine französische Armee, die dreymal zahlreicher ist. Die englische Flotte erfoderte in dem letzten Kriege eben so viel Geld zu ihrer Unterhaltung, als alle römische Legionen, die zur Zeit der Kaiser die ganze Welt in der Unterwürfigkeit erhielten *. Die größere

* Ein gemeiner Soldat in der römischen Infanterie hatte täglich einen Denarius, etwas weniger als acht Pence. Die römischen Kaiser hatten gemeiniglich fünf und zwanzig Legionen im Solde, welches hundert und fünf und zwanzig tausend Mann macht, wenn man fünf tausend Mann auf eine Legion rechnet. Tacit. ann. lib. 4. Es ist wahr, es befanden sich auch Hülfsvölker bey den Legionen; aber ihre Zahl ist eben so ungewiß, als ihr Sold. Sehen wir bloß auf die Legionen, so konnte der Sold der gemeinen Soldaten nicht über 1. 600 000 Pfund Sterlinge betragen. Das Parlament aber bewilligte in dem letzten Kriege gemeiniglich 2, 500 000 Pfund Sterlinge zur Unterhaltung der Flotte. Es bleiben also noch neun hundert tausend Pfund für die Bezahlung der Officiers und die andern Kosten der römischen Legionen übrig. Es scheinet, als wenn die römischen Legionen, in Vergleichung mit unsern itzigen Kriegsvölkern, nur sehr wenig Officiers gehabt haben, wenn man einige schweizerische Truppen ausnimmt, die auch nicht viel Officiers haben: und diese Officiers hatten nur gerin-

gröſsere Anzahl des Volks, und ſein gröſserer Fleiſs, ſind dem Staate in allen Fällen dienlich und vortheilhaft, zu Hauſe und auswärtig, in Privat- und öffentlichen Geſchäfften. Aber der Nutzen des gröſsern Ueberfluſſes vom Gelde iſt ſehr eingeſchränkt, und kann bisweilen einer Nation in ihrer auswärtigen Handlung zum Nachtheile gereichen.

Zum Glück ſcheinen in den menſchlichen Geſchäfften viele Urſachen zuſammen zu kommen, die das Wachsthum der Handlung und der Reichthümer aufhalten und verhindern, daſs ſie nicht auf eine Nation allein eingeſchränkt werden; wie man anfänglich, wegen der Vortheile einer feſtgeſetzten Handlung, beſorgen möchte. Wenn eine Nation in der Handlung über die andere die Oberhand erhalten

geringen Sold; ein Centurio z. E. hatte nicht mehr, als noch einmal ſo viel, wie der gemeine Soldat. Und da die Soldaten von ihrem Sold ſich Kleider, Waffen, Zelte und Bagage anſchaffen mußten; Tacit. ann lib. 1. ſo mußten dadurch auch die andern Ausgaben bey dem Kriegsheere ſehr vermindert werden. So wenig koſtete dieſes mächtige Reich, und ſo leicht war das Joch derſelben über die Welt. Und in der That wird dieſer Schluß aus der obigen Berechnung um deſto natürlicher. Denn nach der Eroberung von Egypten ſcheint das Geld in Rom beynahe eben ſo überflüßig und häufig geweſen zu ſeyn, als es gegenwärtig in dem reichſten Königreiche von Europa iſt.

halten hat; so wird es der überwundnen sehr schwer, die Vortheile wieder zu gewinnen, die sie verlohren hat; und zwar wegen des vorzüglichen Fleißes und der größern Geschicklichkeit der erstern, und wegen der größern Capitalien, so die Kaufleute derselben besitzen; und wodurch sie in den Stand gesetzt werden, für so viel geringern Profit zu handeln. Aber diesen Vortheilen hält einigermaßen der niedrige Preis der Arbeit bey einer Nation das Gegengewicht, die keine weitläuftige Handlung hat, und keinen Ueberfluß an Gold und Silber besitzt. Die Manufacturen verändern also nach und nach ihren Aufenthalt; sie verlassen die Länder und Provinzen, die sie bereits bereichert haben, und fliehen in andere Länder; wohin sie, durch die wohlfeilen Preise der Lebensmittel, und der Arbeit, gelocket werden, bis sie auch diese bereichert haben, und durch eben dieselben Ursachen wieder verbannet werden. Und überhaupt bemerken wir, daß die Theurung aller Waaren, wegen des Ueberflusses an Geld, ein Nachtheil ist, der eine festgesetzte Handlung begleitet, und derselben in allen Ländern Gränzen setzet; indem sie es den ärmern Staaten möglich macht, in allen auswärtigen Märkten ihre Waaren wohlfeiler zu lassen, als es die reichern thun können.

Aus dieser Ursache zweifle ich sehr an dem Nutzen der Banken und des Papiercredits, wovon man glaubt, daß sie allen Nationen so vortheilhaft

theilhaft sind. Daß die Lebensmittel und die Arbeit durch das Wachsthum der Handlung und des Geldes theurer werden, ist in vielen Absichten eine Unbequemlichkeit; aber eine Unbequemlichkeit, die unvermeidlich, und zugleich eine Wirkung des öffentlichen Reichthums und Glückes ist, die das Ziel aller unsrer Wünsche sind. Diese Unbequemlichkeit wird auch durch die Vortheile ersetzt, die wir aus dem Besitze dieser kostbaren Metalle ziehen, und die unter andern auch in dem Gewicht bestehen, so sie uns in allen auswärtigen Kriegen und Unterhandlungen geben. Aber wir scheinen keine Ursachen zu haben, diese Unbequemlichkeiten durch nachgemachtes Geld zu vermehren, welches die Fremden nie annehmen werden, und das eine große Unordnung im Staat in Nichts verwandeln kann. Es ist wahr, es giebt in einem jeden reichen Staate viele Leute, die große Summen besitzen, und das papierne Geld mit einer guten Sicherheit dem baaren Gelde vorziehen, weil es leichter fortzubringen und sicherer zu bewahren ist. Wenn das gemeine Wesen nicht für eine Bank sorget, so werden sich Privatleute diesen Umstand zu Nutz machen; wie die Goldschmiede vormals in London thaten, und die Banquiers noch itzund in Dublin thun: und daher sollte man denken, daß es besser wäre, wenn eine öffentliche Gesellschaft den Vortheil dieses Papiercredits genosse, der allezeit in jedem reichen Königreiche statt finden wird. Aber es kann niemals einer handelnden Nation nützlich sein, wenn man einen

solchen

solchen Credit durch Kunstgriffe vermehret; sondern es muß derselbe vielmehr nachtheilig seyn; indem dadurch das Geld, über die gehörige Proportion, die es mit der Arbeit und den Waaren haben muß, vermehret wird, wodurch dem Kaufmanne und dem Manufacturier die Preise vertheuert werden. Und in dieser Absicht muß man gestehen, daß keine Bank so vortheilhaft seyn würde, als eine solche, die alles Geld, was sie empfangen würde, einschlösse, und nie etwas davon wieder in die Handlung gäbe, wie sonst gewöhnlich ist. Eine öffentliche Bank würde auf diese Art vieles von den Geschäfften des Privatbanquiers und Actienhändlers abschneiden; und obgleich der Staat die Kosten von den Besoldungen der Directeurs und der Zähler dieser Bank tragen müßte, (weil nach dem, was wir angenommen haben; die Bank keinen Vortheil ziehen würde) so würde doch der Vortheil der Nation, der aus den wohlfeilen Preisen der Arbeit und der Aufhebung des Papiercredits entspringet, diese Unbequemlichkeit vollkommen ersetzen. Nicht zu gedenken, daß eine so große Summe, die zum Gebrauch fertig liegt, bey einer öffentlichen Gefahr oder Noth sehr bequem seyn würde; da man in Friedenszeiten nach Bequemlichkeit dasjenige wieder in die Bank liefern könnte, was man zum öffentlichen Gebrauche daraus genommen.

Doch von diesem Papiercredit werden wir unten noch weitläuftiger handeln; und ich will

diesen

dieſen Verſuch über das Geld mit zwo Anmerkungen beſchließen, die ich vortragen und erläutern werde, und die vielleicht die Gedanken unſrer grübelnden Staatsleute beſchäfftigen werden. Denn bloß an dieſe ſind dieſelben gerichtet. Es iſt genug, daß ich mich bisweilen dem lächerlichen unterwerfe, das in unſern Zeiten mit dem Character eines Philoſophen verbunden iſt, ohne daß ich mich noch als einen Verfertiger neuer Entwürfe lächerlich mache.

I. Es war eine ſchlaue Anmerkung des Scythen **Anacharſis** *, der nie in ſeinem Vaterlande Geld geſehen hatte, daß es ihm ſchein, als wenn **das Gold und Silber den Griechen weiter keinen Nutzen brächte, als daß es ihnen das Zählen und** die Rechenkunſt erleichtere. Es iſt in der That offenbar, daß das Geld bloß die Arbeit und die Waaren vorſtellt, und bloß zu einem Mittel dienet, ſie zu berechnen und zu ſchätzen. Betrachtet man eine Nation an ſich ſelbſt, ſo kann der gröſſere Ueberfluß des Geldes, weil alsdenn eine gröſſere Summe eben dieſelbe Menge von Gütern vorſtellet, weder gute noch ſchlimme Folgen haben; eben ſo wenig als es eine Veränderung in den Büchern der Kaufleute machen würde, wenn man, anſtatt der arabiſchen Art zu zählen, die wenige Charactere erfodert, ſich der römiſchen bedienen

* Plutarch. Quomodo quis ſuos profectus in virtute ſentire poſſit.

dienen würde, die deren mehr erfodert. Ja es ist die größere Menge des Geldes gleich den römischen Zahlen vielmehr unbequem und beschwerlich, und erfodert mehr Mühe, es fortzubringen und zu bewahren. Aber ungeachtet dieses Schlusses, dessen Richtigkeit man nicht leugnen kann, ist es gewiß, daß seit der Entdeckung der amerikanischen Bergwerke, der Fleiß sich bey allen europäischen Nationen, nur nicht bey den Besitzern dieser Bergwerke, vermehret hat; und dieß kann man, nächst andern Ursachen, der Vermehrung des Goldes und Silbers zuschreiben. Wir finden auch, diesem zu Folge, daß in einem Reiche, worin das Geld in größerer Menge zu fließen anfängt, alle Dinge eine neue Gestalt bekommen; die Arbeit und der Fleiß erhalten ein neues Leben; der Kaufmann unternimmt mehr; der Manufacturier wird fleißiger und geschickter; und selbst der Bauer folgt seinem Pfluge mit größerer Munterkeit und Aufmerksamkeit. Die Ursache dieser Veränderung ist nicht leicht anzugeben, wenn wir den Einfluß, den eine größere Menge des Geldes in ein Reich hat, nur in so fern betrachten, als dasselbe den Preis der Waaren erhöhet, und einen jeden Einwohner zwingt, eine größere Anzahl dieser gelben oder weißen Stücke für das, was er einkauft, auszugeben. Und was die auswärtige Handlung anbetrifft, so ist diese große Menge des Geldes vielmehr nachtheilig; indem dadurch die Preise von allen Arbeiten gesteigert werden.

Um also die Ursache dieser Veränderung zu bestimmen, müssen wir bedenken, daß, obgleich der hohe Preis der Waaren eine natürliche Folge von der Vermehrung des Geldes und Silbers ist, diese Vertheurung dennoch nicht unmittelbar auf die Vermehrung des Geldes folget; sondern es wird einige Zeit erfodert, ehe das Geld durch den ganzen Staat circuliren, und seine Wirkungen allen Classen des Volks zu fühlen geben kann. Gleich anfänglich wird keine Veränderung gespürt; nach und nach steigen die Preise, erst von der einen und hernach von andern Waaren; bis endlich das Ganze mit der neuen Menge des Geldes, so in dem Staat ist, ein richtiges Verhältniß bekömmt. Meiner Meynung nach, ist bloß in dieser Zwischenzeit, zwischen der Erwerbung der neuen Reichthümer und der Erhöhung der Preise, die Vermehrung des Goldes und Silbers dem Fleiße beförderlich und zuträglich. Wenn eine Menge von Geld unter eine Nation kömmt, so wird es anfänglich nicht in viele Hände zerstreuet, sondern in die Kisten einiger weniger Personen eingeschlossen, die es so gleich auf das beste zu gebrauchen suchen. Man nehme an, daß einige Manufacturiers, oder Kaufleute, für ihre Güter, so sie nach Cadix gesandt haben, Gold und Silber erhalten haben. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, mehr Arbeitsleute als vorher in Dienst zu nehmen, denen es nie einfällt, höhern Arbeitslohn zu fodern, sondern die froh sind, daß sie für so gute Bezahler etwas zu arbeiten haben. Werden die Arbeits-

leute

leute leben, so giebt der Manufacturier mehr Arbeitslohn; aber anfänglich fodert er auch, daß sie mehr dafür arbeiten sollen; und dieses läßt sich der Künstler gern gefallen, der nun für seine mehrere Arbeit auch besser essen und trinken kann. Er bringt sein Geld zu Markte, wo er die Dinge noch alle in den vorigen Preisen findet; er nimmt nun aber mehr und von besserer Art Waaren zum Gebrauch seiner Familie nach Hause. Wenn die Pachter und die Gärtner finden, daß alle ihre Waaren gekauft werden, so legen sie sich unverdrossen darauf, mehr herbey zu schaffen; und zu gleicher Zeit können sie so viel erübrigen, daß sie besser und mehr Tuch von ihrem Kaufmanne nehmen können, der es ihnen noch zu den vorigen Preisen läßt, und also wird ihr Fleiß durch den neuen Gewinn nur noch mehr aufgemuntert. Es ist sehr leicht, den Lauf des Geldes durch den ganzen Staat zu bezeichnen; und wir werden alsdenn finden, daß es erst den Fleiß einer jeden einzelnen Person beleben muß, bevor es die Preise der Arbeit erhöhet.

Und daß das Geld sich ansehnlich vermehren könne, ehe es diese letzte Wirkung hervorbringt, erhellet unter andern auch aus den verschiednen Veränderungen, so die Könige von Frankreich mit ihrer Münze vorgenommen haben; wo man stets gefunden hat, daß die Vermehrung von dem gangbaren Werth der Münzen keine gemäße Verhöhung der Preise, wenigstens nicht auf eine Zeit

lang

lang verursacht hat. In dem letzten Jahre Ludwigs des XIVten war das Geld drey Siebentel gestiegen, aber die Preise waren nur ein Siebentel gesteigert. Das Korn wird itzund in Frankreich zu eben dem Preise, oder für eben die Zahl von Livres verkauft, als im Jahre 1683 geschah, obgleich das Mark Silber damals dreyßig, und itzund funfzig Livers hält *. Des großen Zuwachses

* Was ich hier gesagt habe, gründe ich auf das Ansehen des Herrn Dû Tot, (in seinen Reflexions politiques) eines Schriftstellers der Gewicht hat; ob ich gleich bekennen muß, daß die Sachen, die er bey andern Gelegenheiten verträgt, oft so verdächtig sind, daß sie sein Ansehen in diesem Falle verringern können. Inzwischen ist die allgemeine Anmerkung, daß die Erhöhung der Münzen in Frankreich im Anfange keine gemäße Erhöhung der Preise verursacht, richtig und gewiß.

Im Vorbeygehen zu sagen: es scheint mir dieß noch der beste Grund zu seyn, den man für eine allmälige und allgemeine Erhöhung des Geldes anführen könnte; obgleich derselbe in allen den Büchern übersehen ist, die Melon, Dû Tot, und Paris de Verney über diese Materie geschrieben haben. Z. E. Wenn alles Geld umgemünzet würde, und von jedem Schilling so viel Silber genommen würde, als ein Penny am Werth ausmachet; so würde man mit dem neuen Schilling vermuthlich alles das bezahlen können, das man mit dem alten kaufen konnte; dadurch würden die Preise der Dinge unvermerkt vermindert werden: die auswärtige Handlung würde ein neues Leben erhalten, und der häusliche Fleiß würde durch die Circulation einer großern Menge von

wachſes nicht zu gedenken, wozu das Gold und Silber ſeit dem erſten Zeitpuncte in dieſem Königreiche geſtiegen iſt.

Aus allen dieſen Betrachtungen kann man den Schluß machen, daß es, in Abſicht auf die häusliche Glückſeligkeit eines Staats, von keinen Folgen iſt, ob das Geld in einer größern oder geringern Anzahl in demſelben circulire. Die gute Politik der Regierung beſtehet bloß darinn, daß ſie es, wo möglich, beſtändig im Wachsthume erhält; weil ſie dadurch den Geiſt des Fleißes in der Nation lebendig erhält, und das Capital von Arbeit vermehrt, worinn alle wahre Macht und aller wahrer Reichthum beſteht. Eine Nation, deren Geld abnimmt, iſt alsdenn in der That viel ſchwächer und elender, als eine andre Nation, die nicht mehr Geld hat, aber deren Reichthümer unehmen. Den Grund hievon wird man leicht einſehen, wenn man bedenkt, daß auf die Veränderung in der Menge,

von Pfunden und Schillingen vermehret und aufgemuntert werden. Wenn man einen ſolchen Entwurf ausführte, ſo würde man beſſer thun, wenn man den neuen Schilling für vier und zwanzig halbe Pence gelten ließ, um den Betrug oder die Einbildung zu erhalten, und zu machen, daß man ihn für den alten hielte. Und da die Umprägung unſrer Münzen anfängt, nothwendig zu werden, weil ſich unſre Schillinge und ſechs Pence beſtändig abnutzen; ſo iſt es zweifelhaft, ob wir es ſo machen ſollen, wie unter der Regierung des König Wilhelms geſchah, da man das umgeprägte Geld nach dem alten Fuß ausmünzte.

Menge, entweder auf der einen oder der andern Seite, die gemäßen Veränderungen in den Preisen der Waaren nicht so gleich und unmittelbar folgen. Es geht immer eine Zwischenzeit hin, ehe die Sachen nach ihrem neuen Zustande eingerichtet werden; und diese Zwischenzeit ist dem Fleiße eben so schädlich, wenn das Gold und Silber abnimmt, als sie demselben zuträglich ist, wenn sich diese Metalle vermehren. Der Arbeitsmann hat alsdenn nicht mehr so viel für den Kaufmann und den Manufacturier zu thun; ob er gleich auf dem Markt noch immer gleichviel für die Waaren, die er einkauft, bezahlen muß. Der Pachter kann sein Korn und sein Vieh nicht unter bringen, ob er gleich seinem Herrn noch eben so viel Pacht, als vorher, geben muß. Man sieht leicht ein, was für Armuth, Betteley und Trägheit daraus erfolgen müsse.

II. Die zweyte Anmerckung, die ich in Absicht auf das Geld machen will, kann folgendermaßen erläutert werden. Es giebt einige Königreiche, und viele Provinzen in Europa (und vormals waren alle in diesen Umständen) worinn das Geld so selten ist, daß der Besitzer des Landes von seinen Pachtern gar keines bekommen kann; sondern gezwungen ist, seinen Pacht in Landfrüchten zu nehmen; und er muß sie entweder selbst verzehren, oder nach einem Orte bringen, wo er sie absetzen kann. In diesen Ländern kann der Prinz wenige oder gar keine Auflagen, als auf eben diese Weise heben; und da er aus den Auflagen, die auf diese

Art entrichtet werden, sehr schlechten Vortheil ziehen kann; so ist es offenbar, daß ein solches Reich auch in sich nicht stark und mächtig seyn kann, und nicht im Stande ist, so große Flotten und Kriegsheere zu unterhalten, als wenn jeder Theil desselben einen Uberfluß von Gold und Silber hätte. Deutschland ist seit dreyhundert Jahren an Macht und Stärke bey weitem nicht so gewachsen, als es in dieser Zeit an Fleiß, an Leuten und Manufacturen zugenommen hat*. Die Oesterreichischen Staaten in Deutschland sind überhaupt wohl bevölkert, gut angebauet, und vom großen Umfange; allein, sie haben kein gemäßes Gewicht in der Ballanz von Europa; welches, wie man gemeiniglich glaubt, von der Seltenheit des Geldes herrühret. Wie stimmt aber dieses mit dem Grundsatze der Vernunft überein, daß die Menge des Goldes und Silbers an und für sich selbst von keinen Folgen sey? Nach diesem Grundsatze sollte ein jeder Monarch, der viele Unterthanen hat, welche eine Menge von Waaren und Gütern besitzen, nothwendig groß und mächtig, und seine Unterthanen reich und glücklich seyn, ohne daß die grössere oder geringere Anzahl des Geldes das geringste dazu beytragen könnte. Diese kostbaren Metalle leiden viele Eintheilungen und Unterabtheilungen; und wo diese Abtheilungen so klein werden, daß sie in Gefahr stehen, gänzlich verloren zu werden, da ist es leicht

* Die Italiäner nannten den Kaiser Maximilian spottweise Pocchidanari. Keine Unternehmung dieses Prinzen ist jemals glücklich ausgeschlagen, weil es ihm am Gelde fehlte.

leicht ſie mit ſchlechtern Metalle zu vermiſchen, wie in einigen europäiſchen Ländern geſchieht, um ſie auf dieſe Art zu gröſſern und bequemen Maßen zu vergrößern. Sie können auch alsdenn noch zu eben den Abſichten dienen, nämlich den Umtauſch zu befördern, wie auch ihre Anzahl beſchaffen ſeyn mag, oder was für eine Farbe ſie auch haben mögen.

Auf dieſe Schwierigkeiten und Einwürfe antworte ich: daß die Wirkung, die hier der Seltenheit des Geldes zugeſchrieben wird, in der That aus den Sitten und Gewohnheiten des Volks entſpringe, und daß wir, wie es nur gar zu gewöhnlich iſt, eine Nebenwirkung für die Urſache halten. Der Widerſpruch iſt bloß anſcheinend; aber es wird einiges Nachdenken erfodert, um die Grundſätze zu entdecken, wodurch wir die Vernunft mit der Erfahrung vergleichen können.

Es ſcheint dieß ein faſt ausgemachter und unleugbarer Grundſatz zu ſeyn, daß die Preiſe der Dinge von dem Verhältniß der Waaren zu dem Gelde abhängen; und daß eine jede beträchtliche Veränderung in einem von dieſen beyden Dingen dieſelbe Wirkung hervorbringt: nämlich, daß ſie entweder die Preiſe erhöhet oder heruntерſetzet. Man vermehre die Waaren, ſo werden ſie wohlfeiler; man vermehre das Geld, ſo werden ſie theurer. So wie auf der andern Seite eine Verringerung der Waaren, und eine Verminderung des Geldes die entgegen geſetzten Wirkungen hervorbringen.

Es ist gleichfalls offenbar, daß die Preise, nicht so wohl von der Menge des Geldes und der Waaren überhaupt genommen, abhangen, sondern vielmehr von denen Waaren, die zu Markt gebracht werden, und von dem Gelde, welches in einem Staate circulirt. Wird das Geld in Kisten eingeschlossen, so ist es, in Absicht auf die Waaren, eben so als wenn es gar nicht da wäre; werden die Waaren in Magazinen aufgespart, so sind sie auch gleichsam vernichtet. Weil das Geld und die Waaren in diesem Falle nie zusammen kommen, so können sie keinen Einfluß auf einander haben. Wenn wir durch Muthmaßungen den Preis des Getraides bestimmen wollen, so muß das Korn, so der Landmann zu seinem und seiner Familie Unterhalt gebraucht, niemals mitgerechnet werden. Bloß der Uberschuß, der mit dem Bedürfniß verglichen wird, kann den Werth bestimmen.

Wollen wir diese Grundsätze anwenden, so müssen wir bedenken, daß in den erstern und rohern Zeiten eines Staats, ehe die Einbildungskraft ihre Bedürfnisse mit den Bedürfnissen der Natur vermenget hat, die Menschen mit den Producten ihrer Felder, oder mit den rohen Zubereitungen, wozu sie diese Producte bringen können, zufrieden sind, und nur wenig Gelegenheit zum Tauschen, wenigstens nicht für Geld haben, welches, vermöge eines Vergleichs, das gemeine Maaß des Tausches ist. Die Wolle von den Heerden eines Landmannes, die in seiner eignen Familie gesponnen und von einem benachbarten Weber verarbeitet wird, der seine Bezahlung in Korn oder Wolle bekömmt,

ist

ist zum häuslichen Gebrauch und zur Kleidung zureichend. Der Zimmermann, der Schmidt, der Maurer, der Schneider, alle diese werden mit eben der Münze bezahlt; und der Eigenthümer des Landes, der in der Nachbarschaft wohnet, ist zufrieden, wenn er seinen Pacht in den Producten erhält, die der Pachter aufbringen kann. Den größten Theil derselben verzehrt er in seiner Familie, in Landmännischer Gastfreyheit; das was noch übrig bleibt, verkauft er vielleicht in der Stadt für Geld, aus der er die wenigen Materialen zu seinem Aufwand und zu seiner Ueppigkeit erhält.

Aber wenn die Menschen anfangs über diesen Genuß und über diese Vergnügungen zu grübeln, und nicht immer zu Hause leben, noch mit dem vergnügt sind, was ihnen ihre Nachbarschaft liefern kann; alsdenn giebt es mehr Tausch und Handlung von aller Art, und alsdenn wird zu dem Tausch mehr Geld gebraucht. Die Kaufleute wollen ihre Bezahlung nicht in Korn nehmen, weil sie noch etwas mehr bedörfen, als bloß zu eßen. Der Pachter bleibt nicht in seinem Dorfe, wenn er die nöthigen Waaren kaufen will; und er kann seine Waaren nicht immer zu seinem Kaufmanne bringen. Der Eigenthümer des Landes lebt in der Hauptstadt, oder in der Fremde, und fodert seinen Pacht in Gold oder Silber, welches ihm leicht kann übermacht werden. In jeder Art von Waaren thun sich große Unternehmer, Manufacturiers und Kaufleute hervor; und diese können ihre Geschäfte füglich mit nichts als mit baarem Gelde betreiben. Und folglich wird bey

diesen Umständen des Staats das Geld bey weit mehrern Contracten genützt, und überhaupt weit mehr gebraucht, als in den erstern Umständen.

Die nothwendige Wirkung von allen diesen ist folgende: daß in den fleißigen und feinen Zeiten alle Dinge viel wohlfeiler werden müssen, als in den rohen und ungesitteten Zeiten, wofern anders das Geld nicht vermehret wird. Das Verhältniß zwischen dem circulirenden Gelde und den feilen Waaren bestimmet die Preise. Güter die zu Hause verzehrt, oder mit andern Waaren in der Nachbarschaft vertauscht werden, kommen nicht zu Markt; sie haben nicht den geringsten Einfluß auf die circulirende Münzen; in Absicht auf dieselbe verhalten sie sich, als wenn sie gar nicht da wären; und folglich verringert diese Art, mit den Waaren umzugehen, das Verhältniß auf Seiten der Waaren, und erhöhet die Preise. Aber wenn das Geld zu jedem Kauf und Verkauf genommen wird, und allenthalben das Maaß des Tausches ist, alsdenn hat eben dieselbe Casse der Nation weit mehr zu verrichten; alle Waaren sind alsdenn feil; die Sphäre der Circulation oder des Umlaufs wird erweitert; es muß gleichsam dieselbe Summe einem größern Reiche dienen; und da also das Verhältniß auf Seiten des Geldes vermindert wird, so müssen alle Dinge wohlfeiler werden, und die Preise nach und nach fallen.

Nach den genauesten Berechnungen, die man über ganz Europa gemacht hat, nachdem man etwas für die Veränderung in dem gangbaren Werth oder die Benennung der Münzen abgerechnet

net hat, hat man befunden, daß die Preise der Dinge nur drey oder höchstens viermal höher, seit der Entdeckung von America, gestiegen sind. Aber sollte wohl jemand behaupten, daß itzund nicht mehr als viermal so viel Geld in Europa sey, als im funfzehnten und den vorhergehenden Jahrhunderten gewesen ist. Die Spanier und Portugiesen bringen von ihren Bergwerken, die Engländer, Franzosen und Holländer bringen durch ihre Africanische Handlung, und durch ihre Unterläuffer in America, jährlich ohngefähr sieben Millionen nach Hause, wovon nicht der zehnte Theil nach Ostindien gehet. Diese Summe allein würde, allem Ansehen nach, in fünf Jahren das alte Capital von Europa verdoppeln. Und man kann keine andre bindige Ursache angeben, warum die Preise nicht zu einer eben so ausnehmenden Höhe gestiegen sind, als die, so von der Veränderung der Sitten und der Lebensart hergenommen wird. Ausser daß durch den größern Fleiß mehr Waaren hervorgebracht sind, kommen auch die vorigen Waaren in größerer Menge zu Markt, wenn die Menschen die alte Einfalt ihrer Sitten ablegen; und obgleich dieser Anwachs nicht so stark gewesen, als die Vermehrung des Geldes; so ist er dennoch beträchtlich gewesen, und hat das alte Verhältniß zwischen dem Gelde und den Waaren einigermaßen auf dem alten Fuß erhalten.

Fragt man, welche von beyden Lebensarten, die einfältige oder die feine und gekünstelte, einem Staate am vortheilhaftesten ist: so werde ich, ohne einiges Bedenken, wenigstens in Absicht auf die

Staatskunst, die leztere vorziehen; und ich würde dieses noch als einen Nebengrund, zur Aufmunterung der Handlung und der Manufacturen anführen.

Wenn die Menschen auf die alte einfältige Art leben, und alle ihre Bedürfnisse durch ihren häuslichen Fleiß, oder durch den Fleiß ihrer Nachbaren ersetzen; so kann der Monarch von einem ansehnlichen Theile seiner Unterthanen keine Auflagen heben; und wenn er ihnen Lasten auflegen will; so muß er seine Bezahlung in Waaren nehmen, woran sie allein einen Uberfluß haben; womit aber so große und in die Augen fallende Beschwerlichkeiten verknüpft sind, daß ich nicht nöthig habe, sie hier weitläuftig anzuführen. Alles Geld, was er aufbringen kann, muß er aus den Hauptstädten nehmen, worinn es allein circulirt; und es ist offenbar, daß diese ihm nicht so viel schaffen können, als der ganze Staat liefern könnte, wenn das Gold und Silber durchgehends circulirten. Aber, ausser dieser offenbaren Verringerung der Einkünfte, giebt es in diesem Fall noch eine andre Ursache der Armuth des Staats. Nicht allein der Monarch empfängt weniger Geld, sondern dasselbe Geld reicht auch nicht so weit, als in den Zeiten des Fleißes und der allgemeinen Handlung. Alle Dinge sind theurer, wenn wir annehmen daß in beyden Fällen gleich viel Gold und Silber in dem Staate ist; und zwar aus der Ursache, weil weniger Waaren zu Markt gebracht werden, und die ganze Münze ein höheres Verhältniß zu demjenigen hat, was dafür eingekauft wird; und dieses

ſes Verhältniß allein beſtimmet die Preiſe der Dinge.

Hier können wir alſo die Unrichtigkeit der Anmerkung einſehen, die man oft bey den Geſchichtſchreibern antrifft, und ſelbſt im gemeinen Leben oft höret: daß ein beſondrer Staat, der fruchtbar, volkreich, und wohl angebauet iſt, ſchwach ſeyn könne, bloß weil es demſelben am Gelde fehlet. Es erhellet, daß der Mangel des Geldes einem Staate an und für ſich ſelbſt nicht ſchädlich oder nachtheilig ſeyn könne: denn Menſchen und Waaren ſind die wahre Stärke eines Staats. Hier leidet das Gemeineweſen, wegen der einfältigen Lebensart, durch welche das Gold und Silber in wenigen Händen eingeſchloßen wird, und die allgemeine Zerſtreuung und Circulation dieſer Metalle verhindert wird. Hingegen werden ſie durch den Fleiß und die feinen Künſte dem ganzen Staate einverleibt, ſo klein auch der Vorrath derſelben ſeyn mag; der Fleiß und die Künſte verdauen das Geld gleichſam, und führen es jeder Ader zu; Sie machen, daß es ſich in jeden Verkauf und Vergleich einmiſcht. Keine Hand iſt ganz leer davon; und da die Preiſe der Dinge auf dieſe Art fallen, ſo zieht der Prinz einen doppelten Vortheil: Er kann durch ſeine Auflagen mehr Geld einnehmen; und was er empfängt, reicht bey jedem Kauf und bey jeder Bezahlung weiter.

Wir können aus der Vergleichung der Preiſe ſchließen, daß das Geld in China nicht häufiger iſt, als es vor dreyhundert Jahren in Europa geweſen; aber was für eine ungeheure Macht hat dieſes Reich, wenn

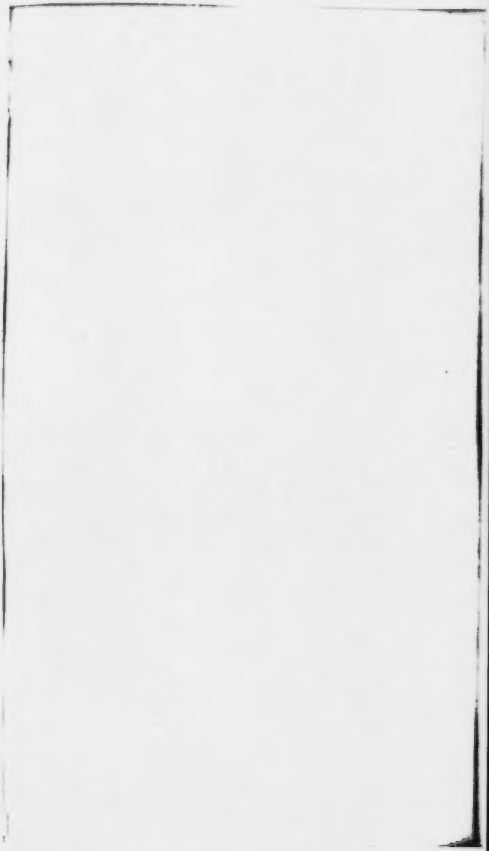
wenn wir nach der Liste seiner Kriegsheere und bürgerlichen Bedienungen davon urtheilen können. Polybius * meldet, daß die Lebensmittel zu seiner Zeit so wohlfeil in Italien waren, daß an einigen Oertern die gesezte Zehrung in den Wirthshäusern einen Temis für den Mann ausmachte, nicht vielmehr als einen Dreyling; und doch hatte die römische Macht damals die ganze bekannte Welt bezwungen. Ohngefähr hundert Jahr vor diesem Zeitpunct, sagten die Carthaginensischen Gesandten spottweise, kein Volk lebe unter sich geselliger als die Römer, und zwar darum weil sie bey jeder Mahlzeit, womit man sie bewirthete, immer einerley Gerichte auf allen Tafeln fanden **. Der Vorrath des Geldes überhaupt betrachtet, ist etwas sehr gleichgültiges und von keinen Folgen. Es giebt nur zwo wichtige Umstände dabey, nämlich die allmälige Vermehrung, und die völlige Verdauung und Circulation derselben durch den ganzen Staatskörper. Der Einfluß dieser beyden Umstände ist hier erklärt und gezeiget worden.

In der folgenden Abhandlung werden wir ein Beyspiel eines gleichen Irrthums sehen, als der oben erwähnte war, da man eine Nebenwirkung für die Ursache hielt, und wo der Menge des Geldes eine Folge oder Wirkung zugeschrieben ward, die man in der That einer Veränderung der Sitten und der Lebensart eines Volks beymeßen muß.

* Lib. 2. cap. 15.
** Plin. lib. 33. cap. 11.

Von

Von den Zinsen.



IV.

Von den Zinsen.

Nichts wird für ein gewisseres Kennzeichen von dem blühenden Zustande einer Nation gehalten, als wenn die Zinsen niedrig sind, und zwar mit Recht; ob ich gleich glaube, daß das nicht die wahre Ursache davon sey, die man sich gemeiniglich einbildet. Die Ursache niedriger Zinsen wird gemeiniglich dem Ueberflusse des Geldes zugeschrieben. Aber so überflüßig auch **das Geld seyn mag, so hat es doch, wenn es einmal festgesetzt ist, keine andre Wirkung, als daß** es die Preise der Arbeit erhöhet. Das Silber ist gemeiner als das Gold, und also empfängt man eine größere Menge davon für eben dieselbe Waare: aber bezahlt man darum weniger Zinsen dafür? die Zinsen sind in Batavia und Jamaica zu zehn und in Portugal zu sechs Procent; obgleich diese Oerter, wie wir aus den Preisen der Dinge abnehmen können, einen größern Ueberfluß an Gold und Silber haben, als London oder Amsterdam.

Wenn alles Gold in England auf einmal vernichtet würde, und ein und zwanzig Schillinge an die Stelle einer jeden Guinee gesetzet würden, würde alsdenn das Geld häufiger, und die Zinsen niedriger seyn? Nein gewiß nicht; wir würden

den bloß das Silber anstatt des Goldes gebrauchen. Wenn das Gold so gemein als das Silber, und das Silber so gemein, als das Kupfer wäre; würde alsdenn das Geld häufiger, oder die Zinsen niedriger seyn? Wir müssen hier dieselbige Antwort geben. Unsre Schillinge würden alsdenn gelb und unsre halbe Pence weiß seyn; und wir würden keine Guineen haben. Weiter würde man keinen Unterschied bemerken. Keine Veränderung würde in der Handlung, den Manufacturen, der Schifffahrt oder den Zinsen vorgehen; wofern wir uns nicht einbilden, daß die Farbe des Metalls von einigen Folgen sey.

Was bey diesen großen Veränderungen in der Menge oder Anzahl des Geldes bemerkt wird, muß auch bey allen kleinern Veränderungen statt finden. Macht es keinen Unterschied, wenn man das Gold und Silber funfzehnmal vermehrt; wie vielweniger kann dasjenige Folgen haben, wenn man es verdoppelt, oder dreyfach vermehrt? Alle Vermehrung hat keine andre Wirkung, als daß sie den Preis der Arbeit und der Waaren erhöhet. Und selbst diese Veränderung ist wenig mehr als eine Veränderung in der Benennung. In dem Fortgange zu diesen Veränderungen, kann die Vermehrung einigen Einfluß haben, indem sie den Fleiß aufmuntert; aber sind die Preise nach Maaßgebung der neuen Menge des Goldes und Silbers erst einmal festgesetzt, so hat diese Vermehrung weiter nicht den geringsten Einfluß.

Eine

Eine Wirkung ist allezeit ihrer Ursache gemäß. Die Preise sind ohngefähr seit der Entdeckung von Indien viermal höher gestiegen, und wahrscheinlicherweise ist das Geld weit höher angewachsen: aber die Zinsen sind nicht viel unter die Hälfte gefallen. Die Zinsen müssen also nicht nach der Menge und Anzahl dieser kostbaren Metalle berechnet werden.

Da das Geld bloß einen eingebildeten Werth hat, worüber sich die Menschen verglichen haben; so kann die größere oder geringere Anzahl desselben keine Folgen haben, wenn wir eine Nation für sich selbst betrachten; und ist die Menge der Münzen, sie mag auch noch so groß seyn, einmal festgesetzt, daß sie nicht mehr zunimmt; so hat sie keine andre Wirkung, als daß sie einen jeden zwingt eine größere Anzahl von den glänzenden Stückchen Metall für Kleider, Hausgeräthe oder Equipage abzuzählen, ohne daß sie eine von denen Waaren vermehret, die das Leben bequemer machen. Wenn ein Mensch Geld borgt, um ein Haus zu bauen, so muß er alsdenn eine größere Last bey sich tragen; weil die Steine, das Holz, das Bley, Glaß u. s. f. nebst der Arbeit der Maurer und Zimmerleute, durch eine größere Menge von Gold und Silber vorgestellet werden. Da aber diese Metalle nur so angesehen werden, als wenn sie etwas vorstellen; so kann ihre Maße, oder ihre Menge, ihr Gewicht oder Farbe, weder in ihrem wahren Werth, oder in ihren Zinsen, einen Unterschied machen. Gleiche Zinsen verhal-

ten sich allezeit auf gleiche Art zu der Summe. Und wenn ihr mir so viel Arbeit und Waaren leihet; so empfangt ihr durch fünf Procent allezeit gemäße oder proportionirte Arbeit und Waaren, sie mögen vorgestellt werden, wie sie wollen; entweder durch gelbe oder weiße Münzen; durch ein Pfand, oder durch eine Unze. Man sucht also die Ursache von dem Fallen und Steigen der Procente oder Zinsen vergebens in der größern oder geringern Anzahl des Goldes und Silbers, die bey einer Nation festgesetzt ist.

Die Zinsen werden durch drey Umstände erhöhet: durch eine große Noth zu borgen: durch einen kleinen Vorrath von Geld, um dieser Noth abzuhelfen: und durch den großen Gewinn bey der Handlung; und diese Umstände sind ein deutlicher Beweis von dem schlechten Fortgange der Handlung und des Fleißes; nicht aber von der Seltenheit des Goldes und Silbers. Hingegen werden die Zinsen durch die drey entgegengesetzte Umstände herunter gesetzt; nämlich durch ein geringes Bedürfniß zum Borgen; durch große Reichthümer, die zum Ausleihen bereit liegen; und durch den geringen Gewinn bey der Handlung. Diese Umstände sind alle mit einander verbunden, und entstehen aus dem Anwachs der Handlung und des Fleißes; aber nicht aus der Vermehrung des Goldes und Silbers. Ich werde mich bemühen, dieses so deutlich, und so vollkommen als möglich, zu beweisen; und ich will mit den Ursachen und den Wirkungen eines großen Bedürfnißes zum Borgen anfangen.

Wenn

Wenn ein Volk sich nur ein wenig aus seinem wilden Zustande emporgeschwungen hat, und zahlreicher geworden, als es ursprünglich gewesen; so muß unmittelbar eine Ungleichheit des Eigenthums erfolgen; und da einige große Striche Landes besitzen; so werden andre in enge Gränzen eingeschränkt; und noch andre besitzen gar kein Land. Diejenigen, die mehr Land haben, als sie bearbeiten können, bedienen sich derjenigen, die keines besitzen, und vergleichen sich darüber, einen gewissen Theil der Einkünfte anzunehmen. Auf diese Art werden so gleich die Landzinsen eingerichtet; und es ist kein festgesetzter Staat, er mag auch noch so rohe seyn, worinn die Sachen nicht auf diesem Fuße sind. Von diesen Eigenern des Landes müssen einige ganz anders gesinnt seyn, als die andern; und wenn der eine einen Theil von seinen Einkünften für die Zukunft aufsparet; so wird der andre das so gleich verzehren, was für viele Jahre zureichen könnte. Aber da die Lebensart eines Menschen, der ein gewißes Einkommen verzehret, vollkommen müßig ist; so haben solche Leute die Beschäftigungen so sehr nöthig, daß der größte Theil derselben den Vergnügungen nachjagen wird, sie mögen auch seyn wie sie wollen; und es wird unter den Eigenern des Landes immer mehr Verschwender als Geizige geben. Da also in einem Staate, worinn nichts als Landzinsen gegeben werden, wenig Sparsamkeit angetroffen wird; so müssen diejenigen, welche borgen, sehr zahlreich seyn; und folglich müssen sich die Zinsen darnach richten. Der Unterschied hängt nicht

von der Menge des Geldes, sondern von den herrschenden Gewohnheiten und Sitten ab. Allein, durch diese wird das Bedürfniß zu borgen vergrössert, oder verringert. Wenn das Geld auch so überflüßig ist, daß man sechs Pence für ein Ey bezahlen muß; so wird es doch viele geben, die borgen; und die Zinsen werden hoch seyn, so lange der Staat bloß aus Landjunkern und Bauern besteht. Es würde alsdenn zwar der Pacht höher und beträchtlicher seyn; aber eben derselbige Müssiggang des Landjunkers, nebst den hohen Preisen der Waaren, würden diesen Pacht in eben derselbigen Zeit durchbringen, und eine gleiche Noth und Bedürfniß zu borgen verursachen *.

Eben

* Ein berühmter Rechtsgelehrter, der ein Mann von großer Wissenschaft und Einsicht ist, hat mich versichert: es erhelle aus alten Schriften und Urkunden, daß vor ohngefähr vierhundert Jahren, das Geld in Schottland, und vermuthlich auch in andern Theilen von Europa, nur fünf pro Cent gegeben; und daß hernach vor der Entdeckung von America die Zinsen bis zu zehn pro Cent gestiegen. Diese Sache ist merkwürdig; aber sie läßt sich mit dem, was eben gesagt ist, leicht vereinigen. In den ältesten Zeiten lebten die Menschen so viel zu Hause, und auf eine so einfältige und sparsame Art, daß sie kein Geld gebrauchten; und obgleich damals wenige waren, die leihen konnten; so war doch die Zahl derjenigen, die boraten, noch geringer. Die Geschichtschreiber messen die Ursache, warum die Zinsen in den frühesten Zeiten der römischen Republik so hoch gewesen, dem öftern Verluste bey, den die Landleute durch die Einfälle und Streifereyen der Feinde litten.

Eben so verhält es sich mit dem zweyten Umstande, den ich betrachten will, nämlich mit dem geringern oder größern Vorrathe des Geldes, das zum Ausleihen bereit liegt. Auch diese Wirkung hängt von den Sitten und der Lebensart eines Volkes, und keinesweges von der Menge des Geldes und Silbers ab. Um in einem Staate viele Leute zu haben, die leihen sollen, ist es weder zureichend noch nothwendig, daß darinn ein größerer Ueberfluß von diesen kostbaren Metallen sey. Es wird bloß erfodert, daß der Besitz, oder das Vermögen, mit dem Gelde, das in dem Staate ist, zu schalten, es mag viel oder wenig seyn, dergestalt in besondern Händen sey, daß ansehnliche Summen erwachsen, und große Geldzinsen heraus gebraucht werden. Hierdurch entstehet eine große Anzahl von Verleihern, und der Wucher fällt; und ich getraue mir zu behaupten, daß dieses nicht von der Menge der Münzen, sondern von den besondern Sitten und Gewohnheiten abhängt, wodurch große und ansehnliche Summen Geldes in besondere Hände gebracht werden.

Denn man nehme an, daß einem jeden Einwohner Großbrittanniens in einer Nacht durch ein Wunderwerk fünf Pfund in die Tasche kämen, so würde dadurch alles Geld, was itzund in dem Königreiche ist, mehr als verdoppelt werden; und dennoch würde es an dem folgenden Tage, oder einige Zeit hernach, nicht mehr Leute geben, die verleihen: noch würden die Zinsen die geringste Veränderung leiden. Und bestünde der Staat bloß

aus Landjunkern und Bauern; so könnte dieß Geld, ob es gleich so überflüßig wäre, doch nie zu Summen aufgehäuft werden, und würde sonst keine Folgen haben, als daß es die Preise erhöhete. Der verschwenderische Landjunker bringt es durch, sobald er es empfängt; und der bettelarme Bauer hat weder Vermögen und Verlangen, noch Ehrgeiz, außer seinem bloßen Lebensunterhalte, noch etwas zu erübrigen. Da also der Ueberschuß derer jenigen, welche borgen, gegen diejenigen, welche leihen, noch immer derselbige bleibt; so kann auch keine Heruntersetzung der Zinsen erfolgen. Dieses hängt von einem andern Grunde ab, und muß durch die Vermehrung und den Wachsthum des Fleißes, der Sparsamkeit, der Künste und der Handlung verursachet werden.

Alles was zum Leben des Menschen nützlich ist, entspringt aus der Erde; aber wenige Dinge sind ursprünglich so beschaffen, daß man sie schon gebrauchen kann. Es wird also, außer den Bauern und Besitzern des Landes, eine andere Classe von Menschen erfodert, die von den erstern die rohen Materialien erhalten, denenselben durch ihre Arbeit die gehörige Gestalt geben, und einen Theil derselben zu ihrem Gebrauche und zu ihrem Unterhalte behalten. In der Kindheit der Gesellschaft werden diese Contracte zwischen den Künstlern und den Bauern, und zwischen den Künstlern von verschiedner Art, gemeiniglich unmittelbar durch die Parteyen selbst geschlossen, die als Nachbarn ihre wechselsweise Bedürfnisse wissen,

und

und sich unter einander Beystand leisten können. Aber wenn der Fleiß der Menschen zunimmt und ihre Absichten sich erweitern; so findet man, daß die entferntesten Theile des Staats sich eben so wohl, als die nahegelegensten, Beystand leisten können; und diese wechselsweise Dienstleistungen können zu dem größten Umfange und Weitläuftigkeit gebracht werden. Dieß ist der Ursprung der Kaufleute, der nützlichsten Art von Menschen, die zwischen denen Theilen des Staats Unterhändler sind, die mit einander nicht bekannt, und ihre beyderseitigen Bedürfnisse nicht wissen. Es sind in einer Stadt funfzig Leute, die Seide und Lein verarbeiten, und tausend Käufer; diese Leute können nie recht zusammen kommen, als bis ein Mann einen Laden aufschlägt, den die Manufacturiers und die Käufer besuchen. In dieser Provinz wächst Gras im Ueberfluß; die Einwohner haben eine Menge von Käse, Butter und Vieh; aber es fehlet ihnen an Brod und Korn, woran eine benachbarte Provinz einen zu großen Ueberfluß hat, als daß die Einwohner alles verbrauchen könnten. Dieß entdeckt jemand. Er bringt Korn aus der einen Provinz, und kehret mit Vieh zurück; und indem er beyder Mangel ersetzt, ist er in sofern ein allgemeiner Wohlthäter. So wie das Volk an Anzahl und Fleiß zunimmt, wird die Schwierigkeit der wechselsweisen Dienstleistung vermehret; die Geschäffte der Unterhandlung, oder der Kaufmannschaft, werden mehr verwickelt, und zu einer größern Mannichfaltigkeit vertheilt, zusammen gesetzt und vermischt. Von allen diesen Gesellschaf-

ten und Unterhandlungen ist es nothwendig und billig, daß ein ansehnlicher Theil der Waaren, und der Arbeit dem Kaufmanne anheim falle, dem man sie größtentheils zu danken hat. Und diese Waaren wird er zum Theil behalten, oder gemeiniglich in Geld verwandeln, wodurch sie alle vorgestellt werden. Wenn das Gold und Silber mit dem F[illegible] zugleich zugenommen haben; so wird eine größere Menge von diesen Metallen erfodert, um einen großen Vorrath von Waaren und Arbeit vorzustellen. Hat aber der Fleiß allein zugenommen; so müssen die Preise von allen Dingen fallen, und eine sehr geringe Anzahl von Münzen die Waaren vorstellen.

Nach nichts hat das menschliche Gemüthe ein beständigeres und unersättlicheres Verlangen, als nach der Uebung und Beschäfftigung; und diese Begierde scheint der Grund aller unsrer Leidenschaften und Wünsche zu seyn. Man nehme einem Menschen alle Arbeit und ernsthafte Beschäfftigung, so wird er unermüdet von einem Zeitvertreibe zum andern laufen; und die Last, womit ihn der Müßiggang niederdrückt, ist so schwer, daß er nicht an den Untergang denkt, der aus seiner unmäßigen Erschöpfung erfolgen muß. Man verschaffe ihm eine unschädlichere Art, seinen Geist oder seinen Körper zu beschäfftigen; so ist er zufrieden, und fühlt nicht mehr den unersättlichen Durst nach Vergnügung. Ist aber die Beschäfftigung, die man ihm giebt, von der Art, daß er dabey gewinnt, vornehmlich wenn der Gewinn mit jeder Ausübung

des

des Fleißes verknüpft iſt; ſo hat er den Gewinn ſo oft vor Augen, daß er nach und nach eine Leidenſchaft dafür bekommt, und kein andres Vergnügen kennet, als den täglichen Wachsthum ſeines Vermögens zu ſehen. Und dieß iſt die Urſache, warum die Handlung die Sparſamkeit vermehret, und warum es unter den Kaufleuten eben ſo viel mehr Geizige als Verſchwender giebt, als unter den Landjunkern mehr Verſchwender, als Geizige, ſind.

Die Handlung befördert den Fleiß, indem ſie denſelben ſo leicht von einem Gliede des Staats zu dem andern bringt, und kein Glied umkommen oder unnütz ſeyn läßt. Sie vermehret die Sparſamkeit, indem ſie den Menſchen Beſchäfftigung verſchafft, und ſie mit den Künſten des Gewinns beſchäfftigt, die ſich bald ihre Neigung erwerben, und allen Geſchmack an Vergnügen und Aufwand verbannen. Es iſt dieß eine unfehlbare Wirkung der fleißigen Lebensarten, oder Profeſſionen, daß ſie die Sparſamkeit befördern, und die Liebe zum Gewinn, auf Koſten der Liebe zu den Vergnügungen, nähren. Unter den Rechtsgelehrten und Aerzten, die irgend etwas zu thun haben, giebt es weit mehrere, die etwas von ihrem Einkommen erübrigen, als die mehr verzehren, als ſie einnehmen, oder auch nur ihr ganzes Einkommen verzehren. Aber die Rechtsgelehrten und Aerzte befördern den Fleiß nicht; und ſie erlangen ſogar ihre Reichthümer auf Koſten andrer; ſo daß ſie allezeit das Vermögen eines ihrer Nebenbürger in eben der Maaße verringern, als ſie das ihrige vermehren. Hinge-

gen die Kaufleute befördern den Fleiß, indem sie gleichsam die Canäle sind, wodurch derselbe jedem Winkel des Staats zugeführet wird; und zu gleicher Zeit erlangen sie, durch ihre Sparsamkeit, eine große Gewalt über diesen Fleiß, und sammlen ein großes Eigenthum von Arbeit und Waaren, zu deren Hervorbringung sie die vornehmsten Werkzeuge sind. Außer der Kaufmannschaft also kann keine Profession das Geldinteresse ansehnlich machen; oder in andern Worten, keine Profession, außer der Kaufmannschaft, kann den Fleiß befördern, und durch die gleiche Vermehrung der Sparsamkeit einigen besondern Gliedern der Gesellschaft eine große Gewalt über diesen Fleiß verschaffen. Ohne die Handlung muß der Staat größtentheils aus Landjunkern bestehen; deren Verschwendung und Aufwand das Borgen immer sehr nothwendig machen muß; und aus Bauern, die keine Summen haben, die sie ausleihen können. Das Geld sammlet sich nie in große Capitalien oder Summen, die man auf Zinsen ausleihen könnte. Es ist in unzähligen Händen zerstreuet, die es entweder durch eitle Pracht und Ueppigkeit verschleudern, oder es zum Einkauf der gemeinen Nothwendigkeiten des Lebens anwenden. Die Handlung allein sammlet es zu beträchtlichen Summen; und diese Wirkung entstehet bloß aus dem Fleiße, den sie hervorbringt, und aus der Sparsamkeit, die sie einflößt; ohne daß die Menge des Goldes und Silbers, das etwa in dem Staate circuliren mag, den geringsten Antheil an allen diesen hat.

Auf

Auf diese Art bringt die Vermehrung der Handlung, durch eine unausbleibliche und nothwendige Folge, eine gröſsere Anzahl von solchen Personen hervor, die Geld ausleihen können; und folglich setzt sie auch die Zinsen herunter. Nun müssen wir betrachten, in wiefern diese Vermehrung und Verbesserung der Handlung den Gewinn der Handlung vermindert, und den dritten Umstand hervorbringt, der erfodert wird, wenn die Zinsen niedrig seyn sollen.

Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir hiebey bemerken, daß niedrige Zinsen, und ein geringer Gewinn bey der Handlung zween Fälle sind, die sich unter einander befördern, und beyde ursprünglich aus der weitläuftigen Handlung fließen, die die Kaufleute bereichert und das Vermogen der Privatleute an baaren Gelde ansehnlich macht. Wo die Kaufleute groſse Capitalien besitzen, sie mögen durch wenig oder durch viel Stücke von Metall vorgestellt werden, da muß es sich sehr oft zutragen, daß ein groſser Theil dieser Reichthümer entweder von ihnen selbst, wenn sie der Handlung überdrüßig sind, oder von ihren Erben, die nicht im Stande oder Willens sind, die Handlung fortzusetzen, so angelegt wird, daß es ein sicheres und jährliches Einkommen giebt. Die Menge verringert den Preis, und macht, daß der Ausleiher niedrige Zinsen nimmt. Diese Betrachtung treibt manchen an, sein Geld in der Handlung zu lassen, und lieber mit einen schlechten Gewinn zufrieden zu seyn, als das Geld auf eine so nachtheilige Art aus-

auszuthun. Wenn die Handlung aber sehr weitläuftig geworden, und mit großen Summen getrieben wird; so muß auf der andern Seite unter den Kaufleuten eine Nacheiferung entstehen, die den Gewinn der Handlung verringert, zu eben der Zeit, da sie die Handlung selbst vergrößert. Der geringe Gewinn bey der Handlung bewegt die Kaufleute, niedrige Zinsen zu nehmen, wenn sie die Handlung niederlegen und sich zur Ruhe begeben wollen. Es ist also unnütz zu untersuchen, welcher von diesen beyden Umständen, die **niedrigen Zinsen**, oder der **schlechte Gewinn bey der Handlung**, die Ursache oder die Wirkung sey. Beyde entstehen aus einer weitläuftigen Handlung, und befördern sich unter einander. Niemand wird mit niedrigen Gewinn zufrieden seyn, wenn er hohe Zinsen haben kann; und niemand wird niedrige Zinsen für sein Geld nehmen, wenn er viel damit gewinnen kann. Indem eine weitläuftige Handlung große Capitalien zusammenbringt, verringert sie beyde und zwar in gleichem Maaße. Ich kann noch hinzusetzen, daß der geringe Gewinn, der durch die Vermehrung der Handlung und des Fleißes verursacht wird, wiederum zu der weitern Vermehrung der Handlung etwas beyträgt, indem dadurch die Waaren wohlfeiler, der Absatz befördert, und der Fleiß vermehrt wird. Und wenn wir auf diese Art den ganzen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen betrachten; so sehen wir, daß die Zinsen der wahre Barometer des Staats sind, und daß sie ein gewisses und untrügliches Kennzeichen von dem blü-

henden

henden Zuſtande eines Volks abgeben, wenn ſie niedrig ſind. Niedrige Zinſen beweiſen auf das deutlichſte, daß der Fleiß ſehr hoch geſtiegen, und daß er durch den ganzen Staat circuliret. Und ob es gleich vielleicht nicht unmöglich iſt, daß ein plötzlicher und großer Verfall der Handlung auf eine ſehr kurze Zeit eben dieſe Wirkung hervorbringen könne: indem dadurch ſehr viel Geld aus der Handlung kömmt; ſo befinden ſich doch die Armen, bey dieſem Verfalle der Handlung, in einem ſolchen Elend und Mangel an Arbeit, daß, außer der kurzen Dauer dieſer Wirkung, man unmöglich dieſen letztern Fall mit dem erſtern vermengen kann.

Diejenigen, welche behauptet haben, daß die Menge des Geldes die Urſache der niedrigen Zinſen ſey, ſcheinen eine Nebenwirkung für die Urſache zu nehmen; indem eben der Fleiß, der die Zinſen heruntерſetzt, gemeiniglich einen großen Ueberfluß von Gold und Silber zuwege bringt. Die Mannichfaltigkeit von ſchönen Manufacturen, nebſt wachſamen und unternehmenden Kaufleuten, wird bald Geld in den Staat ziehen, wo es anders noch in der Welt wo anzutreffen iſt. Indem durch eben dieſe Urſache die Bequemlichkeiten des Lebens vermehret werden, und der Fleiß befördert wird, gerathen auch zugleich große Reichthümer in die Hände der Privatperſonen, die keine Ländereyen beſitzen; und folglich werden auch durch eben dieſe Urſache, die Zinſen heruntergeſetzt. Aber, obgleich dieſe beyden Wirkungen, der Ueberfluß des Geldes und niedrige Zinſen, natürlicherweiſe aus

der

der Handlung und dem Fleiße erfolgen, so hängen sie doch von einander nicht ab. Denn man nehme an, ein Volk weit in der stillen See, ohne einige fremde Handlung oder Kenntniß der Schifffahrt; man nehme an, daß dieses Volk allezeit ein gleiches Capital von Geld besitzet; aber beständig an Menschen und Fleiß zunimmt; es ist offenbar, daß die Preise aller Waaren nach und nach bey diesem Volke fallen müssen; weil das Verhältniß des Geldes zu den Waaren von allerhand Arten ihren beyderseitigen Werth bestimmt; und weil in dem Falle, den wir angenommen haben, die Bequemlichkeiten des Lebens täglich überflüßiger werden; die Münze aber keine Veränderung leidet. Es wird also ein geringerer Vorrath von Geld in diesen fleißigen Zeiten jemand zu einem reichen Manne machen, als eine größere Menge Geldes in unwissenden und trägen Zeiten thun kann. In diesen fleißigen Zeiten wird weniger Geld ein Haus bauen; eine Tochter ausstatten; ein Landgut kaufen; eine Manufactur, eine Familie, oder einen Hausstand unterhalten. Zu einem solchen Gebrauche borgt man Geld; und folglich hat der größere oder geringere Vorrath desselben in einem Staate, keinen Einfluß auf die Zinsen. Aber es ist offenbar, daß das größere oder kleinere Capital von Arbeit und Waaren einen großen Einfluß haben müsse; weil wir in der That diese borgen, wenn wir Geld auf Zinsen nehmen. Es ist wahr, wenn die Handlung über die ganze Erdkugel verbreitet ist, so haben die fleißigsten Nationen allezeit den größten Ueberfluß von Gold und Silber, so, daß

niedrige

niedrige Zinsen und der Ueberfluß des Geldes fast allezeit unzertrennlich sind. Doch ist es allezeit der Mühe werth, die wahre Ursache eines Verfalles zu wissen, und dieselbe von Nebenwirkungen zu unterscheiden. Außer daß diese Untersuchung angenehm ist, kann sie, bey der Verwaltung der Staatsgeschäfte, von einigem Nutzen seyn. Zum wenigsten muß man gestehen, daß nichts nützlicher seyn könne, als durch die Uebung, die Methode zu verbessern, deren man sich bey Untersuchung dieser Vorwürfe bedient, die die wichtigsten von allen sind; ob sie gleich gemeiniglich sehr nachläßig und unbedachtsam betrachtet und abgehandelt werden.

Eine andere Ursache dieses gemeinen Irrthums in Absicht auf die Ursache der niedrigen Zinsen, scheint das Beyspiel einiger Nationen zu seyn, die man zum Beweise anführt; da die Zinsen, nachdem man durch eine auswärtige Eroberung mit einmal viel Geld bekommen, nicht nur unter dem Volke, das diese Eroberung gemacht, sondern auch in den benachbarten Staaten, gefallen, sobald das Geld zerstreuet worden, und sich allenthalben eingeschlichen hatte. So fielen die Zinsen in Spanien gleich nach der Entdeckung von America beynahe um die Hälfte, wie uns Garcilaßo de la Vega berichtet; und sie haben seit der Zeit, nach und nach, in allen europäischen Reichen abgenommen. Die Zinsen fielen in Rom nach der Eroberung von Egypten, von sechs zu vier pro Cent, wie wir aus dem Dion * sehen.

Die

* Lib. 51.

Die Ursachen, warum die Zinsen in diesem Falle geringer werden, scheinen in dem Staate, der die Eroberung gemacht hat, von anderer Art zu seyn, als in den benachbarten Staaten; aber in keinem von beyden können wir mit Recht diese Wirkung bloß der Vermehrung des Goldes und Silbers zuschreiben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß in dem Staate, der die Eroberungen gemacht hat, das neu erworbene Geld in die Hände weniger Personen fallen, und in große Summen gesammlet wird, von denen man ein sicheres Einkommen haben will, und sie entweder in Ländereyen anlegt, oder auf Zinsen ausleihet; und folglich erfolgt auf eine kurze Zeit eben die Wirkung, als wenn die Handlung und der Fleiß ansehnlich zugenommen hätten. Wenn sich mehr Leute finden, die leihen, als solche, die borgen wollen; so müssen die Zinsen fallen; und zwar um so viel geschwinder, wenn diejenigen, die große Summen in Händen haben, keinen Fleiß noch Handlung in dem Staate finden, und ihr Geld auf keine andre Art nützen können, als daß sie auf Zinsen ausleihen. Aber wenn diese neue Masse von Gold und Silber verdauet ist, und durch den ganzen Staat circuliret hat, so gerathen die Sachen bald wieder in den vorigen Zustand; indem die Landjunker und die neuen Rentenirer müßig leben, und mehr verzehren, als sie einnehmen; die erstern täglich Schulden machen, und die letztern ihr Capital endlich völlig aufzehren. Es kann noch alles Geld in dem Staate seyn, und seine

Wir-

Wirkung in Erhöhung der Preise äußern; aber da es nun nicht in große Capitalien gesammlet ist; so fangen die Borgenden an, sich zu den Ausleihern eben so, als vorher, zu verhalten; und folglich fangen auch die Zinsen wieder an zu steigen.

Wir finden auch, daß in Rom, schon zur Zeit des Tiberius, die Zinsen wieder bis zu sechs pro Cent gestiegen, ob sich gleich kein Verfall eräuget hatte, wodurch das Reich von seinen Schätzen entblößt worden. Zu Trajans Zeiten trug das Geld, das auf Hypotheken in Italien verliehen ward, sechs pro Cent, und auf gemeine Hypotheken in Bithynien zwölf pro Cent. Und wenn die Zinsen in Spanien nicht wieder zu der vorigen Höhe gestiegen sind, so muß man es bloß der Fortdauer derjenigen Ursache zuschreiben, die sie zuerst herunter gesetzt hat; nämlich den großen Reichthümern, die noch beständig in America erworben, und von Zeit zu Zeit nach Spanien gebracht werden, und die Bedürfnisse der Borgenden ersetzen. Vermöge dieser zufälligen und fremden Ursache, liegt in Spanien mehr Geld zum Ausleihen bereit, das ist, es wird da mehr Geld in große Summen gesammlet, als man sonst in einem Staate finden könnte, worinn es um die Handlung und den Fleiß so schlecht aussieht.

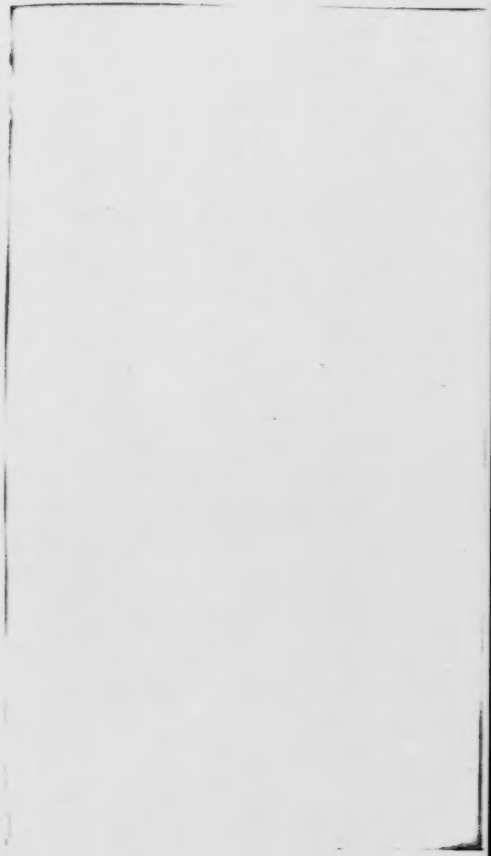
Was die Heruntersetzung der Zinsen anbetrifft, die in England, Frankreich und andern europaischen Reichen, die keine Bergwerke haben, erfolgt ist, so ist sie nach und nach geschehen, und ist nicht

durch die Vermehrung des Geldes an und für sich selbst, verursacht worden, sondern durch die Vermehrung des Fleißes, welches die natürliche Wirkung der erstern Vermehrung ist, und zwar in der Zwischenzeit, ehe sie den Preis der Arbeit und der Lebensmittel erhöhet. Denn, um wieder zu unsern angenommenen Fall zu kommen, so frage ich, müßten nicht alle Wirkungen erfolgen, die wir itzund wahrnehmen, wenn der Fleiß der Engländer eben so sehr durch andre Ursachen wäre befördert, und vermehret worden? (Und dieser Wachsthum hätte leicht statt haben können, wenn das Geld auch nicht vermehrt wäre.) Man würde in diesem Fall eben so viel Menschen in dem Reiche finden, eben so viel Waaren, eben so viel Fleiß, Manufacturen und Handlung, und folglich auch eben so viel Kaufleute mit eben denselbigen Capitalien, die bloß durch eine geringere Anzahl weißer oder gelber Stücke Metall vorgestellt würden; welches ein Umstand von keiner Wichtigkeit seyn würde, und bloß den Fuhrmann, den Träger und die die Kisten machen, angehen würde. Da also die Ueppigkeit, die Manufacturen, die Künste, der Fleiß und die Sparsamkeit, alsdenn eben so blühen würden, als itzund; so ist es offenbar, daß die Zinsen auch eben so niedrig hätten seyn müssen; weil dieses eine nothwendige Folge von diesen Umständen ist; in sofern sie den Gewinn bey der Handlung, und das Verhältniß derer, die in einem Staate leihen, zu denenjenigen, welche borgen, bestimmen und fest setzen.

Von

Von der

Balanz der Handlung.



* *

V.

Von der

Balanz der Handlung.

Es ist unter Nationen, die von der Handlung nichts wissen, sehr gewöhnlich, die Ausfuhre der Waaren zu verbiethen, und alles, was sie für schätzbar und nützlich halten, für sich zu behalten. Sie bedenken nicht, daß sie durch dieses Verboth ihrer Absicht gerade zuwider handeln, und daß, je mehr von einer Waare ausgeführt wird, desto mehr von derselben in ihrem Lande aufgebracht werde, die ihnen doch immer zuerst angebothen wird.

Es ist den Gelehrten bekannt, daß die alten Gesetze der Athenienser die Ausfuhre der Feigen zu einem Verbrechen machten; weil man diese Frucht in Attica für so vortrefflich hielt, daß die Athenienser glaubten, sie wären für den Gaum eines Fremden zu köstlich. Und mit diesem lächerlichen Verbothe war es ihnen ein solcher Ernst, daß die Angeber daher bey ihnen Sycophanten genannt wurden, von zwey griechischen Worten, welche Feigen und Entdecker bedeuten. Man hat mir gesagt, daß viele alte Parlamentsacten eben die Unwissenheit in der Handlung verrathen.

Und bis auf diesen Tag ist, in einem benachbarten Konigreiche, die Ausfuhre des Korns fast allezeit verbothen, um, wie man sagt, der Hungersnoth vorzukommen; ob es gleich offenbar ist, daß nichts so sehr zu dem ostern Mangel an Lebensmitteln beyträgt, dem dieses fruchtbare Land ausgesetzt ist.

Eben diese eifersüchtige Furcht herrscht in Absicht auf das Geld unter den verschiednen Nationen; und es wird beydes Vernunft und Erfahrung erfodert, um ein Volk zu überzeugen, daß dieses Verboth zu weiter nichts diene, als ihnen den Umtausch beschwerlich und nachtheilig zu machen, und noch eine weit größere Ausfuhre zu veranlassen.

Diese Irrthümer, möchte man sagen, sind grob und handgreiflich; aber es herrscht noch immer selbst unter den Nationen, die die Handlung verstehen, eine starke Eifersucht in Absicht auf die Balanz der Handlung, und eine Furcht, daß alle ihr Geld und Silber sie verlassen möchte. Dieß scheint mir fast in jedem Falle eine sehr ungegründete Furcht zu seyn; und ich würde eben so leicht befürchten, daß alle unsre Quellen und Ströme möchten erschöpft werden, als daß das Geld ein Reich verlassen sollte, das einen Ueberfluß an Menschen und Fleiß hat. Laßt uns diese letztern Vorzüge sorgfältig bewahren; so haben wir nicht nothig, den Verlust der erstern zu befürchten.

Man

Man bemerkt leicht, daß alle Berechnungen, die in Absicht auf die Balanz der Handlung gemacht sind, sich auf sehr ungewisse Dinge gründen, die man zum voraus setzt. Man gestehet es, daß die Zollbücher ein sehr unzureichender Grund sind, nur etwas daraus zu schließen. Aus dem Belaufe des Umtausches läßt sich die Balanz der Handlung nicht viel besser beurtheilen; man müßte denn den Umtausch mit allen Nationen betrachten, und auch die Verhältnisse der verschiednen Summen wissen, die remittirt werden; welches man, ohne zu irren, für unmöglich ausgeben kann. Ein jeder, der jemals hierüber geschrieben hat, hat seine Theorie, sie möchte auch beschaffen seyn, wie sie wollte, durch Facta und Berechnungen, und Herzählung aller derer Waaren bewiesen, die nach allen fremden Ländern geschickt werden.

Die Schriften des Herrn Gee jagten der Nation ein blindes Schrecken ein, da man sah, daß er auf eine sehr umständliche Art bewiesen hatte, daß die Balanz der Handlung um eine so beträchtliche Summe gegen uns sey, daß wir, nach Verlauf von fünf oder sechs Jahren, keinen Schilling mehr haben konnten. Aber zum Glück sind nach der Zeit zwanzig Jahre verflossen, und wir haben zugleich einen kostbaren Krieg ausgestanden; und dennoch ist man der allgemeinen Meynung, daß das Geld itzund in größern Ueberfluß sey, als in irgend einem von den vorigen Zeitpuncten.

Nichts kann über diesen Punct lustiger seyn, als was der Dr. Swift darüber schreibt; ein Schriftsteller, der mehr Witz als Wissenschaft, mehr Geschmack als Beurtheilungskraft, und mehr Galle, Vorurtheile und Leidenschaften, als irgend eines von den ersten Stücken hatte. Er sagt in seinem Short View of the State of Ireland, d. i. **Kurze Betrachtung des Zustandes von Irland**: daß die ganze Casse dieses Königreichs nur fünfmal hundert tausend Pfund Sterlinge beträgt; daß von dieser Summe jährlich netto eine Million nach England remittiret wird; und daß die Irländer kaum eine andere Quelle haben, woraus sie ihren Abgang ersetzen könnten; und überdem sonst keine fremde Handlung haben, als die Einfuhre der französischen Weine, für die sie baar Geld bezahlen. Die Folge dieser Umstände, von denen man gestehen muß, daß sie sehr nachtheilig sind, war diese, daß die gangbare Münze von Irland in einer Zeit von drey Jahren von fünfmal hundert tausend Pfund bis zu weniger als zweymal hundert tausend gefallen. Und itzund, glaube ich, müßte, nach Verlauf von dreyßig Jahren, von diesem Gelde gar nichts mehr übrig seyn. Ungeachtet dieser Berechnung des Dr. Swifts findet, ich weis nicht wodurch, die Meynung, daß das Geld in Irland immer zunimmt, und worüber sich Swift so sehr ärgerte, noch immer statt, und nimmt täglich mehr überhand.

Kurz,

Kurz, diese Furcht, daß die Balanz der Handlung gegen uns sey, scheint von der Beschaffenheit zu seyn, daß sie alle diejenigen einnimmt, die mit dem Ministerio nicht zufrieden sind, oder sonst misvergnügt sind; und da sie niemals durch eine genaue Herrechnung der Ausfuhren, die den Einfuhren das Gegengewicht halten, kann widerlegt werden; so ist es vieleicht sehr gut, wenn wir hier einen allgemeinen Grund festsetzen, wodurch man die Unmöglichkeit eines solchen Vorfalls beweisen und darthun kann, daß eine solche Furcht nie gegründet sey, so lange wir unser Volk und unsern Fleiß behalten.

Man nehme an, daß vier Fünftheile von allem Gelde in Großbritannien in einer Nacht vernichtet würden, und daß die Nation, in Absicht auf das Geld, in eben die Umstände gerathe, worinn sie sich unter der Regierung der Heinriche und Eduarde befunden; was wird die Folge davon seyn? Müssen nicht die Preise aller Arbeit und Waaren nach Maaßgebung fallen, und alles eben so wohlfeil, als in damaligen Zeiten, verkauft werden? Welche Nation konnte uns alsdenn den Absatz auf fremden Märkten streitig machen, oder um so geringen Preis die Schiffahrt treiben, und die Manufacturen verkaufen, der uns dennoch einen zureichenden Gewinn verschaffen würde? In wie kurzer Zeit müßten wir also das Geld wieder einbringen, was wir verloren hätten, und uns zu eben dem Ueberfluß des Geldes wieder erheben,

der unter unsern Nachbarn herrscht? So bald wir aber wieder dazu gelanget sind, verlieren wir so gleich den Vortheil wieder, den wir aus den wohlfeilen Preisen der Arbeit und der Waaren gezogen hatten; und das Geld kann weiter nicht hineinfließen, weil wir damit überhäuft sind, und zu viel haben.

Hingegen nehme man an, daß alles Geld in Großbritannien in einer Nacht fünffach vermehrt würde; muß alsdenn nicht die entgegengesetzte Wirkung erfolgen? Müssen nicht alle Waaren und Arbeit so ausnehmend theuer werden, daß keine fremde Nation uns etwas abkaufen kann; da ihre Waaren in Vergleichung mit den unsrigen so wohlfeil werden, daß, ungeachtet aller Gesetze, die man etwa machen möchte, wir mit fremden Waaren würden überhäuft werden, und unser Geld dagegen ausflösse; bis wir unsern Nachbarn an Gelde gleich werden, und die große Ueberlegenheit an Reichthümern verlieren, die uns in so nachtheilige Umstände versetzt hatte?

Nun ist es offenbar, daß eben die Ursachen, die diese ausnehmende Ungleichheiten verbessern würden, wenn sie durch ein Wunderwerk gewirkt würden, auch verhindern müssen, daß sie sich nach dem gemeinen Laufe der Natur nicht eräugen können, und daß sie, bey allen benachbarten Nationen, das Geld in einer ziemlichen Proportion, mit der Kunst und dem Fleiße eines jeden Volks, erhalten müssen.

müssen. Alles Wasser, das mit einander zusammen hängt, steht an allen Orten gleich hoch. Man frage die Naturkündiger um die Ursache; so werden sie antworten, daß die größere Schwere des Theils, der höher als die übrigen stünde, weil er kein Gleichgewicht hat, denselben niederdrücken müsse, bis der Theil ein Gleichgewicht findet; und daß eben die Ursache, welche die Ungleichheit aufhebt und verbessert, wenn sie sich eräugen sollte, sie auch auf ewig verhindern müsse, wofern keine äußere und gewaltsame Ursache dazu kömmt *.

Kann man sich wohl vorstellen, daß es jemals möglich gewesen, durch irgend ein Gesetz, einen Kunstgriff, oder Erfindung, alles das Geld in Spanien zu erhalten, das die Gallionen aus America gebracht haben? oder daß alle Waaren in Frankreich für den zehnten Theil des Preises sollten verkauft werden, den sie jenseits der pyrenäischen Gebirge gelten, ohne einen Weg über diese Gebirge zu finden, und etwas von den ungeheuern Schä-

* Es giebt noch eine andere Ursache, deren Wirkung aber eingeschränkter ist, die der nachtheiligen Balanz der Handlung mit jeder Nation Einhalt thut. Wenn wir mehr Waaren einbringen, als ausführen, so ist der Umtausch gegen uns; und dieß wird eine neue Aufmunterung zur Ausfuhre, so viel als die Kosten der Fracht und die Assecuranz des Geldes, das man schuldig ist, austragen würde; denn höher kann der Umtausch niemals steigen.

Schätzen der Spanier heraus zu locken? Was hat es auch in der That für eine andre Ursache, daß alle Nationen bey ihrer Handlung mit den Spaniern und Portugiesen gewinnen; als weil es unmöglich ist, das Geld an einem Orte höher aufzuthürmen, als an dem andern; und weil es sich in dieser Absicht mit dem Gelde eben so verhält, als mit dem Wasser, das auch nicht an einem Orte höher, als an dem andern, stehen kann? Die Beherrscher dieser Länder haben gezeigt, daß es ihnen nicht am Willen fehle, ihr Gold und Silber für sich zu behalten, wenn es irgend möglich gewesen wäre.

Aber wie es sich mit dem Wasser verhält, das höher steigen kann, als das Element, von dem es umgeben wird, wenn es von demselben abgesondert ist; so gehet es auch mit dem Gelde, wenn es durch physicalische Verhinderung (denn alle Gesetze allein können dieses nicht ausrichten) von dem andern Gelde abgesondert ist; in diesem Falle, sage ich, kann es an einem Orte in viel größerem Ueberfluß als an dem andern seyn. Auf diese Art wird durch die ungeheure Entfernung von China, und durch die Monopolia unsrer indianischen Compagnien, welche beyde Dinge die Communication abschneiden, das Gold und Silber, und vornehmlich das letztere, in Europa in viel größerer Menge erhalten, als man diese Metalle in China findet. Aber ungeachtet dieser großen Hindernisse zeigt sich die Stärke der oben

ange-

angeführten Urſachen augenſcheinlich. Die Europäer übertreffen die Chineſer überhaupt an Geſchicklichkeit in den Manufacturen und Künſten ſehr weit; und doch können wir nie anders als mit großem Schaden mit ihnen handeln. Und würden die europäiſchen Schätze nicht beſtändig aus America erſetzt; ſo würde das Geld in Europa bald abnehmen, und in China zunehmen, bis der Vorrath deſſelben in beyden Ländern beynahe gleich würde. Es wird auch kein vernünftiger Menſch daran zweifeln, daß dieſe fleißige Nation uns bald das Geld abnehmen, was wir mehr als ſie haben, und einen größern Antheil von den americaniſchen Schätzen an ſich ziehen würde, wenn ſie uns ſo nahe läge, als Polen, oder die Barbarey. Um die Nothwendigkeit dieſes Erfolgs zu erklären, dörfen wir unſre Zuflucht nicht zu einer Phyſical-Attraction nehmen. Es giebt eine moraliſche Attraction, oder Anziehung, die aus dem Eigennutz und den Leidenſchaften entſpringt, und die eben ſo kräftig und unfehlbar wirkt.

Wodurch wird unter den verſchiednen Provinzen eines Reichs die Balanz erhalten, wodurch anders, als durch die Stärke dieſes Grundſatzes, vermöge deſſen es dem Gelde unmöglich iſt, ſein Gleichgewicht zu verlieren, und über die Proportion der Arbeit und der Waaren, die in jeder Provinz ſind, entweder zu ſteigen, oder unter dieſer Proportion zu fallen? Waren die Menſchen nicht

nicht durch eine lange Erfahrung über diesen Punct beruhiget; was für traurige Betrachtungen könnte nicht ein schwermüthiger Einwohner von Yorkshire anstellen, wenn er den Summen, die durch die Auflagen, durch den Aufenthalt so vieler Leute aus andern Provinzen, und durch Waaren, nach London gezogen werden, überrechnete und vergrößerte, und bey einer Vergleichung die entgegengesetzte Artikel, die aus seiner Provinz nach London gehen, so viel geringer fände? Bestünde England noch aus sieben Königreichen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die Regierung eines jeden Staats vor einer nachtheiligen Balanz beständig in Furcht stehen würde; und da der wechselsweise Haß dieser Staaten sehr heftig seyn würde, weil sie so nahe an einander liegen; so würde sie durch eine eifersüchtige und unnütze Vorsicht alle Handlung beschweret und unterdrückt haben. Welche von beyden Nationen, die Schotten, oder Engländer, gewinnen durch die freye Handlung, nachdem die Vereinigung von England und Schottland die Schranken geöffnet hat, die beyde Reiche trennte? Oder wenn das Geld in Schottland vermehrt worden, kann man es wohl einer andern Ursache, als der Vermehrung der Kunst und des Fleißes zuschreiben? Vor der Vereinigung herrschte in England, wie uns der Abt **Du Bos** berichtet, eine allgemeine Furcht, daß Schottland die englischen Schätze bald an sich ziehen würde, wenn man eine freye Handlung erlaubte; und auf der andern Seite der Tweed befürchtete man gerade

das

das Gegentheil. Die Zeit hat gelehret, welche Furcht gegründet gewesen.

Was bey kleinen Abtheilungen der Menschen statt findet, muß auch bey größern eintreffen. Ohne Zweifel erhielten die Provinzen des römischen Reichs unter sich und mit Italien die Balanz, ohne daß die Regierung nöthig hatte, sich darein zu mischen; und zwar eben so gut, als die verschiednen Grafschaften von Großbrittannien, oder die Dörfer dieser Grafschaften, sie unter sich erhalten. Und ein jeder, der itzund durch Europa reiset, kann wahrnehmen, daß das Geld, ungeachtet der ungereimten Eifersucht der Prinzen, beynahe zu einem Gleichgewicht gebracht ist; und daß in dieser Absicht der Unterschied zwischen einem Königreiche und dem andern nicht größer ist, als er oft zwischen den verschiedenen Provinzen eines Königreichs ist. Die Menschen häufen sich gemeiniglich in den Hauptstädten, in den Seehäfen und an den schiffbaren Flüssen. Da finden wir mehr Menschen, mehr Fleiß, mehr Waaren, und folglich auch mehr Geld; aber doch ist der letztere Unterschied allezeit dem erstern gemäß, und das Gleichgewicht wird erhalten *.

Unsre

* Man muß wohl bemerken, daß ich allemal das Gleichgewicht des Geldes mit den Waaren, der Arbeit, dem Fleiße und der Geschicklichkeit, die in einem Staate angetroffen werden, verstehe, wenn

Unsre Eifersucht und unser Haß gegen Frankreich hat keine Gränzen; und man muß zugestehen, daß wenigstens der letztere sehr vernünftig und gegründet ist. Diese Leidenschaften haben der Handlung unzählige Hindernisse verursacht, worinn man uns Schuld giebt, daß wir gemeiniglich den ersten Angriff thun. Aber was haben wir davon gewonnen? Wir haben den französischen Markt für unsre Wollenmanufacturen verloren, und den Weinhandel nach Spanien und Portugall verlegt, wo wir ein weit schlechteres Getränk viel theurer kaufen. Es giebt wenige Engländer, die nicht denken würden, ihr Vaterland sey völlig ruinirt, wenn die französischen Weine in England so wohlfeil und in solchem Ueber-

wenn ich von einem Gleichgewichte des Geldes rede. Und ich behaupte, daß, wo diese Vortheile zwey, drey oder viermal so groß sind, als sie in den benachbarten Staaten sind, das Geld gelaufig auch zwey, drey oder viermal so viel seyn wird. Der einzige Umstand, der dieses genaue Verhältniß aufheben kann, ist der Aufwand, der erfodert wird, die Waaren von einem Orte zum andern zu transportiren; diese Kosten sind bisweilen ungleich. So kann das Korn, das Vieh, die Käse und die Butter von Derbyshire aus Londen nicht so viel Geld ziehen, als die londenschen Manufacturen aus Derbyshire ziehen. Aber dieser Einwurf ist nur anscheinend: denn insofern der Transport der Waaren kostbar ist, insofern ist die Communication zwischen zween Oertern unvollkommen und gehemmet.

Ueberfluße verkauft würden, daß sie alle Ale und einheimische Getränke aus der Gewohnheit brächten: aber wenn wir die Vorurtheile ablegen wollten; so würde es nicht schwer fallen, zu beweisen, daß nichts unschädlicher und vielleicht gar vortheilhafter seyn könne. Ein jedes neues Morgen Landes, worauf Wein gebauet würde, um England zu versorgen, würde es den Franzosen nothwendig machen, das Product eines englischen Morgen Landes zu nehmen, worauf Weitzen oder Gersten gebauet wird, damit sie leben könnten; und es ist offenbar, daß wir in diesem Falle den Vortheil haben würden, daß sie von uns die bessere und nothwendigere Waare nehmen müßten.

Der König von Frankreich hat verschiedenemal Edicte bekannt machen laßen, worinn verbothen wird, neue Weinberge zu pflanzen, und befohlen wird, alle die, so neulich gepflanzt worden, auszuräuten. So wohl sieht man in Frankreich den vorzüglichen Werth des Korns vor allen andern Producten ein.

Der Marschall **Vauban** beschwert sich oft, und mit Recht, über die ungereimten Abgaben, die auf die Einfuhre der Weine von Langvedoc, Guienne und andrer südlichen Provinzen gelegt sind, so nach Bretagne und Normandie verführet werden. Er zweifelt nicht daran, daß diese leztern Provinzen ihre Balanz erhalten könnten, wenn gleich, wie er es anpreißt, die Handlung völlig frey gegeben würde. Und es ist offenbar,

daß wenige Meilen mehr zur See nach England keinen Unterschied machen würden; oder wenn der weitere Weg keinen Unterscheid verursachen könnte, so müßte derselbe auf die Waaren beyder Königreiche auf gleiche Weise wirken.

Es ist in der That ein Mittel, wodurch das Geld in einem Königreiche unter das gehörige Gleichgewicht fallen kann, so wie es auch ein Mittel giebt, dasselbe über dieses Gleichgewicht zu erheben; aber wenn wir diese Fälle untersuchen, so werden wir finden, daß sie sich nach unsrer allgemeinen Theorie auflösen und erklären lassen, und folglich dieselbe noch mehr stärken und befestigen.

Ich wüste kaum ein Mittel, wodurch das Geld unter das natürliche Gleichgewicht fallen könnte, als die Einrichtung der Banken, der öffentlichen Capitalien und des Papiercredits, wofür wir in England so sehr eingenommen sind. Durch diese Einrichtung wird das Papier dem Gelde am Werth gleich; es circulirt durch den ganzen Staat; es vertritt die Stelle des Goldes und Silbers; es steigert nach dem gehörigen Verhältniß die Preise der Arbeit und der Waaren; und verbannt folglich auf diese Art einen großen Theil dieser kostbaren Metalle, oder verhindert auch derselben weitern Anwachs. Kann auch etwas seichter und einfältiger seyn, als unsre Gedanken über diese Materie? Wir bilden uns ein, weil ein Privatmann reicher seyn würde, wenn sein Capital verdoppelt würde, so würde eben diese gute Wirkung

ung erfolgen, wenn das Geld aller Privatleute verdoppelt würde; und wir bedenken nicht, daß dieß in eben der Verhältniß auch den Preis der Waaren erhöhen, und einen jeden mit der Zeit wieder in seine vorige Umstände versetzen muß. Bloß in unsern öffentlichen Unterhandlungen und Geschäften, mit den fremden Nationen, ist ein größeres Capital von Gelde vortheilhaft und zuträglich; und da unser Papier bey ihnen nichts gilt, so fühlen wir alle die übeln Wirkungen, die aus einem größern Ueberfluß des Geldes erfolgen, ohne einen von den Vortheilen einzuerndten, die dadurch keinen erhalten werden *.

Man nehme zwölf Millionen an Papier an, die in dem Königreiche als Geld circuliren, (denn wir müssen uns nicht einbilden, daß alle unsre ungeheure Summen in Papier bestehen;) und nehme zugleich an, daß die wahre Caße des Reichs achtzehn Millionen ausmache: hier haben wir also einen Staat, der der Erfahrung zu Folge ein Capital von dreyßig Millionen enthalten kann. Ich sage,

* Wir haben in der dritten Abhandlung angemerkt, daß das Geld, wenn es sich vermehrt, in der Zwischenzeit zwischen der Vermehrung des Geldes und dem Steigen der Preise, den Fleiß aufmuntert. Diese gute Wirkung kann von dem Papiercredit auch erfolgen; aber es ist gefährlich, den Reichthum zu beschleunigen, da man besorgen muß alles zu verlieren, wenn dieser Credit fallen sollte; welches gewiß geschehen muß, wenn die öffentlichen Angelegenheiten einmal einen gewaltigen Stoß bekommen sollten.

wenn er im Stande iſt, dieſe Summe in ſich zu halten, ſo müßte er ſie nothwendig in Geld und Silber erworben haben, wenn man nicht das Einfließen dieſer Metalle durch dieſe neue Erfindung mit dem Papier verhindert hätte. **Woher aber würde der Staat dieſe Summe gezogen haben?** Von allen Königreichen in der Welt. **Aber warum?** Weil das Geld unter einem Gleichgewichte in Vergleichung mit dem Gelde unſrer Nachbarn ſtehet, wenn man die zwölf Millionen an Papier wegnimmt; und wir müßten alsdenn von ihnen allen ſo lange gewinnen, bis wir, ſo zu reden, voll und geſättigt wären, und nicht mehr Geld halten könnten. Wir bemühen uns ſorgfältig durch unſre weiſe Politik die Nation mit dieſer ſchönen Waare von Bankozedeln, und Exchequernoten zu überhäufen, als wenn wir befürchteten, mit den koſtbaren Metallen überladen zu werden.

Man darf nicht daran zweifeln, daß die große Menge von rohen Gelde und Silber in Frankreich, in großer Maaße, dem Mangel des Papiercredits zuzuſchreiben ſey. Die Franzoſen haben keine Banken: die Kaufmannsbillete circuliren bey ihnen nicht ſo, wie bey uns. Der Wucher oder das Ausleihen auf Zinſen iſt nicht gerade zu erlaubt; ſo daß ſehr viele Leute große Summen in ihren Kaſten haben; es wird eine große Menge von ſilbernen Geſchirre in Privathäuſern gebraucht, und alle Kirchen ſind davon angefüllt. Auf dieſe Art bleiben die Lebensmittel und die Arbeit viel wohlfeiler unter ihnen, als bey Nationen, die nicht

halb

halb so reich an Geld und Silber sind. Der Vortheil, den sie dadurch bey ihrer auswärtigen Handlung und in öffentlichen Nothfällen gewinnen, ist zu offenbar, als daß man ihn streitig machen könnte.

In Genua herrschte vor einigen Jahren eben die Mode, die, noch itzund in England und Holland ist, daß man sich chinesischer Waaren, anstatt des Silbergeschirres, bediente; aber der Senat, der die Folgen dieser Mode weislich vorher sah, schränkte den Gebrauch dieser zerbrechlichen Waare auf eine gewisse Maaße ein; dahingegen der Gebrauch des Silbergeschirres uneingeschränkt gelassen wurde. Und ich glaube, daß die Genueser, bey ihren neulichen Unglücksfällen, die gute Wirkung dieser Einrichtung empfunden haben. Unsre Auflage auf das Silbergeschier ist, in dieser Absicht betrachtet, vieleicht ein wenig unpolitisch.

Ehe das papierne Geld in unsre Colonien eingeführt ward, hatten sie Gold und Silber genug zum Circuliren. Seitdem aber diese Waare eingebracht worden, ist die geringste Unbequemlichkeit, die daraus entstanden, diese gewesen, daß die kostbaren Metalle ganz aus denselben verbannt worden. Und kann man zweifeln, daß nach der Abschaffung des Papiers das Geld nicht wieder zurück kehren sollte, da diese Colonien Manufacturen und Waaren besitzen, die einzigen Dinge, die in der Handlung einigen Werth haben, und um derentwillen wir einzig und allein Geld wünschen?

Was ist es doch für ein Unglück, daß Lykurg nicht auf den Papiercredit gefallen ist, da er das Gold und Silber aus Sparta verbannen wollte! dadurch würde er seinen Endzweck weit beßer erreicht haben, als durch die Klumpen von Eisen, deren er sich statt des Geldes bediente, und zugleich die Handlung mit den Fremden weit besser verhindert haben, da das Papier einen so viel geringern innern und wahren Werth hat.

Aber so wie unsre beliebte Einrichtung des Papiercredits schädlich ist, indem dieselbe fast das einzige Mittel ist, wodurch wir das Geld unter das gehörige Gleichgewicht heruntersetzen können; so besteht, meiner Meynung nach, das einzige Mittel, wodurch wir dasselbe über dieses Gleichgewicht erheben können, in einer Einrichtung, wider die wir alle als höchstverderblich uns auflehnen würden; nämlich, daß man grosse Summen in einem öffentlichen Schatz auflegte, sie einschlösse und ganz aus der Circulation wegnähme. Der fleißige Körper, der nicht mit dem nahgelegenen Elemente zusammenhängt, kann durch einen solchen Kunstgriff so hoch erhoben werden, als man nur will. Um dieses zu beweisen, dörfen wir nur noch einmal annehmen, daß die Hälfte oder ein Theil unsrer Caße vernichtet wäre. Wir haben befunden, daß wir in diesem Falle aus allen benachbarten Reichen nothwendig eine so große Summe, als vernichtet wäre, in unser Land ziehen müssen. Es scheint auch nicht, als wenn die Natur der Sache diesem Aufhäuffen von Schätzen

einige

einige nothwendige Gränzen ſetze. Eine kleine Republik, als Genf iſt, die dieſe Politik einige Zeitalter hindurch fortſetzte, könnte neunzehn Theile von allem Gelde in Europa an ſich ziehen. Es ſcheint in der That in der Natur des Menſchen ein überwindliches Hinderniß gegen dieſen ungeheuren Anwachs der Reichthümer zu ſeyn. Ein ſchwacher Staat, mit einem ungeheuren Schatze, würde bald die Beute eines ſeiner ärmern aber mächtigern Nachbaren werden. Ein großer Staat würde ſeinen Reichthum durch übel ausgedachte und gefährliche Entwürfe durch bringen, und vieleicht mit dem Schatze zugleich auch den Fleiß, die Sitten und die Zahl des Volkes vermindern und verderben, Dinge die unendlich ſchätzbarer ſind. In dieſem Falle zerbricht und zerſpaltet der flüßige Körper, der gar zu hoch angewachſen iſt, das Gefäß, worinn er enthalten iſt; und indem er ſich mit dem umgebenden Element vermiſcht, fällt er bald zu dem natürlichen Gleichgewicht.

So ſchlecht ſind wir von dieſem Grundſatz unterrichtet, daß, obgleich alle Geſchichtſchreiber, eine ſo neue Sache, als der unermäßliche Schatz iſt, den Heinrich der VIIte aufgeſpart hat, den ſie auf eine Million, und ſiebenmal hundert tauſend Pfund rechnen, einhellig bezeugen, wir doch lieber ihr einmüthiges Zeugniß verwerfen, als eine Nachricht für wahr halten wollen, die mit unſern eingewurzelten Vorurtheilen ſo ſchlecht übereinſtimmet. Es iſt in der That wahrſcheinlich, daß

dieſe Summe drey Viertheil von allem Gelde in England ausgemacht hat. Aber was hat es für Schwierigkeiten, daß ein argliſtiger, räuberiſcher und ſparſamer Monarch in zwanzig Jahren eine ſolche Summe nicht aufhäuffen könnte? Es iſt auch nicht einmal wahrſcheinlich, daß die Verringerung des circulirenden Geldes von dem Volke gemerkt worden, oder daß dadurch demſelben ein Nachtheil erwachſen ſey. Das Fallen der Preiſe mußte dieſe Summe ſogleich wieder einbringen; indem England dadurch bey ſeiner Handlung mit allen benachbarten Reichen Vortheile erhielt.

Giebt uns nicht die kleine Republik Athen mit ihren Bundsgenoſſen ein ähnliches Beyſpiel an die Hand; da wir finden, daß dieſelbe mit ihren Bundsgenoſſen, in einer Zeit von ohngefähr funfzig Jahren, zwiſchen dem perſiſchen und dem peloponeſiſchem Kriege, eine Summe zuſammen brachte, die mehr betrug, als der Schatz Heinrichs des VIIten? * Denn alle griechiſche Geſchichtſchreiber ** und Redner *** berichten einmüthig, daß die Athenienſer in ihrem Schloße mehr als zehntauſend Talente aufſammleten, die ſie hernach, zu ihrem eignen Verderben, mit unbeſonnenen Unternehmungen verſchwendeten. Aber was erfolgte, als dieſes Geld anfieng zu circuliren und ſich mit dem umgebenden Element vermiſchte?

* Ein Pfund Sterling hielt zu Heinrichs des VIIten Zeiten ohngefähr acht Unzen Silber.
** Thucydidis lib. 2. und Diod. Sic. lib. 12.
*** vid Aeſchinis et Demoſthenis epiſt.

te? Blieb es noch in dem Staate? Nein; denn wir sehen aus der merkwürdigen Schatzung, deren Demostenes † und Polybius †† gedenkt, daß, ohngefähr funfzig Jahr hernach, das ganze Vermögen der Republik, die Ländereyen, Häuser, Waaren, Sclaven und das Geld mit gerechnet, noch nicht sechs tausend Talente betragen hat.

Wie ehrgeizig und herrschsüchtig muß dieses Volk nicht gewesen seyn, daß es, in der Absicht Eroberungen zu machen, eine Summe zusammen gespart und aufbewahrt hat, die die Bürger alle Tage durch eine einzige Stimme unter sich theilen konnten; eine Summe, die eines jeden Bürgers Vermögen bey nahe dreyfach würde vermehret haben. Denn wir müssen bemerken, daß die Anzahl und die Privatreichthümer der Athenienser, nach dem Berichte der alten Geschichtschreiber, zu Anfang des peloponesischen Krieges, nicht größer gewesen, als zu Anfang des medischen.

Das Gold war in Griechenland, zur Zeit des Philippus und Perseus, nicht viel häufiger und in größerer Menge, als in England zur Zeit Heinrichs des VIIten: doch sammleten diese zween Monarchen, in dreyßig Jahren *, in dem kleinen Königreiche Macedonien, eine weit größere Summe als der Schatz des englischen Monarchen beträgt.

† περι συντ.

†† Lib. 2. cap. 26.

* Tit. Liv. lib. 45. cap. 40.

Paulus Aemilius brachte ohngefähr eine Million, siebenmal hundert tausend Pfund Sterling nach Rom **. Plinius sagt, zwey Millionen, viermal hundert tausend ***. Und dieß war nur ein Theil des macedonischen Schatzes. Der Rest gieng durch den Widerstand und die Flucht des Perseus † verloren.

Wir können aus dem Stanyan sehen, daß der Canton Bern dreymal hundert tausend Pfund auf Zinsen ausstehen, und über sechsmal so viel in seiner Schatzkammer hat. Hier ist also eine Summe von einer Million, achtmal hundert tausend Pfund Sterling aufgespart; welches zum wenigsten viermal so viel ist, als was in einem so kleinen Staat natürlicherweise circuliren sollte; und dennoch kann niemand, der durch das Päis de Vaux oder einen andern Theil dieses Cantons reiset, einen größern Geldmangel bemerken, als man in einem Lande von diesem Umfange, Boden und Lage vermuthen kann. Vielmehr wird man kaum einige inländische Provinzen in Frankreich oder Deutschland finden, wo die Einwohner itzund so begütert sind; obgleich dieser Canton seit 1714, da Stanyan seine mit vieler Beurtheilungskraft geschriebne Nachricht von der Schweitz herausgegeben, seinen Schatz ungemein vermehret hat *.

Die

** Vellej. Paterc. lib. 2. cap. 9.
*** lib. 33. cap. 3.
† Tit. Liv. l. c.
* Die Armuth wovon Stanyan redet, wird bloß in den gebirgichten Contons gefunden, die keine Waa-

München

Die Nachricht, die Appian * von dem Schatze der Ptolomäer giebt, ist so ungeheuer, daß man sie nicht glauben kann; um so viel weniger, da der Geschichtschreiber meldet, daß die andern Nachfolger des Alexanders gleichsam sehr sparsam gewesen, und daß viele von denselben fast eben so große Schätze gesammlet haben. Denn diese Neigung der benachbarten Prinzen, Geld zu sammlen, mußte nothwendig der Sparsamkeit der egyptischen Monarchen, nach der verangeführten Theorie, Hinderniße in den Weg legen. Die Summe, die Appian anführt, besteht aus siebenhundert und vierzig tausend Talenten oder 191, 166, 666 Pfund, dreyzehn Schilling und vier Pence, nach Dr. Arbuthnots Ausrechnung. Und doch sagt Appian, daß er diese Nachricht aus den öffentlichen Urkunden genommen; und er war noch dazu selbst aus Alexandrien gebürtig.

Aus diesen Grundsätzen können wir lernen, was man von den unzählichen Hindernißen, Einschränkungen und Auflagen denken müsse, womit alle europäische Nationen, und keine mehr als die englische, die Handlung beschwert haben; und zwar aus einer unersättlichen Begierde Geld aufzuhäufen, welches doch nie über das natürliche Gleichgewicht steigen kann, so lange es circulirt, oder

Waaren haben, die Geld einbringen konnten; und selbst da sind die Einwohner nicht ärmer als in dem Stift Salzburg auf der einen, und in Savoyen auf der andern Seite.

** Procm.

oder aus einer ungegründeten Furcht, ihr Geld zu verlieren, welches nie unter dieses Gleichgewicht fallen wird. Könnten wir ja unsere Reichthümer verlieren, so würde es durch solche unkluge Anstalten geschehen. Aber wenigstens erfolgt doch diese allgemeine schlimme Folge aus diesen Anstalten, daß benachbarte Nationen dadurch der freyen Communication und Handlung beraubt werden, die der Urheber der Natur hat haben wollen, indem er ihnen so verschiedne Boden, Himmelsgegenden, und Genies gegeben hat.

Unsre heutigen Politici bedienen sich des einzigen Mittels, wodurch das Geld kann weggeschafft werden, nämlich des Papiercredits; sie verwerfen das einzige Mittel das Geld aufzuhäuffen, nämlich das Aufsparen und Einschließen der Schätze; und zugleich machen sie hundert Anstalten, die weiter zu nichts dienen, als den Fleiß zu hemmen, und uns und unsre Nachbaren der allgemeinen Wolthaten der Kunst und der Natur zu berauben.

Indessen müssen nicht alle Auflagen auf fremde Waaren als nachtheilig oder unnütz angesehen werden; sondern nur die, so auf die obgedachte Eifersucht und Furcht gegründet sind. Eine Auflage auf die deutsche Leinwand bringt die einheimischen Manufacturen in Aufnahme, und vermehrt dadurch unser Volk und unsern Fleiß. Eine Taxe auf den Brandtewein befördert den Absatz des Rum, und unterhält unsre südliche Colonien. Und da

noth-

nothwendig zum Behuf der Regierung Auflagen müssen gehoben werden; so scheint es zuträglicher zu seyn, fremde Waaren damit zu beschweren, die im Hafen leicht können aufgefangen und dem Zolle unterworfen werden. Inzwischen müssen wir uns immer an den Grundsatz des Dr. Swifts erinnern, daß in der Rechenkunst der Zolle zwermal zwey nicht vier, sondern oft nur eins macht. Man kann wohl nicht daran zweifeln, daß die Rechte auf den Wein der Regierung weit mehr einbringen würden, wenn sie um ein Drittheil niedriger gesetzt würden; durch diese Mittel würde unser Volk ein beßeres und gesunderes Getränke haben können; und die Balanz der Handlung, worauf wir so eifersüchtig sind, würde gar nicht darunter leiden. Die Manufactur von Ale ist außer dem Ackerbau nicht beträchtlich und beschäftigt nur wenige Hände. Der Transport des Weins und Korns würde nicht viel weniger einbringen.

Aber, wird man sagen, hat man nicht häufige Beyspiele, von Königreichen und Staaten, die vormals reich und begütert gewesen, und die itzund bettelarm sind? Hat das Geld sie nicht verlaßen, woran sie vorher einen so großen Ueberfluß hatten? Ich antworte hierauf, wenn sie ihre Handlung, ihren Fleiß, und die Menge ihrer Einwohner verlieren, so dörfen sie sich keine Hoffnung machen, ihr Gold und Silber zu behalten: denn diese kostbaren Metalle stehen immer mit den erstern Vorzügen in einem genauem Verhältniße. Als Lissabon und Amsterdam den Venetianern und Genuesern die Ostindische Handlung abnahm, zogen auch

auch beyde Städte den Gewinn und das Geld an sich, so diese Handlung einbrachte. Wo der Sitz der Regierung verlegt wird; wo kostbare Kriegsheere in einer Entfernung unterhalten werden; wo von fremden große Capitalien besetzen werden; an diesen Orten muß nothwendig eine Verringerung des Geldes erfolgen. Aber wie man sieht, so sind dieses gewaltsame Mittel das Geld wegzuschaffen, und werden gemeiniglich auch durch den Abgang des Volks und des Fleißes begleitet. Aber wo diese bleiben, und das Wegschaffen des Geldes nicht anhält, da wird das Geld seinen Weg durch hundert Canäle wieder zurück finden, worauf wir nicht einmal denken, noch die wir vermuthen können. Was für unermäßliche Schätze sind seit der englischen Regierungsveränderung in drey langen Kriegen von so vielen Nationen in Flandern verzehrt worden? Vieleicht mehr als die Hälfte von allem Gelde, das itzund in Europa ist. Aber wo ist es itzund hingekommen? Ist es in dem engen Bezirk der Oesterreichischen Niederlande? Nein gewiß nicht: es ist größtentheils in die verschiedne Länder zurückgekehrt, woraus es gekommen ist, und ist der Kunst und dem Fleiße gefolget, wodurch es zuerst erworben ist.

Kurz, eine Regierung hat große Ursache, ihr Volk und ihre Manufacturen sorgfältig zu erhalten. Ihr Geld aber kann sie dem Lauf menschlicher Dinge ohne Eifersucht oder Furcht anvertrauen. Oder wenn sie ja auf diesen lezten Umstand aufmerksam ist, so muß es nur in sofern geschehen, als derselbe einen Einfluß in den erstern hat.

Von

Von der

Balanz der Macht.

VI.

Von der Balanz der Macht.

Es fragt sich, ob man den Begriff von einer Balanz der Macht bloß der neuern Staatskunst zu danken habe, oder ob nur der Ausdruck in den neuern Zeiten erfunden worden. So viel ist gewiß, daß Xenophon * in seiner Cyropädie sagt, die asiatischen Mächte hätten sich aus Eifersucht und Furcht, wegen der anwachsenden Macht der Meder und Perser, mit einander verbunden; und wenn man gleich diese zierliche Schrift ganz für einen Roman halten sollte, so ist doch diese Art zu denken, die der Verfasser derselben, den morgenländischen Prinzen zuschreibt, ein Zeugniß von den damaligen Begriffen.

In der ganzen Staatskunst der Griechen, zeigt sich ihre Besorgniß, in Ansehung der Balanz der Macht, sehr deutlich; und wir werden selbst von den alten Geschichtschreibern darauf verwiesen. Thucydides ** stellet den Bund, der wider Athen geschlossen ward, und der den peloponesischen Krieg veranlaßte, als eine bloße Wirkung dieses Grundsatzes vor. Und als nach dem Verfalle von Athen die

* Lib. I. ** Lib. I.

die Thebaner und Lacedämonier wegen der Oberherrschaft mit einander stritten, finden wir, daß die Athenienser, sowohl als viele andre Republiken, sich immer in die leichtere Schale warfen, und sich bemüheten, das Gleichgewichte zu erhalten. Sie unterstützten Theben gegen Sparta so lange, bis Epaminondas den großen Sieg bey Leuctra erfochte, worauf sie sich sogleich zu den Ueberwundenen schlugen, wie sie vorgaben, aus Großmuth; aber in der That aus Eifersucht gegen die Ueberwinder *.

Wer die Rede des Demosthenes für die Megalopolitaner liest, wird so feine Grübeleyen über diesen Grundsatz darinn antreffen, als nur jemals in den Kopf eines venetianischen oder englischen Staatsmannes gekommen sind. Und wie die macedonische Macht sich zuerst erhob, entdeckte dieser Redner sogleich die Gefahr; er blies durch ganz Griechenland Lärm, und versammlete endlich die Bundesgenossen unter die athenienſischen Fahnen, die die große und entscheidende Schlacht bey Cheronäa lieferten.

Es ist wahr, die griechischen Kriege werden von den Geschichtschreibern mehr für Kriege der Nacheiferung, als für politische Kriege ausgegeben; und ein jeder Staat scheinet mehr die Ehre, der Anführer der übrigen zu seyn, als einige wohlgegründete Hoffnung, des Ansehens und der Herrschaft

* Xenoph. hist. Graec. Lib. 6 et 7.

schaft zur Absicht gehabt zu haben. In der That, wenn wir die geringe Anzahl der Einwohner einer Republik in Vergleichung mit dem ganzen Griechenlande; die große Schwierigkeit, in den damaligen Zeiten Belagerungen zu unternehmen; und die außerordentliche Tapferkeit und Kriegssucht eines jeden Freygebornen unter diesem edlen Volke, in Betrachtung ziehen; so müssen wir den Schluß machen, daß die Balanz der Macht in Griechenland für sich selbst zureichend gesichert gewesen, und nicht bedurfte, mit solcher Vorsicht bewacht zu werden, die vieleicht zu andern Zeiten nothwendig ist. Aber wir mögen das öftere Verändern der Bundsgenossen und Parteyen bey allen griechischen Republiken einer neidischen Nacheiferung, oder einer vorsichtigen Staatsklugheit beymessen, so waren die Wirkungen immer gleich; und die Partey, die die Oberhand hatte, konnte sich immer Rechnung auf ein Bündniß machen, das wider sie geschlossen ward, und das oft aus ihren vorigen Anhängern bestund.

Eben dieser Grundsatz, man mag ihn Neid, oder Klugheit nennen, der den athenienſischen Oſtracismus, und syracusaniſchen Petalismus hervorbrachte, und alle die Bürger verbannte, die durch Gewalt, oder durch Ruhm, über die andern erhaben waren; eben dieser Grundsatz, sage ich, äußerte sich natürlicherweise in der fremden Staatskunst, und erweckte einem Staate, der andere anführte, Feinde, so mäßig er sich auch seines Ansehens bedienen mochte.

Die persischen Monarchen waren in der That, in Ansehung gegen die griechischen Republiken, kleine Prinzen; und daher mußten sie mehr aus Absicht auf die Sicherheit, als wegen Eifersucht, sich in ihre Händel mischen, und in jedem Kriege die schwächere Parey unterstützen. Dieß war der Rath, den Alcibiades dem Tißaphernes gab, und dieser Rath erhielt das persische Reich beynahe noch hundert Jahre; da endlich die Verabsäumung desselben zu der Zeit, da der kühne und herrschsüchtige Geist des Philippus sich zuerst äußerte, dieses hohe aber schwache Gebäude mit einer Geschwindigkeit umstürzte, wovon man wenig Beyspiele in der Geschichte findet.

Die Nachfolger des Alexanders bewiesen eine unendliche Eifersucht wegen der Balanz der Macht; eine Eifersucht, die sich auf wahre Staatsklugheit gründete, und die einige Zeitalter hindurch die Abtheilung, die nach dem Tode dieses berühmten Eroberers unter seinen Nachfolgern gemacht worden, ihren Besitzern erhielt. Das Glück, und der Ehrgeiz des Antigonus drohete ihnen vom neuen mit einer allgemeinen Monarchie *, aber ihre Vereinigung, und ihr Sieg bey Ipsus, errettete sie davon. Und in der Folgezeit finden wir, daß die östlichen Prinzen beständig über die Griechen und Macedonier ein wachsames Auge hatten; weil sie diese Völker für die einzige wahre Kriegsmacht hielten. Insonderheit unterstützten die Ptolomäer erst

* Diod. Sic. Lib. 20.

erſt den Aratus, und die Achäer, und hernach den Cleomenes, König von Sparta, aus keiner andern Abſicht, als um den macedoniſchen Monarchen das Gleichgewichte zu halten. Denn dieſe Nachricht giebt uns Polybius von der egyptiſchen Staatskunſt *.

Die Urſache und der Grund, warum man glaubt, daß die Alten von der Balanz der Macht nichts gewußt haben, ſcheinen mehr aus der römiſchen, als aus der griechiſchen Geſchichte hergenommen zu ſeyn; und da die erſtere uns gemeiniglich am meiſten bekannt iſt, ſo ziehen wir daraus alle unſre Schlüſſe. Man muß geſtehn, daß die Römer nie eine ſolche allgemeine Vereinigung und Bündniß wider ſich gehabt haben, als man wohl vermuthen ſollte, wenn man ihre geſchwinde Eroberungen, und ihre offenbare Herrſchſucht, die ſich ſo frühzeitig äußerte, betrachtet; man ließ ſie vielmehr ganz ruhig ihre Nachbarn, einen nach dem andern, unter das Joch bringen, bis ſie ihre Herrſchaft endlich über die ganze bekannte Welt ausbreiteten. Der fabelhaften Geſchichte ihrer italiäniſchen Kriege ** nicht zu gedenken, ſo war die

* Lib. 2. cap. 51.

** Es iſt ſeit einiger Zeit bey den Critikverſtändigen, wegen der erſten Zeitalter der römiſchen Geſchichte, ein ſtarker Verdacht entſtanden, der, meiner Meynung nach, nicht ungegründet iſt; es kömmt ihnen nämlich faſt ganz fabelhaft vor, bis auf

Zeit, als Hannibal den römischen Staat anfiel, so merkwürdig und so entscheidend, daß sie alle gesittete

auf die Zeit, nachdem die Gallier die Stadt geplündert hatten; und sie halten dieselbe sogar noch auf eine gewisse Zeit nach dieser Begebenheit, für zweifelhaft, bis die Griechen anfiengen, auf die römischen Sachen aufmerksam zu werden, und die Geschichte dieses Volks zu schreiben. Indessen kömmt es mir vor, als wenn sich dieser Zweifel an der einheimischen Geschichte der Römer nicht wohl vertheidigen lasse, indem dieselbe einen gewissen Anschein der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit hat, und schwerlich die Erfindung eines Geschichtschreibers seyn kann, der so schlechte Sitten, und so wenig Urtheilskraft müßte gehabt haben, wenn er sich eine solche Erdichtung oder Roman erlaubt hätte. Die Staatsveränderungen scheinen ein zu gutes Verhältniß mit ihren Ursachen zu haben: der Fortgang der Parteyen ist der politischen Erfahrung so gemäß; die Sitten und Grundsätze der Zeiten sind so einförmig und natürlich; daß kaum eine wahre Geschichte mehr richtige Anmerkungen an die Hand giebt, und größern Nutzen schafft, als eben diese frühe Geschichte der Römer. Sind nicht die Anmerkungen des Machiavelli über den Livius, (ein Werk, das gewiß viel Genie und Beurtheilungskraft zeigt,) ganz auf diesen Zeitpunct gegründet, den man für fabelhaft ausgeben will? Ich möchte mich also, meiner besondern Meynung nach, mit diesen Criticis so vergleichen, daß ich ihnen zugestünde, daß die Schlachten, Siege und Triumphe dieser Zeiten, nach den Familiennachrichten, von denen uns Cicero berichtet, daß man sie gehabt hat, ungemein verfälscht worden;

sittete Nationen hätte aufmerksam machen sollen. Es erhellte nach der Zeit, (auch war es damals nicht schwer zu bemerken *,) daß dieser Streit um die allgemeine Herrschaft geführet ward; und dennoch scheint es nicht, als wenn irgend ein Prinz, oder ein Staat, um den Ausgang desselben bekümmert, oder unruhig gewesen. Philippus von Macedonien blieb neutral, bis er Hannibals Siege sah; und da machte er auf eine höchst unvorsichtige Art einen Bund mit dem Ueberwinder, und zwar auf Bedingungen, die noch unvorsichtiger waren. Er machte sich anheischig, den Carthaginensern zu der Eroberung von Italien behülf-

worden; aber da von den einheimischen Parteyen der Nachwelt immer zwo entgegen gesetzte Nachrichten hinterlassen wurden, so verhinderte dieser Umstand die Erdichtung, und setzte zugleich die spätern Geschichtschreiber in den Stand, einige Wahrheit durch Hülfe der Vergleichung und des Nachdenkens heraus zu bringen. Die Hälfte von dem Blutbade, das Livius unter den Aequi und Volsci anrichtete, würde Frankreich und Deutschland entvölkern; und ob man gleich diesem Geschichtschreiber sonst vielleicht mit Recht den Vorwurf macht, daß er obenhin erzählt, so kömmt ihm diese blutige Erzählung doch endlich selbst als unglaublich vor. Eben dieselbe Neigung zu vergrößern, scheinet die Zahl der Römer in ihren Kriegsheeren, und bey ihren Schatzungen, (censu,) vergrößert zu haben.

* Es ward von einigen bemerkt, wie aus der Rede des Agelaus bey einer allgemeinen Versammlung von Griechenland erhellet.

lich zu ſeyn; und ſie verbanden ſich, ihm darauf Hülfsvölker nach Griechenland zu überſenden, um ihn bey der Bezwingung der griechiſchen Republiken Beyſtand zu leiſten *.

Die rhodiſchen und achäiſchen Republiken werden von den alten Geſchichtſchreibern, wegen ihrer Weisheit und geſunden Staatskunſt, ſehr gerühmet; und dennoch hielten beyde es mit den Römern in ihren Kriegen wider den **Philippus** und **Antiochus**. Und was noch ein größerer Beweis iſt, daß die Grundſätze von der Balanz der Macht in dieſen Zeiten nicht ſehr bekannt geweſen, iſt dieſes, daß keiner von den alten Schriftſtellern jemals die Unvernunft dieſer Maaßregeln bemerkt, noch den obgedachten ungereimten Tractat getadelt hat, den **Philippus** mit den Carthaginenſern ſchloß. Prinzen und Staatsleute können ſich zu allen Zeiten in denen Betrachtungen und Schlüſſen, die ſie zum voraus über noch künftige Begebenheiten machen, irren; aber es iſt etwas außerordentliches, daß die Geſchichtſchreiber von ſchon vergangnen Dingen kein geſundes Urtheil fällen.

Indem **Maßiniſſa**, **Attalus** und **Perſeus** ihren beſondern Leidenſchaften nachhiengen, waren ſie alle Werkzeuge der römiſchen Größe; und es ſcheint, als wenn ſie nie auf die Vermuthung gerathen ſind, daß ſie in der That ihre Ketten ſchmiedeten, indem ſie die Eroberungen ihrer Bundsgenoſſen

* Liv. Lib. 23. Cap. 33.

nossen beförderten. Ein bloßer Bund und Vergleich zwischen dem Massinissa und den Carthaginensern, den ihrer beyder Vortheil so sehr nothwendig machte, würden den Römern den Eintritt in Africa versperrt, und das menschliche Geschlecht vor der Knechtschaft bewahrt haben.

Der einzige Prinz, den wir in der römischen Geschichte antreffen, von dem es scheint, daß er die Balanz der Macht verstanden, ist Hiero, König von Syracus. Ob er gleich ein Bundsgenosse der Römer war, leistete er doch den Carthaginensern in dem Kriege mit den Hülfsvölkern Beystand. „Indem er, wie Polybius schreibt*, die Er„haltung der carthaginensischen Republik für noth„wendig erachtete, sowohl um seine Länder in Si„cilien zu erhalten, als auch, um die Freundschaft „der Römer nicht zu verlieren; damit, nach dem „Falle dieser Republik, die überbleibende Macht „nicht im Stande seyn möchte, ohne einigen Ge„genstand, oder Gegner, jede Absicht und jede Un„ternehmung auszuführen. Und hierinn handelte „er sehr weise und klug. Denn diese Betrachtun„gen müssen nie aus der Acht gelassen werden; noch „muß eine so große Macht jemals in eine Hand ge„bracht werden, daß die benachbarten Staaten da„durch unvermögend gemacht werden, ihre Rechte „wider dieselbe zu vertheidigen... Hier finden wir den Zweck und den Grundsatz der neuern Staatskundigen mit ausdrücklichen Worten.

* Lib. 1. cap. 83.

Kurz, der Grundsatz, die Balanz der Macht zu erhalten, ist so sehr auf die allgemeine Vernunft gegründet, und kann so leicht eingesehen werden, daß er unmöglich dem Alterthume ganz hat entwischen können; da wir bey demselben in andern Fällen so vielerley Merkmale einer durchdringenden und tiefen Einsicht entdecken. War gleich dieser Grundsatz nicht so allgemein bekannt, als itzund; so hatte er doch wenigstens einen Einfluß auf alle klügere und erfahrnere Prinzen und Staatsleute jener Zeiten. Und selbst itzund hat dieser Grundsatz, so allgemein er auch von grübelnden Staatsleuten erkannt und angenommen ist, in der Ausübung unter denen, die die Welt regieren, ein nicht viel größeres Ansehen, als in den alten Zeiten.

Nach dem Falle des römischen Reichs, machte die Regierungsform, die von den nordischen Erobern festgesetzt ward, sie in großer Maaße zu weitern Eroberungen unfähig, und erhielt jeden Staat lange Zeit bey seinen Gränzen. Aber, als das Lehnrecht und die Lehnmiliz abgeschafft waren, wurde das menschliche Geschlecht vom neuen durch die Gefahr einer allgemeinen Monarchie beunruhigt, da so viele Königreiche und Fürstenthümer, in der Person des Kaisers Carls des Vten vereinigt wurden. Aber es war weit eher zu vermuthen, daß das österreichische Haus, das auf große, aber zertheilte Staaten, gegründet war, und dessen Reichthümer, die vornehmlich aus Gold- und Sil-

Silberbergwerken kamen, von selbst und wegen innerer Mängel verfallen würde; als daß dieses Haus alle die Bollwerke, die wider dasselbe aufgerichtet wurden, hätte umreissen sollen. In weniger als hundert Jahren, ward die Macht dieser gewaltsamen und stolzen Familie erschüttert, ihre Schätze zerstreuet, und ihr Glanz verdunkelt. Es entstund eine neue Macht, die der Freyheit Europens weit gefährlicher war, die alle Vortheile der erstern Macht, und keinen von ihren Mängeln hatte; wenn man einen Antheil von dem Geiste des Aberglaubens und der Verfolgung ausnimmt, wovon das Haus Oesterreich so lange besessen gewesen, und noch itzund so sehr besessen ist.

Europa hat sich nun über hundert Jahre gegen die größte Macht vertheidigt, die vieleicht jemals durch die bürgerliche oder politische Vereinigung der Menschen zusammen gebracht ist. Und einen so kräftigen Einfluß hat der Grundsatz, von dem wir hier handeln, daß, obgleich diese ehrgeizige Nation in vier * von den fünf letzten Kriegen glücklich, und nur in einem ** unglücklich gewesen, dieselbe doch ihre Staaten nicht sehr erweitert, noch ein gänzliches Ansehen über Europa erlangt hat. Vielmehr kann man noch immer hoffen, daß man so

* Die Kriege, die durch den pyrenäischen, den nimwegischen, den ryswickischen und den aachner Frieden geendiget sind.

** Der Krieg, der durch den utrechter Frieden geendiget ward.

so lange im Stande seyn wird zu widerstehen, bis die natürliche Abwechslung menschlicher Dinge, nebst unvorhergesehenen Vorfällen, uns vor einer allgemeinen Monarchie bewahren, und die Welt vor einem so großen Unglück in Sicherheit setzen werden.

In den drey letzten allgemeinen Kriegen hat Großbrittannien in dem rühmlichen Kampfe an der Spitze gestanden; und noch erhält es sich bey seinem Stande, daß es der Vormund der allgemeinen Freyheit Europens, und der Schutzengel des menschlichen Geschlechts ist. Außer den Vortheilen, die es durch seine Reichthümer und durch seine Lage hat, werden seine Einwohner von einem solchen patriotischen Geiste belebt, und sehen die unschätzbare Glückseligkeit ihrer Regierung so völlig ein, daß wir hoffen, ihre Stärke und ihr Muth werden in einer so nothwendigen und gerechten Sache nie ermüden. Es scheint vielmehr, wenn wir nach dem Vergangnen urtheilen sollen, daß ihre eifrige Hitze einiger Mäßigung bedarf; und daß sie öfter durch eine löbliche Uebermaaße, als durch eine tadelhafte Nachläßigkeit etwas versehen haben.

Zum ersten, es scheint, daß wir mehr von dem alten griechischen eifersüchtigen Geiste, als von einer klugen Einsicht in die neuere Staatskunst beseelt werden. Unsre Kriege mit Frankreich sind mit Gerechtigkeit, und selbst vielleicht aus Noth, ange-

angefangen; aber sie wurden allemal aus Halsstarrigkeit und Leidenschaft zu weit getrieben. Eben derselbe Friede, der hernach zu Ryswick im Jahre 1697 geschlossen ward, ward uns schon im Jahre 1692 angebothen; der Utrechter Friede, der 1712 geschlossen ward, hätte schon 1708 zu Gertruydenberg, auf eben so gute Bedingung, können zu Stande gebracht werden; und wir hätten zu Frankfurt im Jahre 1743 eben die Bedingungen erhalten können, die wir 1748 zu Aachen mit Freuden annahmen. Wir sehen also, daß über die Hälfte von unsern Kriegen mit Frankreich, und alle unsre öffentliche Schulden mehr unsrer unverständigen Hitze, als dem Ehrgeitze unsrer Nachbarn, zuzuschreiben sind.

Zum zweyten. Wir sind so offenbar für die Gegner der französischen Macht bekannt, und so wachsam zur Vertheidigung unsrer Bundsgenossen, daß sie allemal auf unsre Macht so gut, als auf ihre eigne, rechnen; und indem sie sich Rechnung machen, den Krieg auf unsre Kosten zu führen, schlagen sie alle billige Bedingungen zum Vergleiche aus. Habent subiectos, tanquam suos; viles, vt alienos. Alle Welt weis, daß die parteyische Stimme des Hauses der Gemeinen, nebst der bekannten Gesinnung der Nation, die Ursachen waren, warum die Königinn von Ungarn, bey ihren vorgeschlagenen Bedingungen, so unbeweglich blieb; und daß sich aus dieser Ursache der Vergleich mit dem Konige von Preußen zer-

schlug,

schlug, wodurch die allgemeine Ruhe in Europa sogleich wieder würde hergestellet seyn.

Zum dritten. Wir fechten so getreu, daß, wenn wir uns einmal eingelassen haben, wir alle Sorge für uns selbst und unsre Nachkommen aus den Augen setzen, und nur darauf denken, unserm Feinde Abbruch zu thun. Die öffentlichen Einkünfte so tief zu verschulden, und zu versetzen, als wir in Kriegen gethan haben, worinn wir nicht die Hauptparteyen waren, ist gewiß die unglücklichste Verblendung, worinn eine Nation, die auf Staatsklugheit Anspruch macht, nur immer fallen kann. Das Hülfsmittel, öffentliche Fonds aufzurichten, wofern es ein Mittel, und nicht vielmehr ein Gift ist, muß bis zur äußersten Noth verschoben werden; und nichts, als das größte und dringendeste Uebel sollte uns bewegen, zu einem so gefährlichen Mittel Zuflucht zu nehmen.

Diese Ausschweifungen, wozu wir uns haben hinreißen lassen, sind schädlich; und werden vielleicht mit der Zeit auf eine andre Art noch weit schädlicher werden; indem sie schuld daran seyn werden, daß wir, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, auf das entgegengesetzte Aeußerste verfallen, und ganz sorgenlos und gleichgültig gegen das Schicksal Europens seyn werden. Da die Athenienser einsahen, wie viel Schaden sie sich gethan hatten, da sie sich in alle Händel mischten; so verlor dieses Volk, das vorher so unruhig und kriegerisch

risch war, und sich so gern um fremde Angelegenheiten bekümmerte, alle Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Sachen, und nahm auf keine Weise Theil an irgend einem Streite, außer daß es dem Sieger schmeichelte.

Solche ungeheure Monarchien, als die sind, worein Europa zu gerathen in Gefahr stehet, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, der menschlichen Natur nachtheilig und schädlich, so wohl in ihrem Fortgange und Dauer *, als auch selbst in ihrem Falle, der niemals von ihrer Gründung weit entfernt seyn kann. Der kriegerische Geist, der die Monarchie groß macht, verläßt bald den Hof, die Hauptstadt, und den Mittelpunct einer solchen Regierung; da die Kriege in einer so weiten Entfernung geführt werden, und einen so kleinen Theil des Staats angehen, oder berühren. Der alte Adel, der seinem Prinzen aus Neigung zugethan ist, lebt ganz am Hofe, und wird nie Kriegsbedienungen annehmen, die ihn in weit entlegne und barbarische Gränzen bringen würden, wo er, so wohl von seinem Vergnügen, als von seinem Glücke, entfernt ist. Die Waffen des Staats müssen also gemietheten Ausländern anvertrauet werden, die keinen Eifer, keine Neigung für den Prinzen, und

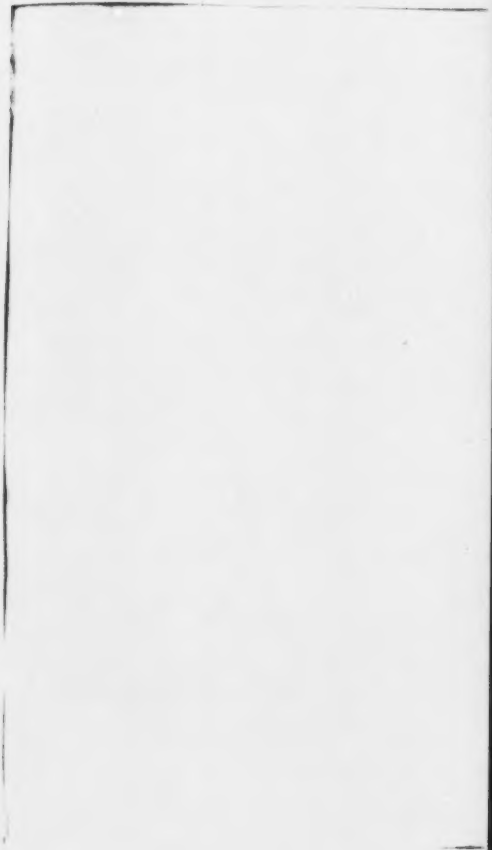
* Wenn die römische Monarchie einigen Nutzen stiftete, so kann es bloß daher kommen, daß die Menschen vor der Stiftung derselben überhaupt in einem sehr rauhen und ungesitteten Zustande waren.

und keine Ehre haben; die bereit sind, die Waffen gegen den Prinzen zu richten, und sich zu jeden verzweifelten Rebellen zu schlagen, der ihnen Sold und Raub anbiethet. Dieß ist der nothwendige Erfolg in menschlichen Dingen; so thut sich die menschliche Natur selbst in ihrer gar zu hohen Erhebung Einhalt; und so arbeitet der Ehrgeiz blindlings an dem Untergange des Eroberers, seiner Familie, und aller der Dinge, die ihm angelegen und werth sind. Die Bourbonen, die sich auf den Verstand ihres braven, getreuen und gut gesinnten Adels verlassen, würden sich ihres Vortheils, ohne Zurückhaltung und ohne alle Einschränkung bedienen. Der Adel, der durch Ruhm und Nacheiferung angefeuert wird, kann die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Krieges ertragen; aber nie würde er es sich gefallen lassen, in den Besatzungen von Ungarn und Uthauen zu schmachten, und den Staatsstreichen eines jeden Lieblings, oder der Maitresse des Prinzen aufgeopfert zu werden. Alsdenn werden die Truppen mit Croaten und Tartarn, mit Husaren und Cossaken angefüllt, die vielleicht noch mit wenigen Soldaten, aus den besten Provinzen, die ihr Glück machen wollen, untermischt sind; und das traurige Schicksal der römischen Kaiser würde aus einerlen Ursachen ganz wiederholt und erneuert werden, bis endlich die Monarchie ganz verfallen würde.

* * *

Von

Von den Auflagen.



VII.

Von den Auflagen.

Unter den Leuten, die mit der Vermehrung der öffentlichen Einkünfte zu thun haben, und die in Frankreich **Financiers** und **Maltoliers** heißen, herrscht der Grundsatz: daß jede neue Auflage dem Unterthanen eine neue Fähigkeit verschaffe, sie zu ertragen, und daß jede Vermehrung der öffentlichen **Lasten in gleichem Verhältnisse auch den Fleiß des Volks vermehre.** Dieser Grundsatz ist von der Art, daß er sehr leicht bis auf das äußerste kann gemisbraucht werden, und ist um so viel gefährlicher, da man die Wahrheit und Richtigkeit desselben nicht ganz und gar leugnen kann; sondern gestehen muß, daß er sich auf Vernunft und Erfahrung gründe, so lange er in gewisse Gränzen eingeschränkt wird.

Wenn auf die Waaren, die das gemeine Volk verzehrt, eine Taxe gelegt wird; so scheint dieß die natürliche Folge davon zu seyn, daß der Arme entweder von seiner Lebensart etwas abbricht, oder auch mehr Lohn fodert, so daß die Last der Taxe gänzlich auf den Reichen fällt. Aber es giebt noch eine dritte Folge, so die Auflagen oft nach

sich ziehen, nämlich daß die Armen fleißiger werden, mehr Arbeit thun, und eben so gut, als vorher, leben, ohne daß sie mehr für ihre Arbeit fodern. Wo die Taxen mäßig sind, wo sie nach und nach, und nicht auf die Nothwendigkeiten des Lebens gelegt werden, erfolgt diese Wirkung natürlicherweise; und es ist gewiß, daß solche Schwierigkeiten oft dazu dienen, den Fleiß eines Volks zu beleben, und dasselbe reicher und arbeitsamer zu machen, als andre Völker sind, so die größten Vortheile genießen. Als ein Beyspiel von ähnlicher Art, bemerken wir, daß die Nationen, die sich am meisten der Handlung beflissen haben, nicht allemal die größten und fruchtbarsten Länder besessen haben; sondern daß sie vielmehr viele natürliche Nachtheile und Schwierigkeiten wider sich hatten. Tyrus, Athen, Carthago, Rhodus, Genua, Venedig, Holland geben hievon einen starken Beweis ab. Und in der ganzen Geschichte finden wir nicht mehr, als drey Beyspiele von großen und fruchtbaren Ländern, die viel Handlung gehabt haben, nämlich die Niederlande, England und Frankreich. Es scheint, als wenn die beyden erstern durch die Vortheile ihrer Lage an der See, und durch die Nothwendigkeit, worinn sie waren, fremde Häfen zu besuchen, um sich das zu verschaffen, was ihnen ihr Clima versagte, zur Handlung angelockt worden. Und was Frankreich anbetrifft, so ist die Handlung sehr spät in dieses Königreich gekommen, und scheint mehr die Wirkung des Nachdenkens und der Anmerkung eines

sinnrei-

sinnreichen und kühnen Volks zu seyn, das die ungeheuren Reichthümer sah, die von den benachbarten Nationen, welche sich auf die Schifffahrt und Handlung legten, erworben waren.

Die Oerter, von denen Cicero * meldet, daß sie zu seiner Zeit die größte Handlung besessen, sind Alexandrien, Colchos, Tyrus, Sydon, Andros, Cypern, Pamphilien, Lycien, Rhodus, Chios, Byzanz, Lesbos, Smyrna, Meletum, Coos. Alle diese, Alexandrien ausgenommen, waren entweder kleine Inseln, oder auch schmale Districte. Und die Stadt Alexandrien hatte ihre Handlung bloß ihrer glücklichen Lage zu verdanken.

Da man also glauben kann, daß natürliche Bedürfnisse und Nachtheile den Fleiß befördern, warum sollten auch nicht künstliche Lasten und Beschwerlichkeiten eben dieselbe Wirkung haben? William Tempel schreibt in seiner Nachricht von den Niederlanden ** den Fleiß der Holländer bloß der Nothwendigkeit zu, die aus ihren natürlichen Nachtheilen und Schwierigkeiten erwächst; und erläutert seinen Satz durch eine sehr in die Augen fallende Vergleichung mit Irland, „wo, wie er sagt, wegen der Größe und Fruchtbarkeit des Bodens, und wegen des Mangels „an Leuten, alle Nothwendigkeiten des Lebens so

* Epist. ad Attic. lib. 9. ep. 11.
** cap. 6.

„wohlfeil sind, daß ein fleißiger Mann in zween „Tagen so viel verdienen kann, daß er für die „ganze übrige Woche genug zu leben hat: wel„ches ich für den offenbaren Grund der Faulheit „halte, die man diesem Volke schuld giebt. „Denn die Menschen ziehen natürlicherweise „die Ruhe der Arbeit vor; und sie werden sich „keine Mühe geben, wenn sie müßig leben kön„nen; ob sie gleich, wenn sie durch die Noth„wendigkeit dazu gewöhnt worden, dieselbe nicht „unterlassen können; nachdem sie zu einer Gewohn„heit geworden, die ihnen zur Gesundheit und „selbst zum Zeitvertreib nothwendig ist: und „vielleicht ist der Wechsel von einer beständigen „Ruhe zur Arbeit nicht beschwerlicher, als die „Veränderung von einer beständigen Arbeit zur „Ruhe und zum Müßiggange.„ Hierauf bemühet sich dieser Schriftsteller, seinen Satz durch die Anführung der obgedachten Oerter zu bestätigen, worinnen in den alten und neuern Zeiten die Handlung am meisten geblühet hat; und von denen man gemeiniglich finden wird, daß sie so enge und eingeschränkte Districte gewesen, daß ihren Einwohnern der Fleiß nothwendig geworden.

Man hat allezeit angemerkt, daß in schlechten und untruchtbaren Jahren, wenn der öffentliche Mangel nur nicht gar zu groß gewesen, die Armen mehr arbeiten, und in der That besser leben,

leben, als in guten und fruchtbaren Jahren, da sie sich der Schwelgerey und dem Müßiggange ergeben. Ein angesehner Manufacturier hat mir erzählt, daß im Jahre 1740, da das Brod und alle Lebensmittel sehr theuer waren, seine Arbeitsleute nicht nur so viel verdient, daß sie leben konnten; sondern daß sie auch so gar Schulden bezahlet hätten, so sie in den vorhergehenden Jahren, die weit besser und überflüßiger waren, gemacht hatten *.

Dieser Lehrsatz, in Absicht auf die Auflagen, kann folglich in einem gewissen Grade angenommen werden. **Aber man hüte sich ja vor dem Misbrauche. Ausnehmende Taxen unterdrucken**, so wie die äußersten Nothfälle, den Fleiß ganz und gar, indem sie die Leute zur Verzweiflung bringen; und selbst, ehe sie den höchsten Grad erreichen, steigern sie den Lohn des Arbeitsmannes und Manufacturiers, und erhöhen die Preise aller Waaren. Eine aufmerksame und uneigennützige Regierung wird den Punct bemerken, wo der Nutzen aufhört, und der Nachtheil anfängt; aber, da der entgegengesetzte Character viel gemeiner ist, so steht zu besorgen, daß man die Auflagen in Europa so erhohen und vervielfältigen wird, daß sie allen Fleiß und alle Kunst niederdrucken werden; obgleich die erste Vermehrung

* Man sehe hiervon auch die erste Abhandlung bey dem Beschlusse.

dieſelben, nebſt noch einigen andern Umſtänden, zu dem Wachsthume dieſer beyden Vortheile vielleicht etwas beytragen möchte.

Das ſind die beſten Taxen, die auf die Conſumtion oder Verzehrung gelegt werden, ſonderlich ſolcher Waaren, die zur Ueppigkeit gehören; weil dieſe Taxen von dem Volke am wenigſten gefühlt werden. Sie ſcheinen gewiſſermaaſſen freywillige Abgaben zu ſeyn; indem es bey einem jeden ſteht, in wiefern er ſich der Waare bedienen will, die mit Auflagen beſchweret iſt; ſie werden nach und nach und unvermerkt bezahlt: und da ſie mit dem natürlichen Preiſe der Waare vermengt werden; ſo werden ſie kaum von dem bemerkt, der die Waare verbraucht. Der einzige Nachtheil, den ſie haben, beſteht darinn, daß ſie viel einzufodern und zu heben koſten.

Auflagen auf liegende Gründe werden ohne Koſten eingehoben; aber ſie haben ſonſt jeden andern Nachtheil. Indeſſen ſind die meiſten Staaten gezwungen, zu denſelben die Zuflucht zu nehmen, und durch dieſe Auflage das einzubringen, was die andern nicht liefern wollen.

Aber die allerſchädlichſten Auflagen, ſind die willkührlichen. Die werden gemeiniglich ſo eingerichtet, daß ſie Strafen des Fleißes werden;

ſie

sie sind auch wegen ihrer unvermeidlichen Ungleichheit weit beschwerlicher, als wegen der wirklichen Last, die sie aufbürden. Man muß sich also sehr verwundern, wenn man solche Auflagen bey einem gesitteten Volke sieht.

Ueberhaupt müssen alle Kopfsteuern, selbst wenn sie nicht willkührlich sind, wie sie doch gemeiniglich zu seyn pflegen, für gefährlich gehalten werden; weil es dem Monarchen so leicht ist, immer noch ein wenig mehr zu der gefoderten Summe hinzu zu fügen, daß diese Auflagen sehr leicht ganz unerträglich werden können. **Hingegen die Rechte auf die Waaren schränken sich selbst ein; und ein Prinz wird bald einsehen, daß eine Vermehrung der Impoſten, keine Vermehrung seiner Einkünfte sey. Durch dergleichen Taxen also kann ein Volk nicht leicht gänzlich zu Grunde gerichtet werden.**

Die Geschichtschreiber lehren uns, daß eine von den vornehmsten Ursachen von der Zerstörung des römischen Staats die Veränderung gewesen, die **Constantin** mit den Finanzen vornahm; indem er, anstatt der Zehnten, der Zölle und andrer Abgaben, die bisher die öffentlichen Einkünfte ausgemacht hatten, eine allgemeine Kopfsteuer einführte. Das Volk in allen Provinzen ward von den Zöllnern (Publicanis) so geschunden und unterdrückt, daß es mit Freuden unter den

siegreichen Waffen der Barbaren Schuß suchte; deren Herrschaft, weil sie nicht so viel Künste hatten, und weniger gebrauchten, sie der feinen und gekünstelten Tyranney der Römer vorzogen.

Sehr viele Leute sind der Meynung, daß alle Auflagen, sie mögen gehoben werden, auf was für eine Art sie wollen, zuletzt auf das Land fallen. Eine solche Meynung hat in Großbrittannien ihren Nutzen; indem sie die Landedelleute, die die Macht, Gesetze zu geben, in Händen haben, von gar zu großen Auflagen zurück halten, und bewegen kann, für die Handlung und den Fleiß große Achtung zu behalten. Aber ich muß gestehen, daß dieser Grundsatz, ob er gleich von einem berühmten Schriftsteller herrühret, so wenig Wahrscheinliches hat, daß ihn niemand würde angenommen haben, wenn es ihm das Ansehen des Urhebers nicht glaublich gemacht hätte. Gewiß, ein jeder will die Last der Taxen, die aufgelegt werden, von sich auf andre wälzen; aber da ein jeder eben diese Neigung hat, und auf seiner Hut gegen dieses Unternehmen ist; so kann man von keiner Classe der Unterthanen sagen, daß sie in diesem Streite die Oberhand haben. Und warum der Landjunker alles bezahlen, und nicht im Stande seyn sollte, sich eben so gut, als die andern, zu vertheidigen, das kann ich nicht begreifen. Alle Handelsleute würden ihn zwar gern anfallen, und

ihn

ihn unter sich theilen, wenn es ihnen möglich wäre: Aber dazu haben sie immer Lust, wenn auch keine Auflagen gehoben würden. Und eben die Mittel, durch die er sich vor den Auflagen und dem Schinden der Kaufleute in Acht nimmt, ehe Taren aufgelegt werden, müssen ihm auch nachgehends dienen, und einen Theil der Last den Kaufleuten auflegen.

Ich will zum Beschlusse noch anmerken, daß wir, in Absicht auf die Auflagen, ein Beyspiel von dem haben, was gemeiniglich bey politischen Einrichtungen zu geschehen pflegt; daß nämlich die Folgen der Dinge demjenigen gerade entgegen gesetzt sind, was man im Anfange vermuthen sollte. Man sieht es als einen Hauptgrundsatz der türkischen Regierung an, daß der Großherr, ob er gleich unumschränkter Herr von dem Leben und den Gütern eines jeden Unterthanen ist, dennoch nicht die Macht hat, eine neue Taxe aufzulegen; und alle ottomannische Prinzen, die dieses haben versuchen wollen, sind entweder gezwungen worden, davon abzustehen, oder haben auch die unglückliche Folge ihrer Halsstarrigkeit erfahren. Man sollte denken, daß dieses Vorurtheil, oder einmal festgesetzte Meynung, das stärkste Bollwerk wider die Unterdrückung sey; und dennoch ist es gewiß, daß die Wirkung ganz anders ausfallt. Da der Sultan kein gesetzmäßiges Mittel hat, seine Einkünfte zu vermehren,

mehren, so muß er den Bassen und Statthaltern erlauben, die Unterthanen zu unterdrücken, und zu plagen; und diesen nimmt er alsdenn, wenn sie von ihrer Statthalterschaft zurück kommen, den Raub wieder ab. Hingegen, wenn er, wie unsre europäische Prinzen, eine neue Taxe auflegen könnte; so würde sein Vortheil mit dem Vortheile seiner Unterthanen in so fern vereinigt seyn, das er sogleich die schlimmen Wirkungen dieser unordentlichen Gelderpressungen empfinden, und einsehen würde, daß ein Pfund, das durch eine allgemeine Auflage gehoben wird, nicht so schädliche Wirkungen habe, als ein Schilling, der auf eine willkührliche und ungleiche Art geraubt wird.

Vom
öffentlichen Credit.

VIII.

Vom öffentlichen Credit.

Es ſcheint die gemeine Gewohnheit des Alterthums geweſen zu ſeyn, in Friedenszeiten die Kriegsbedürfniſſe, und den dazu gehörigen Vorrath, zum Voraus anzuſchaffen, und Schätze zu ſammlen, um dieſelben entweder zur Eroberung, oder auch zur Vertheidigung anzuwenden, ohne ſich in unruhigen und verwirrten Zeiten auf außerordentliche Auflagen, und noch weniger auf das Borgen zu verlaſſen. Außer den obgedachten ungeheuern Summen *, ſo von den Athenienſern, von den Ptolomäern, und andern Nachfolgern des Alexanders aufgelegt wurden, berichtet uns Plato **, daß die ſparſamen Lacedämonier gleichfalls einen großen Schatz geſammlet hatten, und Arrian *** und Plutarch † gedenken der Reichthümer, die Alexander bey der

* Siehe die fünfte Abhandlung.

** Alcib. 1.

*** lib. 3.

† Plutarch. in vita Alex. Er rechnet dieſe Schätze auf achtzig tauſend Talente, oder ohngefähr funfzehn Millionen Sterlinge. Qu. Curtius (lib. 5. c. 2.) ſagt, daß Alexander in Suſa über funfzig tauſend Talente gefunden.

der Eroberung von Susa und Ecbatana erbeutete, die zum Theil noch von Cyrus Zeiten aufgehoben waren. Wenn ich mich recht erinnere, so erwähnt auch die Schrift der Schätze des Hiskias und andrer jüdischen Prinzen, so wie die Profanscribenten die Schätze der Könige von Macedonien, des Philippus und Perseus anführen. Die alten gallischen Republiken bewahrten gemeiniglich große Summen auf *. Ein jeder weis, was für eines Schatzes sich Cäsar in Rom, während der bürgerlichen Kriege, bemächtigte; und wir finden nach der Zeit, daß die weisen Kaiser, Augustus, Tiberius, Vespasian, Severus u. s. w. allezeit die kluge Vorsicht anwandten, große Summen auf den Nothfall aufzusparen.

Hingegen ist in den neuern Zeiten der sehr allgemein gewordne Gebrauch eingeführt, die öffentlichen Einkünfte zu versetzen, und es der Nachkommenschaft zu überlassen, in Friedenszeiten die Schulden zu bezahlen, die in dem vorhergehenden Kriege gemacht sind; und die Nachkommen, die ein so gutes Beyspiel ihrer weisen Väter vor Augen haben, setzen auf ihre Nachkommenschaft eben diese kluge Zuversicht, die endlich mehr aus Noth, als aus freyer Wahl, gezwungen ist, eben dieses Zutrauen auf eine neue Nachkommenschaft zu setzen. Aber um keine Zeit mit diesem Tadel einer Gewohnheit zu verlieren, der schon für sich verderblich scheint, ohne daß es nöthig ist, es erst

* Strabo lib. 4.

erſt durch viele unleugbare Beweiſe darzuthun, will ich nur ſagen, daß es mir ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die alten Grundſätze in dieſer Abſicht viel klüger, als die neuern geweſen ſind; ſelbſt wenn auch die leztern in vernünftige Gränzen wären eingeſchränkt worden, oder auch jemals mit einer ſolchen Sparſamkeit wären begleitet geweſen, daß man in Friedenszeiten die Schulden abgetragen hätte, worein man durch einen koſtbaren Krieg gerathen. Denn, warum ſollte der Fall bey dem gemeinen Weſen, und einem Privatmanne, ſo ſehr verſchieden ſeyn, daß ſich beyde nach ſo verſchiednen Grundſätzen verhalten müßten? Wenn die Capitalien des erſtern größer ſind, ſo ſind auch die nothwendigen Ausgaben deſſelben nach Maaßgebung weit anſehnlicher; wenn der Staat mehr Quellen hat, ſo ſind ſie doch nicht unendlich; und da er zu einer längern Dauer beſtimmt iſt, als das Leben einer einzelnen Perſon, oder die Dauer einer Familie, ſo ſollte er ja weit ausſehende, dauerhafte, und ſolche Grundſätze annehmen, die ſich zu ſeiner Beſtimmung ſchicken. Sich auf ohngefähre Zufälle und ſolche Mittel, die nur auf eine Zeitlang Dienſte thun, zu verlaſſen, iſt eine Sache, wozu uns die Nothwendigkeit menſchlicher Sachen oft zwingt; aber diejenigen, die ſich freywillig auf ſolche Hülfsmittel verlaſſen, die müſſen nicht die Nothwendigkeit, ſondern ihre eigne Thorheit anklagen, wenn ihnen ein Unfall begegnet.

Wenn der vielfältige Misbrauch der Schätze gefährlich iſt, indem ſie den Staat zu unvorſichtigen Unternehmungen verleiten, oder ſchuld daran ſind, daß er, aus Zutrauen auf ſeine Reichthümer, ſeine Kriegszucht verabſäumt; ſo ſind dagegen die Misbräuche des Verpfändens der öffentlichen Einkünfte weit gewiſſer und unvermeidlicher; und dahin gehören die Armuth, das Unvermögen, und die Unterwerfung unter fremde Mächte.

Nach dem neuern Gebrauche wird der Krieg von allen verderblichen Umſtänden begleitet: nämlich von dem Verluſt der Menſchen; der Vermehrung der Auflagen; der Abnahme der Handlung; der Verſchwendung des Geldes und dem Plündern zur See und zu Lande. Nach dem alten Grundſatze diente die Eröffnung der öffentlichen Schätze, indem dieſelbe einen ungewöhnlichen Ueberfluß an Gold und Silber verurſachte, auf eine Zeitlang zu einem Antriebe und Aufmunterung zum Fleiße, und erſetzte einigermaaßen das unvermeidliche Ungemach des Krieges.

Was ſollen wir alſo zu dem neuen paradoxen Satze ſagen, daß öffentliche Schulden an und für ſich ſelbſt vortheilhaft ſind, wenn auch die Nothwendigkeit, ſie zu machen, nicht in Betrachtung gezogen wird; und daß ein Staat ſelbſt, wenn er nicht von einem auswärtigen Feinde in die Enge getrieben würde, kein weiſeres Mittel, die Handlung und die Reichthümer zu vermehren, erſinnen

konnte,

konnte, als Fonds, Schulden und Auflagen, ohne Einschränkung zu machen? Natürlicherweise würde man dergleichen Sätze und Reden zur Uebung des Witzes unter den Wohlrednern, gleich den Lobreden auf die Thorheit, auf das Fieber, auf den Nero und den Busiris, gehalten haben; wenn wir nicht gesehen hätten, daß diese ungereimte Grundsätze von großen Ministern und einer ganzen Parten unter uns behauptet worden. Und obgleich diese verwirrende Gründe (denn sie verdienen nicht, scheinbar genannt zu werden) den Lord Oxford zu seinen Ausspruch nicht bewegen konnten; denn dazu hatte er zu viel Verstand; so dienten sie doch, wenigstens, seinen Anhängern zur **Vertheidigung und Beschönigung, und verwirrten Verstande der Nation.**

Laßt uns die Folgen der öffentlichen Schulden so wohl in unsrer einheimischen Regierung, vermöge ihres Einflusses in die Handlung und den Fleiß, als auch in unsern auswärtigen Angelegenheiten und Geschäfften, vermöge ihres Einflusses in die Kriege und Unterhandlungen, untersuchen.

Es giebt ein gewisses Wort, das hier in aller Munde ist, und das, wie ich finde, auch auswärts bekannt geworden, und von fremden Schriftstellern* angenommen, und häufig gebraucht wird; dieses Wort heißt Circulation: Fragt man nach

* Melon, Du Tot, Law, in den Schriften, so in Frankreich herausgekommen sind.

der Urſache eines Dinges, ſo wird dieſes Wort als der Grund deſſelben angegeben; und ob ich gleich bekenne, daß ich die Bedeutung deſſelben in der gegenwärtigen Materie ſchon von meinen Schuljahren geſucht und nachgeforſcht habe, ſo habe ich ſie doch nie entdecken können. Was kann die Nation für Vortheil von dem leichten Tranſport des Geldes aus einer Hand in die andre ziehen? oder kann man die Circulation, oder den Umlauf anderer Waaren, mit der Circulation der Exchequerneten und der Actien der indianiſchen Compagnie, in ihren Wirkungen vergleichen? Wo ein Manufacturier ſeine Waaren an den Kaufmann, der Kaufmann an den Krämer, und der Krämer an ſeine Kundleute, bald und geſchwinde verkaufen kann; da wird der Fleiß belebt, und der Manufacturier und alle ſeine Handelsleute werden vom neuen aufgemuntert und angetrieben, mehrere und beſſere Waaren von eben der Art zu liefern. In dieſem Falle iſt ein Stillſtand immer ſchädlich, er mag ſich eräugen, wo er will; weil derſelbe zurück wirket, und der fleißigen Hand, in Hervorbringung der Dinge, die dem menſchlichen Leben nützlich ſind, Einhalt thut, und ſie träge macht. Aber was für Producte wir der Change Alley zu danken haben, oder welchen Abſatz ſie auch nur befördert, außer dem Abſatze von Caffee, Federn, Dinte und Papier, habe ich bisher noch nicht erfahren können. Und niemand darf den Verluſt oder den Verfall von irgend einer vortheilhaften Handlung oder Waare befürchten,

wenn

wenn auch dieser Ort mit allen seinen Einwohnern auf ewig in die See begraben würde.

Aber, obgleich dieses Wort noch nie von denen erklärt worden, die so sehr auf die Vortheile einer Circulation bestehen; so scheint doch ein ähnlicher Vortheil aus unsern öffentlichen Schulden zu fließen. Und in der That, welches menschliche Uebel ist nicht von einigen Vortheilen begleitet? Laßt uns diesen Vortheil aus einander setzen, damit wir seinen Werth bestimmen lernen.

Die öffentlichen Hypotheken sind bey uns eine Art von Geld geworden, und gelten eben so viel um den gangbaren Preis, als Gold und Silber. Wenn sich nur irgend eine Gelegenheit zu einer vortheilhaften Unternehmung zeigt, so fehlt es nie an Händen, dieselbe zu ergreifen; es darf auch kein Kaufmann, der Summen in den öffentlichen Fonds hat, sich ein Bedenken daraus machen, die weitläuftigste Handlung zu unternehmen; indem er Capitalien besitzt, wodurch er alle Summen und Foderungen bestreiten kann, so bald sie an ihn gethan werden. Kein Kaufmann hält es für nothwendig eine große Casse im Hause zu haben. Durch die Bank, oder die Actien der indianischen Compagnie, vornehmlich durch die letztern, kann er eben das ausrichten; weil er damit schalten, und die Actienzeddel in einer Viertelstunde bey einem Banquier zu Gelde machen kann; und zu gleicher Zeit sind diese Verschreibungen oder Ban-

cezeddel nicht müßig, selbst wenn sie in seinem Comtoir liegen, sondern bringen ihm ein beständiges Einkommen ein. Kurz, unsre Nationalschulden verschaffen unsern Kaufleuten eine Art von Geld, das sich beständig in ihren Händen vermehret, und außer dem Gewinn bey der Handlung, noch sichere Einkünfte einbringt. Hierdurch werden sie in den Stand gesetzt, um geringern Gewinn zu handeln. Der geringe Gewinn des Kaufmanns macht die Waaren wohlfeiler; verursacht einen größern Absatz; belebt den Fleiß des gemeinen Mannes, und befördert die Ausbreitung der Künste und des Fleißes durch den ganzen Staat.

Man bemerkt auch in England sowohl, als in allen andern Staaten, die Handlung und öffentliche Schulden haben, eine Art von Leuten, die halb Kaufleute, und halb Rentenirer sind, und von denen man glauben muß, daß sie gern um geringen Gewinn handeln; weil die Handlung nicht die vornehmste oder einzige Quelle ihrer Einkünfte ist, und weil ihre Einkünfte aus den öffentlichen Fonds ein sicherer Unterhalt für sie und ihre Familie sind. Hätten wir keine Fonds, so würden große Kaufleute einen Theil ihres Gewinnes auf keine andre Art in Sicherheit bringen, oder anlegen können, als durch den Ankauf von Ländereyen; und die Ländereyen haben viele Nachtheile, wenn man sie mit den Fonds vergleicht. Da sie mehr Sorge und Aufsicht erfodern, so theilen sie die Zeit und die Aufmerksamkeit des Kaufmanns; wenn

sich

sich eine reizende Gelegenheit, oder eine außerordentliche Conjunctur, in der Handlung zeigt, so können sie nicht so leicht in Geld verwandelt werden; und da die Ländereyen sowohl durch die vielen natürlichen Vergnügungen des Landlebens, als auch durch das Ansehen, so sie verschaffen, zu anzüglich sind, so würden sie bald die Bürger in Landjunker verwandeln. Man kann also annehmen, daß, wo öffentliche Schulden sind, mehr Leute mit größern Capitalien und Einkünften bey der Handlung bleiben werden; und man muß gestehen, daß dieses der Handlung überhaupt vortheilhaft ist, indem dadurch der Gewinn der Handlung verringert, die Circulation der Waaren befördert, und der Fleiß aufgemuntert wird*.

Aber laßt uns diesen zween letzten Vortheilen, die vielleicht von keiner so großen Wichtigkeit sind, die vielfältigen Nachtheile entgegen setzen, die in der ganzen innern Oeconomie des Staats mit den öffentlichen Schulden verknüpft sind: man wird alsdenn finden, daß das Gute und Böse, so daraus

* Ohne den Faden der Materie zu unterbrechen, will ich bloß bemerken, daß die Vervielfaltigung unsrer öffentlichen Schulden vielmehr dazu dienet, die Zinsen herunter zu setzen, und daß die Regierung um desto wohlfeiler borgen könne, je mehr sie borgt; ob man gleich dem ersten Anscheine und der gemeinen Meynung nach, das Gegentheil vermuthen sollte. Der Gewinn der Handlung hat einen Einfluß auf die Zinsen. Siehe Abh. IV.

aus entſpringt, gar nicht mit einander könne verglichen werden.

Erſtlich: es iſt gewiß, daß die Nationalſchulden eine große Menge von Leuten und Reichthümern in die Hauptſtadt ziehen, und zwar wegen der großen Summen, die in den Provinzen zur Abtragung der Zinſen dieſer Schulden gehoben werden; und vielleicht geſchieht es auch durch die obgedachten Vortheile bey der Handlung, ſo die öffentlichen Schulden den Kaufleuten in der Hauptſtadt vor denen verſchaffen, die ſich in den übrigen Theilen des Königreichs aufhalten. Hier fragt es ſich, ob es der Vortheil des Staats iſt, daß London ſo viele Vorrechte und Vorzüge bekömmt, das bereits zu einer ſo ungeheuren Größe gediehen iſt, und ſich noch ſtets zu vergößern ſcheinet. Einige Leute ſind wegen der Folgen beſorgt. Was mich anbetrifft, ſo kann ich nicht anders denken, als daß dieſe Stadt, die freylich ein zu großer Kopf für den Körper iſt, dennoch eine ſo glückliche Lage hat, daß ihre ausnehmende Größe weniger Nachtheil und Schaden verurſacht, als in einem andern größern Königreiche eine kleinere Hauptſtadt veranlaſſen würde. Es iſt ein größerer Unterſchied zwiſchen den Preiſen der Lebensmittel in Paris und Languedoc, als zwiſchen den Preiſen derſelben in London und Yorkſhire.

Zweytens: da die öffentlichen Fonds eine Art von Papiercredit ſind, ſo haben ſie auch alle die

die Nachtheile, die mit dieſer Art des Geldes verbunden ſind. Sie verbannen das Gold und Silber aus der beträchtlichſten Handlung des Staats, und ſchränken daſſelbe bloß auf die gemeine Circulation ein; und auf dieſe Art machen ſie alle Lebensmittel und Arbeit theurer, als ſie ſonſt ſeyn würden.

Zum dritten: die Auflagen, die gehoben werden, um die Zinſen dieſer Schulden zu bezahlen, thun dem Fleiße Einhalt, erhöhen die Preiſe der Arbeit, und drücken die Armen nieder.

Zum vierten: da die Fremden einen Theil von unſern Nationalfonds beſitzen, ſo machen ſie ſich den Staat gewiſſermaßen zinsbar, und können mit der Zeit verurſachen, daß wir unſern Ueberfluß an Leuten, und unſern Fleiß verlieren.

Zum fünften: da der gröſte Theil der öffentlichen Fonds in den Händen müßiger Leute ſind, die von ihren Einkünften leben, ſo befördern unſre Fonds die müßige und träge Lebensart ungemein.

Aber obgleich der Nachtheil, der der Handlung und dem Fleiße aus unſern öffentlichen Fonds erwächſet, im Ganzen betrachtet, ſehr beträchtlich ſcheinen wird, ſo iſt er doch nur geringe, wenn man ihn mit dem Schaden vergleicht, der daraus für den Staat, als einen politiſchen Körper betrachtet, entſpringet. Der ſich in der Geſellſchaft

der Nation erhalten, und in Friedens- und Kriegszeiten verschiedne Unterhandlungen und Händel mit andern Nationen auszumachen hat. Hier ist das Uebel allein und unvermischt; indem es durch keinen Vortheil ersetzt wird; und es ist zugleich ein Uebel von der höchsten und wichtigsten Art.

Man hat uns in der That sagen wollen, daß der Staat wegen seiner Schulden nicht schwächer sey; indem wir sie größtentheils unter uns selbst aufgenommen haben; und weil sie dem einen eben so viel Eigenthum verschaffen, als sie dem andern nehmen. Es ist eben so, sagt man, als wenn man das Geld aus der rechten in die linke Hand nimmt, wodurch die Person, die es hat, weder reicher noch ärmer wird. Solche lose Schlüsse und scheinbare Vergleichungen können immer gelten, so lange man nicht nach gewissen Grundsätzen schließt. Ich frage, ist es der Natur der Sache nach möglich, eine Nation mit Auflagen zu überladen, selbst alsdenn, wenn sich der Monarch unter derselben aufhält? Schon der Zweifel scheint unvernünftig zu seyn; da in jedem Staate ein gewisses Verhältniß zwischen dem müßigen und dem arbeitsamen Theile desselben muß beobachtet werden. Aber wenn nun alle unsre Auflagen schon verpfändet sind, müssen wir alsdenn nicht neue erfinden? und kann diese Sache nicht zu einer Länge und Ausschweifung getrieben werden, die schädlich und verderblich ist?

Bey einem ieden Volke giebt es immer gewisse Mittel, Geld zu heben, die leichter sind, als andre, und die sich zu der Lebensart des Volks, und den Waaren, die es braucht, schicken. In Großbritannien bringt die Accise auf das Malz und Bier sehr viel ein; weil das Mälzen und Brauen sehr beschwerlich und weitläuftig ist, und unmöglich verborgen bleiben kann; und zugleich sind diese beyden Waaren zum Lebensunterhalte nicht so unumgänglich nothwendig, daß die Armen bey der Vertheurung derselben sehr viel leiden sollten. Wie schwer hält es, neue Auflagen auszufinden, da diese alle verpfändet sind? Wie sehr müssen dieselben die Armen drücken und zu Grunde richten!

Die Rechte auf die Consumtion der Waaren, sind viel gleicher und leichter, als Vermögensteuern. Wie viel verliert der Staat dabey, daß die erstern alle erschöpft sind, und daß wir zu der beschwerlichen Art, Taxen einzuheben, Zuflucht nehmen müssen!

Wenn alle Eigner des Landes nichts als Verwalter oder Pachter des Staats wären, würden sie alsdenn nicht gezwungen seyn, alle die Künste der Unterdrückung anzuwenden, die von den Verwaltern ausgeübt werden, wenn die Abwesenheit und Nachläßigkeit des Eigenthümers sie vor der Untersuchung und Ahndung in Sicherheit setzet?

Man

Man wird schwerlich behaupten, daß man den Nationalschulden niemals Gränzen setzen müsse; und daß der Staat nicht schwächer, als itzund seyn würde, wenn zwölf oder funfzehn Schillinge in jedem Pfund Sterling, die Landtaxe, nebst allen itzigen Zöllen und Abgaben verpfändet wäre. Es ist also in diesem Falle von etwas mehrern, als von dem bloßen Uebertrage des Eigenthums aus einer Hand in die andere, die Rede. In fünfhundert Jahren werden die Nachkommen derjenigen, die itzund in der Kutsche fahren, und derjenigen, die auf dem Bocke sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Plätze mit einander verwechselt haben, ohne daß der Staat durch diese Veränderung etwas sollte gelitten haben.

Ich muß gestehen, es hat sich durch die lange Gewohnheit eine wunderliche Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Schulden in alle Classen der Einwohner eingeschlichen, die derjenigen Gleichgültigkeit nicht ungleich ist, worüber sich die Geistlichen, in Absicht auf ihre Lehre, so sehr beklagen. Wir bekennen alle, daß selbst die feurigste Einbildungskraft nicht hoffen könne, daß entweder das itzige, oder irgend ein künftiges Ministerium, eine so genaue und strenge Sparsamkeit beobachten wird, als erfodert wird, wenn wir einen beträchtlichen Fortgang in der Bezahlung unsrer Schulden machen wollen, oder daß der Zustand der auswärtigen Angelegenheiten der Regierung auf eine lange Zeit so viel Muße und Ruhe verstatten werde, als zu einem

einem ſolchen Unternehmen erfodert wird *. Was wird denn aus uns werden? Wenn wir auch noch ſo gute Chriſten wären, und uns in den Willen der Vorſehung faßten; ſo wäre dieſes doch, meiner Meynung nach, noch immer eine ſehr merkwürdige Frage, wenn man ſie auch nur bloß als eine Frage zum Nachdenken betrachtet; und ich glaube, daß es nicht ganz unmöglich iſt, eine muthmaßliche Auflöſung oder Beantwortung derſelben zu geben. Die Begebenheiten, worauf es hiebey ankömmt, werden wenig von dem Ohngefähr der Schlachten, der Unterhandlungen, der Intriquen, und

* Zur Zeit des Friedens und der Sicherheit, wenn es allen möglich iſt, Schulden zu bezahlen, wollen die Leute, deren Vermögen im baaren Gelde beſteht, ſich nicht zum Theil bezahlen laſſen, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie das Geld vortheilhaft anlegen ſollen; und die Leute, deren Vermögen in Ländereyen beſteht, wollen nicht gern fortfahren, die Taxen zu bezahlen, die zu dieſer Abſicht erfodert werden. Warum ſollte alſo ein Miniſter auf Maaßregeln beſtehen, die allen Parteyen ſo zuwider ſind? Es müßte bloß der Nachkommenſchaft wegen geſchehen, die er nie ſehen wird, oder einigen wenigen nachdenkenden Perſonen zu gefallen, deren vereiniztes Anſehen ihn vielleicht nicht des kleinſten Dorfes in England verſichern kann. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir jemals einen Miniſter haben werden, der ein ſo ſchlechter Staatsmann ſey. Was dergleichen kleine und ſchädliche politiſche Maximen anbetrifft, ſo ſind alle Miniſter zur Genüge darinn erfahren.

und der Partenen abhängen. Es scheint ein natürlicher Fortgang der Dinge zu seyn, der unsern Schlüssen zu einem Leitfaden dienen kann. So wie es nur einen mäßigen Antheil von Klugheit erfoderte, damals, wie zuerst der Gebrauch die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, eingeführt ward, aus der Natur der Menschen und der Minister vorher zu sehen, daß die Dinge nothwendig so weit gerathen würden; so wird es auch itzund, da die Sachen den Grad erreicht haben, nicht schwer seyn, die Folgen vorher zu sagen. In der That muß eines von beyden erfolgen, entweder muß die Nation den öffentlichen Credit aufheben, und zu Grunde richten, oder der öffentliche Credit wird die Nation zu Grunde richten. Es ist unmöglich, daß beyde nach der Art, wie man sowohl unter uns, als unter andern Nationen, damit umgegangen, mit einander bestehen können.

Wir haben in der That einen Entwurf zur Bezahlung der Nationalschulden gehabt, den ein vortrefflicher Bürger, der Herr Hutchinson vor dreyßig Jahren in Vorschlag brachte, und der von einigen verständigen Leuten sehr gebilligt ward; allein, es hatte nicht das Ansehen, daß er jemals könnte ausgeführt werden. Er behauptete, daß man sich fälschlich einbilde, daß der Staat Schulden habe; sondern eine jede einzelne Person sey einen proportionirten Theil dieser Summe schuldig; und bezahle in ihren Abgaben einen proportionirten

Theil

Theil der Zinſen, außer den Koſten, die zur Hebung derſelben erfodert werden. Thäten wir alſo nicht beſſer, ſagt er, wenn wir eine proportionirte Vertheilung der Schulden unter uns machten, und daß jeder von uns, nach Maaßgebung ſeines Vermögens, eine Summe beyträge, und wenn wir auf dieſe Art mit einmal alle unſre Fonds und öffentlichen Hypotheken einlöſeten. Es ſcheint, als wenn er nicht bedacht hat, daß die arbeitſamen Armen durch ihre jährliche Conſumtion einen beträchtlichen Theil der Auflagen bezahlen, ob ſie gleich nicht im Stande ſind, auf einmal den erfoderlichen proportionirten Theil herzuſchießen. Nicht zu gedenken, daß das Vermögen, ſo im baaren Gelde und Handlungscapitalien beſtehet, leicht verborgen und verhöhlt werden kann; und daß das ſichtbare Vermögen von Ländereyen und Häuſern zuletzt für alles ſtehen müßte. Hieraus würde eine Ungleichheit und Unterdrückung erfolgen, wozu ſich niemand bequemen würde. Aber, obgleich dieſer Vorſchlag wohl nie ſtatt finden wird; ſo iſt es doch nicht ganz unwahrſcheinlich, daß nicht alsdenn, wenn die Nation recht ſehr krank an ihren Schulden darniederliegen, und gewaltig dadurch wird gedrückt werden, ein kühner Projectmacher ſich mit einigen phantaſtiſchen Entwürfen, zur Bezahlung derſelben, hervorwagen ſollte. Und da der öffentliche Credit durch dieſe Mittel ein wenig ſchwachlich werden wird; ſo wird der geringſte Stoß ihn ganz vernichten, wie es in Frankreich

gegangen iſt, und alsdenn wird derſelbe durch das Verſehen des Arztes ſterben *.

Aber es iſt wahrſcheinlicher, daß der Verfall des Nationalcredits die natürliche Folge von Kriegen, Niederlagen, und öffentlichen Unglücksfällen, oder vieleicht gar die Wirkung der Siege und der Eroberungen ſeyn wird. Ich muß es geſtehen, wenn ich Prinzen und Staaten mitten unter ihren Schulden, Fonds und verſetzten Einkünften

* Einige benachbarte Staaten bedienen ſich eines leichten Mittels, ihre öffentliche Schulden zu vermindern. Die Franzoſen haben die Gewohnheit, ſo die Römer vormals hatten, daß ſie das Geld vermehren; und dazu iſt die Nation ſo ſehr gewöhnt, daß der öffentliche Credit nichts darunter leidet, ob es gleich in der That nichts anders iſt, als wenn durch ein Edict auf einmal ſo viel von den Schulden aufgehoben wird. Die Holländer ſetzen, ohne die Einwilligung der Gläubiger, die Zinſen herunter; oder welches einerley iſt, ſie tariren die Fonds willkührlich ſowohl, als andere Güter. Könnten wir uns eines von dieſen beyden Mitteln bedienen, ſo würden wir nie von den öffentlichen Schulden gedrückt werden; und es iſt nicht unmöglich, daß man nicht eines derſelben, oder ſonſt ein andres Mittel, auf gut Glück verſuchen ſollte, wenn unſre Schulden und Beſchwerden zu hoch anwachſen werden. Aber hier zu Lande denken die Leute, was ihren Vortheil anbetrifft, gar zu richtig, als daß ein ſolcher Kunſtgriff jemanden betriegen ſollte; und der öffentliche Credit würde vermuthlich, nach einem ſo gefährlichen Verſuche, auf einmal fallen.

ten ſtreiten und fechten ſehe, ſo kömmt es mir eben ſo vor, als wenn ſich ein paar Leute in einem Laden von chineſiſchen Porcellain mit Prügeln herum ſchlagen. Wie kann man erwarten, daß Prinzen eine Art von Eigenthum ſchonen werden, die ihnen und dem Staat ſchädlich, da ſie mit dem Leben und den Gütern der Menſchen, die beyden ſo nützlich ſind, ſo wenig Mitleiden haben? Man laſſe die Zeit kommen (und ſie wird gewiß kommen) wenn die neuen Fonds, die zur Beſtreitung der Bedürfniſſe des Jahrs aufgerichtet ſind, nicht mehr bewilligt werden, und das Geld, worauf man gerechnet hat nicht mehr liefern kann. Man nehme an, daß entweder die Caſſe der Nation erſchöpft iſt, oder daß unſer Credit, der bisher ſo groß geweſen, anfängt uns zu mangeln. Man nehme an, daß die Nation in dieſer Noth mit einem Ueberfall bedrohet wird; daß eine Rebellion befürchtet wird, oder bereits ausgebrochen iſt; daß eine Flotte, wegen Mangel der Bezahlung, mit Lebensmitteln und dem übrigen Vorrath nicht kann ausgerüſtet werden; oder daß man nicht einmal fremde Hülfe erhalten kann. Was muß ein Prinz, oder ein Miniſter in dieſer Noth anfangen? Dem Recht der Selbſterhaltung kann kein Menſch, noch vielweniger ein ganzer Staat entſagen; und unſere Staatsleute müßten alsdenn noch thörichter ſeyn, als die geweſen ſind, die zuerſt Schulden gemacht haben; oder was noch mehr iſt, ſie müſſen noch thörichter ſeyn, als diejenigen, die dem Staat getrauet haben, oder noch fortfahren ſelbem

ſelben zu trauen; wenn ſie die Mittel der Erhaltung in Händen haben, und ſich derſelben nicht bedienen. Die Fonds, die aufgerichtet und verſetzt ſind, werden alsdenn ein großes jährliches Einkommen bringen, das zur Vertheidigung und Sicherheit der Nation zureichend iſt; es wird vieleicht in der Exchequer Geld zur Abtragung der viertheljährigen Zinſen bereit liegen. Die Noth ruft; die Furcht treibt; die Vernunft ermahnt; nur das Mitleiden ſchreyet dagegen: man wird ſich des Geldes ſo gleich zu dem dringenden Gebrauch verſichern, und zwar mit den heiligſten Betheurungen, es alſobald wieder zu erſtatten. Aber weiter wird nichts erfodert. Der ganze Bau, der bereits wanket, ſtürzt ein, und begräbt Tauſende unter ſeinen Ruinen. Und dieß kann man, wie mir deucht, den natürlichen Tod des öffentlichen Credits nennen; denn dieſem Zeitpunct nähert ſich derſelbe eben ſo natürlich, als ein thieriſcher Körper ſich ſeiner Auflöſung und Vernichtung nähert *.

Die-

* So leicht, und ſo ſehr läßt ſich der größte Theil der Menſchen betriegen, daß, ungeachtet des gewaltigen Stoßes, den der öffentliche Credit durch einen freywilligen Bankeret in England leiden würde, ſich derſelbe doch in kurzer Zeit in eben ſo blühenden Umſtänden wieder befinden würde, als er jemals geweſen. Der itztregierende König von Frankreich, borgte in dem lezten Kriege für cernuere Zinſen Geld, als ſein Aeltervater jemals gethan hat, und die eben ſo niedrig waren, als die, ſo das Großbrittanniſche Parlament

Diese zween Zufälle, die wir eben vorausgesetzt haben, sind unglücklich und schädlich; aber doch nicht die schädlichsten. Tausende werden alsdenn der Sicherheit von Millionen aufgeopfert.

ment bezahlet, wenn man den Zustand der Zinsen in beyden Königreichen mit einander vergleicht. Und obgleich die Menschen sich mehr nach dem richten, was sie gesehen haben, als nachdem was sie vorher sehen, wenn sie es auch mit der größten Gewißheit vorher sehen; so haben doch Verheißungen, Verheuerungen, ein guter Anschein und die Reizung des gegenwärtigen Vortheils, einen so mächtigen Einfluß, daß wenige denselben widerstehen können. **Die Menschen lassen sich zu allen Zeiten durch einerley Lockspeisen fangen: eben dieselben Kunstgriffe und Streiche, die schon so oft gespielt sind, berücken sie noch beständig. Der höchste Grad des patriotischen Geistes und der Einschmeichlung in die Gunst des Volks sind noch immer die gebahnte Straße zur Macht und Tyranney; die Schmeicheleyen zur Verrätherey; stehende Kriegsheere zur willkührlichen Gewalt; und die Ehre Gottes zu dem zeitlichen Vortheil der Geistlichkeit.** Die Furcht, daß der Credit auf ewig fallen würde, ist, wenn man auch zugiebt, daß es ein Uebel ist, dennoch nur ein unnöthiges Schreckbild. Ein kluger Mann wird in der That dem Staat, so gleich, nachdem er sich von seinen **Schulden losgemacht hat**, lieber Summen vorschießen, als itzund; in sofern nämlich ein reicher Betrüger, selbst wenn man ihn auch nicht zur Bezahlung zwingen kann, als Schuldner, einem ehrlichen Bankerotirer vorzuziehen ist: denn der erstere kann es für sein Vortheil seiner Geschäffte für zuträglich halten, seine Schulden zu bezahlen,

Aber wir ſind nicht auſſer aller Gefahr, daß nicht der widrige Erfolg ſtatt habe, und daß mit Millionen der kurzen Wohlfahrt von Tauſenden, auf ewig aufgeopfert werden *. Unſre democratiſche Regierungsart, wird es einem Miniſter vielleicht,

len, wenn ſie nicht gar zu ungeheuer groß ſind; der letztere hingegen kann es nicht, wenn er auch wollte. Das was Tacitus hiſt. lib. 3. ſagt, iſt ewig wahr und ſchickt ſich ſehr gut hieher. Sed vulgus ad magnitudinem beneficiorum aderat: ſtultiſſimus quisque pecuniis mercabatur: apud ſapientes caſſa habebantur, quae neque dari, neque accipi, ſalua republica, poterant. Der Staat iſt ein Schuldner, den Niemand zur Bezahlung zwingen kann. Das einzige, wodurch die Glaubiger ihn zur Bezahlung anhalten können, iſt der Vortheil den er dadurch erlangt, wenn er ſeinen Credit erhält; ein Vortheil, der ſehr große Schulden und eine auſſerordentliche große Noth leicht überwiegen kann, wenn man auch vorher ſähe, daß der Credit auf immer verlohren wäre. Nicht zu gedenken, daß die gegenwärtige Noth die Staaten oft zu Maaßregeln zwingt, die im eigentlichen Verſtande wider ihren Vortheil ſind.

* Man hat mir geſagt, daß man die ganze Zahl der Glaubiger des Staats, ſowohl der einländiſch als auswärtigen nur auf ſiebzehn tauſend Perſonen rechnet. Dieſe leben itzund ſehr gut, von ihren Einkommen; aber im Fall eines öffentlichen Bankerots, würden ſie die niedrigſten und unglücklichſten Perſonen unter der ganzen Nation werden. Die Würde und das Anſehen des niedrigen und höhern Landadels iſt weit beſſer gegründet, und würde den Streit ſehr ungleich machen, wenn wir jemals ſo weit kommen ſollten.

Man

leicht schwer oder gefährlich machen, ein so verzweifeltes Mittel zu wagen, als ein freywilliger Bankerot ist. Und obgleich das Oberhaus ganz und gar, und das Unterhaus gröſtentheils aus Eignern des Landes bestehet; und man also glauben kann, daß keines von beyden Häusern ein groſses Vermögen in den Fonds stehen habe; so können sie doch vielleicht mit denenjenigen, deren Vermögen in den Fonds ist, in so groſsen Verbindungen stehen, daß sie eifriger und halsstarriger auf den öffentlichen Credit bestehen, als es die Klugheit, die Staatskunst und selbst die Gerechtigkeit, wenn wir es genau nehmen wollen, zuläßt. Und vielleicht können auch unsre auswärtigen Feinde, oder vielmehr unser auswärtiger Feind, (denn wir haben nur einen zu fürchten) so staatsklug seyn, entdecken, daß unsre Sicherheit von der Verzweiflung abhängt, und uns zu dem Ende, die Gefahr nicht eher deutlich und offenbar zeigen, als bis sie unvermeidlich ist. Unsre Groſsväter,

Man sollte in Versuchung kommen, diesem Erfolg einen sehr nahen Zeitpunct, z. E. in funfzig Jahren, zu bestimmen, wenn die Prophezeyungen unserer Vater von dieser Art nicht bereits falsch befunden worden, da sich der öffentliche Credit wider alle vernünftige Erwartung, noch immer erhalten hat. Als die Astrologi in Frankreich alle Jahre den Tod Heinrichs des IVten vorher verkündigten, sagte dieser König: diese Leute werden es doch einmal treffen. Ich werde also vorsichtiger seyn, und keine genaue Zeit bestimmen, indem ich mich damit begnüge, den Erfolg überhaupt vorher zu sagen.

unſre Väter und wir ſelbſt haben eingeſehen, daß die Balanz der Macht in Europa zu ungleich ſey, als daß ſie, ohne unſre Aufmerkſamkeit und Bemühungen, könne erhalten werden. Aber vielleicht werden unſre Kinder des Streitens müde werden, die Hände in den Schoos legen, und die Unterdrückung und Bezwingung ihrer Nachbarn geruhig anſehen; bis ſie endlich ſelbſt, ſamt ihren Gläubigern, in der Gewalt des Eroberers ſind. Und dieß kann man eigentlich genug den gewaltſamen Tod unſeres öffentlichen Credits nennen.

Dieſes ſcheinen die Zufälle zu ſeyn, die nicht ſehr weit mehr entfernt ſind, und die die Vernunft ſo deutlich zum voraus ſieht, als ſie nur irgend eine Begebenheit, die noch in dem Schooße der Zeit liegt, vorher ſehen kann. Und obgleich die Alten behaupteten, daß zu dem Prophezeyungen eine gewiße Wuth oder ein gewiſſer göttlicher Unſinn erfodert werde; ſo kann man doch ſicher behaupten, daß zu ſolchen Prophezeyungen, als die gegenwärtigen ſind, weiter nichts erfodert wird, als geſunden Verſtand zu haben, und frey von dem Einfluße des Unſinns und der Verblendung des Pöbels zu ſeyn.

Von
einigen merkwürdigen
Gewohnheiten.

IX.

Von einigen merkwürdigen Gewohnheiten.

Ich werde drey merkwürdige Gewohnheiten in drey berühmten Regierungen betrachten, und aus dem Ganzen den Schluß ziehen: daß man alle allgemeine Sätze in der Staatskunst mit großer Vorsicht festsetzen müße; und daß in der moralischen Welt eben sowohl, als in der physikalischen, nur regelmäßige und außerordentliche Erscheinungen wahrgenommen werden. Den Grund der erstern können wir vielleicht aus der Triebfeder derer Dinge, von denen ein jeder in sich selbst oder aus leichten Anmerkungen, die stärkste Versicherung und Ueberzeugung hat, den Grund beßer und leichter angeben, nachdem sie sich eräuget haben; aber es ist der menschlichen Klugheit oft ganz unmöglich, sie zum Voraus zu sehen, und vorher zu sagen.

I. Man sollte es bey einer jeden Versammlung, die rathschläat, für ein wesentliches und nothwendiges Stück halten, daß allen Gliedern die Freyheit zu reden vergönnt sey; und daß alle Vorstellungen und Gründe müßten angenommen werden, die einigermaßen zur Erläuterung und Aufklärung des streitigen Punctes abzielen können.

Mit noch größerer Zuversicht sollte man schließen, daß, nachdem eine Vorstellung gethan worden, welche die Versammlung, so die Macht hat, Gesetze zu geben, gebilligt hat, dasjenige Glied derselben, so die Vorstellung gethan hat, niemals deswegen zur Rechenschaft könne gezogen werden. Aber kein politischer Grundsatz kann, dem ersten Ansehen nach, unläugbarer scheinen, als daß ein solches Glied zum wenigsten vor aller niedrigen Gerichtsbarkeit gesichert seyn müße, und daß keine andre Gesellschaften, als die Höchste, so die Gesetze geben kann, in ihren folgenden Versammlungen Rechenschaft, wegen der Reden und Vorstellungen, so sie vorher selbst gebilligt hatten, von ihm fodern könne. Aber so unwidersprechlich auch diese Grundsätze scheinen mögen, so sind sie doch bey der atheniensischen Regierung, aus Ursachen und Gründen, die ganz unvermeidlich scheinen, nicht eingetroffen.

Vermittelst der γραφη παρανομων oder der Anklage der Ungesetzmäßigkeit konnte ein jeder, (ob es gleich von den Kennern des Alterthums und den Commentarienschreibern nicht angemerkt worden) vor einem gemeinern Gerichte, wegen eines Gesetzes, so auf sein Anstiften in der Versammlung des Volks gegeben worden, abgehört und bestraft werden, wenn dieses Gericht glaubte, daß das Gesetz ungerecht oder dem Staate schädlich sey. Wir sehen davon ein Beyspiel am Demosthenes; weil er sah, daß das Geld für die Schiffe

auf

auf eine unrechtmäßige Art gehoben ward, und daß die Armen zur Ausrüstung der Galeeren eben so viel hergeben mußten, als die Reichen, so half er dieser Ungleichheit durch ein sehr nützliches Gesetz ab, wodurch die Ausgaben einer Person, nach Maßgebung ihrer Einkünfte bestimmt wurden. Er brachte dieses Gesetz in der Versammlung des Volks in Vorschlag *, er bewies die Vortheile desselben, er überzeugte das Volk, welches allein in Athen die Macht hatte Gesetze zu geben; kurz das Gesetz ward gebilligt und vollzogen: und doch ward er vor einem heimlichen Gerichte, wegen dieses Gesetzes zur Rede gestellt; und zwar auf die Anklage der Reichen, die sich, wegen der Veränderung, so er in die öffentlichen Einkünfte eingeführt hatte, an ihm rächen wollten. Er ward zwar frey gesprochen; aber er mußte doch erst vom neuen beweisen, daß dieses Gesetz nützlich und vortheilhaft sey.

Cresiphon brachte bey der Versammlung des Volks in Vorschlag, dem Demosthenes als einem wohlgesinnten und dem Gemeinenwesen nützlichen Bürger, eine besondre Ehre zu erweisen. Das Volk, das von dieser Wahrheit überzeugt war, bewilligte diese Ehrenbezeigungen; und doch ward Cresiphon, vermöge des γραφη παρανομων gerichtlich belangt. Man führte unter andern gegen ihn an, daß Demosthenes kein guter und

* Man hat noch die Rede, so er bey dieser Gelegenheit gehalten, περι συμμοριας.

und gegen das Gemeinewesen wohlgesinnter Bürger sey: und der Redner ward gerufen, seinen Freund und folglich sich selbst zu vertheidigen; welches er durch das erhabne Meisterstück der Beredtsamkeit verrichtete, das stets von allen Menschen bewundert worden.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Chäronea ward auf den Vorschlag des Hyperides ein Gesetz gegeben, wodurch die Sclaven frey gemacht und zu Soldaten angeworben wurden *. Wegen dieses Gesetzes ward der Redner nach der Zeit auf obgedachte Art vor Gericht gezogen, und vertheidigte sich unter andern auch durch den beredten Zug, den Plutarch und Longin gepriesen haben. Nicht ich, sagte er, sondern die Nothwendigkeit, worein uns der Krieg versetzte, die Schlacht bey Chärones bestand auf diesem Gesetz. Die Reden des Demosthenes sind voll von dergleichen gerichtlichen Untersuchungen, und zeigen deutlich, daß dieses ungemein gewöhnlich gewesen.

Die

* Plut. in vita decem oratorum. Demosthenes giebt eine andere Nachricht von diesem Gesetze. Contra Aristogiton. Orat. II. Er sagt, die Absicht desselben sey gewesen, die ατιμους ατιμους zu machen, oder denenjenigen, die als unfähig zu den öffentlichen Bedienungen erkläret waren, das Recht sie zu bekleiden, wieder zu verschaffen. Vielleicht sind beyde Stücke in diesem Gesetze begriffen gewesen.

Die atheniensische Democratie war dergestalt dem Pöbel unterthan, daß wir uns kaum in den heutigen Zeiten einen Begriff davon machen können. Die ganze Gesellschaft des Volks hatte bey der Gebung eines jeden Gesetzes ihre Stimme, ohne einigen Unterschied des Vermögens oder des Ranges, und ohne von einer Obrigkeit, oder einem Senate, eingeschränkt zu werden *; und folglich hatte man bey diesen Gelegenheiten nur wenig Achtung für die Ordnung, Gerechtigkeit oder Klugheit. Die Athenienser sahen die Uebel, die mit dieser Verfassung verknüpft waren, bald ein; weil sie sich aber durch keine Regel, oder Einschränkung, die Hände binden wollten; so entschlossen sie sich, doch wenigstens ihre Anführer oder Rathgeber, durch die Furcht einer künftigen Bestrafung und gerichtlichen Untersuchung, einzuschränken. Aus dieser Absicht machten sie dieß merkwürdige Gesetz; ein Gesetz, das bey ihrer Regierung für so wesentlich gehalten ward, daß Aeschines als eine bekannte Wahrheit behauptet, die Democratie könne unmöglich bestehen, wenn dieß Gesetz abgeschafft würde **.

Das

* Der Senat der Bahne war bloß ein weniger zahlreicher Pöbel, der durch das Loos aus dem Volke erwählt ward, und dessen Ansehen nicht groß war.

** In Ctesiphontem. Es ist merkwürdig, daß der erste Schritt, den man that, nachdem die Democratie von dem Critias und den Dreyßigen auf-

Das Volk befürchtete von dem Ansehen der heimlichen Gerichte keine schlimmen Folgen für die Freyheit; indem sie aus sehr vielen Personen bestanden, die durch das Loos aus dem Volke genommen wurden. Und es betrachtete sich mit Recht als unmündig; und glaubte, daß, nachdem es zu Verstande gekommen, es nicht allein das Recht hätte, alles, was festgesetzt worden, wieder zu untersuchen und umzustossen; sondern auch die Vormünder, wegen der Maaßregeln, zu bestrafen, die es auf ihre Ueberredung genommen hätte. Eben dieses Gesetz war auch in Theben, und zwar aus eben der Ursache als in Athen *.

Es scheint ein sehr gewöhnlicher Gebrauch in Athen gewesen zu seyn, bey Gebung eines Gesetzes, das für sehr nützlich oder dem Volke angenehm gehalten ward, auf ewig desselben Abschaffung und Wiederrufung zu verbieten. So machte der Demagogus, der alle öffentliche Einkünfte, vermöge eines Gesetzes, auf die Schauspiele verwandte, ein Verbrechen daraus, die Abschaffung dessel-

aufgehoben worden, dieser war, daß man die γραφὴ παρανόμων für ungültig erklärte, wie wir aus dem Demosthenes κατὰ Τιμοκ. sehen. Der Redner meldet uns in dieser Rede die Worte des Gesetzes, wodurch die γραφὴ παρανόμων fest gesetzet wird. pag. 293. ex edit. Ald. Und er giebt eben die Ursachen desselben an, die wir hier zu erweisen suchen.

* Plut. in vita Pelop.

deſſelben in Verſchlag zu bringen *. Auf dieſe Art ſchlug Leptines ein Geſetz vor, wodurch nicht nur alle Immunitäten, die vormals bewilligt worden, ſollten widerrufen werden; ſondern auch dem Volke die Macht benommen werden, dergleichen ins künftige zuzugeſtehen **. So wurden auch alle Geſetze, die einen Ausnahmsfall angiengen, ohne ſich auf das ganze Gemeinweſen zu erſtrecken, verbothen. Dieſe ungereimten Clauſeln, wodurch die Geſetzgeber ſich ſelbſt vergebens auf immerdar die Hände zu binden ſuchten, rührten von einer allgemeinen Empfindung und Ueberzeugung von der Leichtſinnigkeit und Unbeſtändigkeit des Volks her.

II. **Ein Rad in einem Rade, wie man es in dem deutſchen Reiche bemerkt, wird von dem Lord Shaftsbury als eine Ungereimtheit in der Staatskunſt angeſehen †. Aber was ſollen wir zu zwey gleichen Rädern ſagen, die eine politiſche** Maſchine treiben, ohne ſich unter einander zu verhindern, einzuſchränken, oder von einander abzuhängen, und dennoch die gröſte Harmonie und Einigkeit erhalten? Zwo beſondre Geſellſchaften feſt zu ſetzen, die beyde die Macht haben, Geſetze zu geben, wovon keine den Beyſtand der andern bedarf,

* Demoſth. Olynth. 1. 2.
** Demoſth. Contra Lept.
*** Demoſth. contra Ariſtocratem.
† Eſſay on The Freedom of Wit and humour. Part. 3.

bedarf, um ihre Schlüsse gehörig zu machen; dieß kann vielleicht, vor dem Erfolg betrachtet, ganz unmöglich scheinen, so lange die Menschen von den Leidenschaften des Ehrgeizes, der Nacheiferung und des Geitzes regiert werden, die bisher ihre herrschende Bewegungsgründe gewesen. Und wenn ich sagte, daß der Staat, auf den ich ziele, in zwo verschiedene Parteyen getheilt gewesen, wovon jede in einer besondern Gesellschaft der gesetzgebenden Macht die Oberhand gehabt hat, und daß dennoch kein Streit unter diesen beyden unabhängigen Mächten entstanden; so wird man den Satz beynahe für ganz unglaublich halten. Und wenn ich, um das Paradoxe noch zu vermehren, behaupten würde, daß diese getheilte unregelmäßige Regierung die geschäfftigste, siegreichste und berühmteste Republik gewesen, die noch jemals auf dem Schauplatze der Welt erschienen; so würde man mir gewiß sagen, daß eine solche politische Chimäre eben so ungereimt sey, als irgend ein Gesicht der Dichter. Aber ich darf nicht lange suchen, um die Wirklichkeit aller dieser Dinge zu beweisen; denn alles dieses fand in der römischen Republik statt.

Die Macht, Gesetze zu geben, hatten in dieser Republik beyde, die *Comitia centuriata* und die *Comitia tributa*. In den ersten votirte das Volk, wie bekannt, nach seinem Census, so, daß die erste Classe, wenn sie einstimmig war, (welches sich gemeiniglich zutrug) das Ganze bestimmte, und

und ob ſie gleich vieleicht nicht den hunderſten Theil der Republik ausmachte, mit dem Anſehen des Senats, ein Geſetz gab. In den letztern galt eine Stimme ſo viel, als die andere; und da das Anſehen des Senats dabey nicht erfodert ward, ſo hatte der niedrige Pöbel völlig die Oberhand, und gab dem ganzen Staate Geſetze. In allen Trennungen der Parteyen, dergleichen im Anfange zwiſchen den Patriciern und den Plebejanern, und nach der Zeit zwiſchen dem Adel und dem Volke waren, hatte der Vortheil der Ariſtocratie in dem erſtern, und das Intereſſe der Democratie in dem zweyten die Oberhand. Die eine Verſammlung konnte immer das aufheben, was die andere feſt geſetzet hatte. Ja die eine konnte durch eine plötzliche und unverſehene Bewegung der andern den Rang ablaufen, und ihre Nebenbuhlerinn durch eine Stimme aufheben, die, vermöge der Beſchaffenheit der Verfaſſung, die völlige Kraft eines Geſetzes hatte. Aber man findet gar keine Beyſpiele von einem ſolchen Streite in der römiſchen Geſchichte; niemals lieſt man, daß dieſe zwo Geſetzgebende Verſammlungen ſich mit einander überworfen haben: obgleich oft die Parteyen, die in beyden herrſchten, mit einander geſtritten haben. Woher entſtand dieſe Einigkeit, die uns ſo außerordentlich vorkommen muß?

Die Geſetzgebende Geſellſchaft, ſo Servius Tullius in Rom gründete, waren die Comitia centuriata, wodurch die Regierung eine Zeit-

lang hindurch, nach der Verjagung der Könige, ganz aristocratisch gemacht ward. Aber das Volk, das die Menge und die Stärke auf seiner Seite hatte, und das durch die häufigen Siege und Eroberungen in den auswärtigen Kriegen übermüthig geworden war, behielt immer die Oberhand, wenn es bis aufs äußerste getrieben ward, und zwang dem Senat erst die Tribunen ab, und hernach die gesetzgebende Macht der Comitia tributa. Nun mußte sich also der Adel mehr als jemals in Acht nehmen, das Volk nicht zu reizen. Denn, außer der Macht, die dasselbe allezeit besaß, hatte es nun eine gesetzmäßige Gewalt erhalten, und konnte sogleich eine Anordnung oder Einrichtung, die ihnen zuwider war, aufheben und vernichten. Durch Intriguen, durch Einfluß, durch Geld, durch Verbindung, und durch die Ehrfurcht, die man für ihren Character hegte, konnten die Edeln oft die Oberhand erhalten, und die ganze Maschine der Regierung nach ihrem Gefallen bewegen; aber hätten sie ihre Comitia centuriata dem tributa gerade entgegen gesetzt, so hätten sie den Vortheil dieser Einrichtung nebst ihren Consulen, Prätoren, Bauherren, und allen den obrigkeitlichen Personen eingebüßt, die in dieser Versammlung erwählt wurden. Aber da die Comitia tributa nicht eben die Ursache hatten, die centuriata zu schonen, so schafften sie oft die Gesetze ab, die zur Aristocratie beförderlich waren. Sie schränkten das Ansehen des Adels ein, beschützten das Volk vor

der

der Unterdrückung; und untersuchten und beurtheilten die Handlungen des Senats und der obrigkeitlichen Personen. Die centuriata hielten es immer für rathsam, nachzugeben; und ob sie gleich ein eben so großes Ansehen hatten, so waren sie doch an Macht schwächer, und dorften niemals die andere Gesetzgebende Versammlung so vor den Kopf stoßen, daß sie entweder ihre Gesetze aufgehoben, oder Gesetze gegeben hätten, von denen sie vorher sehen konnten, daß sie bald von der andern Versammlung würden aufgehoben werden.

Man findet kein Beyspiel von einer Widersetzung oder von einem Streite zwischen diesen Comitien; wenn man einen geringen Versuch einer solchen Unternehmung ausnimmt, dessen Appian in dem dritten Buche der bürgerlichen Kriege Meldung thut. Marcus Antonius, der sich vorgenommen hatte, dem Decimus Brutus die Statthalterschaft des Gallien diesseits der Alpen abzunehmen, ließ den Forum besetzen, und rief einen von der Comitia, um zu verhindern, daß die andere Art der Comita nicht möchte zusammen berufen werden, die der Senat angeordnet hatte. Aber damals waren die Sachen in eine solche Verwirrung gerathen, und die römische Verfassung war ihrem Ende so nahe, daß man hieraus keine Folgerungen ziehen kann. Ohnedem gründete sich dieser Streit mehr auf eine gewisse Förmlichkeit, als auf den Streit der Par-

teren. Der Senat hatte die Comitia tributa angeordnet, damit sie die Zusammenkunft der centuriata verhindern möchten, die, vermöge der Verfassung oder wenigstens der Form oder des Gebrauchs der Regierung, allein die Provinzen vergeben konnten.

Cicero ward durch die Comitia centuriata zurück berufen, ob er gleich durch die tributa, d. i. durch einen Schluß des Volks verbannt war. Aber wir bemerken, daß seine Verbannung niemals als eine gesetzmäßige That, die aus freyer Wahl und Neigung des Volks geschehen, angesehen worden. Sie ward allezeit, bloß der Heftigkeit des Clodius und den Unordnungen beygemessen, die er in die Regierung eingeführet hatte.

III. Die dritte Gewohnheit, die ich bemerken will, geht England an; und ob sie gleich nicht so wichtig ist, als die, so ich in der atheniensischen und römischen Republik bemerket habe, so ist sie doch nicht weniger sonderbar und merkwürdig. Man giebt den politischen Grundsatz, daß eine Gewalt, oder ein Ansehen, wenn es auch noch so groß ist, wofern es nur durch die Gesetze einer hohen Magistratsperson zugestanden wird, der Freyheit bey weitem nicht so gefährlich sey, als ein Ansehen, so wenig beträchtlich es auch seyn mag, das sie sich auf eine gewaltsame Art anmaßet. Diesen Satz, sage ich, giebt man

gern

gern als unläugbar und unſtreitig zu. Denn, außer daß die Geſetze allemal die Macht einſchränken, die ſie geben; ſo ſetzt ſchon der Umſtand, daß ſie vergönnt und zugeſtanden wird, das Anſehn feſt, woher ſie fließt, und erhält die Harmonie der Verfaſſung. Durch eben das Recht, vermöge deſſen man ſich einen Vorzug ohne die Geſetze anmaßt, kann man noch auf einen andern Anſpruch machen, und noch auf einen andern, und zwar immer mit größerer Leichtigkeit: Da die erſte widerrechtliche Anmaßung immer den folgenden zum Grunde dienet, und ihnen Kraft giebt. Daher kam der Heldenmuth des Hampden, der lieber die ganze Heftigkeit der königlichen Verfolgung ausſtieß, als daß er eine Auflage von zwanzig Schillingen bezahlen wollte, die das Parlament nicht zugeſtanden hatte: Daher rühret auch die Wachſamkeit, womit alle engliſche Patrioten, wider die erſten Eingriffe der Krone, auf der Hut ſind; und daher kömmt es einzig und allein, daß noch itzund die engliſche Freyheit beſteht.

Inzwiſchen iſt das Parlament bey einer Gelegenheit von dieſem Grundſatze abgewichen; und dieß iſt das Matroſenpreſſen. Die Ausübung einer ungeſetzmäßigen Gewalt wird der Krone hier ſtillſchweigend erlaubt; und ob man gleich oft darüber berathſchlagt hat, wie man dieſe Gewalt geſetzmäßig machen möge, und unter welchen Einſchränkungen ſie dem Monarchen könne

zugestanden werden; so hat man doch nie ein sicheres Mittel zu diesem Zwecke in Vorschlag bringen können; und es hat noch immer geschienen, als wenn von einem Gesetze mehr Gefahr für die Freyheit zu besorgen sey, als von der ungesetzmäßigen Anmaßung dieser Gewalt. So lange dieselbe bloß zur Bemannung der Flotte ausgeübt wird, so unterwirft man sich derselben aus einer Ueberzeugung ihres Nutzens und ihrer Nothwendigkeit; und die Seeleute, die allein darunter leiden, können niemand finden, der sich ihrer annehmen würde, wenn sie sich auf die Rechte und Freyheiten berufen wollten, so die Gesetze allen englischen Unterthanen ohne Unterscheid zugestehen. Aber würde diese Gewalt bey irgend einer Gelegenheit als ein Werkzeug der Partey oder der Tyranney der Minister gebraucht; so würde die entgegen gesetzte Partey, und in der That ein jeder, der sein Vaterland liebt, sogleich beunruhiget werden, und den beleidigten Theil unterstützen; die Freyheit der Engländer würde behauptet werden; die Geschwornen würden unversöhnlich seyn, und die Werkzeuge der Tyranney, die beyde wider das Gesetz und wider die Billigkeit handelten, würden die strengste Ahndung zu erwarten haben. Hingegen, wenn das Parlament eine solche Gewalt zugestünde, so würde vermuthlich eine von diesen zwo Unbequemlichkeiten daraus erfolgen. Man würde dieselbe entweder unter so vielen Einschränkungen zugeste-

hen,

hen, daß ſie ihre Wirkung verlöre, indem das Anſehen der Krone beſchnitten würde; oder man würde dieſe Gewalt ſo groß machen, daß dadurch große Misbräuche könnten veranlaſſet werden, wider die wir alsdenn kein Hülfsmittel haben würden. Eben die itzige Unrechtmäßigkeit der Gewalt verhindert den Misbrauch derſelben; indem ſie nie ein ſo leichtes Mittel wider denſelben verſchafft.

Ich will mit allem dieſem nicht ſo viel ſagen, daß es ganz unmöglich ſey, ein Verzeichniß von Seeleuten aufzuſetzen, wodurch man die Flotte bemannen könnte, ohne daß es der Freyheit gefährlich ſey. Ich bemerke bloß an, daß man bisher noch keinen annehmungswürdigen Entwurf von dieſer Art in Vorſchlag gebracht hat. Ehe wir einen von denen Entwürfen annehmen, die bisher erfunden ſind, fahren wir in einer Gewohnheit fort, die dem Anſchein nach nicht ungereimter und unvernünftiger ſeyn kann. Das Anſehn wird in ruhigen und friedfertigen Zeiten wider die Geſetze bewaffnet; es wird der Krone eine beſtändige und offenbare widergeſetzliche Anmaßung, mitten unter der Eiferſucht und Wachſamkeit des Volks, erlaubt; ja was noch mehr iſt, eine Anmaßung, die eben darum zugelaſſen wird, weil das Volk auf ſeine Monarchen ſo eiferſüchtig und wachſam iſt. Die Freyheit wird in ei-

nem Lande, worinn die höchſte Freyheit iſt, ohne einige Unterſtützung oder Schutz ihrer eigenen Vertheidigung überlaſſen. Der wilde natürliche Zuſtand wird in einer Geſellſchaft erneuert, die eine von den geſitteſten iſt. Und unter dem menſchlichſten und gutherzigſten Volke werden ungeſtraft große Gewaltthätigkeiten und Unordnungen begangen; da die eine Parten auf den Gehorſam gegen die höchſte Obrigkeit, und die andere auf die Erlaubniß der Grundgeſetze beſteht.

Von der

Menge der Menſchen

bey den

alten Nationen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Von der Menge der Menſchen bey den alten Nationen.

Weder die Vernunft noch die Erfahrung geben uns Gründe an die Hand, aus welchen wir die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der Welt ſchließen könnten. Die beſtändige und ſchnelle Bewegung der Materie, die gewaltſamen Veränderungen, deren ein jeder Theil derſelben unterworfen iſt, die Abweichungen, die man am Himmel bemerket hat, die offenbaren Spuren, und die Tradition von einer allgemeinen Sündfluth, oder allgemeinen Zerrüttung der Elemente; alle dieſe Dinge geben einen ſtarken Beweis davon ab, daß dieſer Weltbau vergänglich ſey, und durch Verſchlimmerung, oder durch Auflöſung aus einem Zuſtande oder Ordnung in den andern gerathe. Die Welt alſo, und alle beſondere Theile derſelben müſſen ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr männliches und hohes Alter haben; und es iſt wahrſcheinlich, daß der Menſch,

Menſch, ſo wie alle Thiere und Pflanzen, an dieſen Veränderungen Theil nehme. Vermuthlich wird das menſchliche Geſchlecht in dem blühenden Alter der Welt eine größere Stärke der Seele und des Leibes, eine glücklichere Geſundheit, erhabenere Geiſter, ein längeres Leben, und eine ſtärkere Neigung und ein größeres Vermögen zur Fortpflanzung haben. Wenn aber gleich das allgemeine Syſtem der Dinge, und alſo auch die menſchliche Geſellſchaft, ſolchen ſtufenweiſen Veränderungen unterworfen iſt; ſo geſchehen doch dieſe Veränderungen zu langſam, als daß ſie in dem kurzen Zeitraume, den die Geſchichte und die Tradition einſchließen könnten, bemerket werden. Die Größe und Stärke des Leibes, und ſelbſt der Muth und der Umfang des Geiſtes, ſcheinen bisher noch in allen Weltaltern gleich geweſen zu ſeyn. Die Künſte und Wiſſenſchaften haben zwar in einer Periode geblühet, und ſind in der andern wieder in Verfall gerathen: aber wir bemerken auch, daß zu der Zeit, da ſie bey einem Volke den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatten, ſie vielleicht allen Nachbarn dieſes Volks unbekannt geweſen; und wenn ſie in einem Weltalter verfielen, ſie dennoch in den folgenden Zeiten wieder auflebeten, und ſich über die Erde ausbreiteten. So weit alſo die Erfahrung reicht, iſt kein allgemeiner Unterſchied im menſchlichem Geſchlechte zu bemerken; und wenn man alſo gleich zugiebt, daß das Ganze, gleich einem thieriſchen Körper, einen natürlichen Fortgang von der Kindheit zum Alter

hat,

hat, ſo können wir doch daraus keinen Verfall in der menſchlichen Natur ſchließen *, weil nicht ausgemacht iſt, ob ſie ſich itzund dem Puncte der Vollkommenheit nähere, oder ob ſie ſich davon entferne. Der Beweis alſo, den man aus der vorgeblichen Jugend, oder der Stärke der Welt, für die größere Volkmenge im Alterthume hernimmt, wird demjenigen, der richtig denkt, ſehr ſeicht vorkommen. Dieſe allgemeinen phyſikaliſchen Urſachen müſſen von dieſer Streitfrage gänzlich ausgeſchloſſen werden.

Es giebt in der That einige beſondere phyſikaliſche Urſachen, die ſehr wichtig ſind. Die Alten erwähnen gewiſſe Krankheiten, die unſern Aerzten ganz unbekannt ſind; und es haben ſich einige neue Krankheiten hervor gethan, und fortgepflanzet, wovon wir in der alten Geſchichte keine Spu-

* Columella ſaget lib. 3. c. 8. daß in Egypten und in Africa die Zwillingsgeburten häufig, und faſt gewöhnlich geweſen, Gemini partus familiares, ac pene ſolennes ſunt. Wenn dieſes wahr iſt, ſo finden wir beydes in den Zeiten und in den Ländern eine phyſikaliſche Verſchiedenheit: denn itzund machen die Reiſenden von dieſen Ländern dieſe Anmerkung nicht. Wir glauben vielmehr, daß die nordiſchen Nationen fruchtbarer ſind. Da dieſe beyden Länder römiſche Provinzen waren, ſo iſt es ſchwer, wo nicht gar ungereimt, ſich einzubilden, daß ein ſolcher Mann als Columella, ſich hierinn ſollte betrogen haben.

Spuren finden. Und wollte man in dieser Absicht zwischen uns und den Alten eine Vergleichung anstellen; so würde sie sehr zu unserm Nachtheile ausfallen. Derer Krankheiten, die von geringerer Wichtigkeit sind, nicht zu gedenken, so richten die Blattern eine solche Verheerung an, die fast allein eine Ursache von der vorgegebenen größern Volkmenge der alten Zeiten abgeben könnte. Man sollte denken, daß der zehnte oder der zwölfte Theil der Menschen, der in jedem Menschenalter umkömmt, in der Zahl der Völker einen wichtigen Unterschied machen müsse; und nimmt man die venerischen Krankheiten, diese neue Seuche, die überall ausgebreitet ist, noch dazu, so möchte die beständige Verwüstung dieser beyden Krankheiten vielleicht eben so groß seyn, als die Verheerung, so die drey großen Plagen des menschlichen Geschlechts, der Krieg, der Hunger, und die Pest anrichten. Wäre es also gewiß, daß die alten Zeiten volkreicher, als die unsrigen, gewesen, und könnte man keine moralische Ursachen einer so großen Veränderung angeben; so würden diese physikalischen Ursachen, nach der Meynung vieler Leute, uns schon Genüge thun müssen.

Aber ist es denn ausgemacht, daß das Alterthum so viel volkreicher gewesen ist, als man vorgiebt? Die Ausschweifungen des **Vossius** in dieser Sache, sind bekannt: aber ein Schriftsteller von weit größerm Geiste und Einsicht, hat sich unterstanden, zu behaupten, daß, vermöge der besten Berech-

Berechnungen, die in einer ſolchen Sache können gemacht werden, itzund nicht der funfzigſte Theil der Menſchen auf dem Erdboden iſt, der zur Zeit des Julius Cäſars darauf geweſen *. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Vergleichung in dieſem Falle ſehr unvollkommen ſeyn müſſe, wenn wir uns auch nur auf die Scene der alten Geſchichte, auf Europa, und die Nationen um das mitelländiſche Meer, einſchränken wollten. Wir wiſſen itzund nicht genau die Zahl der Einwohner eines europäiſchen Reichs, oder nur einer Stadt: wie können wir denn vorgeben, daß wir im Stande ſind, die Einwohner alter Städte und Reiche zu berechnen, da uns die Geſchichtſchreiber ſo unvollkommene Nachrichten hinterlaſſen haben? Was mich anlanget, ſo ſcheint mir die Sache ſo ungewiß zu ſeyn, daß ich bey meiner Betrachtung über dieſen Vorwurf, die Unterſuchung der Urſachen dieſer vorgegebenen größern Volkmenge, mit der Entſcheidung der Frage ſelbſt verbinden werde; eine Art zu unterſuchen, die alsdenn niemals muß gebraucht werden, wenn ſich die Sache durch hiſtoriſche Gründe mit einiger Gewißheit ausmachen läßt. Wir wollen zuerſt unterſuchen, ob es aus demjenigen, was wir von dem Zuſtande der menſchlichen Geſellſchaft in beyden Zeitpuncten wiſſen, wahrſcheinlich ſey, daß in den alten Zeiten ein größerer Ueberfluß von Volk geweſen. Zweytens,

* Lettres Perſanes. Siehe auch L'Eſprit des loix livre 23. c. 17. 18. 19.

tens, ob dieser größere Ueberfluß in der That gewesen? Wenn ich darthun kann, daß der Schluß zum Vortheil des Alterthums nicht so gewiß ist, als man gemeiniglich vorgiebt, so habe ich mein Vorhaben ausgeführt.

Ueberhaupt merken wir an, daß die Frage, ob ein Weltalter oder ein Staat volkreicher gewesen, als andere Zeiten oder Staaten, sehr wichtige Folgen habe, und gemeiniglich den Vorzug der ganzen Policey, der Sitten und der Regierungsform dieses Staats, oder dieser Zeiten entscheide. Denn da alle Menschen, Manns- so wohl als Frauenspersonen, eine Begierde, und ein Vermögen zur Zeugung haben, und dieß Vermögen sich immer weiter erstrecket, als es sich jemals auslassen kann; so muß der Zwang, wodurch es eingeschränkt wird, von einigen Schwierigkeiten herrühren, die die Menschen in ihrem Lebensunterhalte und in ihrer Nahrung finden; und diese Schwierigkeit muß ein weiser Gesetzgeber sorgfältig bemerken, und heben. Fast ein jeder, der da glaubet, daß er eine Familie unterhalten kann, wird eine haben wollen; und in diesem Falle würde das menschliche Geschlecht in jedem Menschenalter, mehr als noch einmal so stark werden, wenn nämlich ein jeder sich paarete, so bald er mannbar wird. Wie geschwinde vermehren sich die Menschen in einer jeden Colonie, oder in einem neuen Staate, wo es leicht ist, eine Familie zu versorgen, und wo die Menschen nicht so beengt, oder einge-

eingeſchränkt ſind, als in alten Staaten? Die Geſchichte giebt uns oft von Plagen Nachricht, welche den dritten oder vierten Theil eines Volks weggerafft haben; und doch bemerkte man in einem oder zwey Menſchenaltern dieſe Verwüſtung nicht mehr, und die Geſellſchaft hatte ihre vorige Zahl erreicht. Die Länder, die ſchon angebauet waren, die Häuſer, die fertig ſtunden, die Bequemlichkeiten, die ſchon herbey geſchafft waren, ſetzeten die übrig gebliebenen in den Stand, alſobald zu heirathen, und Familien aufzuziehen, die den Abgang erſetzen konnten *. Und aus eben derſelbigen Urſache wird eine jede weiſe, gerechte und milde Regierung, indem ſie die Umſtände ihrer Unterthanen bequem und ſicher machet, um ſo vielmehr Unterthanen haben, als ſie bequemer und reicher iſt. In der That wird ein Land, deſſen Clima und Boden zum Weinbau geſchickt iſt, natürlicherweiſe volkreicher ſeyn, als ein Land, das bloß Korn hervor bringt; und dieſes wird wieder volkreicher ſeyn, als ein Land, welches bloß zur Viehzucht geſchickt iſt. Aber wenn ſonſt alles gleich iſt,

kann

* Dieß iſt ebenfalls die Urſache, warum die Blattern die Länder nicht ſo entvölkern, als man ſich anfänglich wohl einbilden möchte. In einem Lande, wo für mehreres Volk Raum iſt, wird es nie an demſelben fehlen, auch ſelbſt ohne Hülfe der Naturaliſation. Don Geronimo de Uſtarriz bemerket, daß die Provinzen von Spanien, die die meiſten Leute nach Indien ſchicken, die volkreichſten ſind, weil ſie nämlich am reichſten ſind.

kann man natürlicherweise nicht anders denken, als daß in dem Lande, wo die meiste Glückseligkeit und Tugend zu finden ist, auch die meisten Einwohner seyn werden. Da man also zugeben muß, daß diese Frage, deren Vorwurf die Volkmenge der alten und neuern Zeiten ist, von großer Wichtigkeit sey; so wird es nöthig seyn, wenn wir sie etwas genau beantworten wollen, daß wir beydes die häusliche und politische Verfassung dieser beyden Zeitpuncte mit einander vergleichen, um von der Sache selbst aus ihren moralischen Ursachen zu urtheilen. Dieß ist der erste Gesichtspunct, aus dem wir die Sache betrachten werden.

Der vornehmste Unterschied der häuslichen Einrichtung der Alten und der Neuern, besteht in der Sklaverey, die bey den Alten üblich war, und die seit einigen Jahrhunderten in dem größten Theile von Europa abgeschaffet worden. Einige hitzige Bewunderer der Alten, und eifrige Verfechter der bürgerlichen Freyheit: (denn man bemerket, daß diese Gesinnungen, die beyde in der Hauptsache sehr gerecht sind, fast allezeit unzertrennlich sind) können sich nicht enthalten, den Verlust dieser Einrichtung zu bedauren; und indem sie alle Unterwerfung unter der Herrschaft einer einzigen Person mit dem harten Namen der Sklaverey belegen, möchten sie gern den größten Theil des menschlichen Geschlechts einer wirklichen Sklaverey und Dienstbarkeit unterwerfen. Aber derjenige, der die Sache mit kaltem Blute überleget,

leget, wird leicht sehen, daß das menschliche Geschlecht überhaupt itzund mehr Freyheit besitzt, selbst unter der willkührlichsten Regierung in Europa, als es jemals in den blühendesten Zeiten des Alterthums besessen hat. Um so viel es beschwerlicher ist, einem kleinen Prinzen, dessen Regierung sich etwa über eine Stadt erstrecket, als einem großen Monarchen zu dienen; um so viel ist die häusliche Sklaverey grausamer und unerträglicher, als eine jede bürgerliche Unterwürfigkeit. Je weiter der Regent in Absicht des Orts und des Ranges von uns entfernet ist, desto größere Freyheit genießen wir, desto weniger werden unsere Handlungen beobachtet und eingeschränket; und einen desto schwächern Eindruck macht die grausame Vergleichung, die wir zwischen unserer Dienstbarkeit, und der Freyheit, ja selbst der Herrschaft eines andern anstellen. Die Ueberbleibsel, die man von der häuslichen Sklaverey in den americanischen Colonien, und unter einigen europäischen Nationen antrifft, werden wohl schwerlich ein Verlangen bey uns erregen, dieselbige allgemeiner zu machen. Die wenige Menschlichkeit, die von den Personen beobachtet wird, die von ihrer Kindheit an gewohnt sind, eine so große Gewalt über ihre Nebengeschöpfe auszuüben, und die menschliche Natur unter die Füße zu treten, ist schon allein zureichend, uns diese Gewalt verhaßt zu machen. Man kann auch keine bessere Ursache der Strafen, und ich konnte wohl sagen, der barbarischen Sitten des Alterthums angeben, als eben die barbarische

Sklaveren; wodurch ein jeder Mann von Stande zu einem kleinen Tyrannen gemacht, und unter der Schmeicheley, d. Unterwürfigkeit, und Niederträchtigkeit seiner Sklaven auferzogen ward.

Nach der Einrichtung der Alten fiel aller Zwang und Verpflichtung zum Gehorsam auf den Unterthan. Hingegen waren gar keine Bewegungsgründe und Verbindlichkeiten, die den Herrn zur Güte und zur Menschlichkeit hätten verpflichten können. In den neuern Zeiten wird nicht leicht ein schlechter Bedienter einen guten Herrn, noch ein schlechter Herr einen guten Bedienten finden; beyde Theile haben ihre Verbindlichkeiten, die den unverletzlichen und ewigen Gesetzen der Vernunft und der Billigkeit gemäß sind.

Die Gewohnheit, alte unbrauchbare oder kranke Sklaven in eine Insel der Tiber zu setzen, damit sie daselbst vor Mangel umkommen möchten, scheint sehr häufig in Rom gewesen zu seyn. Denenjenigen, die diese Todesgefahr überstanden hatten, ward durch einen Befehl des Kaisers Claudius die Freyheit geschenkt; und es ward darinn zugleich verbothen, einen Sklaven bloß aus der Ursache umzubringen, weil er alt oder krank wäre *. Aber gesetzt, daß dieser Befehl genau beobachtet worden, ward den Sklaven darum besser begegnet, und ward ihnen darum ihr Leben erträglicher gemacht?

* Suetonius in vita Claudii.

macht? Wir können uns vorſtellen, was andere werden gethan haben, da es ein bekannter Grundſatz des ältern Caro geweſen, ſeine verjährten Sklaven lieber um den wohlfeilſten Preis zu verkaufen, als ſie zu unterhalten, da er ſie für eine unnütze Laſt hielt *.

Die Ergaſtula oder Sklavenkerker, worinnen man die Sklaven gefeſſelt zur Arbeit prügelte, waren in ganz Italien ſehr häufig. Columella ** meldet, daß ſie jederzeit unter der Erde gebauet geweſen; und preiſet es *** als eine Pflicht eines ſorgfältigen Aufſehers an, täglich die Namen dieſer Sklaven zu überzählen, und ſie gleichſam wie ein Regiment Soldaten zu muſtern, damit er gleich wiſſen könne, wenn einer von ihnen etwa entwiſcht wäre. Dieß beweiſt, wie häufig dieſe Ergaſtula geweſen, und was für eine große Anzahl Sklaven in denſelbigen eingeſchloſſen geweſen. Livius ſagt: partem Italiae ergaſtula a ſolitudine vindicant.

Es war gewöhnlich in Rom, zum Thürhüter einen gefeſſelten Sklaven zu gebrauchen, wie wir aus dem Ovid † und andern Schriftſtellern †† ſehen.

O 3

* Plutarchus in vita Catonis.
** Lib. 1. cap. 6.
*** id. Lib. 2. cap. 1.
† *Amor.* lib. 1. Eleg. 6.
†† *Sueton. de clar. Rhetor.* So ſaget auch der alte Poet: Janitoris tintinnare impedimenta ſolio.

hen. Wann die Römer nicht alle Empfindung des Mitleidens gegen diesen unglücklichen Theil des menschlichen Geschlechtes abgelegt hätten, würden sie wohl allen ihren Freunden beym ersten Eintritt ein solches Bild der Strenge des Herrn, und des Elends der Sklaven dargestellet haben?

Nichts war in allen gerichtlichen Untersuchungen, selbst wenn es nur bürgerliche Streitsachen betraf, gemeiner, als sich auf die Aussage der Sklaven zu berufen; und diese Aussage ward allemal durch die ausgesuchtesten Martern erpreßt. Demosthenes sagt *, daß, wenn es möglich wäre, in einer Sache entweder freye Leute oder Sklaven zu Zeugen anzuführen, die Richter allemal lieber die Sklaven gepeiniget hätten **, weil sie dieses für einen gewissern und untrüglichern Beweis gehalten.

Seneca beschreibt die unzeitige Schwelgerey, die den Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage machet, und jede Verrichtung des Lebens zur unrechten Zeit vernimmt. Unter andern Umständen, als daß man zur unrechten Zeit ißt und sich badet, meldet er auch, daß die Nachbarn eines solchen Wol-

* In Onetorem. Orat. 1.

** Eben dieses war auch in Rom gewöhnlich: aber es scheint, als wenn Cicero diesen Beweis nicht für so gewiß hielte, als das Zeugniß freyer Bürger. Pro Coelio.

Wollüstlings ordentlich um drey Uhr des Nachts einen Lärm von Ruthen und Schlägen höreten, und bey der Nachfrage befänden, daß er alsdenn die Aufführung seiner Knechte untersuche, und sie verdientermaaßen züchtige. Er führt es nicht an, als ein Beyspiel der Grausamkeit, sondern der Unordnung, die selbst in den gewöhnlichsten Verrichtungen die Stunden verändere, die ein festgesetzter Gebrauch dazu bestimmet hätte *.

* Epist. 122. Man kann die unmenschlichen Spiele, die zu Rom gehalten wurden, mit Recht als eine Wirkung der Verachtung dieses Volks gegen die Sklaven ansehen; und dieses war auch eine große Ursache der allgemeinen Unmenschlichkeit ihrer Prinzen und Regenten. Wer kann die Nachrichten von den amphitheatralischen Lustbarkeiten ohne Grausen lesen? Oder wer kann sich wundern, daß die Kaiser dem Volke eben so begegnet haben, als dieses Volk seinen Unterthanen begegnete? Man möchte bey dieser Gelegenheit aus Menschenliebe, den barbarischen Wunsch des Caligula erneuern: daß das ganze Volk nur einen Hals haben möchte. Es sollte einem fast angenehm seyn, durch einen Streich ein solches Geschlecht von Ungeheuern zu vertilgen. „Ihr „könnet Gott danken (sagt der obgedachte „Schriftsteller Epist. 7. indem er sich an das römi„sche Volk wendete) daß ihr einen Herrn habt, „(nämlich den gütigen und barmherzigen Nero, der „nicht fähig ist, von eurem Beyspiele der Grausam„keit zu lernen.„ Dieß sagte Seneca im Anfange der Regierung des Nero; aber hernach richtete er

Doch unser Vorhaben ist itzund nur, die Sklaverey in so weit zu betrachten, als sie einen Einfluß auf die Bevölkerung eines Staats hat. Man giebt vor, daß diese Einrichtung den Alten unendlichen Vortheil verschaffete, und daß sie die vornehmste Ursache des ungemeinen Ueberflusses an Volk gewesen, den man diesen Zeiten zuschreibt. Itzund verhindern alle Herren das Heirathen ihrer männlichen Bedienten; und den Mägdchen wird es gar nicht verstattet, weil man glaubt, daß sie alsdenn ungeschickt zum dienen sind. Aber, wo die Knechte ein Eigenthum ihrer Herren sind, da macht ihre Fruchtbarkeit den Reichthum ihrer Besitzer aus, und verschaffet ihnen ein Geschlecht von Sklaven, die den Abgang derjenigen ersetzen können, die durch Alter und Schwachheiten unbrauchbar gemacht werden. Der Herr wird also ihre Fortpflanzung eben so sehr befördern, als die Fruchtbarkeit seines Viehes; er wird die Kinder mit eben der Sorgfalt aufziehen, und er wird sie in einer Kunst oder in einem Handwerke unterrichten lassen, wodurch sie desto nutzbarer werden können. Durch diese Politik nehmen die Reichen, wo nicht an dem Wohlseyn, doch wenigstens an dem Daseyn, der Armen Theil; und bereichern sich

er sich nur gar zu gut nach ihrer Neigung; und es ist kein Zweifel, daß seine Grausamkeit durch den Anblick der barbarischen Gegenstände, wozu er von seiner Kindheit an gewohnt war, sehr vermehret ward.

ſich ſelbſt, indem ſie die Zahl und die Geſchicklichkeit ihrer Unterthanen vermehren. Da ein jeder Hausvater ein unumſchränkter Herr in ſeiner Familie iſt, ſo verpflichtet ihn ſein beſonderer Vortheil zu eben demjenigen, wozu einen Prinzen der Staatsvortheil verbindet; und bey ihm finden ſich nicht, wie bey dem Prinzen, beſondere Abſichten des Hochmuths und der Eitelkeit, die ihn bewegen könnten, ſeinen kleinen Staat zu entvölkern. Er kann ihn immer überſehen; und er hat die Muße, die geringſten Umſtände der Verheirathung und Erziehung ſeiner Unterthanen ſelbſt zu unterſuchen *.

Dieß ſind, dem erſten Anblicke nach, die Folgen der Sklaverey; aber wenn wir die Sache genauer unterſuchen, ſo werden wir vielleicht Urſache finden, unſern gar zu geſchwinden Schluß wieder zurück zu nehmen. Die Vergleichung der Unterhaltung menſchlicher Creaturen mit der Viehzucht iſt anſtößig; aber da ſie in gegenwärtiger Abſicht

* Wir merken an, daß, wenn die Sklaverey wirklich die Zahl eines Volks vermehret, dieſes eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ſeyn würde, daß die Glückſeligkeit und der Ueberfluß an Leuten allezeit mit einander verbunden ſind. Ein Herr kann aus Eigenſinn oder aus Eigennutz ſeine Sklaven ſehr unglücklich machen, und doch aus Eigennutz bedacht ſeyn, ihre Zahl zu vermehren. Ihre Heirathen geſchehen alsdenn, ſo wenig aus freyer Wahl, als alle ihre andere Handlungen.

vollkommen richtig ist, so wird es gut seyn, die Folgen derselben vorzustellen. In der Hauptstadt und in der Nachbarschaft aller großen Städte, in jeder wohlbevölkerten, reichen und fleißigen Provinz wird wenig Vieh gezogen. Der Unterhalt, die Wohnung, die Aufsicht, die Arbeit, alles ist da theuer; und man befindet sich besser dabey, wenn man das Vieh, nachdem es ein gewisses Alter erreichet hat, aus entfernten und wohlfeilern Gegenden kauft. Diese letztern sind also allein diejenigen Länder, die zur Viehzucht, und, aus eben der Ursache, zur Fortpflanzung der Menschen geschickt sind, wenn man nämlich Menschen und Vieh auf einen Fuß setzet. In London ein Kind zu ernähren, bis es dienen kann, wird weit mehr kosten, als wenn man es in einem Alter, da es schon dienen kann, aus Schottland oder Irrland kauft, wo es in einer Hütte aufgezogen, mit Lumpen bedeckt, und mit Habergrütze und Erdäpfeln gefüttert worden. Diejenigen also, die in reichern und mehr bevölkerten Ländern Sklaven hatten, mußten die Fruchtbarkeit der weiblichen Sklaven verhindern, und der Geburt entweder zuvor kommen, oder sie auch tödten. Das menschliche Geschlecht wird an denjenigen Oertern am meisten abnehmen, wo es sich am geschwindesten vermehren sollte; und dieser Abgang wird beständig aus den ärmern und weniger volkreichen Provinzen müssen ersetzet werden. Dieses muß in der Länge der Bevölkerung des Staats sehr nachtheilig werden, und die grossen Städte werden alsdenn noch zehnmal so viel

Volk

Volk wegnehmen, als ſie itzund thun, da ein jeder Herr von ſich iſt, und nach dem mächtigen Triebe der Natur, und nicht nach der Berechnung eines niederträchtigen Eigennutzes, für ſeine Kinder ſorget. Man rechnet gemeiniglich, daß London itzund einen jährlichen Zuwachs von fünf tauſend Menſchen aus den Provinzen nöthig habe, ohne daß ſich die Anzahl der Einwohner ſehr dadurch vermehret; wie groß würde nicht der Zuwachs ſeyn müſſen, wenn die gröſte Anzahl der Handelsleute, und des gemeinen Volks, aus Sklaven beſtünde, und von ihren geizigen Herren an der Fortpflanzung verhindert würde?

Wir ſehen aus allen alten Schriftſtellern, daß aus den entferntern Provinzen, vornehmlich aus Syrien, Cilicien *, Cappadocien, klein Aſien, Thracien und Egypten, ein beſtändiger Zufluß von Sklaven nach Italien geweſen; doch nahm die Zahl der Einwohner Italiens nicht zu, und die Scribenten beklagten ſich über den beſtändigen Verfall des Ackerbaues und anderer Handthierungen **. Wo iſt alſo die ungemeine Fruchtbarkeit der römiſchen Sklaven, die man gemeiniglich vorgiebt?

* Zehn tauſend Sklaven ſind an einem Tage zum Gebrauche der römiſchen Bürger zu Delus in Cilicien verkauft worden. *Strabo Lib. XIV.*

** Columella Lib. I. Prooem. et cap. 2. et 7. Varro, lib. 3. cap. 3. Horat. lib. 2. od. 15. Tacit. Annal. lib. 3. cap. 54. Sueton. in vita Aug. cap. 42. Plin. lib. 18. cap. 23.

vorgiebt? Sie waren so wenig im Stande, sich zu vermehren, daß sie vielmehr, wie es scheint, sich nicht ohne einen ungeheuern Zuwachs bey ihrer Zahl erhalten konnten; Und obgleich viele derselben beständig frey gelassen, und zu römischen Bürgern gemacht wurden; so nahm doch nicht einmal die Zahl dieser letztern eher zu, als bis den auswärtigen Provinzen das Bürgerrecht ertheilet wurde *.

Der Name eines in der Familie gebornen und auferzogenen Sklaven war Verna **; und diese Sklaven

* Minore in dies plebe ingenua, saget Tacitus ann. lib. 4. cap. 27.

** Da Servus der Name des Geschlechts, und Verna der Name einer besondern Art gewesen, ohne daß diese beyden Namen sich auf einander bezogen haben, so macht dieß eine starke Vermuthung, daß diese letztern ungemein viel schwächer gewesen. Es ist eine allgemeine Anmerkung, die wir über die Sprachen machen können, daß wenn zween Theile eines Ganzen in der Zahl, Rang, oder in anderer Betrachtung ein Verhältniß gegen einander haben, man allemal für beyde Theile Ausdrücke erfunden hat, die dieß Verhältniß anzeigen. Haben diese Theile kein solches merkliches Verhältniß gegen einander: so erfindet man blß einen Ausdruck für den schwächern Theil, um ihn von dem Ganzen zu unterscheiden. So sind Mann und Frau, Herr und Knecht, Vater und Sohn, Prinz und Unterthan, Fremder und Bürger, Ausdrücke, die sich auf einander beziehen. Aber die Wörter, Seemann,

Sklaven scheinen durch die Gewohnheit gewisse Vorrechte und Freyheiten vor andern erhalten zu haben; eine hinlängliche Ursache, warum die Herren nicht viele von dieser Art unterhielten *. Wem die

mann, Tischler, Schneider u. s. f. haben keine solche Ausdrücke, die ihnen entgegen stehen, und diejenigen benennen, die nicht Seeleute ꝛc. sind. Die Sprachen sind, in Absicht dieser Wörter, sehr verschieden, und man kann daraus vieles von den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Nationen folgern. Die kriegerische Verfassung des römischen Reichs unter den Kaisern hatte den Soldatenstand so hoch erhoben, daß er allen andern Ständen des Reichs das Gleichgewicht halten konnte; daher kam es, daß Miles und Paganus entgegen gesetzte Namen wurden, welches bisher bey den Alten nicht gewesen war, und bey den Neuern noch nicht ist. Der Aberglaube der neuern Zeiten erhob die geistlichen so hoch, daß sie die Oberhand in dem Staat bekamen; und daher wurden sich Geistliche und Layen in den neuern Sprachen, und auch nur in diesen allein, entgegen gesetzt. Aus eben diesen Gründen schließe ich, daß, wenn die Zahl der Sklaven, welche die Römer aus fremden Ländern kauften, nicht ungleich stärker gewesen wäre, als die Zahl derer, die in ihren Häusern geboren wurden, so würde Verna einen entgegengesetzten Ausdruck gehabt haben, der die erste Art der Sklaven angezeiget hätte. Aber diese scheinen den größten Theil der alten Sklaven ausgemacht zu haben, und die Letztern waren nur seltene Ausnahmen.

* Verna wird bey den römischen Scribenten in eben der Bedeutung gebraucht, als Scurra wegen der

die Grundsätze der Anbauer unserer Pflanzstädte ein wenig bekannt sind, der wird die Richtigkeit dieser Anmerkung einsehen *.

Atticus wird sehr gerühmt wegen seiner Fürsorge, die Zahl seiner Knechte durch diejenigen zu ergänzen, die ihm auf seinen Gütern geboren wurden. Können wir nicht daraus schließen, daß diese Gewohnheit damals nicht sehr häufig müße gewesen seyn **.

Die Namen der Sklaven in den griechischen Comödien sind: Syrus, Mysus, Geta, Thrax, Davus, Lydus, Phryx u. s. f. und diese Namen

* der Unverschämtheit und des Muthwillens dieser Sklaven. Mart. lib. I. ep. 42. Horaz gedenkt auch der Vernae procaces, und Petron. cap. 24. vernula vrbanitas. Seneca de prouid. cap. I. vernularum licentia.

* Man rechnet in America, daß man jährlich an hundert Sklaven fünfe verlieret, wo man nicht die Zahl durch angekaufte Sklaven ergänzet. Man kann nicht einmal in diesen warmen Ländern, wo die Kleidung und die Lebensmittel so wohlfeil sind, die alte Zahl erhalten. Wie viel weniger wird dieß in Europa, in großen Städten, oder in der Nachbarschaft großer Städte, geschehen?

** Corn. Nepos in vita Attici. Wir bemerken, daß die Ländereyen des Atticus größtentheils in Epirus lagen, einer Provinz, die wegen ihrer Entfernung und Mangel an Einwohnern zur Sklavenzucht sehr bequem war.

men veranlassen eine große Vermuthung, daß wenigstens in Athen die Sklaven meistentheils aus fremden Ländern gewesen. Die Athenienser, saget Strabo *, gaben ihren Sklaven entweder die Namen der Nation, aus der sie gekauft waren, als Lydus, Syrus, oder die Namen, so unter diesen Nationen am gewöhnlichsten waren: so nannten sie einen Phrygier, Manes oder Midas, einen Paphlagonier Tibias.

Demosthenes gedenkt eines Gesetzes, wodurch verbothen ward, den Sklaven eines andern zu schlagen, und preiset die Billigkeit dieses Gesetzes; er setzet hinzu, daß, wenn die Barbaren, von denen die Sklaven gekauft werden, wüßten, wie leutselig man ihnen in Athen begegne, sie die Athenienser ungemein hochschätzen würden **. Isokrates *** saget gleichfalls, daß alle griechische Sklaven Barbaren gewesen.

Man weis, daß Demosthenes in seiner Minderjährigkeit von seinen Vormündern um ein ansehnliches Vermögen betrogen worden, welches er durch einen Proceß wieder erhielt. Die Reden, die er bey dieser Gelegenheit gehalten hat, sind noch vorhanden, und enthalten ein sehr genaues Verzeichniß der ganzen Verlassenschaft seines Vaters,

* Lib. 7.
** In Midiam, p. 221. ex edit. Aldi.
*** Panegyr.

ters, * an Geld, Waaren, Häusern und Sklaven, nebst einer Nachricht, wie viel ein jedes dieser Stücke werth gewesen. Unter andern waren dabey zwey und funfzig Sklaven, die Handwerksleute waren, nämlich zwey und dreyßig Schwerdtfeger und zwanzig Cabinetmacher, oder vielmehr Bettmacher, alles Mannspersonen. Weiber, Kinder oder Familen werden mit keinem Worte gedacht; und sie hätten doch müssen erwähnet werden, wenn es zu Athen gewöhnlich gewesen wäre, die Sklaven zu verheirathen: und von diesem Umstande würde der Werth des Ganzen abgehangen haben. Sklavinnen werden gar nicht einmal genannt, außer einige Kammermägde, die seiner Mutter zugehöreten. Dieser Beweis ist sehr stark, wo nicht gar entscheidend.

Lasset uns die Stelle des Plutarchs ** betrachten, wo er von dem ältern Cato redet: „Er hatte „eine große Anzahl von Sklaven, die er bey dem „Verkaufe der Kriegsgefangenen zu erhandeln pflegte; er kaufte immer junge Sklaven, damit er sie „zu einer jeden Lebensart gewöhnen, und in jeder „Arbeit könnte unterrichten lassen, so wie man junge Hunde oder Pferde zu allem abrichten kann. „Und da er die Liebe für die vornehmste Ursache „aller Unordnungen hielt, so erlaubte er es, daß „seine Sklaven mit seinen Sklavinnen zuhalten „möchten, wenn sie für diese Freyheit eine gewisse „Sum-

* in Aphobum orat. I.
** In vita Catonis.

„Summe bezahleten: aber er verboth ihnen sehr „scharf, mit fremden Liebeshändel zu haben.„ Findet man in dieser Erzählung die geringsten Spuren der vorgegebenen Fürsorge der Alten für die Verheirathung und Fortpflanzung ihrer Sklaven? Wäre dieß ein gewöhnlicher Gebrauch gewesen, der sich auf den allgemeinen Vortheil gegründet hätte, so würde ihn gewiß Cato beobachtet haben, der ein so großer Hauswirth war, und zu einer Zeit lebte, wo die alte Mäßigkeit und Einfalt der Sitten noch galt.

Die Verfasser des römischen Rechts haben ausdrücklich angemerket, daß fast niemand in der Absicht Sklaven kaufe, um neue Sklaven von ihnen zu ziehen *.

Ich

* Non temere ancillae eius rei causa comparantur, vt pariant, Digest. Lib. 5. tit. 3. de haered. petit. lex 27. Die folgenden Stellen sagen eben dasselbe. Spadonem morbosum non esse, neque vitiosum verius mihi videtur; sed sanum esse, sicuti illum, qui vnum testiculum habet, qui etiam generare potest. Digest. lib. 2. tit. 1. de aedilitio edicto, lex 6. sect. 2. Sin autem quis ita spado sit, vt tam necessaria pars corporis penitus absit, morbosus est. Id. Lex 7. Es scheint, daß man nur in so fern auf sein Unvermögen sah, als sein Leben oder seine Gesundheit Schaden litte. In andern Absichten war er eben so gültig, als ein anderer. Von den Sklavinnen gilt eben dasselbe. Quaeritur de ea muliere, quae semper mortuos parit, an morbosa sit; et ait Sa-

Ich geſtehe es, unſere Lakeyen und Mägde tragen nicht viel zur Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts bey: aber außer denenjenigen Sklaven, welche die Alten zu ihrer Bedienung gebrauchten, ließen ſie alle ihre Arbeiten durch Sklaven verrichten; und einige Große hatten bis zehn tauſend derſelben. Wenn man alſo vermuthen kann, daß dieſe Einrichtung der Fortpflanzung ſchädlich geweſen, (und dieſelbige Urſache, die wir haben, dieſes, in Abſicht auf unſere itzigen Bedienten, zu glauben, gilt auch wenigſtens zum Theil von den alten Sklaven). Wie verderblich muß alsdenn die Sklaverey geweſen ſeyn?

Die Geſchichte gedenkt eines römiſchen Edelmannes, der mit vier hundert ſeiner Sklaven unter einem Dache war; und da er von einem derſelben

binus, ſi vuluae vitio hoc contingit, morboſam eſſe. Id. lex 14. Man hat ſelbſt daran gezweifelt, ob ein ſchwangeres Weib krank oder angeſteckt ſey; und es iſt feſtgeſetzt worden, daß ſie geſund ſey, nicht weil ihre Kinder ſo viel werth wären, ſondern weil es das natürliche Amt oder die Verrichtung der Weiber wäre, Kinder zur Welt zu bringen. Si mulier praegnans venerit, inter omnes conuenit ſanam eam eſſe. Maximum enim ac praecipuum munus foeminarum accipere, ac tueri conceptum. Puerperam quoque ſanam eſſe: ſi modo nihil extrinſecus accedit, quod corpus eius in aliquam valetudinem immitteret. De ſterili, Coelius, diſtinguere Trebatium, dicit, vtſi natura ſterilis ſit, ſana ſit. Si vitio corporis, contra. Id.

ſelben in ſeinem Hauſe aus Rachbegierde ermordet ward, vollzog man das Geſetz aufs ſtrengeſte, und ließ alle ohne Unterſchied hinrichten *. Viele andere römiſche Edelleute hatten eben ſo viel, wo nicht noch mehr Hausgeſinde; und dieſes wäre wohl kaum möglich geweſen, wenn man ſetzt, daß alle Sklaven verheirathet geweſen, und daß alle Kinder gezeuget hätten **.

Schon zur Zeit des Poeten Heſiodus *** hielt man verheirathete Sklaven und Sklavinnen für ſehr undienlich. Wie vielmehr wird man es nicht damals gethan haben, da das Geſinde ſo zahlreich ward, als es in Rom geweſen iſt, und da die alte Einfalt der Sitten aus allen Ständen des Volks verbannet war.

Xenophon preiſet es in ſeinen Büchern von der Landwirthſchaft ſehr an, eine genaue Aufſicht darauf zu haben, daß die Sklaven und Sklavinnen in einer gewiſſen Entfernung von einander liegen möchten. Es ſcheint nicht, als wenn er voraus ſetzet, daß ſie jemals verheirathet geweſen.

* Tacit. Ann. Lib. XIV. cap. 43.

** Die Sklaven hatten in den großen Häuſern kleine Behältniſſe, die Cellae hießen. Daher ward der Name Celle auf die Wohnungen der Mönche in den Klöſtern übergetragen. Siehe mit mehrern hiervon Iuſt. Lipſius, Saturn. 1. cap. 14. Dieß giebt ein ſtarkes Vorurtheil wider die Verheirathung und Fortpflanzung der Sklaven.

*** Opera et dies lib. 2. l. 24. et l. 220.

Die einzigen Sklaven unter den Griechen, von denen es ſcheint, daß ſie ihr Geſchlecht fortgepflanzet haben, waren die Heloten, die beſonders wohneten, und mehr Sklaven des gemeinen Weſens, als einzelner Perſonen waren *.

Die Alten reden ſo häufig von einem feſtgeſetzten Maaße von Speiſen, ſo einem jeden Sklaven beſtimmt geweſen **, daß wir natürlicher Weiſe daraus ſchließen müſſen, daß ſie faſt alle beſonders gelebet, und dieß geſetzte Maaß von Speiſen als eine Art von Koſtgeld bekommen haben.

Es ſcheint in der That, daß die Verheirathung der Sklaven ſelbſt bey den Landleuten, von denen man es noch am erſten hätte vermuthen ſollen, nicht ſehr gewöhnlich geweſen. Cato *** berechnet die Sklaven, die zum Anbau eines Weingartens von hundert Morgen nöthig ſind; er fodert funfzehn darzu; den Aufſeher und ſein Weib, (Villicus und Villica) und dreyzehn Sklaven. Zu einer Oelplantation von zweyhundert und vierzig Morgen rechnet er den Aufſeher und ſein Weib, und eilf Sklaven: und ſo rechnet er mehr oder weniger Sklaven; je nachdem der Weinberg oder die Plantation größer oder kleiner iſt.

Var.

* Strabo, lib. 8.

** Vid. Cato de re ruſtica, cap. 56. Donatus in Phormion. l. 1. 9. Seneca epiſt. 80.

*** De re ruſt. cap. 10. 11.

Varro *, der dieſe Stelle des Cato anführet, hält die Berechnung für richtig, das letztere ausgenommen. Denn da es nothwendig iſt, ſaget er, daß man zu jedem Weinberge oder Plantation, ſie mögen groß oder klein ſeyn, einen Aufſeher mit ſeinem Weibe haben muß; ſo verändert dieſer Umſtand das angegebene Verhältniß. Wäre die Berechnung des Cato in anderer Abſicht irrig geweſen, ſo würde ſie gewiß Varro verbeſſert haben, der ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſcheint, einen ſo geringen Irrthum zu entdecken.

Eben dieſer Schriftſteller ** und Columella *** preiſen es als nothwendig an, dem Aufſeher ein Weib zu geben, um ihn dadurch deſto getreuer in dem Dienſte ſeines Herrn zu machen. Dieß war alſo eine Art von einer beſondern Nachſicht gegen einen Sklaven, auf den man ein ſo großes Vertrauen geſetzt hatte.

An eben der Stelle führet es Varro als eine ſehr nützliche Vorſicht an, nicht zu viel Sklaven von einer Nation zu kaufen, damit ſie nicht Meuterenen und Aufruhr anſtiften möchten: er ſetzet voraus, daß in Italien der größte Theil ſelbſt derjenigen Sklaven, die zum Landbaue gebrauchet wurden, (denn er redet von keinen andern)

* Lib. I. cap. 18.

** Lib. I. cap. 17.

*** Lib. I. cap 18.

aus den entfernten Provinzen gekauft worden. Es iſt bekannt, daß die Hausſklaven in Rom, die Werkzeuge der Pracht und Ueppigkeit waren, gemeiniglich aus den öſtlichen Ländern gebracht wurden. Wenn Plinius von der eiferſüchtigen Fürſorge der Herren redet, ſaget er: Hoc profecere mancipiorum legiones, et in domo tuba externa; ac ſeruorum quoque cauſa nomenclator adhibendus *.

Varro ** preiſet es in der That an, junge Schäfer von den Kindern der Alten zu ziehen. Denn da die Ländereyen, ſo zur Wende geſchickt waren, gemeiniglich an entfernten und wohlfeilen Oertern waren, und ein jeder Schäfer in ſeiner Hütte beſonders wohnete; ſo hatte ſeine Verheirathung und Vermehrung nicht die Unbequemlichkeiten, die dieſe Umſtände in theuren Oertern, und wo viele Knechte in einer Familie lebeten, nothwendig nach ſich ziehen mußten; und dieſes war allezeit der Fall bey denjenigen römiſchen Landgütern, die Weiz oder Korn hervorbrachten. Wenn wir dieſe Ausnahme, die in Abſicht der Schäfer gemacht worden, betrachten, und die Urſache derſelben erwägen, ſo werden wir darin eine ſtarke Bekräftigung unſerer angeführten Vermuthungen finden ***.

Ich

* Lib. 33. cap. 1. ** Lib. 2. cap. 10.
*** Paſtoris duri eſt hic filius, ille bubulci. Iuuen. Sat. XI. 151.

Ich gestehe es, **Columella** * giebt den Herren den Rath, ihren Sklavinnen, die ihnen über drey Kinder aufgezogen, eine Belohnung und gar die Freyheit zu schenken: ein Beweis, daß die Alten bisweilen ihre Sklaven zur Fortpflanzung gebrauchet haben, welches in der That nicht kann geleugnet werden. Wäre dieß nicht gewesen, so würde die Sklaverey, die bey den Alten so gewöhnlich war, der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts einen Nachtheil zugezogen haben, der auf keine Weise hätte können ersetzet werden. Ich will aber auch weiter nichts beweisen, als daß die Sklaverey überhaupt, sowohl der Glückseligkeit, als auch der Vermehrung der Menschen schädlich gewesen, **und daß die Gewohnheit, gemiethete Bedienten zu unterhalten, zu diesen Absichten weit** vortheilhafter sey.

Die Gesetze, oder, wie sie von einigen Schriftstellern genennet werden, die Meutereyen der Grachen wurden dadurch veranlasset, daß sie den Anwachs der Sklaven in ganz Italien, und die Abnahme der freyen Bürger bemerkten. Appian ** schreibt diesen Zuwachs der Fortpflanzung der Sklaven ben. **Plutarch** *** giebt für die Ursache desselben die Erkaufung gefesselter und ein-

* Lib. I. cap. 8.

** De bell. civ. lib. 1.

*** In vita Tib. et C. Gracch.

gekerkerter Sklaven an, (βαρβαρικα δεσμωτηρια *).

Sicilien, ſaget Florus **, war voll von Ergaſtulis, und ward von gefeſſelten Ackersleuten gebauet. Eunus und Athenio erregeten den Sklavenkrieg, indem ſie jene ungeheuren Kerker aufbrachen, und ſechzig tauſend Sklaven die Freyheit ſchenketen. Der jüngere Pompejus verſtärkete ſein Heer in Spanien durch eben dieſes Mittel ***. Wenn alle Ackersleute im römiſchen Reiche ſich in eben den Umſtänden befunden haben, und wenn es ſchwer, oder unmöglich war, beſondere Wohnungen für die Familien der Sklaven in den Städten aus zu finden; wie ſchädlich muß alsdenn dieſe Einrichtung der Sklaverey der Fortpflan-

* Eben das beweiſet dieſe Stelle aus dem ältern Seneca ex controuerſia. lib. 5. Arata quondam populis rura ſingulorum ergaſtulorum ſunt; latiusque nunc villici, quam olim reges, imperant. Plinius ſaget: At nunc eadem, vincti pedes, damnatae manus, inſcripti vultus exercent, lib. 18. cap. 3. Und ſo auch Martial:

Et ſonet innumera compede Thuſcus ager,

lib. 9. ep. 23. Und Lucan:

Tum longos iungere fines,
Agrorum, et quondam duro ſulcata Camilli
Vomere, et antiquas Curiorum paſſa ligones,
Longa ſub ignotis extendere rura colonis. lib. 1.
Vincto foſſore coluntur
Heſperiae ſegetes . . .

** Lib. 3. cap. 19.

*** Id. Lib. 4. cap. 8.

rpflanzung, und wie sehr muß sie der Menschlichkeit zuwider gewesen seyn?

Constantinopel erfodert itzo eben den Zuwachs von Sklaven aus den Provinzen, den Rom vormals erfoderte, und diese Provinzen sind also nichts weniger als volkreich.

Egypten sendet beständig, nach dem Bericht des Herrn Maillet, Colonien von schwarzen Sklaven nach den andern Theilen des türkischen Reiches, und empfängt dafür jährlich eben so viel weiße Sklaven. Die erstern werden aus dem Innersten von Africa, und die letztern aus **Mingrelien, Circaßien, und der Tartarey geholet.**

Unsere Klöster sind ohne Zweifel eine sehr schlechte Einrichtung; aber man hat Ursache zu glauben, daß in den alten Zeiten jede große Familie in Italien, und vermuthlich auch in den andern Theilen der Welt, ein Kloster gewesen. Und ob wir gleich Ursache haben, alle solche päbstliche Einrichtungen zu verabscheuen, als die den elendesten Aberglauben unterhalten, dem gemeinen Wesen beschwerlich, und den armen Gefangenen vom männlichen und weiblichen Geschlechte unerträglich sind; so ist es dennoch die Frage: ob sie der Bevölkerung des Staats so schädlich sind, als man sich gemeiniglich einbildet? Würde das Land, welches einem Kloster zugehöret, von einem Edel-

manne beſeſſen, ſo würde er ſeine Einnahmen auf Hunde, Pferde, Kammerdiener, Lakeyen, Köche und Mägde verwenden; und ſeine Familie würde nicht viel mehr Bürger liefern, als das Kloſter.

Die gemeinen Urſachen, warum Aeltern ihre Töchter in die Klöſter ſtecken, ſind dieſe, damit ſie nicht von einer gar zu zahlreichen Familie möchten beläſtiget werden; aber die Alten hatten hierzu ein Mittel, das faſt eben ſo unſchuldig war, und dieſen Zweck weit beſſer erreichete; nämlich ſie legten ihre Kinder in ihrer erſten Kindheit an Oerter, da ſie umkommen mußten. Dieſer Gebrauch war ſehr gemein, und wird von keinem Schriftſteller dieſer Zeiten mit dem verdienten Abſcheu * oder nur mit Tadel angeführet. **Plutarch**, der leutſelige, der Menſchen freundlich geſinnete **Plutarch**, ** rühmet es als eine Tugend am **Attalus**, dem Könige von **Pergamus**, daß er alle ſeine Kinder ermordete, oder, wenn man es anders nennen will, auf obgedachte Weiſe wegwarf, damit er ſeine Krone ſeinem Bruderſohne, dem **Eumenes**, laſſen möchte: er wollte hierdurch ſeine Erkenntlichkeit und Liebe gegen den **Eumenes** an den Tag legen, weil er ihn zum Nachtheile ſeines eigenen Sohnes zu ſeinem Erben eingeſetzt hatte. Es war **Solon**, der berühmteſte von allen griechiſchen Weiſen,

* Tacitus tadelt es. De morib. Germ.

** De fraterno amore. Seneca billiget auch das Wegwerfen der ſchwachen und kränklichen Kinder. De Ira Lib. 1. cap. 15.

ſen, der durch ein Geſetz den Aeltern die Erlaubniß gab, ihre Kinder umzubringen *.

Wollen wir denn behaupten, daß die beyden Umſtände, nämlich das Kloſterleben, und das Wegwerfen der Kinder einander aufgeben, und daß ſie auf gleiche Weiſe der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes hinderlich geweſen? Ich ſollte faſt denken, daß hier der Vortheil auf der Seite des Alterthumes ſey. Vielleicht hat dieſe barbariſche Gewohnheit, durch einen wunderlichen Zuſammenhang der Urſachen, dazu dienen können, dieſe Zeiten noch volkreicher zu machen.

Da ſich das Schrecken verlor, das eine gar zu zahlreiche Familie erreget, bequemeten ſich manche zur Heirath; und ſo ſtark iſt die natürliche Liebe, daß, in Vergleichung, nur ſehr wenige Entſchließung genug haben werden, wenn es zur Sache ſelbſt kömmt, ihr vorgefaßtes Vorhaben auszuführen.

China iſt das einzige Land, wo dieſe barbariſche Gewohnheit, die Kinder wegzuwerfen, noch herrſchet; und es iſt doch das volkreichſte Land, das wir kennen, wo ſich alle Leute vor dem zwanzigſten Jahre verheirathen. Solche frühe Heirathen konnten kaum allgemein ſeyn, wenn man nicht ein ſo leichtes Mittel vorausſähe, ſich von ſeinen

* Sext. Emp. Lib. 3. cap. 24.

seinen Kindern loszumachen. Ich gestehe es, Plutarch * redet von diesem Gebrauche, als einem sehr allgemeinem Grundsatze der Armen; und da die Reichen damals vom Heirathen abgeneigt waren, wegen der Schmeicheleyen, die ihnen diejenigen erzeigeten, die auf ihre Erbschaft hofften; ** so mußte das Gemeinewesen sich nothwendig schlecht dabey befinden.

In keiner Wissenschaft ist der erste Anschein betrüglicher, als in der Staatskunst. Findlingshospitäler scheinen der Vermehrung zuträglich zu seyn; und vielleicht können sie es auch unter gehöriger Einschränkung seyn. Aber wenn sie allen ohne Unterschied offen stehen; so haben sie vermuthlich eine widrige Wirkung, und sind dem Staate schädlich. Man rechnet, daß jedesmal das neunte Kind, das in Paris geboren wird, ins Hospital kömmt, ob man gleich nach dem gemeinen Laufe der Sachen glauben sollte, daß unter hundert Kindern nicht ein einziges sey, dessen Aeltern ganz und gar unfähig wären, es zu ernähren und zu erziehen. Der

* De amore prolis.

** Die Gewohnheit, seinen Fremden ansehnliche Vermächtnisse, zum Nachtheile naher Verwandten, zu hinterlassen, war in Griechenland sowohl, als in Rom gemein, wie wir aus dem Lucian schließen können. Dieser Gebrauch gilt in den neueren Zeiten nicht viel mehr, und Ben Johnsons Volpone ist also fast gänzlich aus den alten Schriftstellern genommen, und schickt sich besser für die Sitten jener Zeiten.

Der unendliche Unterſchied zwiſchen einer Erziehung im Hoſpitale, und einer Familier erziehung, ſollte uns bewegen, den Eintritt in ein Hoſpital nicht allzu leicht und allzu lockend zu machen. Seine Kinder umzubringen, iſt der Natur anſtößig, und muß alſo ganz ungewöhnlich ſeyn; aber die Sorge für dieſelben andern aufbürden zu können, dieß iſt eine große Verſuchung für die natürliche Faulheit der Menſchen *.

Nachdem wir den Hausſtand, und die Sitten der Alten, in Abſicht auf denſelben, mit der Aufführung der Neuern in dieſem Puncte verglichen haben, wobey wir, wie es ſcheint, in der Hauptſache den Vortheil über die Alten haben; ſo wollen wir itzund die policiſchen Gebräuche und Einrichtungen beyder Zeitalter unterſuchen, und ihren Einfluß in die Verhinderung oder Beförderung der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes erwägen.

Vor dem Anwachſe der römiſchen Gewalt, oder vielmehr ehe dieſelbe völlig feſtgeſetzt war, waren faſt

* Man kann mit Recht dafür halten, daß die Freyheit der Ehescheidungen in Rom gleichfalls vom Heirathen abgeſchrecket habe. Dieſer Gebrauch verhindert die Uneinigkeiten nicht, die aus einer widrigen Gemüthsbeſchaffenheit entſtehen, ſondern vermehret ſie vielmehr, und verurſachet die Uneinigkeiten, die aus dem Eigennutze entſtehen, und von weit gefährlichern Folgen ſind. Siehe mit mehrerem hiervon Eſſays moral and political, Eſſay XXI. Vielleicht müſſen auch die unnatürlichen Lüſte der Alten hier in Betrachtung gezogen werden.

faſt alle Völker, die in der alten Geſchichte vorkamen, in kleine Länder oder kleine Republiken abgetheilet; wo folglich eine große Gleichheit der Güter obwaltete, und der Mittelpunct des Staats allezeit nahe bey ſeiner Gränze war. In dieſen Umſtänden befand ſich nicht allein Griechenland und Italien, ſondern auch Spanien, Gallien, Germanien, Africa, und ein großer Theil von Kleinaſien; und man muß bekennen, daß keine Einrichtung zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts bequemer ſeyn könne, als dieſe. Denn obgleich diejenigen, die überflüßige Güter beſitzen, da ſie nicht im Stande ſind, mehr zu verzehren, als andere, dieſelben nothwendig mit denen theilen müſſen, die ihnen dienen und aufwarten; ſo haben doch dieſe Leute, weil ihr Beſitz ungewiß und erbettelt iſt, die Aufmunterung zum Heirathen nicht, als wenn ſie ein kleines aber ſicheres und unabhänglicheſ Glück hätten. Außer dem ſind ſehr große Städte der Geſellſchaft ſchädlich; ſie bringen Laſter und Unordnungen von aller Art hervor; ſie entziehen den entferntern Provinzen den Unterhalt, und entziehen ihn ſich ſelbſt, da ſie alle Lebensmittel zu ſo hohen Preiſen erheben. Wenn ein jeder ſein kleines Haus und Feld für ſich hat, und jede kleine Landſchaft ihre freye und unabhängliche Hauptſtadt hat: wie glücklich ſind alsdenn nicht die Menſchen! und wie ſehr befördert eine ſolche Einrichtung den Fleiß und den Ackerbau, die Heirathen und die Fortpflanzung? Wenn das Vermögen zu zeugen, das die Menſchen haben, in ſeiner völligen Stärke wirkete; ſo würde die

Zahl

Zahl der Menſchen in jedem Menſchenalter verdoppelt werden; wenn nämlich dieſes Vermögen nicht durch Armuth und Nothwendigkeit eingeſchränkt würde: und gewiß, nichts kann demſelben mehr Freyheit zu wirken geben, als ſolche kleine Republiken, und ſolche Gleichheit der Glücksgüter unter den Bürgern. In allen kleinen Staaten findet ſich natürlicher Weiſe eine Gleichheit der Güter, weil man in demſelben keine Gelegenheit hat, ſich weit auszubreiten; aber in kleinen Republiken findet dieſe Gleichheit noch mehr ſtatt, wegen der ihnen weſentlichen Vertheilung der Gewalt und des Anſehens.

Da ſich Xenophon nach dem berühmten Feldzuge des Cyrus zurück gezogen hatte, vermiethete er ſich mit ſechstauſend Griechen an den Scuthes, einen thraciſchen Prinzen; und in dem Vergleiche ward bedungen, daß ein jeder Soldat monatlich einen Dariken, jeder Hauptmann zwey, und er ſelbſt, als Anführer, viere bekommen ſollte; eine Einrichtung des Soldes, worüber ſich unſere Officiers nicht wenig verwundern würden *.

Als Demoſthenes und Aeſchines mit noch acht andern, als Geſandte an den Philippus von Macedonien abgeſchickt wurden, ward ihnen ohngefähr auf vier Monate ein Gehalt von tauſend Drachmen beſtimmet, welches noch nicht einen Drach-

* De exped. Cyr. Lib. 7.

Drachmen für jeden Gefangnen täglich macht *. Aber, ein Drachme, wo nicht gar zwey, war das tägliche Gehalt eines gemeinen Fußknechtes **.

Ein Hauptmann hatte bey den Römern zu Polybius *** Zeiten nichts mehr als den doppelten Sold eines gemeinen Soldaten; und die Geſchenke, die ihnen nach einem Triumphe gemachet wurden, waren folglich nach dieſem Verhältniſſe eingerichtet †. Aber Marcus Antonius und das Triumvirat gaben den Hauptleuten fünfmal ſo viel, als den Gemeinen ††. Um ſo viel hatte alſo der Anwachs der Republik die Ungleichheit unter den Bürgern vermehret †††.

Man muß bekennen, daß die Verfaſſung der neuern Staaten, in Abſicht auf die bürgerliche Freyheit, und die Vertheilung der Güter, der Fort-

* Demoſth. de falſa Leg. Er nennet es eine anſehnliche Summe.

** Thucyd. Lib. 3. *** Lib. 6. cap. 37.

† Tit. Liu. Lib. 41. cap. 7. 13. et alibi paſſim.

†† Appian. de bell. ciu. Lib. 4.

††† Cäſar gab den Hauptleuten ein Geſchenk, das zehnmal mehr werth war, als das, ſo er einem gemeinen Soldaten gab. De bell. Gallico Lib. 8. In der rhodiſchen Auswechſelung, deren hernach wird gedacht werden, wird kein Unterſchied nach dem Range bey der Armee, in der Ranzion gemachet.

Fortpflanzung und Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts bey weitem nicht ſo vortheilhaft ſey. Europa iſt größtentheils in große Monarchien eingetheilet, und die kleinen Länder in denſelben werden gemeiniglich von unumſchränkten Prinzen regieret, die ihr Volk, durch eine lächerliche Nachäffung der größern Monarchen in dem Glanze ihrer Höfe und Anzahl ihrer Truppen, unglücklich machen. Nur die Schweiz und Holland gleichen den alten Republiken; und obgleich die Schweiz im geringſten keine Vortheile, weder in Anſicht des Bodens, des Clima, noch der Handlung beſitzt; ſo beweiſet doch die große Anzahl von Volke, das in dieſer Republik iſt, (ob ſich gleich ihre Bürger faſt an alle Prinzen in Europa vermiethen) zur Genüge die Vorzüge ihrer politiſchen Verfaſſung.

Die alten Republiken ſetzeten ihre vornehmſte oder vielmehr ihre einzige Sicherheit in die Menge der Bürger. Da die Trachinienſer eine große Anzahl Volk eingebüßet hatten, wandten ſich die Uebriggebliebenen an Sparta, ihre Hauptſtadt, um von da einen neuen Zuwachs von Einwohnern zu bekommen, anſtatt ſich durch die Verlaſſenſchaft der abgegangenen Bürger zu bereichern. Die Spartaner brachten alſobald zehntauſend Mann zuſammen, unter welche die alten Bürger die Aecker der Umgekommenen austheileten *.

Nach-

* Diod. Sic. Lib. 12. Thucyd. Lib. 3.

Nachdem Timoleon den Dionyſius aus Syracus verbannet, und Sicilien wieder in Ordnung gebracht hatte, ſah er, daß die Städte, Syracus und Sellinuntium, durch Tyrannen, Krieg und Aufruhr, ungemein entvölkert worden, und lud aus Griechenland neue Einwohner ein, um ſie wieder zu bevölkern *. Alſobald bothen ſich vierzigtauſend Mann an, Plutarch ** ſagt ſechzigtauſend), und er theilete das Land, zum großen Vergnügen der alten Einwohner, in eben ſo viel Theile unter ſie aus. Wir ſehen hieraus die Grundſätze der alten Politik, der mehr daran gelegen war, daß der Staat bevölkert, als daß er reich ſey; und es zeiget zugleich die gute Wirkung dieſer Grundſätze, daß ein ſo kleines Land, als Griechenland, ſo volkreich war, daß es auf einmal eine ſo ſtarke Colonie hergeben konnte. Die römiſche Republik befand ſich in den erſten Zeiten faſt in eben den Umſtänden. Der iſt ein gefährlicher Bürger, der ſich nicht mit ſieben Morgen Landes begnügen kann, ſagete M. Curius ***. Solche Begriffe von

* Diod. Sic. Lib. 16.

** In vita Timol.

*** Plin. Lib. 18. cap. 3. Eben derſelbe ſagt cap 6. Verumque ſtentibus latifundia perdidere Italiam, iam vero et prouincias. Sex domi ſemiſſem Africae poſſidebant, cum interfecit eos Nero princeps. In dieſer Abſicht waren die barbariſchen Plünderungen der erſten römiſchen Kaiſer der Bevölkerung des gemeinen Weſens nicht ſo ſchädlich, als man ſich etwa einbilden möchte.

Die-

von der Gleichheit müſſen nothwendig eine groſſe Anzahl Volks hervorbringen.

Nun müſſen wir auch die Hinderniſſe und die Einſchränkungen betrachten, wodurch der Ueberfluß an Volk von Seiten der Regierungsform und Staatsmaximen der Alten gelitten hat. Jeder Zuſtand der Menſchen hat gemeiniglich ſeine Erſetzungen; und obgleich dieſe Erſetzungen nicht allemal von vollkommen gleichem Werthe mit dem Uebel ſind, ſo durch einen gewiſſen herrſchenden Grundſatz verurſacht wird; ſo dienen ſie doch wenigſtens darzu, denſelben einzuſchränken. Sie mit einander zu vergleichen, und ihren Einfluß zu beſtimmen, iſt ſelbſt alsdenn ſchwer, wenn ſie in einem Zeitalter und in benachbarten Ländern ſtatt finden; aber wenn verſchiedene Zeitpuncte dazwiſchen ſind, und die alten Schriftſteller uns nur zerſtreutes Licht geben, was bleibt uns da anders übrig, als daß wir über einen ſo wichtigen Vorwurf für und wider ſtreiten, und dadurch unſere übereilten und gewaltſamen Schlüſſe verbeſſern?

Erſtlich merken wir an, daß die alten Republiken faſt beſtändig im Kriege verwickelt gewe-

Dieſes Blutbad hörete nicht eher auf, als bis die berühmten Familien ausgerottet waren, die den Raub der Welt in den letzten Zeiten der Republik beſaßen. Der neue Adel, der an ihre Stelle kam, war nicht ſo anſehnlich, wie wir aus dem Tacitus ſehen. Ann. Lib. 3. cap. 55.

sen: es war dieses eine natürliche Wirkung ihres kriegerischen Geistes, ihrer Liebe zur Freyheit, ihrer Nacheiferung unter einander, und des Hasses, der durchgehends unter Nationen herrschet, die gar zu nahe Nachbarn sind. Nun ist ein Krieg in einem kleinen Staate viel verderblicher, als in einem großen; theils, weil alle Einwohner zu Felde ziehen müssen, theils, weil der Staat nichts als Gränze ist, und den Einfällen der Feinde ganz offen steht.

Die Kriegsmarimen der Alten waren weit verderblicher, als sie zu unsern Zeiten sind; vornehmlich durch die Austheilung des Raubes, den man den Soldaten erlaubete. Die gemeinen Soldaten in unseren Heeren sind ein so niederträchtiges Gesindel, daß wir finden, daß ein jeder Ueberfluß über ihren gewöhnlichen Gehalt, Unordnung, Verwirrung, und eine vollkommene Verabsäumung der Kriegszucht hervorbringt. Eben die niederträchtige und schlechte Aufführung derjenigen, aus denen unsere Heere bestehen, machet, daß sie denen Ländern, die sie anfallen, nicht so fürchterlich und schädlich sind. Dieß Beyspiel lehret, unter andern, wie betrüglich der erste Anschein in politischen Untersuchungen sey *.

Die

* Da die alten Soldaten freye Bürger waren und nicht zur niedrigsten Classe gehöreten, so waren sie alle verheirathet. Unsere Soldaten werden ent-

Die alten Schlachten waren eben wegen der Beſchaffenheit der Waffen, deren man ſich in denſelben bediente, viel blutiger. Die Alten machten ihre Schlachtordnungen ſechzehn bis zwanzig, zuweilen wohl funfzig Mann hoch, und folglich war die Spitze ſehr ſchmal. Es war leicht ein Feld zu finden, worinnen beyde Heere konnten geordnet und handgemein werden. Selbſt da, wo ein Haufen Kriegsvölker durch Hecken, Hügel, Gebüſche oder hohle Wege abgehalten ward, hatten ſie Zeit, weil das Treffen nicht ſo bald entſchieden ward, die Hinderniſſe, die ſich ihnen widerſetzten, zu überwinden, und an der Schlacht Theil zu nehmen. Da alſo das ganze Heer fochte, und ein jeder, Mann vor Mann, es mit ſeinem Gegner aufnahm, waren die Schlachten gemeiniglich ſehr blutig, und es war an beyden Seiten ein grauſames Morden, vornehmlich unter den Ueberwundenen. Die langen, dünnen Reihen, welche das Schießgewehr erfodert, und die geſchwinde Entſcheidung der Schlacht, machen, daß in unſeren heutigen Treffen ſich nur Theile des Heeres mit einander ſchlagen, und ſetzen den Feldherrn, der am hellen Tage geſchlagen wird, in den Stand, den größten Theil ſeines Heeres unverſehrt zurück zu ziehen. Könnte Folards Entwurf, die Schlachtordnung in Form

entweder gezwungen, ehelos zu leben, oder es tragen auch ihre Heirathen nicht viel zur Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts bey. Es iſt dieß ein Umſtand, der vielleicht zum Vortheile der Alten muß in Betrachtung gezogen werden.

einer Columne zu stellen *, statt finden, (welches doch unmöglich scheint), so würden unsere Schlachten eben so blutig, als der Alten ihre, werden.

Die Schlachten der Alten wurden durch ihre Dauer, und durch ihre Aehnlichkeit mit einer einzelnen Schlägerey, zu einem Grade der Wuth gebracht, die in unsern Tagen ganz unbekannt ist. Nichts, als die Hoffnung des Gewinns, wenn sie die Gefangenen zu Sklaven machten, konnte die streitenden Parteyen bewegen, einander Quartier zu geben. In bürgerlichen Kriegen waren die Schlachten, wie wir aus dem Tacitus sehen **, am blutigsten, weil die Gefangenen nicht zu Sklaven gemachet wurden.

Wie hartnäckig muß der Widerstand gewesen seyn, da der Ueberwundene ein so hartes Schicksal erwartete! Mit welcher Erbitterung und Wuth muß man gefochten haben, da die Kriegsmarimen in aller Absicht so blutig und grausam waren!

Man

* Was hat die Columne für Nutzen, wenn sie des Feindes Linie gebrochen hat? keinen andern, als daß sie den Feinden in die Seite fällt, und alles das, was ihr nahe ist, durch ein Feuer von allen Seiten in Unordnung bringt. Aber muß sie nicht, ehe sie durchbrechen kann, den Feinden eine Seite bloß geben, die dem Feuer des kleinen Gewehres, und was noch viel schlimmer ist, dem groben Geschütze, ausgesetzt ist?

** Hist. Lib. 1. cap. 44.

Man findet oft in der alten Geschichte, daß die Einwohner in belagerten Städten, ehe sie dem Feinde die Thore geöffnet, lieber ihre Kinder und Weiber umgebracht, und sich selbst in einen freywilligen Tod gestürzet haben, da sie vielleicht noch den kleinen Trost hatten, daß sie sich dadurch an ihrem Feinde rächen würden. Die Griechen sowohl, als die Barbaren *, sind oft zu diesem Grade der Wuth gebracht worden; und eben dieser gesetzte Geist und diese Grausamkeit müssen in vielen andern Fällen, die weniger merkwürdig sind, für die menschliche Gesellschaft ausnehmend verderblich gewesen seyn; vornehmlich in den kleinen Republiken, die so nahe Nachbarn waren, und sich beständig in den Haaren lagen.

Oft wurden, saget Plutarch **, die Kriege in Griechenland bloß durch Einfälle, Plünderungen, und Seeräubereyen geführet. Diese Art zu kriegen muß in kleinen Staaten verderblicher gewesen seyn, als die blutigsten Schlachten und Belagerungen.

Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln wurden unbewegliche Güter, durch einen Besitz von zwey Jahren, und bewegliche Güter, durch einen Be-

* Z. E. Abydus, deren Livius gedenkt Lib. 21. cap. 17. 18. und Polybius Lib. 15. So auch die Xantbier. Appian. de bell. civil. Lib. 4.

** In vita Arati.

ſich von einem Jahre, verjähret *. Dieß zeiget an, daß, während dieſer Zeit, in Italien nicht viel mehr Ordnung, Ruhe, und gut eingerichtete Policey geweſen, als itzund unter den Tartarn iſt.

Der einzige Auswechſelungsvergleich, den ich in der alten Geſchichte finde, iſt der, ſo zwiſchen dem Demetrius Poliorcetes und den Rhodiern geſchloſſen ward; da man ſich darüber verglich, daß ein freyer Bürger für tauſend Drachmen, und ein Sklave, der die Waffen trug, für fünfhundert ſollte ausgelöſet werden **.

Aber zum zweyten ſcheint es, daß die alten Sitten nicht allein zu Kriegs- ſondern auch zu Friedenszeiten, in allen Abſichten der Fortpflanzung bey weitem nicht ſo zuträglich geweſen, als die unſrigen ſind, wenn wir die Liebe zur bürgerlichen Freyheit und die Gleichheit ausnehmen, die allerdings von ſehr großer Wichtigkeit ſind. Es iſt ſehr ſchwer, wo nicht gar unmöglich, die Unruhen der Parteyen aus einer freyen Regierung zu verbannen; aber dieſe eingewurzelte Wuth zwiſchen den Parteyen, und dieſe blutigen Grundſätze, findet

* Inſtit. Lib. 2. cap. 6. Es iſt wahr, eben dieſes Geſetz ſcheint bis auf die Zeit Juſtinians gedauert zu haben. Aber Misbräuche, die durch die Barbarey eingeführet worden, werden nicht allemal durch eine gute bürgerliche Verfaſſung verbeſſert.

** Diodor. Sic. Lib. 20.

det man zu unsern Zeiten nur noch bey den Religionsparteyen, da abergläubige Priester die Ankläger, Richter und Vollstrecker sind. In der alten Geschichte finden wir allezeit, daß, wenn die eine Partey die Oberhand bekam, es mehrte nun der Adel oder das Volk seyn, (denn ich kann hierinn keinen Unterschied bemerken *,) sie alsobald alle ihre Gegner, deren sie habhaft werden konnte, hinrichten ließ, und diejenigen verbannete, die so glücklich waren, ihrer Wuth zu entrinnen. Da war kein gerichtliches Verhör und Untersuchung, kein Gesetz, keine Gnade. Bey einer jeden Staatsveränderung ward der vierte, der dritte Theil, und bisweilen gar die Hälfte einer Stadt, hingerichtet oder verjaget, und die Verbanneten vereinigten sich allezeit mit den auswärtigen Feinden, und fügten ihren Mitbürgern alles mögliche Ungemach zu, bis ihnen das Glück erlaubete, sich bey einer neuen Staatsveränderung vollkommen zu rächen. Und da diese Staatsveränderungen sehr häufig waren; so können wir uns kaum einen Begriff von der Unordnung, dem Mistrauen, der Eifersucht und der Feindschaft machen, die in diesem Weltalter herrscheten.

* Lysias, der es selbst mit dem Volke gehalten hatte, und mit Noth den dreyßig Tyrannen entwichen war, sagt, daß die demokratische Regierung eben so gewaltsam gewesen, als die Oligarchie. Orat. 24. de statu Popul.

Ich erinnere mich nur zweer Staatsveränderungen in der alten Geschichte, die ohne große Grausamkeit und Blutvergießen vorgegangen sind: nämlich die Wiederherstellung der athenienſiſchen Democratie durch den Thraſybulus, und die Bezwingung der römiſchen Republik durch den Cäſar. Wir lernen aus der alten Geſchichte, daß Thraſybulus für alle vergangene Verbrechen eine Amneſtie ſtifftete; und dieſes Wort und dieſen Gebrauch zuerſt in Griechenland einführete *. Nichts deſtoweniger erhellet aus vielen Reden des Lyſias **, daß die vornehmſten Verbrecher, und auch einige von den geringern, die ſich bey der vorhergehenden Tyrannen ſchuldig gemacht hatten, vor Gericht gefodert, und am Leben geſtraft worden. Es iſt dieß eine Schwierigkeit, die von den Kennern der Alterthümer und der Geſchichte nicht aufgekläret, ja nicht einmal bemerket worden. Und was die Gnade des Cäſars anbetrifft, ſo würde ſie, ſo berühmt ſie auch iſt, zu unſrer Zeit, doch nur ſchlechten Beyfall finden. Er ermordete, zum Exempel, den ganzen Rath des Cato ***, nachdem er Utica erobert hatte; und wir können leicht denken, daß derſelbe nicht aus den ſchlechteſten Gliedern der Parten beſtanden. Alle diejenigen, ſo wider dieſen unrechtmäßigen Eroberer die Waffen

* Cicero Philipp. I.

** Orat. 1. contra Eratoſt. orat. 12. contra Agorat. orat. 15. pro Mantiſſ.

*** Appian. de bell. ciu. lib. 2.

ſen getragen hatten, wurden als Verbrecher angeſehen, und durch ein Geſetz des Hortius aller öffentlichen Bedienungen unfähig erkläret.

Dieſe Völker waren äußerſt in die Freyheit verliebt; aber die wahre Natur derſelben ſcheint ihnen unbekannt geweſen zu ſeyn. Als die dreyßig Tyrannen ihre Herrſchaft in Athen feſtſetzten, fiengen ſie damit an, alle die Angeber und Spionen beym Kopfe zu nehmen, die während der Democratie ſo viel Unheil angerichtet hatten, und brachten ſie durch einen willkührlichen Ausſpruch und Vollſtreckung zum Tode. Ein jeder, ſagt Salluſt * und Lyſias **) freuete ſich über dieſe Beſtrafungen: man bedachte nicht, daß von dieſem Augenblicke an alle Freyheit völlig aufgehoben war.

Die ungemein ſtarke und kräftige Schreibart des Thucydides, und der große Reichthum und Nachdruck der griechiſchen Sprache ſcheint zu ſchwach zu ſeyn, wenn dieſer Geſchichtſchreiber ſich bemühet, die Unordnung zu beſchreiben, die die Parteyen in allen griechiſchen Republiken anſtifteten. Man ſollte denken, daß er ſich noch ſtets mit einem Gedanken beſchäftige, für den er keine Worte

* Siehe Cäſars Rede, de Bell. Catil.

** Orat. 24. Er ſagt nur, daß die Parteylichkeit die Urſache ſey, warum dieſe unrechtmäßigen Beſtrafungen mißfallen ſollten.

Worte finden könne. Und er beschließt diese pathetische Beschreibung durch eine Anmerkung, die eben so fein als gründlich ist: „In diesen Streitigkeiten (sagt er,) behielten die Einfältigsten, die „Dümmsten, und, die so die wenigste Einsicht „ins Künftige hatten, die Oberhand. Denn, da „sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, und besorgeten, von den Klügern überwunden zu werden, „so nahmen sie eiligst, und ohne sich lange zu bedenken, ihre Zuflucht zum Schwerdte und zum „Dolche, und kamen dadurch ihren Feinden zuvor, „die auf feine und listige Entwürfe, sie aus dem „Wege zu räumen, dachten *.„

Des ältern Dionysius ** nicht zu gedenken, dem man nachgerechnet hat, daß er mit kaltem Blute

* Lib. 3. Das Land in Europa, worinn ich bemerket habe, daß die Parteyen am gewaltsamsten, und der Haß derselben am stärksten ist, ist Irrland. Dieß geht so weit, daß selbst die gemeinsten Pflichten der Höflichkeit zwischen den Protestanten und Catholiken nicht beobachtet werden. Ihre grausamen Anfälle, und die strenge Rache, die sie an einander ausgeübet haben, sind die Ursachen dieser übeln Gesinnung, welche die vornehmste Quelle der Unordnung, der Armuth, und der schlechten Bevölkerung dieses Landes ist. Ich stelle mir vor, daß die griechischen Parteyen ihre Wuth noch weiter getrieben haben; die Staatsveränderungen waren gemeiniglich häufiger, und der Mordgeist allgemeiner.

** Plut. de virt. et fort. Alex.

Blute bey zehntausend seiner Mitbürger hat hinrichten lassen; noch den Agathocles *, den Nabis ** und andere, die noch grausamer als er gewesen, anzuführen; so gab es selbst in freyen Republiken ungemein gewaltsame und verderbliche Vorfälle. Zu Athen brachten die dreyßig Tyrannen und die Edlen in einer Zeit von zwölf Monaten, ohngefähr zwölfhundert von dem Volke ohne gerichtliches Verhör um, und verbannten über die Hälfte von denen Bürgern, die noch übrig waren ***. In Argos tödtete das Volk beynahe um eben die Zeit zwölfhundert von den Edlen, und ermordete seine eigenen Anführer, weil sie die Verfolgungen nicht weiter treiben wollten †. Das Volk in Corcyra brachte gleichfalls funfzehnhundert von den Edlen um, und verbannte tausend derselben ††. Wir müssen uns über diese Zahlen noch mehr verwundern, wenn wir bedenken, wie ungemein klein diese Staaten gewesen: doch die ganze

* Diod. Sic. Lib. 18 19.

** Tit. Liu. Lib. 31. 33. 34.

*** Diod. Sic. Lib. 14. Isocrates sagt, daß nur fünftausend verbannet worden. Er rechnet die Zahl der Getödteten auf funfzehnhundert. Areop. Aeschines, contra Ctesiph. rechnet eben so viel. Seneca (de tranqu. anim. cap. 5.) saget, daß es dreyzehnhundert gewesen.

† Diod. Sic. Lib. 15.

†† Diod. Sic. Lib. 13.

ganze alte Geschichte ist voll von Vorfällen dieser Art *.

Als Alexander befahl, daß alle Verbannte in alle Städte wieder sollten eingesetzet werden, fand man,

* Wir wollen nur bloß aus dem Diodorus Siculus einige wenige anführen, die sich innerhalb sechzig Jahren zu einer Zeit zugetragen haben, da Griechenland das meiste Aufsehn machte. Aus Sybaris wurden fünfhundert Edle und ihre Anhänger verbannet. Lib. 12. pag. 77. ex edit. *Rhodomanni*. Von den Chiern wurden sechshundert Bürger verbannet. Lib. 13. pag. 159. Zu Ephesus wurden dreyhundert und vierzig umgebracht, und tausend verbannet. Lib. 13. p. 223. Von den Cyreniern wurden fünfhundert Edle getödtet, und alle übrige verbannt, p. 263. Die Corinther ermordeten hundert und zwanzig, und verjagten fünfhundert, Lib. 14. p. 304. Der Spartaner Phoebidas verbannte dreyhundert Böotier, Lib. 15. p. 342. Beym Verfalle der Lacedämonier ward die Regierung des Volks in vielen Städten wieder eingeführet, und an den Edlen eine sehr strenge Rache, nach Art der Griechen, ausgeübet. Aber hiermit hatte die Sache noch kein Ende; denn die verbannten Edlen kamen in manche Städte wieder zurück, und ermordeten ihre Gegner, als in Corinth, in Phlius, Megara und Phliasia. In diesem letztern Ort, brachten sie dreyhundert von dem Volke um; doch diese empöreten sich von neuem, und brachten sechshundert von den Edlen um, und verbannten die übrigen, Lib. 15. pag. 357. In Arcadia wurden vierzehnhundert verbannet, und außerdem noch viele getödtet. Die Verbannten

man, daß ſich ihre Zahl bis auf zwanzigtauſend belief *, ſo wahrſcheinlich die Ueberbleibſel von noch weit größern Morden waren. Welch eine erſtaunende Menge in einem ſo kleinen Lande, als das alte Griechenland war! Und wie ſehr müſſen dieſe Städte, in welchen die Partenen ſo wüthend, ſo verzweifelnd waren, durch häusliche Verwirrung, Eifer-

bannten flüchteten nach Sparta und Pallantium; die letztern wurden alle ausgeliefert und umgebracht. Lib. 15. p. 373. Von den Verbannten aus Argos und aus Theben waren fünfhundert bey dem ſpartaniſchen Heere, Lib. 15. p. 374. In eben dieſem Buche des Diodorus finden wir eine Nachricht der merkwürdigſten Grauſamkeit des Agathocles. Das Volk hatte, ehe er ſich der Regierung bemächtigte, ſechshundert Edle verjaget, Lib. 19. pag. 655. nachher ließ dieſer Tyrann gemeinſchaftlich mit dem Volke viertauſend hinrichten, und verjagte ſechstauſend. Id. pag. 647. Er tödtete viertauſend von dem Volke zu Gela, Id. pag. 741. Der Bruder des Agathocles verbannte achttauſend aus Syracus, Lib. 20. pag. 757. Die Einwohner von Aegeſta, deren Anzahl ſich auf vierzigtauſend erſtreckte, wurden mit Weibern und Kindern umgebracht, und noch dazu wegen ihres Geldes gemartert, Id. pag. 802. Alle Anverwandten, nämlich Vater, Brüder, Kinder und Großvater ſeiner lybiſchen Armee wurden getödtet, Id. pag. 803. Er tödtete ſiebentauſend Verbannte, nachdem ſie capitulirt hatten. Id. pag. 816. Es wird angemerkt, daß Agathocles ein Mann von großen Verdienſte und großer Tapferkeit geweſen.

* Diod. Sic. Lib. 15.

Eifersucht, Parteylichkeit, Rache und bittern Verdruß seyn zerrissen worden.

Es würde leichter seyn, sagte Isocrates zum Philippus, aus den Flüchtlingen ein Heer zusammen zu bringen, als aus den Städten.

Selbst wenn die Sachen nicht so weit kamen; (welches doch in jeder Stadt alle Jahrhunderte zwey oder dreymal geschah), so ward doch der Besitz durch die Regierungsgrundsätze der Alten sehr ungewiß gemacht. Xenophon giebt uns in dem Gastmahle des Socrates eine sehr natürliche und ungekünstelte Beschreibung von der Tyranney des athenienſischen Volks: „Bey meiner „Armuth (saget Charmides) bin ich weit glück„seliger, als ich jemals bey meinen Reichthümern „gewesen. Um so viel man nämlich glücklicher „ist, wenn man sicher, als wenn man in Furcht „ist; wenn man frey ist, als wenn man ein Skla„ve ist; und um so viel es besser ist, zu empfan„gen als auszugeben; und ein Gegenstand des „Vertrauens als des Verdachts zu seyn. Vor„mals war ich verbunden, allen Spionen zu lieb„kosen; man legte mir immer was auf, und man „erlaubte mir es niemals, zu reisen, und von der „Stadt abwesend zu seyn. Itzund, da ich arm „bin, habe ich eine drohende und trotzige Mine „angenommen. Die Reichen sind vor mir in „Furcht, und erzeigen mir jede Art der Höflich„keit

„keit und der Ehrfurcht; und ich bin ein kleiner „Tyrann in der Stadt geworden *.„

In einer von den gerichtlichen Reden des Lysias **, redet der Redner mit kaltem Blute nur im Vorbeygehen von dem Grundsatze der Athenienser, daß wenn sie in Geldnoth gewesen, sie einige von den reichsten Bürgern und Fremden hinrichten ließen, damit ihre Güter an den Staat verfallen möchten. Er erwähnet dieses auf eine solche Art, daß es nicht scheint, als wenn er es tadeln, oder dadurch diejenigen aufbringen wolle, die seine Zuhörer und Richter waren.

Es mochte einer ein Fremdling oder ein Bürger unter diesem Volke seyn, so scheint es in der That nothwendig gewesen zu seyn, sich selbst seiner Reichthümer zu berauben, wo man nicht wollte, daß das Volk sie mit dem Leben rauben sollte. Dieser Redner giebt eine lustige Nachricht von einem Capital, das zum öffentlichen Behuf bestimmt worden ***, und wovon mehr als der dritte Theil

* Pag. 885. ex edit. Leuncl.

** Orat. 29. in Nicom.

*** Um seinen Clienten der Gunst des Volks zu empfehlen, führet er alle die Summen an, die er aufgewandt hatte. Da er χωρεγος gewesen, 30 Minen: für einen Chor von Mannspersonen, 20 Minen; [illegible], 8 Minen; [illegible] χωρεγον, 50 Minen; [illegible], 3 Minen;

Theil auf seltene Schauspiele und Tänze verwandt worden.

Es ist nicht nöthig, daß ich von den griechischen Tyranneyen rede, die ganz und gar abscheulich

siebenmal war er Trierarch gewesen, wobey er 6 Talente aufgewendet. An Taxen hatte er entrichtet, einmal 30 Minen, einandermal 40; γυμνασιαρχων, 12 Minen; χωρηγος παιδικωχωρω, 15 Minen; κομοδοις χωρηγων, 18 Minen; πυρριχισταις κυκλιοις, 4 Minen; und noch in zwo andern Bedienungen 45 Minen: überhaupt 10 Talente, 38 Minen; eine ungeheure Summe für einen Athenienser, welche schon allein große Reichthümer ausmachte. Orat. 20. Es ist wahr, er saget, die Gesetze verbinden nicht zu einem so großen Aufwande; sie fodern nicht über den vierten Theil. Aber ohne die Gunst des Volks war niemand sicher; und dieß war der einzige Weg, sie zu gewinnen. Siehe ferner Orat. 24. de Pop. statu. An einem andern Orte führet er jemand redend ein, welcher saget, daß er sein ganzes Vermögen, das ungemein betrachtlich gewesen, nämlich 80 Talente, dem Volke zum besten gegeben. Orat. 25. de prob. Euandri. Die μετοικοι oder Fremden, saget er, hatten Ursache, es sich gereuen zu lassen, wenn sie nicht genug zur Eitelkeit des Volks hergegeben hatten. Orat. 32. contra Phil. Man sieht, mit welcher Sorgfalt Demosthenes seinen Aufwand von dieser Art ausstreicht, da er sich vertheidigte: *De corona.* Und wie sehr er die filzige Sparsamkeit des Midias in diesem Puncte vergrößert, in seiner Anklage dieses Verbrechers. Alles dieses zeiget

lich waren. Selbſt da, wo die monarchiſche Regierung vermiſcht war, wie ſie es in den meiſten alten Staaten Griechenlandes war, ehe ſie Republiken wurden, war es mit dieſer Regierungsform ſehr ſchlecht beſtellt. Kaum eine Stadt in Griechenland, ſaget Iſocrates, kann, außer Athen, eine Folge von Königen, während vier oder fünf Menſchenaltern, aufweiſen *.

Außer vielen andern Urſachen der Unbeſtändigkeit der alten Monarchien, mußte die gleiche Austheilung der Güter unter die Brüder einer Privatfamilie nothwendigerweiſe den Staat in Unruhe und Unordnung ſetzen. Obgleich der allgemeine Vorzug, den die älteſten Brüder in den neuern Staaten haben, die Ungleichheit der Güter vermehret, ſo hat er dennoch dieſe gute Wirkung, daß die Menſchen dadurch angewöhnt werden, von der Regierungsfolge eben ſo zu denken, und daß den jüngern Brüdern dadurch alles Recht und Anſpruch auf die Erbfolge benommen wird.

Da die neue Colonie, die ſich zu Heraclea niedergelaſſen hatte, in Partenen zerfallen war, wandte ſie ſich an die Spartaner, die den Hip-

get an, wie unbillig die Gerechtigkeit in Athen gehandhabet würden. Und doch rühmten ſich die Athenienſer, daß ſie vor allen griechiſchen Völkern die rechtmäßigſte und beſte Staatsverfaſſung hätten.

* Panath.

rundas mit der Vollmacht absandten, die Zwistigkeiten beyzulegen. Dieser Mann, der durch keinen Widerstand gereizet, und durch keine Partey bestochen war, wußte kein besser Mittel, als alsobald ohngefähr 500 Bürger umzubringen *. Es ist dieß ein Beweis, wie tief diese gewaltsamen Staatsmaximen bey allen Griechen eingewurzelt gewesen.

Wenn dieses gesittete und feine Volk so gesinnt gewesen, was müssen wir denn nicht von den Republiken in Italien, Africa, Spanien und Gallien gedenken, da diese Länder alle für barbarisch gehalten wurden? Was hätten sonst die Griechen für Ursache gehabt, sich wegen ihrer Menschlichkeit, Gelindigkeit und Mäßigung über alle andere Nationen zu erheben? So sollte man freylich natürlicherweise schlüßen: aber zum Unglücke widersetzt sich die Geschichte der römischen Republik in ihren frühern Zeiten, wo wir anders den angenommenen Meynungen Glauben beymessen, diesem Schlusse. Es war zu Rom in keinem Aufruhre Blut vergossen worden, bis auf die Zeit, da die Gracchen ermordet wurden. Dionysius von Halicarnaß **, der die sonderbare Menschlichkeit des römischen Volks in dieser Absicht anmerket, will daraus schließen, daß es von griechischer Abkunft sey, und wir können daraus schließen, daß die Meutereyen und Staatsverän-

derun-

* Diod. Sic. Lib. 14.
** Lib. 1.

derungen in den barbarischen Republiken noch gewaltsamer gewesen, als in den griechischen.

Wenn die Römer so spät zum Blutvergießen kamen, so holeten sie die Versäumniß desto besser ein, nachdem sie einmal die Blutbühne betreten hatten; und Appians Geschichte der bürgerlichen Kriege enthält das fürchterlichste Gemälde von Mordthaten, Verweisungen und Achtserklärungen, so jemals der Welt vorgestellt worden. Was bey diesem Geschichtschreiber am meisten gefällt, ist dieses, daß es scheint, als wenn er eine gehörige Empfindung dieses barbarischen Verfahrens habe, und daß er nicht mit dem anstößigen Kaltsinne und Gleichgültigkeit davon redet, wozu die Gewohnheit viele griechische Geschichtschreiber gebracht hatte *.

* Die oben angeführten Beweise sind alle aus Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen genommen, deren Zeugniß gültig ist. Es ist gefährlich, sich auf Schriftsteller zu verlassen, die sich mit dem Lächerlichen und der Satire beschäfftigen. Was soll, z. E. die Nachwelt aus dieser Stelle des Dr. Swifts schließen? „Ich „erzählte ihm, daß in dem Königreiche Tribnia, „(Brittannien) das die Eingebohrnen Langdon „(London) nennen, woselbst ich mich auf meinen Reisen eine Zeitlang aufgehalten hatte, „der größte Theil des Volks gewissermaßen nur „aus Spionen, Zeugen, Angebern, Klägern, „Verfolgern, Augenzeugen und Schwörern bestehe, die mit ihren verschiedenen Unterbedienten

Die Grundsätze der alten Politik enthalten überhaupt so wenig Menschlichkeit und Mäßigung, daß es überflüßig scheint, einen besondern Grund der Gewaltthätigkeiten anzugeben, die in einem besondern Zeitpuncte derselben geschehen sind. Ich muß aber dennoch anmerken, daß die Gesetze in der letztern Zeit der römischen Republik so ungereimt abgefaßt waren, daß sie die Häupter der Parteyen zwungen, zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Alle Lebensstrafen waren abgeschaft, und so sträflich, oder was noch mehr ist, so gefährlich auch ein Bürger seyn mochte, so konnte er doch ordentlicherweise nicht anders, als durch die Verweisung, bestraft werden. Es ward neh-

„ten und Werkzeugen alle in der Livrey, in der „Gewalt und in dem Solde der Staatsminister „und ihrer Deputirten stehen. Die Meutereyen „in diesem Königreiche sind die ordentliche Hand„thierung dieser Personen u. s. f. „ Gullivers Reisen. Eine solche Vorstellung würde sich vielleicht zu der athenienischen Regierung schicken, aber nicht zu der englischen, die selbst in den neuern Zeiten, wegen ihrer Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Freyheit, ein Wunder ist. Doch es fehlt der Satire des Swifts, ob sie gleich, seiner Gewohnheit nach, bis aufs äußerste getrieben ist, und ob er gleich weiter geht als alle andere Satirenschreiber, nicht gänzlich an einem Gegenstande. Sein Freund, der Bischof von Rochester, der mit Swift eine Partey hielt, war kurz vorher durch eine Ueberzeugung, die mit vieler Gerechtigkeit, aber ohne einen gesetzmäßigen Beweis, ins Elend verwiesen worden.

nothwendig, wenn die eine Partey die Oberhand behielt, daß sie das Schwerdt der Privatrache ziehen mußte: und wenn die Gesetze einmal verletzt waren, hielt es schwer, dem blutigen Verfahren Einhalt zu thun. Würde wohl Brutus, wenn er gesiegt hätte, es haben zugeben können, daß Octavius und Antonius am Leben geblieben wären; und würde er wohl damit zufrieden gewesen seyn, wenn sie nach Rhodus oder Marseille verwiesen wären, wo sie noch immer neue Unruhen und Emporungen hätten anstiften können? Er ließ den C. Antonius, den Bruder des Triumvirs, hinrichten, und zeigte dadurch deutlich, wie er in diesem Stücke gesinnet sey. Verdammte nicht Cicero, mit Gutheißen aller weisen und tugendhaften Römer, die Mitverschwornen des Catilina wider die Gesetze, ohne einige Form des Processes, willkührlicherweise zum Tode? und wenn er die Vollstreckung dieses Ausspruchs milderte, so geschah es entweder wegen seiner natürlichen Gelindigkeit, oder wegen der Beschaffenheit der Zeiten. Dieß aber ist eine schlechte Sicherheit unter einer Regierung, die vorgiebt, daß sie gesetzmäßig und frey sey.

So fällt man aus einem Aeußersten in das andere. So wie eine ausnehmende Strenge der Gesetze die Vollziehung derselben sehr lose und nachläßig macht: so verursachet auf der andern Seite eine übermäßige Gelindigkeit der Gesetze Grausamkeit und Barbarey. Es ist gefährlich,

uns in irgend einem Falle zu zwingen, uns der Freyheit mit ihren geheiligten Vorschriften zu bedienen.

Eine allgemeine Ursache der häufigen Unordnungen in allen Regierungen der Alten scheint in der Schwierigkeit bestanden zu haben, eine Aristocratie in diesen Zeiten zum Stande zu bringen, und in dem beständigen Misvergnügen und Meutereyen des Volks, so bald nur die Niedrigsten und Aermsten von der Regierung und von den öffentlichen Bedienungen ausgeschlossen wurden. Der Stand eines freyen Bürgers gab, indem er dem Sklavenstande entgegen gesetzet war, einen solchen Rang, daß es schien, als wenn er allen denen, die ihn besäßen, ein Anrecht zur Verwaltung des Gemeinenwesens ertheilte. Die Gesetze des Solons * schlossen keinen freyen Bürger von dem Rechte, seine Stimme zu geben, oder von der Wahl aus, sondern schränkten nur einige obrigkeitliche Bedienungen auf einen besondern Census ein; und doch ruhete das Volk nicht eher, als bis diese Gesetze verändert waren. Kraft des Vergleichs mit dem Antipater **, hatte kein Athenienser eine Stimme, dessen Census weniger als 2000 Drachmen war, (ohngefähr 60 Pfund Sterling). Und ob uns gleich eine solche Regierung demokratisch genug verkommen möchte; so war sie doch diesem Volke so unangenehm, daß

* Plutarch. in vita Solonis.
** Diod. Sic. Lib. 18.

daß über zwey Drittheile derſelben für Vaterland verließen *. Caſſander ſetzte dieſen Cenſus auf die Hälfte herunter **; und doch hielt man dieſe Regierung für eine Tyrannen weniger Perſonen, und für eine Wirkung einer fremden Gewaltthätigkeit.

Die Geſetze des Servius Tullius ***, die die Gewalt der Bürger nach Maaßgebung ihres Vermögens beſtimmen, ſcheinen ſehr billig und vernünftig zu ſeyn; und doch konnten die Römer nie dahin gebracht werden, daß ſie ſich denſelben geruhig unterworfen hätten.

Zu der Zeit war zwiſchen einer ſtrengen, eiferſüchtigen ariſtocratiſchen Regierung über misvergnügte Unterthanen, und zwiſchen einer tyranniſchen und von Parteyen beunruhigten Demokratie gar kein Mittel zu treffen.

Aber zum dritten ſind noch viele andere Umſtände, worinnen die alten Nationen ſowohl, was die Glückſeligkeit als die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts anbetrift, von den neuern übertroffen zu werden ſcheinen. Die Handlung, die Manufacturen, blüheten vormals an keinem Orte ſo ſehr, als itzund in Europa.

* Id. ibid.
** Id. ibid.
*** Liv. Lib. I. cap. 43.

Die einzige Kleidung der Alten, sowohl der Manns- als Frauenspersonen, scheint eine Art von Flannell gewesen zu seyn, welches sie gemeiniglich weiß oder weißgrau trugen, und welches sie immer reinigen ließen, so oft es beschmutzt war. Tyrus, welches nach Carthago die größte Handelsstadt am mittelländischen Meere war, ehe es zerstört wurde, war nicht mächtig, wenn wir der Nachricht des Arrians von der Zahl ihrer Einwohner Glauben beymessen *. Man hält gemeiniglich dafür, daß Athen eine Handelsstadt gewesen; aber es war vor dem medischen Kriege so bevölkert, als es nachher jemals gewesen, nach dem Berichte des Herodotus **; und doch war damals, wie eben dieser Geschichtschreiber anmerket ***, die Handlung der Athenienser so wenig beträchtlich, daß selbst die benachbarten Küsten Asiens von den Griechen eben so wenig besucht wurden, als die Säulen des Hercules: denn weiter konnten sie mit ihrer Vorstellung nicht gehen.

Ein

* Lib. 2. Es wurden 8000 während der Belagerung getödtet; und die Gefangenen überhaupt machten 30000 Menschen aus. Diod. Sic. sagt nur 12000. Er sagt aber, daß die Tyrier vorher einen Theil ihrer Weiber und Kinder nach Carthago geschickt hätten.

** Lib. 5. Er rechnet die Zahl der Bürger auf 5000.

*** Lib. 5.

Ein groſſer Wucher mit dem Gelde, und ein groſſer Gewinn bey der Handlung, ſind untrügliche Zeichen, daß der Fleiß und der Handel noch in der Kindheit ſind. Wir leſen beym Lyſias *, daß man bey einer Ladung von zwey Talenten, die nicht weiter als von Athen nach dem adriatiſchen Meere verſandt wurde, hundert pro Cent gewonnen habe, und dieß wird doch eben nicht als ein außerordentlicher Gewinn angeführet. Antidorus (ſagt ** Demoſthenes), bezahlte drey Talente und ein halbes für ein Haus, welches er jährlich für ein Talent vermiethete: und der Redner tadelt ſeine Vormünder, daß ſie ſein Geld nicht eben ſo genutzt hätten. Mein Vermögen, ſagt er, hätte ſich in den eilf Jahren meiner Minderjährigkeit dreyfach müſſen vermehret haben. Den Werth von zwanzig Sklaven, die ihm ſein Vater gelaſſen hatte, rechnet er auf vierzig Minen, und den jährlichen Gewinn ihrer Arbeit auf zwölfe ***. Der mäßigſte Zins zu Athen (denn † oft war er noch höher,) war 12 pro Cent, und dieſer Zins ward monatlich †† bezahlt. Den ausſchweifenden Wucher von 34 pro Cent, wozu die ungeheuren Summen, die bey den Wahlen ausgetheilt wurden, das Geld in Rom ††† gebracht hat-

* Orat. 32. adverſ. Diogit.
** Contra Aphob. pag. 25. ed. edit. Ald.
*** Id. ibid. p. 19.
† Id. ibid.
†† Id. ibid. Aeſchines contra Ctiſiph.
††† Epiſt. ad Attic. lib. 5. epiſt. 21.

haben, nicht zu erklären; so finden wir, daß Verres noch vor dieser Zeit 24 pro Cent für das Geld gesetzt hatte, welches er den Zöllnern in Händen ließ. Und obgleich Cicero über diese Sache schreyt, so geschieht es doch nicht wegen des ausnehmenden Wuchers, sondern weil es nicht gewöhnlich war, von solchem Gelde Zins zu nehmen *. Der Zins fiel in der That zu Rom, nach der Aufrichtung des Kaiserthums; aber er ist doch nie so niedrig gewesen, als in den neuern Staaten, wo Handlung getrieben wird **.

Unter andern Unbequemlichkeiten, welche den Athenienſern die Befeſtigung der Stadt Decelia beſchwerlich machten, führet Thucydides *** als eine der wichtigſten an, daß ſie ihr Korn nicht zu Lande durch Oropus aus Euböa abholen konnten, ſondern gezwungen waren, es einzuſchiffen, und um das Vorgebirge Sunium zu ſegeln. Es iſt dieß ein wunderbarer Beweis von der Unvollkommenheit der alten Schifffahrt: denn der Weg zu Waſſer war nicht über die Hälfte weiter, als der zu Lande.

Ich erinnere mich nicht, eine Stelle in einem alten Schriftſteller gefunden zu haben, worinn der Wachsthum einer Stadt der Anlegung der Manufacturen zugeſchrieben wird. Die Handlung, von

* Contra Verr. orat. 3.
** Siehe die IVte Abhandlung.
*** Lib. 7.

von der man sagte, daß sie blühete, war vornehmlich die Austauschung derjenigen Bequemlichkeiten, die in verschiedenen Erdreichen, und unter verschiedenen Himmelsgegenden hervor kommen. Der Verkauf des Weins und Oels nach Africa war, nach dem Berichte des Diodorus Siculus *, die Quelle der Reichthümer von Agrigentum. Die Lage der Stadt Sybaris war, nach eben diesem Schriftsteller **, die Ursache ihrer ungemeinen Bevölkerung; indem sie an den zween Flüssen, Crathis und Sybaris, lag. Aber diese Flüsse waren beyde nicht schiffbar, und konnten bloß einige fruchtbare Thäler für den Ackerbau und für das Hauswesen hervor bringen; ein Vortheil, der so wenig beträchtlich ist, daß ihn ein neuer Schriftsteller kaum würde angeführet haben.

Die Barbarey der alten Tyrannen, und die ausnehmende Liebe zur Freyheit, die diese Zeiten beseelte, hätte nothwendig jeden Kaufmann und Manufacturier vertreiben, und den Staat ganz verwüsten müssen, wenn er auf Fleiß und Handlung beruhet hätte. Da der grausame und argwöhnische Dionysius mordete, wird wohl niemand, der nicht durch seine liegende Gründe zurück gehalten ward, und eine Kunst oder Geschicklichkeit hatte, vermöge der er in einem andern Lande leben konnte, zurück geblieben sein, und sich einer so unerträglichen Barbarey ausgesetzt haben.

* Lib. 11. ** Lib. 12.

gen. Die Verfolgungen Philipps des zweyten, und Ludwigs des vierzehenden, füllten ganz Europa mit den Manufacturiers von Flandern und Frankreich an.

Ich gebe es zu, daß der Ackerbau eine Handthierung ist, die zur Unterhaltung einer Menge Volks nothwendig erfodert wird; und es ist möglich, daß diese Handthierung selbst da blühe, wo die Manufacturen oder andere Künste unbekannt sind, oder verabsäumet werden. Die Schweiz ist itzund ein merkwürdiges Beyspiel davon, wo wir beydes, die erfahrensten Landwirthe, und die schlechtesten Kaufleute antreffen, die man nur in Europa finden kann. Wir haben Ursache, zu vermuthen, daß der Ackerbau in Griechenland und in Italien, wenigstens in einigen Theilen dieser Länder, zu gewissen Zeiten geblühet habe; und es war nicht so viel daran gelegen, daß die mechanischen Künste eben den Grad der Vollkommenheit erreicheten; insonderheit, wenn wir die große Gleichheit in den alten Republiken bedenken, wo jede Familie verbunden war, ihr kleines Feld mit dem größten Fleiße und Sorgfalt zu bauen, damit sie davon leben könnten.

Aber ist es recht geschlossen, wenn wir aus dem Satze, daß der Ackerbau in einigen Fällen ohne Handlung oder Manufacturen blühen kann, die Folge ziehen wollten, daß der Ackerbau in einem großen Lande sich auf eine lange Zeit allein erhal-

erhalten könne? Gewiß, das natürlichste Mittel, zum Hausweſen aufzumuntern, iſt dieſes, daß man zuerſt andere Arten von Handthierungen aufbringt, und dadurch dem Ackersmanne einen Markt von Bequemlichkeiten bereitet, wo er Güter eintauſchen kann, die ihm nützlich und angenehm ſind. Dieſes Mittel iſt untrüglich und allgemein; und weil es in den neuern Regierungen mehr gebrauchet wird, als bey den Alten; ſo können wir daraus vermuthen, daß die erſteren beſſer bevölkert ſind.

Ein jeder, ſaget Xenophon *, kann ein Landmann ſeyn, dazu wird keine Kunſt oder Geſchicklichkeit erfodert; alles kömmt auf den Fleiß oder Aufmerkſamkeit bey der Ausführung an. Ein ſtarker Beweis, wie Columella bemerket, daß der Ackerbau zur Zeit des Xenophons ſehr wenig bekannt geweſen.

Sollten alle unſere letztern Ausbeſſerungen und klugen Erfindungen nichts zum bequemen und leichten Unterhalte, und folglich zu der Vermehrung und Fortpflanzung der Menſchen beygetragen haben? Unſere größere Geſchicklichkeit in den mechaniſchen Künſten, die Entdeckung neuer Welten, wodurch der Handel ſo ſehr erweitert worden, die Einrichtung der Poſten, und der Gebrauch der Wechſelbriefe: alle dieſe Dinge ſcheinen zur Aufmunterung der Künſte, des Fleißes

* Oecon.

Fleißes und der Bevölkerung sehr dienlich zu seyn. Wie viel würde der Fleiß und eine jede Handthierung leiden, wenn wir derselben beraubet waren; und wie viel Familien würden alsobald vor Mangel und Hunger umkommen müssen? Und es scheint nicht wahrscheinlich zu seyn, daß man an die Stelle dieser neuen Erfindungen irgend eine andere Einrichtung setzen könne, die eben den Nutzen hätte.

Haben wir Ursache, zu glauben, daß die Policey der alten Staaten auf irgend eine Weise mit der unsrigen zu vergleichen sey, oder daß die Menschen vormals so viel Sicherheit, entweder daheim, oder auf ihren Reisen zu Wasser und zu Lande, gehabt haben? Ich zweifele nicht daran, daß ein jeder, der die Sache unparteyisch untersuchet, uns hierinn den Vorzug geben wird *.

Aus dieser Vergleichung des Ganzen scheint es unmöglich zu seyn, einige richtige Ursachen anzugeben, warum die Welt in den alten Zeiten sollte mehr bevölkert gewesen seyn, als itzund. Die Gleichheit der Güter unter den Alten, die Freyheit, und die kleinen Eintheilungen ihrer Staaten, waren in der That der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zuträglich: aber ihre Kriege waren blutiger und verderblicher; ihre Regierungen waren unruhiger und unsicherer; die Handlung und die Manufacturen waren in einem schlech-

* Siehe Essays moral and political, Essay XV.

ſchlechten Zuſtande, und die Policey war überhaupt loſer und unordentlicher. Dieſe nachtheiligen Umſtände ſcheinen den erſtern Vortheilen vollkommen die Waage zu halten, und das Gegentheil von dem zu erweiſen, was man gemeiniglich von dieſer Sache zu behaupten pflegt.

Aber man möchte einwenden, daß man bey einer Sache, wo es auf die Wahrheit einer Begebenheit ankömmt, keine Vernunftſchlüſſe anbringen, und unterſuchen muß, ob die Sache hätte ſeyn können. Wenn es klar iſt, daß die Welt vormals mehr bevölkert geweſen, als ſie itzund iſt, ſo können wir verſichert ſeyn, daß unſere Schlüſſe falſch ſind, und daß wir einen weſentlichen Umſtand bey der Vergleichung überſehen haben. Dieß will ich gern zugeben, alle unſere bisherigen Gründe haben in dieſem Falle nichts zu bedeuten gehabt, oder ſind höchſtens nur kleine Scharmützel geweſen, die nichts entſcheiden. Aber unglücklicherweiſe kann der Hauptſtreit, worin wir die Sachen ſelber mit einander vergleichen, nicht entſcheidender gemachet werden. Die Nachrichten der alten Schriftſteller ſind entweder ſo ungewiß, oder ſo unvollkommen, daß ſie gar keinen Ausſchlag geben können. Und wie kann es auch anders ſeyn? Die Berechnungen, die wir ihren Nachrichten von der Bevölkerung ihrer Zeiten entgegen ſetzen müſſen, ſind ſelbſt weder gewiß noch vollkommen. Manche Arten der Ausrechnungen, ſo von berühmten Schriftſtellern gemachet

worden, ruhen nicht auf einem viel beſſern Grunde, als des Heliogabalus ſeine, der die Größe Roms nach zehn tauſend Pfund Spinnwebe ſchätzete, die man in dieſer Stadt gefunden hatte *.

Man muß bemerken, daß alle Arten von Zahlen in den alten Handſchriften ungewiß ſind, und mehr, als andere Theile des Textes, der Verfälſchung unterworfen geweſen; die Urſache davon läßt ſich leicht einſehen. Eine jede andere Verfälſchung des Textes beleidiget entweder den Verſtand, oder die Grammatik, und konnte von dem Leſer und Abſchreiber deſto leichter bemerket werden.

Uns ſind wenig Nachrichten von der Zahl der Einwohner irgend eines Landes von glaubwürdigen alten Schriftſtellern hinterlaſſen worden, ſo, daß wir nicht im Stande ſind, Vergleichungen anzuſtellen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß man vormals eine gegründete Nachricht von der Anzahl der Bürger einer freyen Stadt haben konnte, weil ſie alle an der Regierung Theil nahmen, und weil man ein genaues Regiſter derſelben hielt. Weil aber die Anzahl der Sklaven ſelten gemeldet wird, ſo bleiben wir in eben der Ungewißheit, ſelt ſt in Abſicht auf die Bevölkerung einzelner Städte.

Das

* Aelii Lamprid. in vita Heliog. cap. 26.

Das erſte Blatt des Thucydides iſt, meiner Meynung nach, der Anfang der wahren Geſchichte. Alle vorhergehende Erzählungen ſind mit der Fabel ſo untermiſcht, daß Philoſophen ſie gröſtentheils der Verſchönerung der Dichter und der Redner überlaſſen müſſen *.

Was die entfernten Zeiten anbetrifft, ſo finden wir, daß darinn oft ſolche Zahlen von Volkern angegeben werden, die lächerlich ſind, und alle Glaubwürdigkeit verlieren. Die freyen Bürger von Sybaris, die die Waffen tragen konnten,

* Ueberhaupt iſt bey den alten Geſchichtſchreibern mehr Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, aber weniger Genauigkeit und Sorgfalt, als bey den neuern. Unſere ſpeculativiſche Parteyen, oder Meutereyen, ſonderlich Religionsſtreitigkeiten, verführen uns dergeſtalt, daß es ſcheint, als wenn man die Unparteylichkeit gegen Ketzer und Gegner, als eine Schwachheit und als ein Verbrechen anſehe; aber da ſich die Bücher durch die Druckerey ſo ſehr vermehret haben, ſo müſſen die neuern Schriftſteller ſorgfältig darauf bedacht ſeyn, Widerſprüche und Ungereimtheiten zu vermeiden. Diodorus Siculus iſt ein guter Schriftſteller; aber ich ſehe mit Verdruß, daß ſeine Erzählungen in ſo vielen Stücken den beyden glaubwürdigſten Nachrichten von der griechiſchen Geſchichte, nämlich dem Feldzuge des Xenophons, und den Reden des Demoſthenes, widerſprechen. Plutarch und Appian ſcheinen nicht einmal die Briefe des Cicero geleſen zu haben.

und die auch wirklich ins Feld geſtellet wurden, waren dreymal hundert tauſend. Sie lieferten bey Sagra hundert tauſend Bürgern von Crotona, einer andern griechiſchen Stadt, die nahe dabey lag, ein Treffen, und ſie wurden geſchlagen. Dieß iſt eine Nachricht des Diodorus Siculus *, der ſie in ganzem Ernſte vorträgt. Strabo ** führet eben dieſe Zahl der Sybariten an.

Wenn Diodorus Siculus *** die Zahl der Einwohner von Agrigent, als es von den Carthaginenſern zerſtöret wurde, meldet, ſaget er, daß dieſelbe in zwanzig tauſend Bürgern, und zweymal hundert tauſend Fremden beſtanden habe, die Sklaven noch ausgenommen, die in einer ſo reichen Stadt, als er ſie vorſtellet, vermuthlich zum wenigſten eben ſo ſtark müſſen geweſen ſeyn. Wir müſſen anmerken, daß die Weiber und Kinder in dieſe Zahl nicht eingeſchloſſen ſind, und daß daher die Stadt überhaupt beynahe zwey Millionen Einwohner enthalten habe †. Und was war die Urſache einer ſo ungeheuren Volkmenge? Sie waren ſehr fleißig und emſig in Anbauung der benachbarten Felder, die nicht viel mehr als eine kleine engliſche Grafſchaft ausmacheten; und ſie handel-

* Lib. 12 ** Lib. 6. *** Lib. 13.

† Diogenes Laertius (in vita Empedoclis) ſaget, daß Agrigent nur achtmal hundert tauſend Einwohner gehabt habe.

handelten mit ihrem Weine und Oele nach Africa, welches damals dieſe Sachen nicht hatte.

Ptolemäus, ſaget Theocritus *, herrſchete über drey und dreyßig tauſend drey hundert und neun und dreyßig Städte. Ich glaube, daß er dieſe Zahl genannt hat, weil ſie ſo ſonderbar iſt. Diodorus Siculus ** rechnet in Egypten drey Millionen Einwohner: eine ſehr kleine Anzahl; aber zugleich rechnet er achtzehn tauſend Städte: ein offenbarer Widerſpruch.

Er ſaget ***, die Einwohner wären vormals ſieben Millionen ſtark geweſen. So werden immer die alten Zeiten bewundert und beneidet.

Ich will es gern glauben, daß das Heer des Xerxes ausnehmend zahlreich geweſen; beydes wegen der Größe ſeines Reiches, als auch wegen der thörichten Gewohnheit der öſtlichen Nationen, ihre Läger mit einer überflüßigen Menge zu beſchweren. Aber wird wohl irgend ein vernünftiger Menſch die wunderbaren Erzählungen des Herodotus als glaubwürdig anführen? Ich geſtehe es, das, was Lyſias † hierüber ſaget, iſt ſehr vernünftig. Wäre, ſaget er, das Heer des Xerxes nicht ſo zahlreich geweſen, ſo würde er nie eine Brücke über den Helleſpont geſchlagen haben:

* Idyl. VI. ** Lib. I. *** Id. ibid.
† Orat. funebris.

ben: es würde viel leichter geweſen ſeyn, wenn er die Leute über eine ſo kurze Ueberfahrt mit ſeinen zahlreichen Schiffen hätte überſetzen laſſen.

Polybius ſaget *, daß die Römer zwiſchen dem erſten und zweyten puniſchen Kriege, da ſie mit einem Einfalle der Gallier bedrohet wurden, alle ihre und ihrer Bundesgenoſſen Mannſchafe gemuſtert und befunden hätten, daß ſie ſiebenmal hundert tauſend ſtreitbare Männer ausmachete. In der That, eine große Anzahl, die, wenn man die Sklaven darzu rechnet, mehr ausmachet, als was dieſer Strich Landes itzund aufbringen kann **. Es ſcheint noch dazu, daß dieſe Muſterung genau geweſen; und Polybius erzählet uns die beſondern Umſtände derſelben. Aber hat man nicht vielleicht die Zahl vermehret, um das Volk dadurch aufzumuntern?

Diodorus Siculus *** bringt aus eben dieſer Muſterung beynahe eine Million heraus: dieſe Abweichung iſt verdächtig. Er ſetzet deutlich zum voraus, daß Italien zu ſeiner Zeit nicht ſo volkreich ſey. ein anderer Umſtand, der ſehr verdächtig iſt. Denn wer kann glauben, daß die Zahl der

* Lib. 2.

** Das Land, das dieſe Anzahl aufbringen konnte, machete nicht über den dritten Theil von Italien aus; nämlich des Pabſtes Gebiete, Toſcana, und einen Theil von dem Königreiche Neapolis.

*** Lib. 2.

der Einwohner dieſes Landes, vom erſten puniſchen Kriege bis an die Triumvirate, ſollte abgenommen haben?

Julius Cäſar hat ſich, nach dem Berichte des Appians *, mit vier Millionen Galliern herumgeſchlagen, eine Million getödtet, und eine Million gefangen genommen **. Geſetzt, daß die Zahl eines feindlichen Heeres und der Getödteten genau könnte angegeben werden, welches doch nicht möglich iſt; wie konnte man wiſſen, wie oft dieſelben Leute wieder zum Heere gekommen ſind; oder wie konnte man die neuen Soldaten von den alten unterſcheiden? Solche nachläßige und übertriebene Berechnungen verdienen keine Aufmerkſamkeit, vornehmlich wenn die Schriftſteller uns nicht melden, durch welches Mittel man dieſe Berechnung gemachet hat.

Paterculus *** rechnet die vom Cäſar Getödteten nur auf viermal hundert tauſend; eine viel wahrſcheinlichere Nachricht, und die ſich viel leichter mit der Geſchichte dieſer Kriege, die der Ueberwinder ſelbſt geſchrieben hat, vereinigen läßt.

* Celtica.

** Plutarch (in vita Caeſar.) ſetzt die Zahl der Feinde, mit denen Cäſar gefochten, nur auf drey Millionen. Julian (in Caeſaribus) auf zwey Millionen.

*** Lib. 2. cap. 47.

Man sollte denken, daß ein jeder Umstand des Lebens und der Thaten des ältern Dionysius, als glaubwürdig und frey von allen fabelhaften Vergrößerungen könne angesehen werden; theils, weil er zu einer Zeit lebete, da die Wissenschaften in Griechenland am meisten blüheten; theils, weil sein vornehmster Geschichtschreiber Philistus war, ein Mann, von dem man zugeben muß, daß er ein großer Geist gewesen, und der zugleich ein Höfling und Minister dieses Prinzen war. Aber können wir es wohl einräumen, daß er ein stehendes Heer von hundert tausend Mann zu Fuße, zehen tausend zu Pferde, und eine Flotte von vier hundert Galeeren unterhalten habe *? Dieses waren noch dazu Truppen, die in seinem Solde stunden, und so, wie unsere europäischen Heere, unterhalten wurden. Denn die Bürger waren alle entwaffnet; und als Dion nach der Zeit Sicilien anfiel, und seine Landesleute wieder zur Freyheit rief, mußte er Waffen mitbringen, die er unter diejenigen austheilete, die zu ihm stießen **. Ein Staat, worinn bloß der Ackerbau blühet, kann viele Einwohner haben; und wenn diese alle bewaffnet und zum Kriege abgerichtet werden, kann man bey Gelegenheit eine große Macht ins Feld stellen; aber eine große Anzahl fremder Truppen, die im Solde stehen, kann nie unterhalten werden, es sey denn, daß der Handel und die Manufactu-

* Diod. Sic. Lib. 2.
** Plutarch. in vita Dionis.

nufacturen blühen, oder daß das Reich sehr groß und weitläuftig sey. Die vereinigten Provinzen haben nie eine solche Macht zu Wasser und zu Lande, als Dionysius soll gehabt haben, aufbringen können; und doch ist ihr Gebiete eben so groß, und vollkommen wohl angebauet, und hat durch den Handel und durch den Fleiß unendlich mehr Hülfsmittel. Diodorus Siculus giebt zu, daß selbst zu seiner Zeit die Zahlen der Heere des Dionysius unglaublich gewesen; das ist, so wie ich es auslege, es war alles erdichtet; und diese Meynung entstand bloß aus der übertriebenen Schmeicheley der Hofleute, und vielleicht aus der Eitelkeit und Staatsklugheit des Tyrannen selbst.

Die Critik machet sich allerdings der Verwegenheit verdächtig, wenn sie sich unterstehet, das offenbare Zeugniß alter Geschichtschreiber durch wahrscheinliche Muthmaßungen zu verbessern und zweifelhaft zu machen. Doch nehmen sich die Schriftsteller bey allen Vorwürfen, vornehmlich bey Zahlen, so viel Freyheit, daß wir allemal eine Art von Zweifel und Ungewißheit behalten müssen, so oft ihre Erzählungen nur im geringsten die gemeinen Gränzen der Natur und der Erfahrung überschreiten. Ich will davon ein Beyspiel aus der neuern Geschichte geben. William Tempel erzählet uns in seinen Denkwürdigkeiten, daß er in einer freyen Unterredung mit Carl dem zweyten Gelegenheit genommen habe, diesem Monarchen

vorzustellen, daß es unmöglich sey, die Religion und die Regierungsform Frankreichs in England einzuführen, vornehmlich wegen der großen Macht, die dazu erfodert würde, den Geist und die Freyheit eines so braven Volkes zu unterdrücken. „Die „Römer, saget er, waren gezwungen, zu diesem „Endzwecke zwölf Legionen zu unterhalten, (eine „große Ungereimtheit *) und Cromwel hinter„ließ ein Heer von beynahe achtzig tausend Mann.„ Muß nicht dieses letztere von allen künftigen Critikverständigen als eine ganz gewisse Nachricht angesehen werden, wenn sie sehen, daß ein weiser und gelehrter Staatsminister, der um die Zeit lebete, sie gegeben hat, da er von einer unangenehmen Sache mit einem großen Monarchen redete, der eben diese Macht vierzehn Jahre vorher zu Grunde gerichtet hatte? Und doch können wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse erweisen, daß Cromwels Heer nicht halb so stark gewesen, als Tempel vorgiebt.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, daß man die verschiedenen Zeitalter des Alterthums für einen Periodus hält, und die Zahl der Einwohner der großen Städte, deren bey den alten Schriftstellern

* Strabo (Lib. 4.) saget, daß eine Legion mit ein wenig Reuterey zulänglich seyn würde; aber die Römer unterhielten gemeiniglich eine noch etwas größere Macht in dieser Insel, die sie sich nie die Mühe genommen haben, ganz zu bezwingen.

stellern gedacht wird, so zusammenrechnet, als wenn alle diese Städte zu einer Zeit gewesen wären. Die griechischen Colonien blüheten um die Zeit des Alexanders ungemein in Sicilien; aber zur Zeit des Augusts waren sie in einen solchen Verfall gerathen, daß fast alles, was diese fruchtbare Insel hervorbrachte, in Italien verzehret ward *. Lasset uns also itzund die Zahl der Einwohner untersuchen, die ein jedes Land in den alten Zeiten soll gehabt haben; und ohne uns bey den Zahlen von Ninive, Babylon, und dem egyptischen Theben aufzuhalten, unsere Untersuchung auf die Sphäre der wahren Geschichte, nämlich auf die griechischen und römischen Staaten einschränken. **Ich muß gestehen, je mehr ich diese Sache überlege, desto zweifelhafter werde ich in Absicht der großen Volkmenge, die man den alten Zeiten zuschreibt.**

Plato ** saget, daß Athen eine sehr große Stadt gewesen; und gewiß, es war die größte von allen griechischen Städten ***; wenn wir Syracus ausnehmen, welches zur Zeit des Thucydides † beynahe von eben dem Umfange gewesen, her-

* Strabo Lib. 6.

** Apolog. Socr.

*** Argos scheint eine große Stadt gewesen zu seyn: denn Lysias begnüget sich damit, daß er saget, es sey nicht größer als Athen gewesen. Orat. 34.

† Lib. 6. Siehe auch Plutarch. in vita Niciae.

hernach aber noch größer geworden. Denn Cicero redet davon, als von der größten unter allen griechischen Städten seiner Zeit *; ich glaube aber, daß er weder Antiochien, noch Alexandrien unter dieselben rechnet. Athenäus ** saget, daß nach der Musterung des Demetrius Phalereus in Athen ein und zwanzig tausend Bürger, zehen tausend Fremde, und viermal hundert tausend Sklaven gewesen. Diejenigen, deren Meynung wir hier anfechten, bestehen sehr auf diese Zahl, und führen sie als einen Hauptbeweis an. Aber, meiner Meynung nach, ist keine kritische Anmerkung gewisser, als daß Athenäus, und Cresiles, den er anführet, sich hier geirret haben, und daß die Zahl der Sklaven mit einer ganzen Ziffer vermehret sey, und nicht höher, als vierzig tausend müsse geschätzet werden.

Erstlich. Wenn die Zahl der Bürger von Athenäus auf ein und zwanzig tausend gerechnet wird ***, so werden bloß Erwachsene darunter verstanden.

* Orat. contra Verrem Lib. 4. cap. 52. Strabo (Lib. 6.) saget, daß sie zwey und zwanzig Meilen im Umfange gehabt habe. Aber wir müssen auch bedenken, daß diese Stadt zween Häfen in sich gehalten habe, wovon der eine sehr groß war, und für eine Art von Meerbusen konnte gehalten werden.

** Lib. 6. cap. 20.

*** Demosthenes rechnet zwanzig tausend, contra Aristog.

ſtanden. Denn (1) Herodotus * ſaget, daß Ariſtagoras, ein Geſandter der Jonier, es ſchwerer gefunden habe, einen Lacedämonier zu betriegen, als dreyßig tauſend Athenienſer; indem er hierdurch gleichſam den ganzen Staat andeuten wollte, der aus einer Verſammlung des Volks beſtand, wovon die Weiber und Kinder ausgeſchloſſen waren. (2) Thucydides ** ſaget, daß, wenn man diejenigen Bürger abrechnete, die ſich auf der Flotte, in dem Heere, und in den Beſatzungen aufhielten, oder wegen häuslicher Geſchäffte verhindert wurden, die Verſammlung der Athenienſer niemals fünf tauſend ſtark geweſen. (3) Die Zahl der Truppen, die aus lauter Bürgern beſtanden, und die eben dieſer Geſchichtſchreiber *** auf drenzehn tauſend ſchwer bewaffnete Fußknechte ſetzet, beweiſet eben dieſe Art zu rechnen; wie auch alle griechiſche Geſchichtſchreiber, die allemal Erwachſene verſtehen, wenn ſie die Zahl der Bürger einer Republik beſtimmen. Da die Erwachſenen alſo nur den vierten Theil der Einwohner ausmachen, ſo waren die freyen Athenienſer, dieſer Nachricht zufolge, vier und achtzig tauſend ſtark; die Fremden vierzig tauſend; und die Sklaven, wenn wir die kleinſte Zahl nehmen wollen, und zugeben, daß ſie ſich eben ſo, wie die freyen Bürger, verheirathet und vermehret haben, machten hundert und ſechzig tauſend aus; und

* Lib. 5. ** Lib. 8.

*** Lib. 2. Der Bericht des Diodorus ſtimmet hiermit völlig überein.

und die ganze Summe also der Einwohner war zweymal hundert und vier und achtzig tausend. Gewiß eine sehr ansehnliche Anzahl. Die andere Zahl eine Million, siebenmal hundert und zwanzig tausend machet Athen größer, als London und Paris zusammengenommen.

Zum zweyten. Es waren nur zehn tausend Häuser in Athen *.

Zum dritten. Obgleich der Umfang der Mauern, so wie ihn Thucydides angiebt, groß ist **, (nämlich achtzehn Meilen, die Küste ausgenommen); so saget doch Xenophon ***, daß sehr viele leere Plätze innerhalb den Mauern gewesen. Es scheint in der That, daß dieselben vier unterschiedene und abgesonderte Städte an einander gehänget haben †.

Zum

* Xenophon. mem. lib. 2. ** Lib. 2.

*** De ratione red.

† Wir müssen bemerken, daß, wenn Dionysius von Halicarnaß saget, wenn man die alten Mauern von Rom ansähe, man denken sollte, daß diese Stadt nicht größer gewesen, als Athen; wenn er dieses behauptet, sage ich, so redet er nur von Acropolis, oder der hohen Stadt. Kein alter Schriftsteller begreift Piräum, Phalerus und Munychia, mit unter Athen. Viel weniger wird es Dionysius thun, nachdem die Mauern des Cimons und Pericles schon zerstöret waren, und Athen von diesen andern Städten

Zum vierten. Niemals wird von den Geschichtschreibern ein Aufstand der Sklaven, oder nur eine Vermuthung eines solchen Aufstandes erwähnet, wenn wir einen Aufruhr der Bergleute ausgenommen *.

Zum fünften. Die Athenienser begegneten ihren Sklaven, wie **Xenophon** **, **Demosthenes** *** und **Plautus** † bezeugen, ungemein gelinde und gütig: sie hätten dieses nimmermehr thun können, wenn sie sich gegen dieselben wie eins zu zwanzig verhalten hätten. In unsern Colonien sind die Sklaven nicht um so viel stärker; und dennoch sind wir gezwungen, die Negres **ungemein strenge und kriegerisch zu regieren.**

Zum sechsten. Niemals kann man jemand wegen eines Besitzes für reich schätzen, den man als eine gleiche Austheilung der Güter in einem Lande, oder nur für dreymal oder viermal so groß, als diese Austheilung rechnen kann. So rechnen einige, daß jede Person in England täglich sechs Pence verzehre; und doch wird derjenige nur für arm gehalten, der fünfmal so viel zu verzehren hat. Nun saget **Aeschines** ††, daß **Timarchus** in

ten ganz abgesondert war. Diese Anmerkung wirft alle Schlüsse des **Vossius** über den Haufen, und machet diese Berechnung vernünftig.

* Athen. lib. 6. ** De reb. Athen.
*** Philip. 2. † Stichо.
†† Contra Timarch.

in guten Umständen sey hinterlassen worden; er hatte aber doch weiter nichts als zehen Sklaven, die zu Manufacturen gebrauchet wurden. Lysias und sein Bruder, zween Fremde, wurden wegen ihrer Reichthümer von den Dreyßigern ins Elend verwiesen; ob sie gleich nur sechzig Sklaven hatten *. Demosthenes ward sehr reich von seinem Vater hinterlassen; doch hatte er nicht mehr als zwey und funfzig Sklaven **. Sein Werkstuhl von zwanzig Cabinetmachern wird eine sehr ansehnliche Manufactur genennet ***.

Zum siebenten. Während dem decelianischen Kriege, wie ihn die griechischen Geschichtschreiber nennen, rissen zehn tausend Sklaven aus, und die Athenienser geriethen dadurch in große Noth, wie wir aus dem Thucydides † sehen. Dieß hätte nicht seyn können, wenn diese nur den zwanzigsten Theil ausgemachet hätten. Die besten Sklaven werden nicht ausreißen.

Zum achten. Xenophon †† machet einen Entwurf, wie das Gemeineweſen zehn tausend Sklaven unterhalten könnte: er saget, ein jeder wird leicht einsehen können, daß man eine so große Anzahl unterhalten könne, wenn man die Anzahl von Sklaven bedenkt, die wir vor dem decelianischen Kriege hatten. Eine Art zu reden, die ganz und gar

* Orat. 12. ** Contra Aphob. *** Ibid.
† Lib. 7. †† De rat. redd.

gar nicht mit der größern Zahl des Athenäus übereinkömmt.

Zum neunten. Der ganze Census, oder das ganze Vermögen des athenienſiſchen Staates, war weniger als ſechs tauſend Talente; und obgleich die Zahlen in den alten Handſchriften von den Critikverſtändigen für verdächtig gehalten werden; ſo iſt doch wider dieſe nichts einzuwenden; theils, weil Demoſthenes *, der ſie beſtimmet, uns auch die beſondern Umſtände meldet, nach denen er ſich in der Beſtimmung derſelben richten mußte; theils, weil Polybius ** eben dieſelbe Summe angiebt, und drüber Betrachtungen anſtellet. Nun konnte der geringſte Sklave täglich durch ſeine Arbeit einen Obolus über ſeinen Unterhalt erwerben, wie Xenophon *** meldet, wenn er ſaget, daß der Oberaufſeher des Nicias ſeinem Herrn ſo viel für ſeine Sklaven bezahlet habe, die er in den Bergwerken habe graben laſſen; und daß er noch dazu die Zahl der Sklaven unterhalten habe. Wenn man ſich die Mühe nehmen will, täglich einen Obolus zu rechnen, und die Sklaven nur auf vier Jahre, zu viermal hundert tauſend zu rechnen, ſo wird man ſehen, daß eine Summe von mehr als zwölf tauſend Talenten herauskömmt; ſelbſt wenn man die große Menge der Feyertage in Athen

* De claſſibus.
** Lib. 2. cap. 62.
*** De rat. red.

Athen abrechnet. Außer dem konnten viele Sklaven durch ihre Kunst noch viel mehr verdienen. Wenn Demosthenes † einige von seines Vaters Sklaven recht vierzig schätzen will, so per er jeden zu zwey Minen an. Und wenn wir dieß annehmen, so gestehe ich, wir werden eine kleine Schwierigkeit finden, selbst die Zahl von vierzig tausend Sklaven mit dem Census von sechs tausend Talenten zu vereinigen.

Zum zehnten. Thucydides †† saget, daß in Chios mehr Sklaven als in allen griechischen Städten gewesen, Sparta ausgenommen. Sparta also hatte mehr Sklaven als Athen, nach Maßgebung der Zahl der Bürger. Die Spartaner waren in der Stadt neun tausend; und dreyßig tausend auf dem Lande stark ††† Die erwachsenen Sklaven also müssen stärker als siebenhundert und achtzig tausend gewesen seyn. Ueberhaupt aber mehr als drey Millionen hundert und zwanzig tausend. Es ist dieß eine Anzahl, die sich in einem so kleinen und unfruchtbaren Lande, als Laconien war, und das noch dazu keinen Handel hatte, unmöglich ernähren hätte können. Wären die Heloten so zahlreich gewesen, so würde die Ermordung von zwey tausend, deren Thucydides †††† gedenket, sie aufgebracht, aber nicht geschwächt haben.

Ueber-

† Contra Aphobum.
†† Lib. 8.
††† Plutarch. in vita Lycurg.
†††† Lib. 4.

Ueberdem müssen wir bedenken, daß die Zahl, die Athenäus angiebt †, was es auch für eine seyn mag, alle Einwohner von Attica sowohl als von Athen in sich begreift. Die Athenienser hielten sehr viel vom Landleben, wie Thucydides meldet ††; und als sie durch den Einfall der Feinde, während dem peloponnesischen Kriege, in die Stadt getrieben wurden, war die Stadt nicht im Stande, sie alle zu fassen; und sie waren gezwungen, da es ihnen an Wohnungen fehlte, in den öffentlichen Spatziergängen, Tempeln und gar auf der Straße zu liegen †††.

Eben dieselbige Anmerkung erstreckt sich auf alle andere griechische Städte; und wenn die Zahl der Bürger angegeben wird, müssen wir allemal die Einwohner des benachbarten Landes, und der Stadt selber zusammennehmen. Doch diesem ungeachtet muß man bekennen, daß Griechenland volkreich gewesen, und weit volkreicher, als wir es uns von einem so kleinen Lande hätten vorstellen

† Eben dieser Schriftsteller versichert, daß Corinth einmal vier hundert und sechzig tausend Sklaven, und Aegina vier hundert und siebzig tausend gehabt habe. Aber die vorhergehenden Gründe streiten sehr wider diese Nachrichten. Es ist indessen doch merkwürdig, daß Athenäus sich bey dem letztern Bericht auf das so ansehnliche Zeugniß des Aristoteles beruft: und der Scholiaste des Pindars erwähnt eben dieselbe Zahl von Sklaven in Aegina.

†† Lib. 2. ††† Ib. ibid.

können, das von Natur eben nicht sehr fruchtbar war, und keinen Zuschuß von Korn aus fremden Ländern bekam. Denn wenn wir Athen ausnehmen, welches aus dieser Ursache nach Pontus handelte, so scheint es, als wenn die andern Städte sich vornehmlich von ihren benachbarten Ländereyen unterhalten haben *.

Von Rhodus ist es bekannt, daß es einen weitläuftigen Handel geführt, und in großem Ruf und Ansehen gestanden habe; doch enthielt es nur sechs tausend streitbare Bürger, als es vom Demetrius belagert ward †.

The-

* *Demosth.* contra *Lept.* Die Athenienser holten jährlich aus Pontus vier hundert tausend Medimnos, deren jeder etwas über anderthalb Scheffel macht, wie aus den Zollbüchern erhellte. Und damals ward wenig Korn von andern Oertern eingeführet. Dieß ist zugleich ein starker Beweis, daß in der veranlaßten Stelle des Athenäus ein großer Fehler seyn müsse. Denn Attica für sich war so unfruchtbar an Korn, daß es nicht einmal die Bauren ernähren konnte. Tit. Liv. Lib. 42. cap. 6. Lucian sagt in seinem *Navigio, sive votis*, daß ein Schiff, welches nach der Ausmessung, die er anstellt, ohngefähr so groß scheint gewesen zu seyn, als eins unserer Schiffe vom dritten Range, so viel Korn geführt habe, daß ganz Attica zwölf Monate davon leben können. Doch war vielleicht Athen damals in Verfall gerathen; und ohnedem ist es nicht sicher, sich auf solche nachlässige rednerische Ausrechnungen zu verlassen.

† Diod. Sic. Lib. 20.

Theben war allemal eine von den wichtigsten Städten in Griechenland *; doch hatte es nicht mehr Bürger als Rhodus **. Phliasia ist, nach dem Xenophon †, nur eine kleine Stadt gewesen; doch finden wir, daß es sechs tausend Bürger enthalten habe ††. Ich getraue mir nicht, diese beyden Nachrichten mit einander zu vereinigen.

Mantinäa war so groß, als irgend eine Stadt in Arcadien †††, folglich war es auch so groß als Megalopolis, welches funfzig Stadia oder sechs Meilen und ein Viertheil im Umkreis hatte *. Aber Mantinäa hatte nur drey tausend Bürger **. Die griechischen Städte also enthielten oft Felder und Gärten, nebst den Häusern; und wir können sie nicht nach dem Umfange ihrer Mauern beurtheilen: Athen enthielte nicht mehr als zehn tausend Häuser; aber die Mauern hatten, die Küste mit eingeschlossen, über zwanzig Meilen im Umfange. Syracus war zwey und zwanzig Meilen im Umkreise; und doch wird man kaum bey den Alten finden, daß sie es für volkreicher als Athen ausgegeben. Babylon war ein Viereck von funf-

* Isocrat. paneg.
** Diod. Sic. lib. 15. et 17.
† Hist. Graec. lib. 7.
†† Id. lib. 7.
††† Polyb. lib. 2.
* Polyb. lib. 9. cap. 20.
** Lysias, orat. 34.

zehn Meilen, oder von sechzig Meilen im Umfange; aber es enthielt einige angebauete Felder und verzäunte Gärten, wie wir aus dem Plinius sehen. Obgleich die Mauer des Aurelians funfzig Meilen im Umkreis hatte *; so war doch der Umfang von allen dreyzehn Abtheilungen Roms, besonders genommen, nach dem Berichte des Publius Victor, nur ohngefähr drey und vierzig Meilen. Wenn ein Feind das Land anfiel, zogen sich alle Einwohner mit ihrem Vieh und sämtlichen Hausgeräthe in die Mauern der alten Städte. Und die große Höhe der Mauern erfoderte nur sehr wenige zu ihrer Vertheidigung.

Sparta, sagt Xenophon **, ist eine von den Städten Griechenlandes, die am wenigsten Einwohner hat. Doch sagt Polybius ***, daß es acht und vierzig Stadien im Umkreise gehabt hat, und rund gewesen.

Alle Aetolier, die zu Antipaters Zeiten die Waffen tragen konnten, machten nicht mehr als zehntausend Mann aus †.

Poly-

* Vopiscus in vita Aurel.

** De rebus Laced. Diese Stelle läßt sich nicht gut mit demjenigen vereinigen, was wir aus dem Plutarch angeführt haben, daß nämlich Sparta neun tausend Burger gehabt.

*** Polyb. lib. 9. cap. 23.

† Diod. Sic. lib. 18.

Polybius * erzählt uns, daß die achäischen Bundsgenossen dreyßig bis vierzig tausend Mann ohne Schwierigkeit, ins Feld stellen können; und diese Nachricht scheint sehr wahrscheinlich zu seyn: denn der größte Theil von Peloponnesus war in diesem Bündnisse begriffen. Doch sagt Pausanias **, da er von eben diesem Zeitpunkte redet, daß alle Achäer, die die Waffen tragen können, wenn man gleich verschiedene freygelassene Sklaven dazu rechnete, noch nicht funfzehn tausend Mann stark waren.

Die **Thessalier** waren jederzeit, ehe sie von den Römern völlig bezwungen wurden, unruhig, aufrührisch und in Verwirrung gewesen ***. Von ihnen läßt sichs also nicht vermuthen, daß sie sehr volkreich gewesen.

Alle Einwohner von **Epirus**, von allen Alten, Geschlechtern und Umständen, die vom Paulus Aemilius verkauft wurden, machten nur funfzig tausend aus †, und doch mochte Epirus wohl noch einmal so groß seyn, als die Landschaft York ††.

* Legat. ** In Achaicis.
*** Tit. Liu. lib. 24. cap. 51. Plato in Critone.
† Tit. Liu. lib. 45. cap. 34.
†† Ein neuer Französ. Schriftsteller bemerkt in seinen Anmerkungen über die Griechen, daß, da

Jtzund wollen wir die Zahl der Einwohner in Rom und in Jtalien betrachten, und die Lichtstrahlen auffammlen, die in den alten Schriftstellern zerstreuet sind. Wir werden überhaupt finden,

da Philippus von Macedonien für den obersten Feldherrn der Griechen war erklärt worden, ihm zwey hundert und dreyßig tausend Griechen in seinem voraesetzten Kriege wider die Perser hatten in den Rücken fallen können. Diese Zahl begreift, wie ich glaube, alle freye Bürger in allen griechischen Städten in sich; aber die Zeugnisse, worauf diese Berechnung gegründet ist, habe ich nirgends finden können; und dieser Schriftsteller, der sonsten viel Verstand und Einsicht zeigt, hat die üble Gewohnheit, daß er viel Beleſenheit anbringt, ohne die Quellen derselben anzuzeigen. Aber gesetzt, diese Berechnung könnte durch glaubwürdige Zeugnisse der Alten gerechtfertiget werden; so können wir folgende Rechnung anstellen. Die freyen Griechen machten überhaupt neunhundert und zwanzig tausend Personen aus: die Sklaven, falls wir sie so berechnen, wie wir eben die athenienſischen Sklaven berechnet haben, die sich nur selten verheiratheten und Kinder zeugten, waren noch einmal so stark, als die erwachsenen Bürger, nämlich vier hundert und sechzig tausend; und die Zahl aller Einwohner des alten Griechenlandes war ungefähr eine Million, drey hundert und achtzig tausend. Eben keine groſſe Anzahl, und die wohl eben nicht viel stärker ist, als die Zahl der heutigen Einwohner Schottlandes, welches ein Land ist, das beynahe eben den Umfang hat, und sehr mittelmäßig bevölkert ist.

den, daß es sehr schwer sey, hierinn etwas Gewisses zu bestimmen; und daß die übertriebenen Rechnungen der neuern Scribenten sehr schlecht gegründet sind.

Dionysius von Halicarnaß sagt †, daß die alten Mauern von Rom beynahe einerley Umfang mit den athenienſischen gehabt, aber daß die Vorstädte sich sehr weit erſtreckt hätten; und es war schwer zu bestimmen, wo die Stadt aufhörte, und wo sich die Vorwerke anfiengen. Es erhellet aus eben diesem Schriftsteller *, aus dem **Juvenal** **, und aus einigen andern Scribenten ***, daß die

† Lib. 4.

* Lib. 10.

** Satyr. 3. v. 269. 270.

*** **Strabo** (lib. 5.) saget, daß **Augustus** verbothen habe, die Häuser höher als siebzig Fuß zu bauen. An einer andern Stelle (lib. 16.) sagt er, daß die Häuser in Rom ungemein hoch gewesen. S. hievon mit mehreren Vitruv. lib. 2. cap. 8. Der Sophist Aristides sagt in seiner Rede *in Romam*, daß Rom aus Städten bestehe, die auf Städte gebauet wären, und wenn man es auseinander legete, so würde es die ganze Oberfläche von Italien bedecken. Wenn ein Schriftsteller sich solche Hyperbolen erlaubt, so weis man nicht, wie viel man abziehen soll. Aber dieß scheint doch natürlich zu seyn: wenn Rom so weitläuftig gebauet gewesen, als Dionysius saget, und sich so tief ins Land erstreckt hat, so müssen wenig Straßen gewesen seyn, worinn die Häuser so hoch gebauet worden. Denn diese unbequeme Bauart hat bloß ihren Grund in dem Mangel des Raums.

Häuser sehr hoch gewesen, daß verschiedene Familien in abgesonderten Stockwerken, eine über die andere, gewohnt haben: aber es ist wahrscheinlich, daß dieses nur die armen Bürger, und zwar nur in einigen wenigen Straßen gethan haben. Wenn wir, nach des jüngern Plinius Beschreibung, von seinem Hause * und von des Barroli Rissen alter Gebäude urtheilen können; so hatten die vornehmen Römer sehr geräumige Palläste, und ihre Bauart kam mit der chinesischen überein, wo eine jede Wohnung von den übrigen abgesondert, und nicht höher als ein Stockwerk ist. Nehmen wir noch hiezu, daß die vornehmen Romer sehr viel von geräumigen Spatziergängen und selbst von Wäldern ** hielten, die sie in der Stadt anlegten; so können wir es vielleicht dem **Vossius** erlauben, (so wenig Grund er auch hat) die bekannte

* Lib. 2. epist. 16. lib. 5. epist 6. Es ist wahr, Plinius beschreibt hier ein Landhaus; weil aber dieß doch die Bauart war, deren sich die Römer bey ihren prächtigen und bequemen Gebäuden bedienten, so werden die vornehmen Römer gewiß auch eben so in der Stadt gebauet haben. Seneca (epist. 114.) sagt von den Reichen und Wollüstigen in laxitatem ruris excurrunt. Valerius Maximus (lib. 4. cap. 4.) saget, da er von den Aeckern des Cincinnatus, die vier Morgen betragen, redet: anguste se habitare nunc putat, cuius domus tantum patet, quantum Cincinnati rura patuerunt. Siehe eben hievon lib. 36. cap. 15. et lib. 18. cap. 2.

** Vitruv. lib. 5. cap. 11. Tacit. annal. lib. 11. cap. 3. Sueton. in vita Octav. cap. 72. etc.

kannte Stelle des ältern Plinius * nach ſeiner Meynung zu leſen, ohne daß wir die ausſchweifenden Folgen annehmen, die er daraus herleitet.

Die

* Moenia eius (Romae) collegere ambitu imperatoribus, cenſoribusque Veſpaſianis, A. U. C. 828. paſſ. XIII. MCC. complexa montes ſeptem, ipſa diuiditur in regiones quatuordecim, compita earum 265. Eiusdem ſpatii menſura, currente a milliario in capite Rom. Fori ſtatuto, ad ſingulas portas, quae ſunt hodie numero 37. ita vt duodecim portae ſemel numerentur, praeterearunturque ex veteribus ſeptem, quae eſſe deſierunt, efficit paſſuum per directum 30775. Ad extrema vero tectorum cum caſtris praetoriis ab eodem milliario, per vicos omnium viarum, menſura collegit paullo amplius ſeptuaginta millia paſſuum. Quo ſi quis altitudinem tectorum addat, dignam profecto aeſtimationem concipiat, fateaturque nullius vrbis magnitudinem in toto orbe potuiſſe ei comparari. Plin. lib. 3. cap. 5.

Die beſten Handſchriften vom Plinius leſen dieſe Stelle ſo, wie ſie hier angeführet iſt, und ſetzen den Umfang der römiſchen Mauern auf dreyzehn Meilen. Es kömmt bloß darauf an, zu wiſſen, was Plinius unter dreyßig tauſend ſieben hundert, fünf und ſiebzig Schritten verſtehet, und wie dieſe Zahl gerechnet ſey. Ich ſtelle es mir ſo vor: Rom machte einen halben Cirkel aus, deſſen Umfang dreyzehn Meilen war. Es iſt bekannt, daß das Forum, und folglich auch das Milliarium, an dem Ufer der Tiber und nahe an dem Mittelpuncte des Cirkels, oder an dem Durchmeſſer dieſes halben Cirkels gelegen habe.

Die Zahl der Bürger, die bey der öffentlichen Austheilung zur Zeit des Auguſts Brodt bekahabe. Ob Rom gleich ſieben dreyßig Thore hatte, ſo waren doch nur zwölf unter denſelben, von welchen gerade Straßen, nach dem Milliarium giengen. Plinius alſo, der den Umfang von Rom beſtimmet hatte, wußte, daß dieſes noch nicht zureichend ſey, uns einen rechten Begriff von der Größe Roms zu geben, und bediente ſich noch einer andern Methode. Er ſetzt zum voraus, daß, wenn alle Straßen, die von dem Milliarium bis an die zwölf Thore gehen, in einer geraden Linie aneinander geſetzt würden, und man dieſe Linie zu Ende gienge, ſo daß man jedes Thor einmal zählte, ſo würde in dieſem Falle die ganze Linie dreyßig tauſend ſieben hundert, fünf und ſiebzig Schritte ausmachen; oder er ſagt, mit andern Worten, daß jede Straße, oder Radius dieſes halben Cirkels zwey Meilen und eine halbe betrage; und daß die ganze Länge von Rom fünf Meilen, und die Breite ohngefähr halb ſo viel ausmache, wenn wir die weitläuftigen und zerſtreut gelegenen Vorwerke nicht mit rechnen.

Der Jeſuit Hardouin leat dieſe Stelle eben ſo aus; er verſteht es nämlich eben ſo, daß, wenn man die verſchiedenen Straßen von Rom in eine Linie brächte, dieſe Linie dreyßig tauſend, ſieben hundert, fünf und ſiebzig Schritte ausmache: aber er verſteht darunter alle Straßen, die ſeiner Meynung nach von jedem Thore nach dem Milliarium gegangen ſind; und er glaubet, daß keine derſelben über acht hundert Schritte lang geweſen. Aber 1) ein halber Cirkel deſſen Radius nur achthundert Schritte iſt, konnte niemals einen Umkreis von bey nahe dreyzehn Meilen haben, und dieß

bekamen, bestand aus zwey hundert tausend Menschen *. Man sollte denken, daß man hierauf

* dieß ist doch der Umfang, den Plinius Rom beylegt. Ein Radius von zwey und einer halben Meile macht ohngefähr solchen Umkreis aus. 2) Es ist ungereimt, zu glauben, daß eine Stadt so sollte gebauet seyn, daß von jedem Thore, so in dem Umkreiße liegt, nach dem Mittelpuncte derselben Straßen gehen sollten. Diese Straßen müßten sich durchkreuzen, so wie sie sich näherten. 3) Dieß macht Rom gar zu klein, denn es würde alsdenn wirklich kleiner, als Bristol und Rotterdam gewesen seyn.

Die Auslegung, die Vossius in seinen observationibus variis macht, ist an der andern Seite eben so irrig. Eine Handschrift, die gar kein Ansehen hat, giebt, anstatt dreyzehn Meilen, dreyßig Meilen für den Umfang der römischen Mauern an. Und Vossius versteht darunter bloß die krumme Linie des halben Cirkels: indem er dafür hält, daß, weil die Tiber den Durchmesser ausmachte, an der Seite gar keine Mauern gewesen. Aber 1) fast alle Handschriften sind dieser Lesart zuwider. 2) Warum sollte Plinius, der kurz schreibt, zweymal nach einander den Umfang der römischen Mauern beschrieben haben? 3) Warum sollte diese Wiederholung so merklich verschieden seyn? 4) Warum erwähnt Plinius zweymal das Milliarium, wenn er will, daß eine Linie soll gemessen werden, die gar nicht von dem Milliarium abhängt? 5) Vopiscus meldet, daß die Mauer des Aurelians laxiore ambitu gezogen sey, und alle Vorstädte und Vorwerke an der nördlichen Seite der Tiber umfasset habe: und doch sey der Umfang derselben nicht größer als funfzig Meilen gewesen; und selbst diese Stelle ist den

Critik-

auf ſicher eine Berechnung bauen könnte; doch es finden ſich Umſtände dabey, die uns wieder zweifelhaft und ungewiß machen.

Ward

Critikverſtändigen noch verdächtig. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Rom während dieſer Zeit vom Auguſt bis zum Aurelian ſollte abgenommen haben. Es blieb immer die Hauptſtadt von eben demſelbigen Reiche; und kein bürgerlicher Krieg hat in dieſem langen Zeitraume die Stadt berühret, wenn wir den Lärm bey dem Tode des Maximus und Balbinus ausnehmen. Caracalla hat, nach dem Berichte des Aurelius Victor, Rom vergrößert. 6) Wir haben keine Ueberbleibſel von alten Gebäuden, die eine ſolche Größe der Stadt Rom anzeigen. Die Antwort des Voſſius, daß der Schutt ſechzig oder ſiebzig Fuß tief unter die Erde ſollte geſunken ſeyn, dieſe Antwort, ſage ich, ſcheint unacreimt zu ſeyn. Es erhellet aus dem Spartian (in vita Severi) daß der Stein, der die fünfte Meile in via Lauicana anzeigte, außerhalb der Stadt geweſen. 7) Olympiodorus und Publius Victor ſetzten die Zahl der Häuſer in Rom zwiſchen vierzig und funfzig tauſend. 8) Selbſt die ausſchweifenden Folgen, die Voſſius ſowohl, als Lipſius, aus dieſer Lesart ziehen, vernichten, falls ſie nothwendig daraus fließen, den Grund, worauf ſie gebauet werden: daß nämlich Rom nach dieſer Ausrechnung vierzehn Millionen Einwohner gehabt habe, da das ganze Königreich Frankreich nur fünf nach ſeiner Rechnung enthalten ſoll ꝛc.

Der einzige Einwurf, den man wider unſere Auslegung dieſer Stelle des Plinius machen kann,

Ward das Korn bloß unter die armen Bürger ausgetheilt? Wenigſtens war es zu ihrem Beſten vornehmlich beſtimmt. Aber es erhellet aus einer Stelle des Cicero †, daß die Reichen auch ihr Antheil nehmen konnten, und daß man ſie nicht tadelte, wenn ſie ſich dießfalls meldeten.

Wem ward das Korn gegeben? ward es bloß den Häuptern der Familie, oder allen Mannsperſonen, Weibern und Kindern gegeben? Ein jeder bekam monatlich fünf Modios *, (ohngefähr $\frac{5}{6}$ von einem Scheffel.) Dieß war zu wenig für eine Familie, und zu viel für eine einzelne Perſon. Ein ſehr gelehrter Kenner des Alterthums † ſchließt daraus, daß es eine jede erwachſene Mannsperſon bekommen: aber er giebt zu, daß es doch ungewiß ſey.

Hat

kann, ſcheint darinnen zu beſtehen, daß Plinius, nachdem er ſieben dreyßig Thore angeführet hatte, bloß von den ſieben alten Thoren eine Urſache angiebt, warum ſie nicht mitgerechnet werden, und von den andern achzen nichts ſaget, deren Straßen, meiner Meynung nach, ſich endigten, ehe ſie das Forum erreichten. Da aber Plinius für die Römer ſchreibt, denen die Beſchaffenheit der Straßen bekannt war; ſo iſt es kein Wunder, daß er dieſen Umſtand auch für bekannt und ausgemacht angenommen hat. Vielleicht mochten auch viele von dieſen Thoren an den Strand der Tiber führen.

* Ex monument. Ancyr.

† Tuſc. quaeſt. lib. 3. cap. 48.

* Licinius apud Salluſt. hiſt. frag. lib. 3.

† Nicolaus Hortenſius de re frumentaria Roman.

Hat man genau untersucht, ob derjenige, der an dieser Austheilung Theil nehmen konnte, innerhalb der Mauern der Stadt Rom leben mußte, oder ob es zureichend war, daß man sich alle Monate bey der Austheilung stellte? Dieß letztere scheint wahrscheinlicher zu seyn *.

Gab es gar keine, die mit Unrecht Anspruch darauf machten? Wir lesen **, daß Cäsar auf einmal hundert und siebenzigtausend ausgeschlossen habe, die sich heimlich eingeschlichen hatten; und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß er alle Mißbräuche gehoben hat.

Was sollen wir aber endlich für ein Verhältniß der Sklaven zu dieser Zahl der Bürger angeben? Dieß ist die wichtigste und ungewisseste Frage. Es ist sehr zweifelhaft, ob man Athen in diesem

* Augustus ordnete an, daß diese Austheilung des Korns nur dreymal im Jahre geschehen sollte, damit das Volk nicht zu sehr in seinen Geschäften möchte verhindert werden: das Volk aber, so die monatlichen Austheilungen weit bequemer fand, (weil sie, wie ich glaube, eine bessere Oeconomie in den Familien unterhielten,) verlangte, daß sie wieder sollten eingeführet werden. Sueton. August. cap. 42. Wären nicht einige von dem Volke von entfernten Oertern gekommen, um ihr Korn abzuholen, so würde die Vorsicht des Augustus, dem Ansehen nach, überflüßig gewesen seyn.

** Sueton. in Jul. cap. 41.

sem Stücke als einem Maaßstab für Rom annehmen könne. Vielleicht hatten die Athenienser mehr Sklaven, weil sie sie zu den Manufacturen gebrauchten, wozu eine Hauptstadt, wie Rom war, nicht so geschickt gewesen zu seyn scheint. Aber vielleicht hatten auch die Römer mehr Sklaven, wegen ihrer größern Verschwendung und Reichthümer.

Es wurden in Rom genaue Todtenlisten gehalten; aber kein alter Schriftsteller hat uns die Zahl der Verstorbenen hinterlassen, ausgenommen Suetonius *; dieser meldet, daß zu einer Jahrszeit dreyßigtausend Namen in den Tempel der Libitina gebracht wurden: aber dieß geschah während einer ansteckenden Seuche, und man kann daraus nichts gewisses schließen.

Obgleich das öffentliche Korn nur unter zweyhunderttausend Bürger ausgetheilt ward; so hatte es doch einen merklichen Einfluß in den Ackerbau von Italien **: es läßt sich dieses auf keine Weise mit den übertriebenen Meynungen der Neuern von der Bevölkerung dieses Landes reimen.

Ich weis keinen bessern Grund, worauf ich meine Muthmaßung von der Größe des alten Roms

* In vita Neronis.
** Sueton. Aug. cap. 42.

Roms bauen könnte, als diesen: Herodian * erzählt, daß Antiochien und Alexandrien nicht viel kleiner als Rom gewesen. Es erhellet aus dem Diodorus Siculus **, daß eine gerade Straße in Alexandrien, die vom Hafen bis zum Hafen gieng, fünf Meilen lang gewesen; und da Alexandrien viel weiter in die Länge als in die Breite ausgedehnt war; so scheint es eine Stadt gewesen zu seyn, die Paris *** ziemlich gleich gewesen, und

* Lib. 4. cap. 5.

** Lib. 17.

*** Q. Curtius meldet, daß die Mauern von Alexandrien so wie sie vom Alexander angelegt wurden, nur zehn Meilen im Umfange gehabt haben. (Lib. 4. cap. 8.) Strabo, der sowohl als Diodorus Siculus in Alexandrien gewesen, sagt, daß es kaum vier Meilen lang, und an den meisten Orten eine halbe Meile breit gewesen (Lib. 17.) Plinius sagt, (Lib. 5. cap. 10.) daß es einem ausgebreiteten macedonischen Oberrocke geglichen. Obgleich, diesen Nachrichten zu Folge, Alexandrien nur mittelmäßig groß gewesen zu seyn scheint, so sagt doch Diodorus Siculus, (Ibid.) wenn er von der Anlage des Alexanders redet, (die niemals vergrößert worden, wie wir aus dem Ammianus Marcellinus (Lib. 22. cap. 16.) sehen.) daß es ausnehmend groß gewesen. Die Ursache, warum es seiner Meynung nach alle Städte in der Welt übertrift, (denn er nimmt Rom nicht aus) ist diese, daß es dreyßigtausend freye Einwohner habe. In eben dieser Absicht führet er auch an, daß die Könige sechstausend Talente Einkünfte daraus gezogen, welches ihn

in

und Rom mag ohngefähr von eben derselbigen Größe gewesen seyn, als London ist.

Zur Zeit des Diodorus Siculus * lebeten in Alexandrien dreyhunderttausend freye Leute, vermuthlich Weiber und Kinder mit eingeschlossen **.

in seiner Meynung noch mehr bestärket: es ist dieß eben keine so große Summe in unsern Augen, wenn wir auch gleich den verschiedenen Werth des Geldes in Anschlag bringen wollten. Was Strabo von dem herumliegenden Lande meldet, will weiter nichts sagen, als daß es wohl bevölkert gewesen. Könnte man nicht sagen, ohne daß man die Sache zu sehr vergrößere, daß das ganze Ufer der Themse, von Gravesand bis Windsor, eine Stadt ausmache? Und dieß ist noch mehr, als Strabo von dem Ufer des marcotischen Sees, und des Canals der Stadt Canopus saget. Man sagt gemeiniglich in Italien, daß der König von Sardinien nur eine Stadt in Piemont habe: denn das ganze Land ist eine Stadt. Agrippa, der beym Josephus (de bello Iudaico lib. 2. cap. 16.) seinen Zuhörern die ausnehmende Größe von Alexandria beschreiben will, meldet ihnen weiter nichts, als den Umfang, den Alexander dieser Stadt gegeben hat. Dieß ist ein klarer Beweis, daß der größte Theil der Einwohner in der Stadt selber gewohnet habe, und daß das benachbarte Land nicht volkreicher gewesen, als alle Plätze sind, die an große und wohlbevölkerte Städte stoßen.

* Lib. 17.

** Er saget ἀνδρῶν nicht ἀνθρώπων. Dieß letztere hat man bloß von erwachsenen Mannspersonen verstehen müssen.

Aber wie viel Sklaven waren darinnen? Hätten wir guten Grund, ſie eben ſo zahlreich anzunehmen, als die freyen Einwohner waren, ſo würde dadurch die obige Berechnung wahrſcheinlicher werden.

Wir finden beym Herodian eine Stelle, die etwas wunderbar iſt. Er ſagt mit klaren und deutlichen Worten, daß der Pallaſt des Kaiſers eben ſo groß geweſen *, als der ganze übrige Theil der Stadt. Dieß war des Nero goldenes Haus, welches in der That vom Suetonius ** und Plinius *** als ungemein groß vorgeſtellet wird; aber

* Lib. 4. cap. 1. παντι πολει. Politian überſetzt es aedibus maioribus etiam reliqua vrbe.

** Er ſaget (in Nerone cap. 30.) daß ein Porticus deſſelben dreytauſend Fuß lang geweſen; tanta laxitas, vt porticus triplices milliarias haberet. Er kann unmöglich drey Meilen verſtehen. Denn der ganze Umfang des Hauſes vom Palatio bis an den Eſquilin war kaum ſo groß. So muß ebenfalls Vopiſcus (in Aureliano) verſtanden werden, wenn er in des Sallustis Gärten einen Porticum milliarenſem erwähnet. Es bedeutet nämlich auch hier tauſend Fuß. So auch Horaz:

Nulla decempedis
Metata priuatis opacam
Porticus excipiebat Arcton. Lib. 2. od. 15.

Und eben ſo lib. 1. ſatyr. 8.

Mille pedes in fronte, trecentos cippus in agrum
Hic dabat.

*** Lib. 36. cap. 15. Bis vidimus vrbem totam cingi domibus principum, Caii ac Neronis.

aber es iſt nicht möglich, daß wir uns auch, mit der größten Einbildungskraft von der Welt, dieſes Haus ſo vorſtellen können, als wenn es einige Gleichniß mit einer ſolchen Stadt, wie London iſt, gehabt habe.

Wir müſſen anmerken, daß, wenn der Geſchichtſchreiber von der Ausſchweifung des Nero geredet, und ſich alsdenn dieſer Worte bedienet hätte, ſo würden ſie viel weniger Gewicht haben; da dergleichen redneriſche Vergrößerungen ſich leicht in die Schreibart eines Schriftſtellers einſchleichen, wenn ſie auch noch ſo keuſch und genau iſt. Aber Herodian ſagt dieſes bloß im Vorbeygehen, wenn er von den Streitigkeiten des Geta und Caracalla redet.

Es erhellet aus eben dieſem Geſchichtſchreiber *, daß um eben die Zeit ſehr viel Land wüſte und ungebraucht gelegen habe; und er rühmet den Pertinax ſehr, daß er einem jeden erlaubte, ſich ein ſolches wüſtes Land innerhalb oder außerhalb Italien zuzueignen, und nach eigenem Gutdünken zu bauen, ohne Abgaben davon zu bezahlen. Wüſte und ungebrauchte Felder! Dieß ſind Worte, die man wohl ſchwerlich von einem Lande in der Chriſtenheit gebrauchen wird; wenn wir vielleicht einige entfernte Länderenen in Ungarn ausnehmen, die, wie man mir geſagt hat, ſo beſchaf-

* Lib. 2. cap. 15.

sen seyn sollen. Es stimmet auch dieses nur sehr schlecht mit dem Vorgeben überein, daß das Alterthum so sehr volkreich gewesen.

Wir sehen aus dem Vopiscus *, daß in Etrurien sehr viel fruchtbares Land wüste gelegen, welches der Kaiser Aurelian zum Weinbaue gebrauchen wollte, um unter das römische Volk Geschenke von Wein auszutheilen: ein Mittel, das sehr geschickt gewesen wäre, diese Hauptstadt und das herumliegende Land noch immer mehr zu entvölkern.

Vielleicht ist es nicht übel angebracht, wenn wir hier die Nachricht anmerken, die Polybius ** von den großen Heerden Schweinen, so sich in der Lombardey, Toscana und Griechenland befunden haben, und von der Art und Weise, wie man sie fütterte, ertheilet. „Es sind große Heerden Säue „(sagt er) in ganz Italien. Vornehmlich waren „sie in vorigen Zeiten in Etrurien, und dem Gallien diesseits der Alpen. Eine Heerde enthält oft „tausend und noch mehr Schweine. Wenn sich „ein paar von solchen Heerden zusammen in der „Weide antreffen, so laufen sie unter einander; und „die Schweinhirten haben kein ander Mittel, sie „von einander abzusondern, als daß sie sich in verschiedne Gegenden stellen, und mit ihrem Horne „bla-

* Vopiscus in Aurelian. cap. 48.
** Lib. 12. cap. 2.

„blasen; die Schweine, die an dieses Signal ge„wöhnt sind, laufen, ein jedes dem Horne seines „Hirten zu. Hingegen wenn sich in Griechenland „die Heerden Schweine in den Wäldern mit ein„ander vermischen, nimmt derjenige, der die größ„te Heerde hat, auf eine geschickte Art der Gele„genheit wahr, sie ganz wegzutreiben. Und die „Diebe können sehr leicht die Schweine entwen„den, die sich auf der Weyde zu weit von ihrem „Hirten entfernet haben.„

Könnten wir nicht aus dieser Nachricht schliessen, daß der nördliche Theil von Italien damals weniger bevölkert, und schlechter angebauet gewesen, als itzund? Wie hätten diese ungeheuren Heerden in einem Lande können unterhalten werden, das allenthalben so sehr umzäunet, durch den Ackerbau so verbessert, durch Landgüter so zertheilet, und mit Wein und Korn, die unter einander gepflanzt werden, so angebauet ist? Ich muß gestehn, die Erzählung des Polybius hat das Ansehen, als wenn er von einer solchen Oeconomie, als man in unsern americanischen Colonien antrifft, und nicht von einer Einrichtung eines europäischen Landes, rede.

Wir treffen in der Sittenlehre des Aristoteles * eine Betrachtung an, die ich auf keine Weise

* Lib. 9. cap. 10. Sein Ausdruck ist ανθρωπος, nicht πολιτης, folglich verstehet er Einwohner nicht Bürger.

erklären kann, und die, indem sie unsre Gründe und Schlüsse zu sehr unterstützet, vielleicht gar nichts beweiset. Dieser Philosoph handelt von der Freundschaft, und merket an, daß man dieselbe weder auf sehr wenige Personen einschränken, noch auf eine sehr große Menge ausdehnen müsse. Er erläutert seine Meynung durch folgenden Grund. „So wie eine Stadt (sagt er) nicht bestehen kann, „wenn sie entweder nicht mehr Einwohner, als „zehen, oder gar hunderttausend hat; so wird eben„falls in der Zahl der Freunde eine Mittelmäßig„keit erfodert, und man vernichtet das Wesen der „Freundschaft, wenn man in einen von diesen ent„gegengesetzten Fehlern verfällt.„ Wie kann es unmöglich seyn, daß eine Stadt hunderttausend Menschen enthalte? Hat Aristoteles nie eine Stadt gesehen, oder nur von einer Stadt gehöret, die ohngefähr so volkreich gewesen? Ich gestehe es, das ist mir unbegreiflich.

Plinius * meldet, daß Seleucia, dieser Sitz des griechischen Reiches im Orient, sechshunderttausend Menschen soll enthalten haben. Von Carthago saget Strabo **, daß es siebenhunderttausend enthalten habe. Die Einwohner von Pecking sind nicht viel zahlreicher. London, Paris und Constantinopel, mögen beynahe eben diese Berechnung leiden; wenigstens überschreiten die bey-

* Lib. 6. cap. 28.
** Lib. 17.

beyden letztern Städte diese Zahl nicht. Von Rom, Alexandrien und Antiochien, haben wir bereits geredet. Aus der Erfahrung der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten sollte man fast schliessen, daß es der Natur der Dinge nach unmöglich sey, daß eine Stadt jemals viel über diese Anzahl von Einwohnern anwachsen sollte. Es mag die Größe einer Stadt auf die Handlung oder auf die Regierung gegründet seyn, so scheint es, als wenn es unüberwindliche Schwierigkeiten gäbe, die ihren fernern Wachsthum verhindern. Die Residenzen großer Monarchien sind zur Handlung nicht geschickt, weil sie ausschweifende Verschwendung, unordentliche Ausgaben, Einschränkungen, und falsche Begriffe vom Range und von den Vorzügen hervorbringen. Ein gar zu weitläuftiger Handel schränkt sich selbst ein, indem dadurch der Preiß der Arbeit und der Bequemlichkeiten zu sehr erhöhet wird. Wenn ein großer Hof ein zahlreiches Gefolge von sehr reichen und vornehmen Edelleuten hat, so bleibt der geringere Adel in den Städten ihrer Provinzen, wo er von mäßigen Einkünften auf eine ansehnliche Art leben kann. Und wenn die Gränzen eines Staats sehr erweitert werden, müssen nothwendig in den entferntern Provinzen viele Hauptstädte aufkommen; wohin sich alle Einwohner, einige wenige Hofleute ausgenommen, wegen der Erziehung, wegen ihres Gewerbes und Zeitvertreibs, begeben *. Lon-

* Dergleichen waren Alexandria, Antiochien, Carthago, Ephesus, Lion ꝛc. im römischen Reiche.

Und

den, das einen weitläuftigen Handel, und eine nicht allzu große Regierung mit einander vereiniget, ist zu einer Größe gedichen, die wohl keine Stadt jemals wird übertreffen können.

Man nehme Dover oder Calais zum Mittelpuncte an, und ziehe einen Cirkel, dessen Radius zweyhundert Meilen groß ist. Dieser Cirkel wird London, Paris, die Niederlande, die vereinigten Provinzen, und einige von den besten und blühendsten Provinzen von England und Frankreich in sich begreifen. Ich glaube, man kann sicher sagen, daß im Alterthume kein Stück Land von einer gleichen Größe kann gefunden werden, welches so viel große und volkreiche Städte, und so viel Reichthümer und Einwohner sollte in sich gehabt haben. Es scheint die beste Art der Vergleichung zu seyn, wenn man in beyden Zeitpuncten diejenigen Staaten gegen einander hält, die die meiste Kunst, Wissenschaft, Artigkeit, und die beste Verfassung gehabt haben.

Es ist eine Anmerkung des Abts du Bos *, daß Italien itzund wärmer ist, als es in alten Zeiten gewesen. „Die römischen Jahrbücher melden, „sagt

Und itzund sind dergleichen Bourdeaux, Thoulouse, Dijon, Rouen, Aix ꝛc. in Frankreich. Und in dem brittischen Gebiete Dublin, Edenburg, York.

* Vol. 2. sect. 16.

„(sagt er) daß im Jahre 480 nach Erbauung der „Stadt Rom ein so strenger Winter eingefallen, „daß die Bäume davon erfroren sind. Die Tiber „gefror in Rom, und die Erde war vierzig Tage „hindurch mit Schnee bedeckt. Wenn Juve„nal * ein abergläubisches Weib beschreiben will, „so stellet er sie vor, als wenn sie das Eis der Ti„ber zerbräche, damit sie sich abwaschen könne.

„Hybernum, fracta glacie, descendet in amnem,
„Ter matutino Tyberi mergetur.

„Er redet von dem Gefrieren dieses Flusses, als „von einer ganz gemeinen Begebenheit. Viele „Stellen des Horaz stellen die Straßen von Rom „mit Schnee und Eis bedeckt vor. Wir hätten „hierinn mehr Gewißheit haben können, wenn den „Alten der Gebrauch der Thermometer bekannt „gewesen wäre; aber ihre Schriftsteller geben uns, „ohne daran zu gedenken, Nachrichten, die zurei„chend sind, uns zu überführen, daß die Winter „itzund in Rom viel gemäßigter sind, als sie vor„mals gewesen. Itzund gefriert die Tiber zu Rom „eben so wenig, als der Nil zu Cairo. Die Rö„mer halten den Winter schon für sehr strenge, „wenn der Schnee zween Tage liegt, und wenn „man einige wenige kleine Eiszapfen an einem „Brunnen hängen sieht, der gegen Norden gele„gen ist.

Die

* Sat. 6

Die Anmerkung dieses sinnreichen Critikus erstreckt sich vielleicht auch über andere europäische Himmelsgegenden. Wer kann das gelinde Clima von Frankreich in des Diodorus Siculus * Beschreibung von dem Clima des alten Galliens entdecken? „Da es unter einer nördlichen Himmels„gegend liegt, (saget er) so ist es ausnehmend kalt „darinn. Bey trübem Wetter fällt anstatt des „Regens eine Menge von Schnee herunter, und „bey hellem Wetter ist der Frost so strenge, daß „die Flüsse von ihren Fluthen Brücken bekommen, „über welche nicht allein einzelne Reisende, sondern „auch ganze Armeen mit ihrem Troß und beladenen Wagen gehen können. Und es sind verschiedene Flüsse in Gallien, als die Rhone, der „Rhein ꝛc. die fast alle zugefroren sind; und man „hat die Gewohnheit, um das Fallen zu verhindern, Spreu und Stroh über das Eis zu legen, „an den Oertern, wo die Landstraße darüber geht.

Der nördliche Theil von Sevennes, saget Strabo **, trägt keine Feigen und Oliven; und der Wein, der da gepflanzet wird, kömmt nicht zur Reife.

Ovid behauptet ausdrücklich, und mit allem Ernst der Prose, daß zu seiner Zeit der Pontus Eurinus alle Winter zugefroren; und er beruset sich

* Lib. 4.
** Lib. 4.

ſich namentlich auf das Zeugniß der römiſchen Statthalter *. Dieß geſchieht itzund niemals in der Gegend von Tomi, wohin Ovid verbannet war. Alle Klagen dieſes Dichters ſcheinen eine ſo ſtrenge Witterung zu bezeichnen, als itzund kaum in Petersburg oder Stockholm empfunden wird.

Tournefort, der aus der Provence gebürtig iſt, und eben dieſe Länder durchreiſet hat, merket an, daß es die ſchönſte Himmelsgegend von der Welt ſey; und er verſichert, daß nichts, als die Schwermuth des Ovids, demſelben einen ſo traurigen Begriff von dieſem Lande habe beybringen können. Aber die Nachricht des Poeten iſt viel zu umſtändlich, als daß man ſie ſo auslegen könne.

Polybius ** ſaget, daß das Clima von Arcadien ſehr kalt, und die Luft feucht geweſen.

„Keine Himmelsgegend in Europa, ſaget „Varro ***, iſt ſo gemäßiget, als die italiäniſche. „Die inneren Theile, als Gallien, Germanien „und Pannonien müſſen faſt beſtändig Winter „haben.

Die nördlichen Theile von Spanien waren, nach dem Berichte des Strabo †, wegen der großen Kälte nur ſchlecht bewohnet.

Wenn

* Triſt. lib. 3. eleg. 9. De Ponto lib. 4. eleg. 7. 9. 10.
** Lib. 4. cap. 21.
*** Lib. 1. cap. 2.
† Lib. 3.

Wenn also diese Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Europa wärmer geworden, als es vormals gewesen: was sollen wir für eine Ursache dieser Veränderung angeben? Gewiß, wir können keine andere anführen, als daß wir annehmen, daß das Land itzund viel besser angebauet, und daß die Wälder ausgerottet sind, die vormals die Erde beschatteten, und die Sonnenstrahlen auffiengen, daß sie die Erde nicht durchdringen konnten. Unsere nördliche Colonien in America werden immer gemäßigter, so wie die Wälder nach und nach ausgetilget werden *; aber überhaupt kann ein jeder bemerken, daß die Kälte in dem nördlichen und südlichen America viel empfindlicher ist, als in den europäischen Gegenden, die unter eben dem Grade der Breite liegen.

Saserna, den Columella ** anführet, giebt vor, daß die Beschaffenheit der Witterungen sich verändert habe, und daß die Luft viel gelinder und wärmer geworden. Dieß erhellet daraus, saget er,

* Die warmen südlichen Colonien werden auch gesunder; und es ist merkwürdig, daß es aus den spanischen Historien, von der ersten Entdeckung und Eroberung dieser Länder scheint, als wenn sie sehr gesund gewesen wären; indem sie damals sehr volkreich und gut angebauet gewesen. Wir finden gar keine Nachrichten darinn, daß die kleinen Armeen des Cortz, oder des Pizarro, von Krankheiten aufgerieben worden.

** Lib. I. cap. I.

er, daß viele Oerter itzund eine Menge von Weinbergen und Oelgärten haben, die vor Zeiten wegen der strengen Himmelsgegenden nichts dergleichen hervorbringen konnten. Wenn diese Veränderung wirklich geschehen ist, so folget daraus offenbar, daß die Länder kurz vor der Zeit des Sasserna * besser angebauet und bevölkert worden; und wenn diese Veränderung bis auf unsere Zeiten immer zugenommen hat, so kann man daraus schließen, daß diese Vorzüge in diesem Theile der Welt sich gleichfalls beständig vermehret haben.

Lasset uns itzund alle die Länder betrachten, so **die Scene der alten und neuern Geschichte sind, und lasset uns ihren vorigen und itzigen Zustand mit einander vergleichen.** Wir werden vielleicht finden, daß die Klagen über die itzige Leere und Entvölkerung der Welt nicht eben allzu gut gegründet sind. Egypten wird vom **Maillet**, dem wir die beste Nachricht davon zu danken haben, als ungemein volkreich vorgestellet; ob er gleich glaubet, daß die Zahl der Einwohner desselben sich verringert habe. Ich kann es gern zugeben, daß Syrien, klein Asien, und die Küste der Barbaren, in Vergleichung mit ihrem alten Zustande, sehr entblößet von Einwohnern sind. Daß Griechenland entvölkert sey, sieht ein jeder; aber es kann noch zweifelhaft seyn, ob das Land, das itzund die europäische

* Er scheint um die Zeit des jüngern Africanus gelebet zu haben. Le Clerc.

ropäische Türkey genannt wird, überhaupt eben so viel Einwohner enthalte, als es während dem blühenden Zeitpuncte Griechenlandes gehabt hat. Die Thracier scheinen damals eben so gelebt zu haben, wie die Tartarn itzund leben, nämlich von der Viehzucht, und vom Raube *. Die Geten ** waren noch viel barbarischer; und die Illyrier waren nichts besser ***. Diese nahmen Theile von diesem Lande ein; und obgleich die türkische Regierungsart für den Fleiß und für die Fortpflanzung nicht sehr vortheilhaft ist; so unterhält sie dennoch wenigstens Friede und Ordnung unter den Einwohnern, und ist der barbarischen und unsichern Verfassung weit vorzuziehen, worinn die alten Einwohner lebeten.

Polen und das europäische Rußland sind nicht sehr bevölkert; aber sie sind doch gewiß viel volkreicher, als das alte Sarmatien und Scythien waren, wo man an Landwirthschaft und Ackerbau nicht gedachte, und wo die Viehzucht die einzige Kunst war, wovon die Einwohner lebeten. Eben dieses gilt auch von Dänemark und Schweden. Man muß ja nicht glauben, daß der ungeheure Schwarm von Völkern, die vormals aus dem Norden gekommen, und ganz Europa überschwemmet haben, diese Meynung widerlege. Wenn ein ganzes Volk, oder die Hälfte desselben, seinen Sitz

* Xenoph. exp. lib. 7. Polyb. lib. 4. cap. 45.
** Ouid. passim, etc. Strabo lib. 7.
*** Polyb. lib 2. cap. 12.

Siß verändert; so kann man sich leicht vorstellen, was für eine ungeheure Menge ein solches Volk ausmacht, wie verzweifelt es anfalle, und wie sehr die erschrockene Einbildungskraft der angefallenen Nationen den Muth und die Zahl dieser ihrer Feinde vergrößere. Schottland ist weder groß noch volkreich; aber wenn die Haufen der Einwohner desselben neue Siße suchen sollte, so würden sie eine eben so zahlreiche Colonie als die Teutonen und Cimbern ausmachen, und ganz Europa erschüttern, falls es nicht in besserm Vertheidigungsstande wäre, als vormals.

Deutschland hat gewiß iżund zwanzigmal mehr Einwohner, als in alten Zeiten, da der Ackerbau nicht getrieben ward, und ein jeder Stamm auf die Verheerung stolz war, die er verbreitete; wie wir aus dem Cäsar *, Tacitus **, und Strabo * sehen. Dieß ist ein Beweis, daß die Eintheilung in kleine Republiken nicht allein zureichend ist, eine Nation volkreich zu machen, wofern sie nicht von dem Geiste des Friedens, der Ordnung, und des Fleißes beseelet wird.**

Der barbarische Zustand Brittanniens, in alten Zeiten, ist bekannt; und man kann theils aus der Barbarey der Einwohner, theils aus einem Umstan-

* De bello Gallico. lib. 6.
** De moribus Germ.
*** Lib. 7.

Umſtande, den Herodianus † erzählet, daß nämlich das ganze Land moraſtig geweſen, ſchlüſſen, wie wenig Einwohner es müſſe gehabt haben, und zwar ſelbſt zur Zeit des Severus, nachdem ſich die Römer bereits länger, als ſeit einem Jahrhunderte, in dieſem Lande feſtgeſetzt hatten.

Man kann ſich ſchwerlich einbilden, daß die alten Gallier in den Künſten, die zum Lebensunterhalte dienen, viel erfahrner geweſen, als ihre nordiſchen Nachbarn, da ſie nach Brittannien reiſeten, um ſich von den Druiden in den Geheimniſſen der Religion und der Philoſophie unterrichten zu laſſen ††. Ich kann alſo nicht glauben, daß Gallien ſollte nur beynahe ſo volkreich geweſen ſeyn, als Frankreich itzund iſt.

In der That, wenn wir dem Zeugniſſe des Appians und des Diodorus Siculus Glauben beymeſſen, und dieſe beyden Zeugniſſe mit einander verbinden wollten; ſo müßten wir Gallien unglaublich volkreich annehmen. Appian * meldet, daß in dieſem Lande vierhundert Nationen geweſen; und Diodorus ** ſaget, daß die ſtärkſte von dieſen galliſchen Nationen aus zwanzigtauſend

† Lib. 3. cap. 47.

†† Cæſar de bello Gallico, lib. 6. Strabo lib. 7. ſaget, daß die Gallier nicht viel geſitteter geweſen, als die Deutſchen.

* Celt. par. 1.

** Lib. 5.

tausend Mann, ohne Weiber und Kinder, und die schwächste aus fünftausend bestanden habe. Wenn wir also durchgehends die mittlere Zahl zwischen diesen beyden annehmen; so bringen wir beynahe zweyhundert Millionen Einwohner in einem Lande heraus, das wir itzund für volkreich halten, ob wir gleich glauben, daß es nicht vielmehr als zwanzig Millionen Menschen enthalte ***. Solche ausschweifende Rechnungen verlieren allen Glauben. Wir bemerken noch, daß die Gleichheit der Güter, der man die große Bevölkerung des Alterthums beymessen konnte, bey den Galliern nicht statt gehabt hat †. Auch waren sie vor des Cäsars Zeit fast beständig in bürgerliche Kriege verwickelt ††. Und Strabo †††† merket an, daß, obgleich ganz Gallien angebauet gewesen, es dennoch ohne die geringste Geschicklichkeit und Sorgfalt angebauet worden; indem das Genie dieser Völker mehr für die Waffen, als für die Künste war; bis endlich die römische Herrschaft den Frieden in Gallien herstellete.

Cäsar * meldet ganz genau die Menge der Kriegsvolker, die man in Belgium wider ihn angeworben habe, und rechnet sie auf zweymalhun-

*** Das alte Gallien war viel größer, als das heutige Frankreich.

† Caesar de bello Gallico, lib. 6.

†† Id. ibid.

††† Lib. 4.

* De bello Gallico, lib. 2.

dert und achttausend. Dieß waren nicht alle die Männer in Belgium, die die Waffen tragen konnten; denn eben dieser Geschichtschreiber saget, daß die **Bellovaci** hunderttausend Mann ins Feld hätten stellen können, ob sie gleich nur sechzigtausend Mann lieferten. Nehmen wir dieß Verhältniß von zehen zu sechs durchgehends an; so finden wir, daß die Zahl der streitbaren Männer in Belgium über eine halbe Million ausgemacht habe; die Einwohner aber überhaupt zwo Millionen. Und da Belgium ohngefähr der vierte Theil von Gallien war; so mochte dieß Land überhaupt acht Millionen enthalten; welches sehr wenig über den dritten Theil der itzigen Einwohner ausmachet *.

Das

* Man siehet aus des Cäsars Nachricht, daß die Gallier keine Sklaven gehabt haben. Das ganze gemeine Volk war in der That gewissermaßen ein Sklave des Adels, so wie es noch itzund in Polen ist. Und ein gallischer Edelmann hatte bisweilen zehntausend Leute, die von ihm abhiengen; wir können auch nicht daran zweifeln, daß die Heere aus dem Volke sowohl, als aus dem Adel bestanden haben. Es ist unglaublich, daß ein kleiner Staat ein Heer von hunderttausend Edelleuten habe aufbringen können. Die streitbaren Männer unter den Helvetiern machten den vierten Theil der ganzen Nation aus; ein deutlicher Beweis, daß alle Mannspersonen, die zum Kriege alt genug gewesen, die Waffen getragen haben. Sie Cäsar de bello Gallico, lib. 1.

Die

Das alte Helvetien war, nach dem Berichte des Cäſars *, zweyhundert und funfzig Meilen lang, und hundert und achtzig breit; doch hatte es nicht mehr als dreyhundert und ſechzigtauſend Einwohner. Der Canton Bern allein hat itzund ſo viel Einwohner.

Ich weis nicht, ob ich mich unterſtehen darf, nach dieſer Rechnung des Appians und des Diodorus Siculus zu ſagen, daß die heutigen Holländer zahlreicher ſind, als die alten Batavi geweſen.

Spanien iſt das nicht mehr, was es vor dreyhundert Jahren geweſen; aber gehen wir zweytauſend Jahre zurück, und betrachten wir den unruhigen, ſtürmiſchen und unſichern Zuſtand der Einwohner deſſelben, ſo werden wir vieleicht Urſache finden, zu glauben, daß es itzund viel volkreicher iſt. Viele Spanier brachten ſich ſelbſt um, wenn ſie von den Römern ihrer Waffen beraubet wurden *. Es erhellet aus dem Plutarch **, daß die Räuberey und das Plündern unter ihnen

Die Zahlen in des Cäſars Denkwürdigkeiten ſind zuverläßiger, als die, ſo man bey andern alten Schriftſtellern antrifft: weil eine griechiſche Ueberſetzung, die wir noch übrig haben, das Originalmal vor der Verfälſchung bewahret.

* De bello Gallico, lib. 1.

* Titi Livii lib. 34. cap. 17.

** In vita Marii.

für rühmlich gehalten werden. Hirtius *** ſtellet den Zuſtand dieſes Landes, zur Zeit des Cäſars, eben ſo vor; und er ſagt, daß ein jeder gezwungen geweſen, in Schlöſſern und mit Mauern umgebenen Städten, ſeiner Sicherheit halber, zu wohnen. Dieſen Unordnungen geſchah nicht eher Einhalt, als bis dieſes Land unter dem Auguſt völlig bezwungen ward †. Die Nachricht, die Strabo †† und Juſtin ††† von Spanien geben, ſtimmet mit dem obgedachten völlig überein. Wie ſehr muß alſo unſer Begriff von dem großen Ueberfluſſe am Volke im Alterthume verringert werden, da wir ſehen, daß Cicero, wenn er Italien, Africa, Gallien, Griechenland und Spanien mit einander vergleicht, die große Zahl der Einwohner als einen beſondern Umſtand anführet, der Spanien ſo furchtbar macht *.

Indeſſen

*** De bello Hiſp.

† Vell. Paterc. Lib. 2. Sect. 90.

†† Lib. 3. ††† Lib. 44.

* Nec numero Hiſpanos, nec robore Gallos, nec calliditate Poenos, nec artibus Graecos, nec denique hoc ipſo huius gentis, ac terrae domeſtico natiuoque ſenſu, Italos ipſos ac Latinos — ſuperauimus. De haruſp. resp. cap. 5. Es ſcheint, als wenn ſpaniſche Unmenſchen zum Sprüchwort geworden ſind. Nec impacatos a tergo horrebis Iberos. Virg. Georg. lib. 3. Die Iberier werden hier durch eine poetiſche Figur für Räuber überhaupt genommen.

Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß Italien an Einwohnern abgenommen habe; aber wie viel große Städte enthält es nicht noch, als Venedig, Genua, Pavia, Turin, Meyland, Neapolis, Florenz, Liverno; Städte, die entweder in alten Zeiten gar nicht waren, oder damals gar nicht beträchtlich waren? Wenn wir dieß bedenken; so werden wir die Sache in dieser Absicht nicht so weit treiben, als wie man gemeiniglich zu thun pflegt.

Wenn sich die römischen Scribenten beklagen, daß Italien, so vormals Korn verschickt habe, allen Provinzen für das tägliche Brodt verbunden seyn müsse, schreiben sie nie die Ursache dieser Verschlimmerung dem Zuwachse der Einwohner, sondern der Verabsäumung des Feld- und Ackerbaues zu *. Es war dieß eine natürliche Wirkung der verderblichen Gewohnheit, Korn einzuführen, um es umsonst unter die römischen Bürger auszutheilen; ein sehr schlechtes Mittel, die Zahl der Einwohner eines Landes zu vermehren **. Die

* Varro de re rustica, lib. 2. praef. Columella praef. Sueton. August. cap. 42.

** Wenn gleich die Anmerkung des Abts du Bos richtig ist, daß Italien itzund wärmer, als in vorigen Zeiten ist, so folget daraus nicht nothwendig, daß es auch volkreicher und besser angebauet ist. Wenn die andern europäischen Länder wild und waldichter gewesen sind; so konnten die Winde, die aus diesen Ländern entstanden, das italienische Clima rauher machen.

Sportula, wovon Martial und Juvenal so viel reden, waren Geschenke, die die großen Herren den armen Bürgern machten; und sie konnten gleichfalls keine andere Wirkung haben, als daß sie den Müßiggang, die Schwelgerey, und die Abnahme des Volks beförderten. Die Dorfgeschenke (parish rates) haben itzund in England eben diese schlimmen Folgen.

Sollte ich ja einen Zeitpunct angeben, worinn, meiner Meynung nach, dieser Theil der Welt mehr Einwohner hätte enthalten können, als itzund; so würden es die Zeiten des Trajans und der Antoninen seyn. Damals war das ganze römische Reich gesittet und angebauet; damals hatte es von innen und außen Frieden, und lebte unter einerley regelmäßiger Policey und Regierungsart *. Aber man berichtet uns, daß alle große Regie-

* Die Einwohner von Marseille verloren die grossen Vorzüge, die sie in der Handlung und in mechanischen Künsten über die Gallier hatten, nicht eher, als bis die römische Herrschaft diese letztere von den Waffen zum Ackerbau und zum bürgerlichen Leben gebracht hatte. Siehe Strabo lib. 4. Dieser Schriftsteller wiederholet an verschiedenen Stellen die Anmerkung, daß die Welt durch die römischen Künste und Gesittung verbessert worden; und er lebete zu einer Zeit, da die Veränderung neu war, und leichter bemerket werden konnte. Plinius saget eben dasselbe: Quis enim non, communicato orbe terrarum, majestate Romani imperii, profecisse vi-

tam

Regierungen, vornehmlich, daß unumſchränkte Monarchien die Bevölkerung verhindern, und ein

tam putet, commercio rerum ac ſocietate feſtae pacis, omniaque etiam, quae occulta antea fuerant, in promiſcuo vſu facta. Lib. 14. prooem. Numine Deum electa (er redet von Italien) quae coelum ipſum clarius faceret, ſparſa congregaret imperia, ritusque molliret, et tot populorum diſcordes, ferasque linguas ſermonis commercio contraheret ad colloquia, et humanitatem homini daret; breuiterque, vna cunctarum gentium in toto orbe patria fieret, Lib. 2. cap. 5. Nichts aber beweiſet dieſe Sache mehr, **als die folgende Stelle des Tertullians, der um die Zeit des Severus lebete.** Certe quidem ipſe orbis in promptu eſt, cultior de die et inſtructior priſtino. Omnia iam peruia, omnia iam nota, omnia iam negotioſa. Solitudines famoſas retro ſundi amoeniſſimi obliterauerunt, ſilvas aruа domuerunt, feras pecora fugauerunt; arenae ſeruntur, ſaxa panguntur; paludes eliquantur, tantae vrbes, quantae non caſae quondam. Iam nec inſulae horrent, nec ſcopuli terrent; vbique domus, vbique populus, vbique reſpublica, vbique vita. Summum teſtimonium frequentiae humanae, oneroſi ſumus mundo, vix nobis elementa ſufficiunt; et neceſſitates arctiores, et querelae apud omnes, dum iam nos natura non ſuſtinet. De anima cap. 30. Der redneriſche Schulton, der in dieſen Worten herrſchet, vermindert das Anſehen derſelben in etwas, er hebt es aber doch nicht völlig auf. Ein Mann von einer ſo feurigen Einbildungskraft, als Tertullian war, vergrößert alle Dinge auf gleiche Art; und aus dieſer Urſache ſind ſeine

Urthei-

geheimes Gift enthalten, welches die Wirkungen

Urtheile bey Vergleichungen am zuverläßigsten. Eben dieses gilt auch von der folgenden Stelle des Sophisten Aristides, der zu Hadrians Zeiten lebete. „Die ganze Welt, (saget er, indem „er sich an die Römer wendet,) scheint ein Fest „zu feyern; und die Menschen haben ihre „Schwerdter beyseite geleget, und überlassen sich „dem Wohlleben und der Freude. Die Städte „vergessen ihre alten Streitigkeiten, und bestreben sich um die Wette, wie sie sich durch jede „Kunst und Zierde verschönern mögen. Allenthalben entstehen Theater, Amphitheater, bedeckte Gänge, Wasserleitungen, Tempel, Schulen und Akademien; und man muß gestehen, „daß die sinkende Welt sich unter eurem glücklichen Reiche empor hebt. Aber nicht nur die „Städte haben einen Zuwachs von Zierde und „Schönheiten bekommen; die ganze Erde ist „gleich einem Garten, oder Paradiese, gebauet „und ausgeschmücket; so daß diejenigen Menschen, die außerhalb den Gränzen eures Reiches leben, (deren nur wenige sind) unsere „Zuneigung und unser Mitleiden zu verdienen „scheinen. „

Es ist merkwürdig, daß, obgleich Diodorus Siculus die Zahl aller Einwohner Egyptens, als es von den Römern bezwungen ward, nur auf drey Millionen setzt. Josephus (de bello Iud. lib. 2. cap. 16.) meldet, daß die Einwohner dieses Landes, die Stadt Alexandria ausgenommen, unter der Regierung des Nero sieben und eine halbe Million ausgemacht haben; und er saget ausdrücklich, daß er diese Nachricht aus den

gen dieses verheißenden Anscheins vernichtet *. Zur Bekräftigung führet man eine Stelle des ** Plutarchs an, die, weil sie etwas sonderbar ist, wir hier untersuchen wollen.

Dieser Schriftsteller bemühet sich, eine Ursache des Stillschweigens vieler Orakel anzugeben, und

den Büchern der römischen Zöllner, die die Kopfsteuer einforderten genommen habe. Strabo (lib. 17.) rühmet die vorzügliche Policey der Römer, in Absicht auf die öffentlichen Einkünfte aus Egypten, die weit besser eingerichtet gewesen, als unter den vorigen egyptischen Monarchen; und kein Stück der Regierung hat einen größern Einfluß in die Glückseligkeit eines Volks. Dennoch lesen wir beym Athenäus (lib. 1. cap. 25.) der unter der Regierung der Antoninen lebete, daß die Stadt Mareia, nahe bey Alexandria, aus einer großen Stadt in ein Dorf verwandelt worden. Es ist dieß eigentlich kein Widerspruch. Suidas (August.) saget, daß der Kaiser Augustus, da er das ganze römische Reich zählen ließ, befunden habe, daß es nur vier Millionen ein tausend und siebenzehn Männer (ἄνδρες) enthalten. Hier ist gewiß ein großes Versehen, entweder von dem Schriftsteller, oder von dem Abschreiber begangen worden. Doch so schwach auch dieses Zeugniß ist, so ist es dennoch zureichend, den übertriebenen Nachrichten des Herodotus und des Diodorus Siculus, in Absicht der frühern Zeiten, das Gleichgewicht zu halten.

* L'esprit des loix, livre 23. chap. 19.

** De orac. defectu.

und saget, daß dieses Stillschweigen der damaligen Entvölkerung der Welt zuzuschreiben sey, deren Ursache in den vorhergehenden Kriegen und Meutereyen liege. Dieses allgemeine Unglück, setzt er hinzu, hat Griechenland schwerer als andere Länder betroffen; dergestalt, daß das ganze Land itzund kaum dreytausend Krieger aufbringen kann; eine Zahl, die die einzige Stadt Megara zur Zeit des medischen Krieges ins Feld stellen konnte. Die Götter also, die sich nur mit würdigen und wichtigen Werken beschäfftigen, haben viele von ihren Orakeln unterdrückt, und würdigen ein so kleines Volk nicht, so vieler Ausleger ihres Willens.

Ich muß es gestehen, diese Stelle hat so viel Schwierigkeiten, daß ich nicht weis, was ich daraus machen soll.

Plutarch giebt nicht die weitläuftige Herrschaft der Römer, sondern die vorigen Kriege und Uneinigkeiten der verschiedenen Nationen, die doch alle durch die römischen Waffen zur Ruhe gebracht waren, als die Ursache der Abnahme der Menschen an.

Was Plutarch also saget, ist dem Schlusse ganz zuwider, der aus der von ihm angeführten Begebenheit gezogen wird.

Polybius ist der Meynung, daß Griechenland unter der römischen Herrschaft glücklicher und

und blühender geworden †; und obgleich dieser Geschichtschreiber schrieb, ehe die Sieger aus der Art schlugen, und aus den Beschützern die Räuber des menschlichen Geschlechts wurden; so sehen wir doch aus dem Tacitus *, daß die Strenge der römischen Kaiser der Frechheit der Statthalter Einhalt gethan habe; und wir haben also keinen Grund zu glauben, daß diese weitläuftige Monarchie so verderblich gewesen, als man oft vorgiebt.

Strabo ** meldet, daß die Römer aus einer Achtung gegen die Griechen dieser berühmten Nation, zu seiner Zeit ihre meisten Vorzüge und Freyheiten gelassen haben; und Nero vermehrte sie hernach noch mehr ***. Wie können wir uns also

† Lib. 2. cap. 62. Man möchte sich etwa vorstellen, daß Polybius, der von den Römern abhieng, die römische Herrschaft natürlicherweise erhoben hätte. Aber 1) ob wir gleich sehen, daß Polibius sehr vorsichtig ist, so können wir ihn doch nicht der Schmeicheley beschuldigen. 2) Er saget dieß bloß in wenig Worten, und im Vorbeygehen, da er sich mit ganz andern Vorwürfen beschäfftiget; und man muß zugeben, daß, wenn die Aufrichtigkeit eines Schriftstellers verdächtig ist, dasjenige was er im Vorbeygehen saget, seine wahre Meynung weit besser entdecke als wenn er besonders und förmlich von einer Sache redet.

* Annal. lib. 1. cap. 2.

** Lib. 8. et 9.

*** Plutarch. de his, qui sero a Numine puniuntur.

also vorstellen, daß das römische Joch diesem Theile der Welt so beschwerlich gewesen? Den Unterdrückungen der Proconsuls war Einhalt geschehen; alle obrigkeitliche Stellen in Griechenland wurden in den verschiedenen Städten durch die freye Wahl des Volks ertheilet, und die Candidaten hatten also eben nicht nöthig, sich an den römischen Hof zu wenden. Wenn viele Griechen durch Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, die ihr Vaterland vorzüglich hervorbrachte, in Rom ihr Glück suchten; so werden auch vermuthlich viele derselben mit ihrem Glücke wieder zurück gekommen seyn, und dadurch die griechischen Republiken bereichert haben.

Aber Plutarch saget, daß die allgemeine Entvölkerung in Griechenland viel empfindlicher, als in jedem andern Lande gemerket worden. Wie läßt sich dieß mit den obgedachten Freyheiten und Vorzügen Griechenlandes reimen?

Außerdem beweist diese Stelle nichts, weil sie allzuviel beweiset. Nur dreytausend streitbare Männer in ganz Griechenland! Wer kann einen so wunderlichen Satz zugeben; vornehmlich, wenn wir die große Zahl der griechischen Städte betrachten, deren Namen noch in der Geschichte übrig sind, und die lange nach den Zeiten des Plutarchs noch von den Schriftstellern angeführet werden? Gewiß, es waren damals zehnmal mehr Einwohner in diesem Lande, als itzund,

itzund, da kaum in den Gränzen des alten Griechenlandes eine einzige Stadt zu finden ist. Noch itzund ist dieses Land ziemlich gut angebauet, und versorget Spanien, Italien, oder den südlichen Theil von Frankreich im Falle der Noth mit einem sichern Zuschusse von Getreide.

Wir müssen anmerken, daß die alte Mäßigkeit der Griechen, und die Gleichheit ihrer Güter noch bis auf die Zeiten des Plutarchs gedauert habe; wie aus dem * Lucian erhellet. Wir haben auch keinen Grund zu glauben, daß dieses Land von Wenigen besessen worden, und eine große Anzahl von Sklaven enthalten habe.

Es ist in der That wahrscheinlich, daß die Kriegszucht, die den Griechen vollkommen unnütze war, nachdem sich die Römer Griechenlandes bemächtiget hatten, daselbst verabsäumet ward; und wenn diese vormals so kriegerische und ehrgeitzige Republiken eine jede eine geringe Stadtwache unterhielten, um den Pöbel im Zaume zu halten, so war dieß alles, was sie nöthig hatten; und diese Stadtsoldaten mochten überhaupt in Griechenland wohl nicht dreytausend Mann ausmachen. Ich gestehe es, hat Plutarch hierauf gesehen, so hat er einen sehr groben Irrthum im Schlußen begangen, und führet Ursachen an, die keinesweges den Wirkungen gemäß sind. Aber ist es denn so sehr

wun-

* De mercede conductis.

wunderbar, daß ein Schriftsteller ein solches Versehen begeht *?

Was

* Ich muß bekennen, daß die Abhandlung des Plutarchs von dem Stillschweigen der Orakel überhaupt so wunderlich, und seinen andern Werken so ungleich ist, daß man nicht weis, was man für ein Urtheil darüber fällen soll. Es besteht diese Abhandlung aus einem Gespräche, eine Art zu schreiben, die dem Plutarch sonst eben nicht gewöhnlich ist. Die Personen, die er redend einführet, bringen sehr wilde, ungereimte und widersprechende Meynungen vor, die den Träumen des Plato ähnlicher sind, als dem gründlichen Verstande des Plutarchs. Durch und durch herrschet ein gewisser Aberglaube und eine Leichtgläubigkeit, welche dem Geiste, der in den andern philosophischen Abhandlungen dieses Schriftstellers hervor leuchtet, eben nicht ähnlich sind; denn es ist merkwürdig, daß in dem ganzen Alterthume, wenn man den Cicero und Lucian ausnimmt, kaum ein weniger abergläubischer Philosoph ist, als Plutarch; ob er gleich eben so ein abergläubischer Geschichtschreiber, als Herodotus oder Livius ist. Ich muß also bekennen, daß eine Stelle des Plutarchs aus dieser Abhandlung weit weniger Ansehen bey mir hat, als wenn man sie in den meisten seiner andern Werke fände.

Man hat nur noch eine Schrift vom Plutarch, gegen die man eben diese Einwürfe machen kann, nämlich seine Abhandlung von denenjenigen Personen, deren Strafe von der Gottheit aufge-

Was aber auch dieſe Stelle des Plutarchs noch für Stärke behalten mag, ſo wollen wir ſuchen, derſelben durch eine ſo merkwürdige Stelle des Diodorus Siculus das Gegengewicht zu halten. Dieſer Geſchichtſchreiber meldet, daß das Heer des Ninus aus einer Million und ſieben mal hunderttauſend zu Fuß, und zweymal hunderttauſend zu Pferde beſtanden habe; und er bemühet ſich, dieſe Nachricht durch einige ſpätere Begebenheiten glaubwürdig zu machen; er ſetzet hinzu, daß man nicht denken müſſe, die alten Zeiten wären eben ſo leer und arm am Volke geweſen,

aufgeſchoben wird. Sie beſteht gleichfalls in einem Geſpräche, enthält abergläubiſche wilde Geſichte, und ſcheint als eine Nacheiferung des Plato, vornehmlich ſeines letzten Buchs, von der Republik, geſchrieben zu ſeyn.

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß Fontenelle ein Schriftſteller, der wegen ſeiner Aufrichtigkeit berühmt iſt, ein wenig von ſeinem gewöhnlichen Character abzugehen ſcheint, wenn er ſich bemühet, den Plutarch wegen der Stellen lächerlich zu machen, die ſich in dieſem Geſpräche von den Orakeln befinden. Die Ungereimtheiten, die den Perſonen dieſes Geſprächs in den Mund gelegt werden, können dem Plutarch nicht beygemeſſen werden. Er läßt einen durch den andern widerlegen; und überhaupt ſcheint es ſein Vorhaben zu ſeyn, eben die Meynungen lächerlich zu machen, die ihm Fontenelle zuſchreibt, und weswegen er ihn durchzieht. Siehe Hiſtoire des Oracles.

sen, als die gegenwärtigen *. Ein Schriftsteller also, der eben in dem Zeitpuncte des Alterthums lebte, den man uns so volkreich vorstellet **, beschweret sich über die damalige Verwüstung, erhebt die vorigen Zeiten über die seinigen, und nimmt zu alten Fabeln seine Zuflucht, um seine Meynung zu unterstützen. Die Neigung, das Gegenwärtige zu tadeln, und das Vergangene zu bewundern, ist bey den Menschen gar zu tief eingewurzelt, und verleitet selbst diejenigen Personen, die den gründlichsten Verstand und die weitläuftigste Gelehrsamkeit haben.

* Lib. 2.

** Er war ein Zeitgenosse des Cäsars und des Augusts.

Von

Von der protestantischen

Thronfolge in England.

XI.

Von der
proteſtantiſchen Thronfolge
in England.

Ich nehme an, daß ein Parlamentsglied unter der Regierung König Wilhelms, oder der Königinn Anna, da die proteſtantiſche Thronfolge noch nicht feſtgeſetzt war, bey ſich berathſchlagt, was er in dieſer Sache für eine Partey ergreifen müſſe, und daß er die Gründe von beyden Seiten unparteyiſch unterſucht habe; ich glaube, daß er alsdenn folgende Dinge würde in Betrachtung gezogen haben.

Er würde leicht die Vortheile eingeſehen haben, die aus der Wiederherſtellung der ſtuartſchen Familie erfolgen würden, indem dadurch die Erbfolge klar und unbeſtritten, und frey von einem Prätendenten erhalten wird, dem das Geblüt ein ſo ſcheinbares Anrecht giebt, das in den Augen der meiſten Menſchen allezeit der ſtärkſte, der deutlichſte und faßlichſte Anſpruch iſt. Vergebens ſagt man, wie viele gethan haben, daß die Frage: ob es Regenten ohne Regierung, bloß durch die Vorzüge der Geburt, gebe, nichtswür-

dig ſey, und nicht verdiene, daß man darüber rede, geſchweige denn ſtreite. Der gröſte Haufen der Menſchen wird dieſe Geſinnungen nie annehmen; und ich glaube, es iſt auch die Geſellſchaft viel beſſer und vortheilhafter, daß er es nicht thut, ſondern vielmehr in ſeinen natürlichen Vorurtheilen und vorgefaßten Meynungen beharret. Wie könnte einige Standhaftigkeit und Dauer bey einer monarchiſchen Regierung, (die, wenn ſie nicht die beſte, doch jederzeit die gemeinſte von allen geweſen) ſtatt finden, wenn die Menſchen nicht eine ſo große Neigung und Achtung für den wahren Erben ihrer königlichen Familien hätten, oder wofern ſie ihm, wenn er gleich ſchwach am Verſtande und minderjährig ſeyn ſollte, nicht vor den vollkommenſten Perſonen von den glänzendeſten Gaben, oder vor denen, die ſich durch große Thaten berühmt gemacht haben, den Vorzug gäben? Würde nicht ein jeder Anführer des Volks bey jeder Erledigung Anſprüche machen, oder auch vielleicht, wenn der Thron beſetzt wäre, ſich zu demſelben melden; und würde das Königreich nicht alsdenn zu einem Schauplatze beſtändiger Kriege und Zerrüttungen werden? Der Zuſtand des römiſchen Reichs war gewiß in dieſer Abſicht nicht beneidenswürdig; eben ſo wenig, als das Schickſal der morgenländiſchen Nationen, die ſo wenig Achtung für die Vorrechte ihrer Monarchen haben, daß ſie dieſelben täglich dem Eigenſinne und dem plötzlichen Einfalle des Pöbels oder der Soldaten aufopfern. Das iſt nur eine thörichte

Weis-

Weisheit, die so sorgfältig angewandt wird, die Prinzen herunter zu setzen, und sie denen niedrigsten Menschen gleich zu machen. In der That findet ein Zergliederer in einem Monarchen nicht mehr, als in dem schlechtesten Bauern, oder Tagelöhner; und ein Sittenlehrer kann vielleicht oft noch weniger bey ihm finden. Aber wohin zielen alle diese Betrachtungen und Anmerkungen ab? Wir behalten doch alle noch dieselbigen Vorurtheile für Geburt und Familie; und können uns weder in unsern ernsthaften Geschäfften, noch in unsern sorgenlosen Belustigungen gänzlich davon frey machen. Ein Trauerspiel, das die Begebenheiten gemeiner Matrosen, oder Träger, oder selbst das Schicksal eines Privatedelmanns vorstellte, würde uns sogleich ekelhaft werden; aber ein Trauerspiel, das Könige und Prinzen auf die Bühne bringt, erhält in unsern Augen ein wichtiges und würdiges Ansehen. Oder wenn auch ein Mensch sich durch seine vorzügliche Weisheit über solche Vorurtheile erheben könnte; so würde er sich doch, vermöge eben dieser Weisheit, bald wieder zu denselben herunterlassen; weil er bald einsehen würde, daß die Wohlfahrt der Gesellschaft aufs genaueste von diesen Vorurtheilen abhängt. Weit entfernt, das Volk in diesem Stücke aus seinem Irrthume zu bringen. Würde er die Empfindung der Ehrfurcht gegen die Prinzen nähren und befördern, die zur Erhaltung einer gehörigen Subordination in einem Staate nothwendig sind. Und sollte auch oft das Leben von

zwanzig tausend Menschen aufgeopfert werden, um einen König bey dem Besitze seines Thrones zu erhalten; so ist er über diesen Verlust nicht unwillig; weil er etwa glauben konnte, daß ein jeder von diesen Menschen vielleicht eben so viel innern Werth habe, als der Prinz, dem er dient. Er sieht ein, was es für Folgen hat, wenn das Erbrecht der Könige verletzt wird; Folgen, die man vielleicht in vielen Jahrhunderten noch fühlen kann; da der Verlust von einigen tausend Menschen einem großen Königreiche so wenig Nachtheil verursacht, daß man ihn oft in wenig Jahren nicht mehr spühren kann.

Die Vortheile der hannöverischen Thronfolge sind von einer entgegengesetzten Art, und fließen eben daher, daß sie das Erbrecht verlegt, und einen Prinzen auf den Thron setzet, dem die Geburt kein Anrecht auf diese Würde gab. Ein jeder, der die Geschichte dieser Insel betrachtet, siehet deutlich, daß die Vorrechte des Volks, während der beyden letzten Jahrhunderte, beständig zugenommen, und zwar durch die Theilung der Länder, die der Kirche gehörten, durch die Veräußerung der Baronien, durch den Fortgang der Handlung, und vornehmlich durch unsre glückliche Lage, die uns auf eine lange Zeit zureichende Sicherheit verschafft, ohne daß wir ein stehendes Kriegsheer oder eine militärische Einrichtung zu dem Ende nöthig haben. Hingegen hat die öffentliche Freyheit in diesem Zeitpuncte fast bey allen euro-

europäiſchen Nationen ungemein abgenommen; indem die Völker der Beſchwerlichkeiten der alten gothiſchen Kriegseinrichtung überdrüßig waren, und ihren Prinzen lieber gemiethete Truppen anvertraueten, die ſie leicht wider die Völker wenden konnten. Es war alſo nichts außerordentliches, daß einige unſrer britiſchen Monarchen die Natur unſrer Verfaſſung, und das Genie der Nation unrecht verſtanden; und daß ſie alle die ihnen vortheilhafte Beyſpiele, ſo ihnen ihre Vorfahren hinterlaſſen hatten, annahmen, und alle diejenigen überſahen, die ihnen zuwider waren, und eine eingeſchränkte Regierung zum voraus ſetzten. In dieſem Irrthume wurden ſie durch das Beyſpiel aller benachbarten Prinzen beſtärkt, indem ſie ſich verleiten ließen, eben die Vorrechte, und eben die Gewalt zu fodern, die dieſe Prinzen beſaßen, mit denen ſie den Titel oder die Benennung und die Zeichen des Anſehens gemein hatten *. Die Schmeicheley

* Es erhellet aus den Reden, der Erklärung, und überhaupt aus der ganzen Aufführung König Jacobs des erſten ſo wohl als ſeines Sohnes, daß ſie die engliſche Regierung für eine ordentliche Monarchie hielten, und daß ſie ſich niemals eingebildet, daß ein anſehnlicher Theil ihrer Unterthanen ganz andre Meynungen davon hege. Dieß war die Urſache, daß ſie ihre Anſprüche bloßgaben, ohne vorher eine Macht vorzubereiten, wodurch ſie dieſelben hätten unterſtützen können; ja daß ſie dieſelben ſo gar ohne Zurückhalten, oder ohne Verſtellung bekannten, deren ſich ſonſt alle diejenigen bedienen, die einen neuen

der Hofleute verblendete sie noch mehr; und vornehmlich die Schmeicheleyen der Geistlichkeit, die aus

neuen Anschlag ausführen, oder eine Veränderung in der Regierungsform vornehmen wollen. König Jacob sagte seinem Parlamente gerade heraus, wenn es sich in Staatssachen mischte: Ne sutor ultra crepidam. Er pflegte auch über der Tafel in allerhand Gesellschaften seine Gedanken hierüber noch weit freyer zu eröffnen: wie wir aus einer Begebenheit sehen können, die in Wallers Leben erzählet wird, und die dieser Dichter oft zu wiederholen pflegte. Waller hatte in seiner Jugend die Neugierde an Hof zu gehen; eines Tages stand er mit noch andern Leuten bey der Tafel, und sah den König speisen; unter andern saßen auch zween Bischöffe an der Tafel. Der König warf ganz laut die Frage auf: Ob er nicht das Geld seiner Unterthanen nehmen könne, wenn er Gelegenheit dazu hätte, ohne alle die Umstände und Formalitäten mit dem Parlament. Der eine Bischof antwortete sogleich: Da sey Gott vor, daß Ew. Majestät das nicht thun, denn Sie sind der Odem unsrer Nase. Der andre Bischof lehnte die Beantwortung dieser Frage ab, und sagte, daß er in Parlamentssachen nicht erfahren sey: aber da der König darauf bestand, und sagte, daß er keine Ausflucht annehmen würde, antwortete er scherzhaft: Nun so glaube ich, daß Ew. Majest. meines Bruders Geld gesetzmäßig nehmen können: denn er bietet es an. In Sir Walter Raleighs Vorrede zur Weltgeschichte liest man folgende merkwürdige Stelle. Philipp der zweyte versuchte mit Gewalt, und mit bewaffneter Hand, sich nicht bloß zu einem

aus verſchiednen Stellen der Schrift, die noch dazu verdreht wurden, ein regelmäßiges und offenbares Syſtem der Tyranney und der deſpotiſchen Gewalt gegründet und aufgerichtet hatten. Das einzige Mittel, alle dieſe ausſchweifende Anſprüche zu vernichten, war dieſes, daß man von der Linie der wahren Kronerben abgieng, und einen Prinzen erwählte, der offenbar eine Creatur des Gemeinenweſens war, und die Krone, unter ausdrück-

einem unumſchränkten Herrn von den Niederlanden zu machen, ſo wie die Könige und Souverains von England und Frankreich ſind; ſondern er wollte, nach Art der türkiſchen Regierung, alle ihre natürlichen Grundgeſetze, Vorzüge und alte Rechte unter die Füße treten. Wenn Spenſer von einigen Begünſtigungen redet, ſo die engliſchen Könige den irrländiſchen Gemeinſchaften zugeſtanden, ſo ſagt er: „obgleich alle dieſe Begünſtigungen und Freyheiten damals, wie ſie zuerſt zugeſtanden wurden, erträglich und vielleicht billig waren, ſo ſind ſind ſie doch itzund höchſt unbillig und unſchicklich. Aber ſie werden bald durch höhere Gewalt der Vorrechte Sr. Majeſt. aufgehoben werden, wider die man die Freyheiten nicht anführen darf, die die Könige ſelbſt zugeſtanden haben.„ State of Ireland pag. 1537. Edit. 1706.

Da dieſes die gemeinen, obgleich nicht die allgemeinen Begriffe der damaligen Zeiten waren; ſo waren ſie bey den erſten Prinzen aus dem Hauſe Stuart wegen ihres Verſehens deſto eher zu entſchuldigen. Und Rapin, der vernünftigſte von allen Geſchichtſchreibern, ſcheint bisweilen über dieſen Punct gar zu ſtrenge mit ihnen zu verfahren.

drücklichen und angenommenen Bedingungen, erhielt, und folglich sein Ansehen auf eben den Grund gebauet fand, worauf die Freyheiten der Nation ruhet n. Indem man ihn aus der königlichen Linie wählte, ward den ehrgeizigen Unterthanen alle Hoffnung abgeschnitten, die etwa in künftigen Nothfällen den Staat durch ihre Cabalen und Ansprüche hätten beunruhigen können. Indem wir die Krone in seiner Familie erblich machten, beugten wir allen Unbequemlichkeiten des Wahlreichs vor; und indem wir den nächsten Erben ausschlossen, versicherten wir alle Einschränkungen unsrer Verfassung, und machten unsre Regierung einförmig, und, so zu sagen, aus einem Stücke. Das Volk ist der Monarchie zugethan, weil es durch dieselbe beschützt wird; der Monarch ist der Freyheit günstig, weil er durch dieselbe eingesetzt worden. Und auf diese Art ist durch die neue Thronfolge jeder Vortheil erhalten, so weit die menschliche Geschicklichkeit und Weisheit gehen kann.

Das sind die besondern Vortheile, die sich bey der Festsetzung der Thronfolge in dem Hause Stuart, oder in dem Hause Hannover finden. Es giebt auch gewisse Nachtheile bey beyden Fällen, die ein unparteyischer Patriot untersuchen und erwägen muß, um von dem Ganzen ein richtiges Urtheil zu fällen.

Die

Die Nachtheile der protestantischen Thronfolge entstehen aus den auswärtigen Staaten, so die Prinzen der hannöverischen Linie besitzen, und die uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, in die Händel und Kriege des festen Landes ziehen; und die uns einigermaßen um den unschätzbaren Vortheil bringen können, den uns die Lage unsers Landes verschafft, das von einer See, auf der wir die Herren sind, umgeben wird. Die Nachtheile, die mit der Zurückberufung der abgesetzten Familie verknüpft sind, entspringen vornehmlich aus ihrer Religion, die der Gesellschaft schädlicher und nachtheiliger ist, als die unter uns festgesetzte Religion, und die keiner andern Religion einige Duldung, Frieden oder Sicherheit gewähret.

Mir kömmt es vor, daß alle diese Vortheile und Nachtheile von beyden Seiten zugestanden werden; wenigstens von allen denen, die irgend vernünftig denken und schließen können. Kein Unterthan, er mag noch so getreu seyn, wird leugnen können, daß der bestrittne Titel, oder der zweifelhaft gemachte Anspruch und die auswärtigen Staaten der itztregierenden königlichen Familie, ein Schaden oder ein Unglück sind: und ein jeder Anhänger der stuarrischen Familie muß bekennen, daß das Erbrecht, die unwidertreiblichen Ansprüche, und die römischkatholische Religion, gleichfalls Nachtheile bey dieser Familie sind. Es kommt also einem Philosophen, der keiner Parteyzugethan ist, allein zu, alle diese Umstände auf die Wag-

Waagſchale zu legen, und ihr Gewicht, und den gehörigen Einfluß derſelben zu beſtimmen. Ein ſolcher Philoſoph, wird gleich zuerſt gern bekennen, daß alle politiſche Fragen und Unterſuchungen unendlich verwickelt ſind; und daß kaum jemals in einer Berathſchlagung eine Wahl kann getroffen werden, die entweder bloß gut oder bloß übel iſt. Vermiſchte und mannichfaltige Folgen können von jeder Maasregel zum voraus geſehen werden. Bedenklichkeit, Zurückhaltung und Zweifel ſind alſo die einzigen Geſinnungen und Empfindungen, die er zu dieſer Unterſuchung mitbringt. Oder wenn er ja einer Leidenſchaft nachhängt, ſo ſpottet und lacht er über die unwiſſende Menge, die allemal ſelbſt in den bedenklichſten und ſpitzfündigſten Fragen ſchreyet und lehret; worüber ſie doch mehr aus Mangel der gehörigen Gemüthsverfaſſung als aus Mangel des Verſtandes der ungeſchickteſte Richter iſt.

Aber um etwas Beſtimmteres über dieſe Sache zu ſagen, ſo hoffe ich durch folgende Betrachtungen, wo nicht den Verſtand eines Philoſophen, doch wenigſtens die gehörige Gemüthsverfaſſung deſſelben zu zeigen.

Urtheilen wir bloß nach dem erſten Anſehen, und nach der Erfahrung der vergangnen Zeiten; ſo müſſen wir geſtehen, daß die Vorurtheile eines parlamentariſchen Titels oder Anrechtes in dem Hauſe Hannover weit größer ſind, als die Vortheile

theile eines unbeſtrittnen Erbreichs in dem Hauſe Stuart; und daß unſre Väter weislich gethan, da ſie das erſtere dem letztern vorgezogen haben. So lange das Haus Stuart in England regiert hat, welches mit einiger Unterbrechung über achtzig Jahre gedauert hat, war die Regierung in einem beſtändigen Fieber, wegen der Streitigkeiten zwiſchen den Freyheiten des Volks und den monarchiſchen Vorrechten der Krone. Wurden die Waffen niedergelegt, ſo dauerte doch das Geräuſch der Zänkereyen fort; oder wenn auch dieſe zum Stillſchweigen gebracht wurden, ſo nagte doch die Eiferſucht beſtändig das Herz, und brachte die Nation in eine unnatürliche Gährung und Unordnung. Und da wir auf dieſe Art mit unſern einheimiſchen Streitigkeiten beſchäfftigt waren, erhob ſich eine fremde Macht in Europa, die der öffentlichen Freyheit gefährlich, wo nicht gar ganz verderblich iſt, ohne daß wir uns derſelben entgegenſetzten; wir waren ihr ſogar noch bisweilen behülflich.

Aber was auch in dieſen letzten ſechzig Jahren, da die parlamentsmäßige Thronfolge feſtgeſetzt worden, für Partenen entweder unter dem Volke, oder in öffentlichen Verſammlungen, die Oberhand behalten haben: ſo iſt doch die ganze Stärke unſrer Verfaſſung immer auf eine Seite gefallen, und zwiſchen unſern Printzen und unſern Parlamentern iſt eine ununterbrochne Harmonie erhalten worden. Die öffentliche Freyheit hat nebſt dem

dem innerlichen Frieden und der guten Ordnung fast ohne Unterbrechung geblühet. Die Handlung, die Manufacturen und der Ackerbau haben zugenommen. Die Künste und Wissenschaften und die Philosophie sind getrieben und angebauet worden; selbst die Religionspartenen sind gezwungen worden, ihren wechselsweisen Groll abzulegen; und der Ruhm der Nation ist über ganz Europa ausgebreitet; da wir als ein Bollwerk gegen die Unterdrückung und die großen Gegner der Macht sind, die allen Völkern mit der Bezwingung und Unterwürfigkeit drohet. Einen so langen und so rühmlichen Zeitpunct kann fast keine Nation aufweisen; und man hat kein Beyspiel in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, daß so viele Millionen Menschen während einer solchen Zeit auf eine so freye, so vernünftige und der Würde der menschlichen Natur so gemäße Art zusammengehalten worden.

Aber, obgleich diese neue Erfahrung für die gegenwärtige Thronfolge deutlich den Ausschlag zu geben scheint; so giebt es dennoch einige Umstände, die man in die andre Schale legen muß; und es ist gefährlich, unser Urtheil nach einem Erfolg oder einem Beyspiele abzufassen.

Wir haben in dem ebengedachten blühenden Zeitpuncte, außer unzähligen Verschwörungen, zwo Rebellionen gehabt. Und wenn keine derselben unglückliche Folgen gehabt hat, so müssen wir es

es dem eingeschränkten Verstande der Prinzen verdanken, die unsre Thronfolge streitig machten; und uns insofern glücklich schätzen. Aber ich besorge, daß die Ansprüche der verbannten Familie noch nicht verjährt sind; und wer kann uns versprechen, daß ihre künftige Unternehmungen nicht größere Unordnungen verursachen werden?

Die Streitigkeiten zwischen der Freyheit und dem uneingeschränkten Ansehen, kann durch Gesetze, durch Stimmen, Conferenzen und Bewilligungen leicht beygelegt werden; wofern von beyden, oder auch nur von einer Seite irgend einige Mäßigung und Klugheit gebraucht wird. Zwischen entgegen gesetzten, Ansprüchen, kann der Streit bloß durch das Schwerdt, durch Verwüstung und durch bürgerliche Kriege entschieden werden.

Ein Prinz, der den Thron mit einem streitig gemachten Rechte besitzet, unterstehet sich nicht, seine Unterthanen zu bewafnen; welches doch das einzige Mittel ist, ein Volk so wohl vor der einheimischen Unterdrückung, als vor den Eroberungen der Fremden, in Sicherheit zu setzen.

Wie schwer hielt es, ohngeachtet aller unsrer Reichthümer und ohngeachtet unsers Ruhms, daß wir neulich aus Gefahren entwischten, die wir nicht sowohl der schlechten Führung und dem unglücklichen Ausgang des Krieges, als dem verderblichen Gebrauch, unsre öffentlichen Einkünfte

zu verpfänden, und den noch verderblichern Grundsatzen, nie unsre Schulden abzubezahlen, zuschreiben mußten? Solche unselige Maaßregeln hätte man nie ergreiffen können, wenn es nicht geschehen wäre, um eine ungewiße und zweifelhafte Thronfolge zu versichern *.

Aber, um uns zu überzeugen, daß ein Erbrecht einem Rechte, so die Wahl des Parlaments giebt, und das sonst durch keine andre Gründe unterstützt wird, vorzuziehen sey; braucht man sich nur in Gedanken in den Zeitpunct der Wiederherstellung der stuartschen Familie zurück zusetzen, und anzunehmen, daß man in dem Parlamente gesessen habe, welches die königliche Familie zurück rief, und die größten Unordnungen endigte, die nur jemals aus den entgegengesetzten Ansprüchen des Prinzen und des Volks entstanden sind. Was würde man von einem Manne gedacht haben, der damals den Vorschlag gethan hätte, Carln den 2ten vorbey zugehen, und dem Herzoge von York oder Glocester die Krone aufzusetzen, bloß um alle hohe Foderungen gleich denen, die ihr Vater und Großvater gemacht hatten, gänzlich auszuschließen? Würde man nicht einen

* Diejenigen, die bedenken, wie allgemein der verderbliche Gebrauch, zum Behuf der Staatskassen öffentliche Fonds aufzurichten, in ganz Europa geworden, können vielleicht diese lezte Meynung bestreiten; aber man muß auch zugleich bedenken, daß wir weniger, als andre Staaten dazu zu greiffen, gezwungen waren.

einen solchen für einen ausschweifenden Projectmacher gehalten haben, der gefährliche Arzneymittel liebe, und mit einer Regierung und Staatsverfaßung, wie ein Quacksalber mit seinem Patienten verfahren, und allerhand Mittel daran probiren und wagen wollte.

Obgleich die Vortheile, die eine Thronfolge, deren Rechte auf das Parlament gegründet sind, vor einer andern, die ihre Ansprüche auf das Erbrecht bauet, zum voraus hat, groß sind; so sind sie doch zu fein und zu spitzfindig, als daß sie jemals in die Vorstellungen und Gedanken des Pöbels einen Einfluß haben sollten. Der große Haufen der Menschen wird nie zugeben, daß sie zureichend gewesen, um uns anzutreiben, dasjenige zu thun, was man als eine Ungerechtigkeit gegen den Prinzen ansehen könnte. Sie müssen durch einige grobe und dem Pöbel bekannte, und faßliche Grundsätze unterstützt werden. Und obgleich vernünftige Leute von ihrer Stärke überzeugt sind; so werden sie doch dieselben verwerfen, um sich nach der Schwachheit und den Vorurtheilen des Volks zu bequemen. Nur ein Tyrann, der die Freyheiten seines Volks verletzte, oder ein betrogner Abergläubischer, konnten durch ihr schlechtes Verhalten, dasjenige möglich und wirklich machen, was vielleicht stets zu wünschen war.

In der That, die Ursache, so die Nation wegen Ausschließung des Stuartschen Geschlechts,

und so vieler andern Linien der königlichen Familie angegeben hat, ist nicht ihr Erbrecht, und der Anspruch, den ihnen dasselbe auf den Thron giebt, (eine Ursache, die, so richtig sie an und für sich selbst ist, nach dem gemeinen Begriffe ganz ungereimt würde geschienen haben,) sondern die Religion zu der sie sich bekennen; welches uns Anleitung giebt, die obgedachten Nachtheile beyder Regierungen unter einander zu vergleichen.

Ich gestehe es, wenn man die Sache überhaupt betrachtet, so möchte man wünschen, daß unser Prinz keine auswärtige Staaten besäße, und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Regierung dieser Insel einschränken möchte. Denn, einiger wahrhaften Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken, die aus Staaten auf dem festen Lande erwachsen können; so geben sie ungemein viel Stoff, und eine solche Gelegenheit zur Verläumdung und Beschimpfung, die der Pöbel, der immer geneigt ist, von seinen Obern übel zu denken, mit Begierde ergreift. Indessen muß man bekennen, daß Hannover vielleicht in ganz Europa derjenige Strich Landes ist, der einem Könige von Großbrittannien am wenigsten unbequem und ungelegen ist. Es liegt mitten in Deutschland, von den großen Mächten entfernt, die unsere natürlichen Nebenbuhler sind; es wird so wohl durch die Reichsgesetze, als durch die Waffen seines Beherrschers beschützet; und es dient bloß dazu, uns mit dem Hause Oesterreich genauer zu vereinigen, welches unser natürlicher Bundsgenosse ist. In

In dem letzten Kriege hat es uns Dienste geleistet, indem es uns eine ansehnliche Anzahl der bravesten und getreuesten Hülfstruppen von der Welt geschafft hat. Der Churfürst von Hannover ist der einzige ansehnliche Reichsfürst, der in den letzten Unruhen von Europa keine besondern Absichten ausgeführt, und keine alten Ansprüche erneuert hat; sondern er hat, diese ganze Zeit hindurch, der Würde eines Königs von Großbritannien gemäß gehandelt. Und es würde auch schwer halten zu beweisen, daß wir in der ganzen Zeit, da diese Familie den Thron besessen hat, wegen der churfürstlichen Staaten einigen Nachtheil oder Schaden erlitten haben, wenn wir den kurzen Verdruß im Jahr 1718 mit Carln dem zwölften ausnehmen, der nach ganz andern Grundsätzen, als andere Prinzen handelte, und aus einer jeden öffentlichen Beleidigung einen Privatstreit machte.

Die Religion des Hauses Stuart ist eine weit wichtigere Unbequemlichkeit, die uns viel schreckliche Folgen drohen würde. Die römischkatholische Religion mit ihrem ungeheuern Schwarm von Priestern und Mönchen ist weit kostbarer, als unser Gottesdienst. Selbst wenn sie nicht mit ihren natürlichen Begleitern, den Inquisitoren, mit Pfälen und Galgen vergesellschaftet wird; so ist sie doch viel weniger zur Duldung geneigt. Sie begnügt sich nicht damit, die priesterlichen Verrichtungen von den königlichen zu trennen, (welche Trennung einem jeden Staate schädlich seyn muß,)

sondern sie giebt die erstern einem Fremden, der allezeit ein besonderes und oft ein widriges und ganz anderes Interesse haben kann, als der Staat hat.

Aber wäre auch diese Religion der Gesellschaft noch so vortheilhaft, so ist sie doch derjenigen zuwider, die unter uns festgesetzt ist, und die, allem Ansehen nach, in den Gemüthern des Volks noch lange Zeit herrschen wird. Und ob man gleich hoffen kann, daß der Fortgang der Vernunft und der Philosophie nach und nach den giftigen Haß der widrigen Religionen in Europa schwächen wird; so hat dennoch der Geist der Mäßigung bisher noch zu wenig Fortgang gemacht, als daß man demselben gänzlich trauen und sich darauf verlassen könnte.

Ueberhaupt genommen scheinen also die Vortheile der stuartischen Regierung, die uns von einem streitigen Titel oder Anspruche befreyen würden, mit den Vortheilen der hannöverischen Thronfolge einiges Verhältniß zu haben, die uns vor den Ansprüchen auf die Souverainität in Sicherheit setzet. Aber zu gleicher Zeit sind die Nachtheile der erstern Regierung, weil alsdenn ein römischkatholischer Prinz den Thron besitzen würde, weit größer, als die Unbequemlichkeiten, die mit der Regierung der hannöverischen Familie verknüpft sind, da die Krone einem fremden Prinzen aufgesetzt ist. Welche Partey ein unparteyischer Patriot, unter der Regierung König Wilhelms, oder

oder der Königinn Anna, unter diesen verschiednen Gesichtspuncten würde ergriffen haben, kann vielleicht einigen schwer zu bestimmen scheinen. Ich für meinen Theil halte die Freyheit für einen so unschätzbaren Segen in einem Staate, daß ich glaube, alles was ihren Fortgang und ihre Sicherheit befördert, könne von einem Freunde und Liebhaber des menschlichen Geschlechts nicht zu sehr geschätzt werden.

Aber nunmehr besitzt das Haus Hannover wirklich den Thron. Die Prinzen von dieser Familie sind ohne Intriguen, ohne Cabalen, ohne ihr Anhalten durch die einmüthige Stimme unsrer ganzen gesetzgebenden Versammlung, zum Throne berufen worden. Sie haben seit der Zeit, da sie denselben besessen, in allen ihren Handlungen die größte Sanftmuth, Billigkeit und Achtung für die Gesetze und Verfassung geäußert. Unsre eigne Minister, unsre Parlamente, wir selbst haben uns regiert; und wenn uns ein Unfall begegnet ist, so müssen wir niemand, als das Glück und uns selbst anklagen. Wie viel Vorwürfe würden wir uns von allen Nationen zuziehen, wenn wir einer Thronfolge, die so vorbedächtlich festgesetzt worden, und deren Bedingungen so heilig beobachtet worden, überdrüßig würden, und alles wieder in Unordnung brächten; und durch unsre Leichtsinnigkeit und unsre rebellische Gemüthsart bewiesen, daß wir zu nichts anders geschickt und fähig wären, als zu einer gänzlichen Sklaverey und Unterwerfung?

Die gröſte Unbequemlichkeit, die mit einem streitig gemachten Rechte verknüpft iſt, iſt dieſe, daß uns ein ſolches Recht der Gefahr der bürgerlichen Kriege und Rebellionen ausſetzt. Welcher weiſer Mann wird, um dieſe Unbequemlichkeit zu verhüten, ſo gleich zu einem bürgerlichen Kriege und zur Rebellion greifen? Nicht zu gedenken, daß ein ſo langer Beſitz, der durch ſo viele Geſetze verſichert iſt, itzund ſchon, nach den Begriffen eines groſſen Theils der Nation, dem Hauſe Hannover einen Anſpruch und einen Titel zum Beſitz gegeben hat, den es behielte, wenn es auch des Throns beraubt würde. Wir würden alſo itzund nicht einmal durch eine Staatsveränderung die Abſicht erreichen können, ein ſtreitig gemachtes Anrecht zum Throne zu verhüten.

Keine Staatsveränderung, die durch die Macht der Nation hervorgebracht wird, würde jemals vermögend ſeyn, unſre Schulden und Bürden, wobey es auf den Vortheil ſo vieler Perſonen ankömmt, ohne eine anderweitige groſſe Noth zu vertilgen und wegzuräumen. Und eine Staatsveränderung, die durch eine fremde Macht verurſacht wird, iſt eine Eroberung; ein Unglück, womit uns die ungewiſſe und unſichere Balanz der Macht ſehr nahe bedrohet, und die vielleicht unſre bürgerlichen Uneinigkeiten mehr, als alle andere Urſachen, plötzlich über uns bringen werden.

* * *

Ent-

Entwurf
einer vollkommenen
Republik.

XII.

Entwurf einer vollkommenen Republik.

Unter allen Menschen sind keine so gefährlich, als politische Projectmacher, wenn sie Macht haben; und keine so lächerlich, wenn die Gewalt ihnen fehlet: so wie auf der andern Seite **ein weiser Staatsmann der wohlthätigste Charakter in der ganzen Natur ist, wenn er durch Ansehen unterstützt wird**, und vollkommen unschuldig und nicht gänzlich unnütz ist, wenn er desselben beraubt ist. Es verhält sich mit den Regierungsformen nicht, wie bey andern Werken der Kunst, wo man ein altes Werkzeug wegwerfen kann, wenn wir ein anderes ausfinden können, das bequemer und richtiger ist, oder wo man mit Sicherheit Versuche anstellen kann, wenn der Erfolg auch noch zweifelhaft seyn sollte. Eine festgesetzte Regierung hat einen unendlichen Vorzug, eben dadurch, daß sie festgesetzt ist; weil der größte Theil der Menschen durch Ansehen und nicht durch Vernunft regiert wird, und keinem Dinge, das nicht durch das Alterthum angepriesen und empfohlen wird, einiges Ansehen beylegt. In dieser Sache also Proben und Versuche anzustellen, und zwar

zwar bloß weil man glaubt, daß die neuen Projecte auf vernünftige Schlüße und Philosophie gegründet sind, ist ein Verfahren, wozu ein weiser Magistrat nie schreiten wird, der das, was das Gepräge des Alterthums führet, scheuen und verehren wird; und wenn er gleich zum gemeinen Besten einige Verbeßerungen versuchet, so wird er seine Ausbeßerungen doch immer, so viel nur möglich ist, nach dem alten Gebäude einrichten und bequemen, und die Grundpfeiler der Verfaßung aufrecht erhalten.

Die Mathematiker sind über die Figur eines Schiffes, so zum Segeln am geschicktesten seyn sollte, sehr uneinig unter einander gewesen; und man glaubt mit Recht, daß **Huygens**, der diesen Streit endlich ausmachte, dadurch so wohl der gelehrten als der handelnden Welt einen großen Dienst geleistet habe; obgleich **Columbus** und **Drake**, ohne diese Entdeckung, der eine nach America, und der andre um die Welt, gesegelt haben. Da man zugeben muß, daß eine Regierungsform, vollkommner sey als die andere, ohne daß die Sitten und die Gemüthsart besonderer Menschen den Vorzug entscheiden, den die eine vor der andern haben konnte; warum sollte man denn nicht untersuchen, welche die vollkommenste von allen sey; wenn gleich die gemeinen gestümperten und unrichtigen Regierungen, die Absichten der Gesellschaft zu erreichen scheinen; und wenn es gleich nicht so leicht ist eine neue Regierung festzusetzen,

zuſetzen, als ein Schiff nach einem neuen Riß zu bauen? Wenigſtens iſt dieſer Vorwurf unter allen denen, worauf der menſchliche Witz nur fallen kann, am würdigſten, unſre Neugierde zu erregen. Und wer weis, ob nicht einem künftigen Zeitalter, wenn dieſe Frage durch die allgemeine Uebereinſtimmung aller Gelehrten entſchieden wäre, dadurch Gelegenheit könnte verſchafft werden, die Theorie auszuführen; wenn entweder die alten Regierungen aufgehoben würden, oder die Menſchen ſich vereinigten, in einem entferntem Theile der Welt eine neue Regierung aufzurichten? Ueberhaupt kann es nichtanders als vortheilhaft und nützlich ſeyn, wenn man weis was in dieſer Art am vollkommenſten iſt, damit wir in den Stand geſetzt werden, eine wirkliche Verfaßung oder Regierung, durch gewiße nicht gar zu merkliche Veränderungen und Neuerungen, die die Geſellſchaft nicht zu ſehr verwirren können, dem Puncte der Vollkommenheit ſo nahe als möglich zu bringen.

Mein ganzes Vorhaben gehet in dieſer Abhandlung bloß dahin, dieſen Gegenſtand des Nachdenkens wieder auf die Bahn zu bringen; und daher werde ich meine Mennung in ſo wenig Worten, als mir nur möglich iſt, abfaßen. Eine weitläuftige Abhandlung würde, wie mir deucht, dem Publico nicht ſehr angenehm ſeyn, das deraleichen Unterſuchungen vieleicht beydes für chimäriſch und unnütz halten wird.

Alle

Alle Regierungs Entwürfe die eine groſse Verbeſserung in den Sitten der Menſchen zum voraus ſetzen, ſind gänzlich eingebildet und träumeriſch. Von dieſer Art iſt die Republik des Plato, und des Thomas More Utopien, die Oceana des Harrington iſt der einzige ſchätzbare Plan einer Republik, den man dem Publico vorgelegt hat.

Die vornehmſten Mängel der Oceana ſcheinen dieſe zu ſeyn. Erſtlich, ihre Rotation iſt unbequem, indem dadurch auf gewiſſe Zeit, Leute, von welcher Fähigkeit ſie auch ſeyn mögen, aus den öffentlichen Bedienungen geſtoſſen werden. Zweitens, ihr Geſetz, die Aecker gleich einzutheilen iſt von der Art, daß es nicht kann ausgeführt werden. Die Menſchen werden bald die Kunſt lernen, die in Rom getrieben ward, daß ſie ihre Güter unter dem Nahmen andrer Leute verhehlen, bis endlich der Misbrauch ſo allgemein wird, daß man auch ſo gar den Schein der Einſchränkung wird fahren laſſen. Drittens, die Oceana verſchafft keine gehörige Verſicherung der Freyheit, oder der Abſtellung der eingeſchlichnen Misbräuche. Der Senat muß vorſchlagen, und das Volk einwilligen; auf dieſe Art hat nicht nur der Senat eine verneinende Stimme gegen das Volk; ſondern was noch viel wichtiger iſt, ſeine verneinende Stimme gehet vorher, ehe das Volk votirt. Wäre die verneinende Stimme des Königs nach der engliſchen Verfaſſung von eben der Art, und

ſtün-

stünde es bloß bey ihm, welche Billen in das Parlament sollten gebracht werden; so würde er in der That ein unumschränkter Monarch seyn. Da aber seine verneinende Stimme auf die Stimmen der beyden Häuser des Parlaments folgt, so hat sie wenig zu bedeuten; so groß ist der Unterschied in beyden Fällen, und so viel kömmt darauf an, wohin man einerley Dinge setzt. Wenn eine Bille, die dem Volk angenehm ist, und in beyden Häusern überlegt worden, zur Reife gebracht ist, wenn alle Nachtheile und alle Vortheile gegen einander abgewogen sind; so werden es sehr wenige Prinzen wagen, das einmüthige Begehren ihres Volkes abzuschlagen, wenn ihnen die Bille zur bestätigung übergeben wird. Aber könnte der König eine ihm unangenehme Bille in der Geburth ersticken, (so wie es auf ein Zeitlang in dem schottischen Parlamente, vermittelst der Lords der Artikel (Lords of the Articles) gieng) so würde die Großbrittannische Regierung kein Gleichgewicht haben, und die Misbräuche würden nie abgestellt werden. Und es ist gewiß, daß eine ausnehmende Gewalt in einer Regierung nicht so wohl von neuen Gesetzen herrührt, als vielmehr von der Nachläßigkeit und Verabsäumung, die Misbräuche, die sich bey den alten eingeschlichen haben, abzustellen. Eine Regierung muß, wie Machiavel sagt, oft wieder zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurück gebracht werden. Es scheint also, daß die ganze Macht Gesetze zu geben, in der Oceana, einig bey dem Senat ste-

he;

he: wovon Harrington selbst gestehen würde, daß es eine sehr unschickliche Regierungsform seyn würde, vornehmlich, nachdem das obgedachte Gesetz von der Eintheilung der Aecker abgeschaft worden.

Hier ist eine Regierungsform, gegen die ich in der Theorie keinen beträchtlichen Einwurf finden kann. Man theile Großbrittannien und Irland, oder sonst ein andres Land von gleichem Umfang, in hundert Grafschaften, und jede Grafschaft in hundert Kirchspiele ein. Ist das Land, das zu einer Republik soll errichtet werden, von einem kleinern Umfang, so kann man die Zahl der Grafschaften verringern; aber nie muß die Zahl derselben unter dreyßig seyn. Ist das Land aber größer, so ist es beßer, daß man die Kirchspiele erweitert, oder mehr Kirchspiele auf eine Grafschaft rechnet, als daß man die Zahl der Grafschaften vermehret.

Alle Eigenthümer eines freyen Stück Landes in den Landkirchspielen, und alle die in den Stadtkirchspielen Schoß und Steuer bezahlen, müssen sich jährlich in ihrer Pfarrkirche versammlen, und vermittelst kleiner Kugeln einen Eigenthümer eines freyen Stück Landes in der Grafschaft zu ihrem Gliede erwählen, die wir die Grafschafts Repräsentanten nennen wollen.

Die hundert Repräsentanten einer Grafschaft, müssen zwey Tage nach ihrer Erwählung in der Stadt

Stadt der Grafschaft zusammen kommen und auf die obige Art, aus ihrer Gesellschaft zehn Magistratspersonen der Grafschaft, und einen Senator wählen. Es sind also in der ganzen Republik hundert Senatoren, tausend Magistratspersonen der Grafschaften, und zehn tausend Grafschafts-Repräsentanten. Denn wir legen allen Senatoren das Ansehen der Magistratspersonen, und allen Magistratspersonen das Ansehen der Grafschaftsrepräsentanten bey.

Die Senatoren müssen in der Hauptstadt zusammen kommen, und mit der ganzen Macht der Vollstreckung der Gesetze, mit der Gewalt des Krieges und Friedens, den Feldherrn, Admiralen und Gesandten, Verhaltungsbefehle zu geben, mit einem Worte, mit allen Vorzügen und Rechten eines Königs von Großbrittannien versehen werden, seine verneinende Stimme ausgenommen.

Die Grafschaftsrepräsentanten versammlen sich in ihren besondern Grafschaften, und besitzen die ganze Macht der Republik Gesetze zu geben; die größte Zahl der Grafschaften entscheidet die Frage, und wenn sie gleich ist, giebt der Senat den Ausschlag.

Ein jedes neues Gesetz muß erst im Senat überlegt werden, und wenn es auch von demselben verworfen wird, oder nur zehn Senatoren darüber streiten, so muß es den Grafschaften zugesandt

werden. Der Senat kann zu der Abschrift des Gesetzes die Ursachen, warum er es annimmt, oder verwirft, hinzufügen.

Weil es beschwerlich seyn würde, wegen eines wenig bedeutenden Gesetzes, das etwa erfodert würde, sogleich alle Grafschaftsrepräsentanten zu versammlen; so hat der Senat die Wahl, das Gesetz entweder den Magistratspersonen, oder Repräsentanten der Grafschaften zuzuschicken.

Wenn gleich das Gesetz den Magistratspersonen übergeben ist, so stehet es doch bey ihnen, die Repräsentanten zusammen zu berufen, und die Sache ihrer Entscheidung zu überlassen.

Es mag der Senat das Gesetz den Magistratspersonen oder den Repräsentanten der Grafschaften übergeben; so muß dennoch eine Abschrift von demselben und den Gründen des Senats jedem Repräsentanten acht Tage vor dem Tage zu gesandt werden, der zur Versammlung und Berathschlagung über dasselbe angesetzt ist. Und wenn gleich der Senat die Entscheidung desselben den Magistratspersonen überlassen hat; so müssen sie dennoch gehorchen, wenn fünf Grafschaftsrepräsentanten ihnen befehlen, alle Repräsentanten zusammen zu berufen, und die Sache ihrem Ausspruch zu überlassen.

Entweder die Magistratspersonen oder Repräsentanten können dem Senator der Grafschaft die Ab-

Abschrift eines Gesetzes geben, das dem Senat zur Ueberlegung soll vorgelegt werden; und wenn fünf Grafschaften zugleich darauf bestehn, so muß das Gesetz, wenn es gleich von dem Senat verworfen wird, entweder vor die Magistratspersonen, oder Repräsentanten der Grafschaften kommen, wie es in dem Gesuche der fünf Grafschaften bestimmt ist.

Zwanzig Grafschaften können durch die Stimmen entweder ihrer Magistratspersonen oder Repräsentanten einen Mann auf ein Jahr aller öffentlichen Bedienungen entsetzen. Dreyßig Grafschaften auf drey Jahre.

Der Senat hat die Macht, ein oder mehrere Mitglieder aus seiner Gesellschaft so auszustoßen, daß man sie für das Jahr nicht mehr erwählen darf. Der Senat kann nicht zweymal in einem Jahre den Senator derselbigen Grafschaft ausstoßen.

Die Macht des alten Senats dauert drey Wochen, bis nach der jährlichen Erwählung der Grafschaftsrepräsentanten. Alsdenn werden alle neue Senatoren, wie die Cardinäle in einem Conclave, eingeschlossen, und wählen auf eine feine Art durch Kügelchen, wie zu Venedig und Malta üblich ist, folgende obrigkeitliche Personen: einen Protector, der die Würde der Republik vorstellt, und im Senat präsidiret; zwey Staatssecretarien; folgende sechs Rathsversammlungen: einen Staatsrath, ei-

nen Religions- und Gelehrsamkeitsrath, einen Handlungsrath, einen Rath der Gesetze, einen Kriegsrath und einen Admiralitätsrath; jeder Rath besteht aus fünf Personen; und endlich sechs Schatzcommissarien und einen Hauptcommissarius. Alle diese müssen Senatoren seyn. Der Senat ernennt alle Gesandte an auswärtige Höfe, die entweder Senatoren seyn können, oder auch nicht. Der Senat kann einen oder auch alle, in ihren Posten lassen; aber er muß sie alle Jahre vom neuen wieder erwählen.

Der Protector und die zween Secretarien haben Sitz und Stimme in dem Staatsrathe. Dieser Rath beschäfftigt sich mit allen auswärtigen Angelegenheiten. Der Staatsrath hat in allen andern Rathsversammlungen Sitz und Stimme.

Der Rath der Religion und der Wissenschaften hat die Aufsicht über die Universitäten und über die Geistlichkeit. Der Handlungsrath besorgt alles das, was in die Handlung einschlägt. Der Rath der Gesetze untersucht alle Misbräuche der Gesetze, so von den untern Magistratspersonen eingeführt werden, und denkt darauf, wie man das allgemeine Recht, und die gerichtlichen Gebräuche verbessern möge. Der Kriegsrath hat die Aufsicht über die Miliz und die Kriegszucht, über die Magazine und Vorrathshäuser u. s. w. und wenn die Republik in Krieg begriffen ist, so überlegt er, was den Feldherrn für Befehle sollen zugesandt werden.

Der

Der Admiralitätsrath hat eben dieſe Gewalt in Abſicht auf das Seeweſen, nebſt der Macht, die Capitains und alle niedrigere Officiers zu ernennen.

Keine von dieſen Rathsverſammlungen kann für ſich ſelbſt Befehle ausfertigen, ausgenommen in dem Falle, wenn ihnen der Senat dieſe Gewalt giebt. In andern Fällen müſſen ſie dem Senat alles mittheilen.

Wenn der Senat nicht beyſammen iſt, ſo kann eine von den Rathsverſammlungen denſelben vor dem zu ſeiner Verſammlung angeſetzten Tage zuſammen berufen.

Außer dieſen Rathsverſammlungen, oder Höfen, iſt noch ein andrer, ſo der Candidatenhof genennt wird, mit dem es ſich folgendermaßen verhält. Wenn einige Candidaten zu einer Senatorenſtelle die Stimmen von mehr als dem dritten Theile der Repräſentanten haben, ſo wird ein ſolcher Canditat, der nächſt dem erwählten Senator die meiſten Stimmen hat, auf ein Jahr zu allen öffentlichen Bedienungen, und ſelbſt zu einer Magiſtrats- oder Repräſentantenſtelle unfähig: aber er nimmt ſeinen Sitz in dem Candidatenhofe. Hier haben wir alſo eine Verſammlung, die bisweilen aus hundert Gliedern beſtehen kann, und bisweilen gar keine Glieder hat, und alsdenn auf ein Jahr kann abgeſchafft werden.

Der Candidatenhof hat keine Gewalt in der Republik. Er hat bloß die Aufsicht über die öffentlichen Rechnungen, und das Recht, jemand vor dem Senat anzuklagen. Wenn der Senat einen Angeklagten freyspricht, so kann der Candidatenhof nach Gutbefinden an das Volk, d. i. entweder an die Magistratspersonen oder Repräsentanten appelliren. Bey einer solchen Appellation versammlen sich die Magistratspersonen, oder Repräsentanten, an dem Tage, der von dem Candidatenhofe angesetzt worden, und wählen in jeder Grafschaft drey Personen, von deren Anzahl alle Senatoren ausgeschlossen sind. Diese dreyhundert Männer versammlen sich in der Hauptstadt, und ziehen die angeklagte Person aufs neue vor Gericht.

Der Candidatenhof kann bey dem Senate ein Gesetz in Vorschlag bringen; und wenn es verworfen wird, kann derselbe an das Volk, nämlich an die Magistratspersonen oder Repräsentanten appelliren, die es in ihren Grafschaften untersuchen. Ein jeder Senator, der durch die Stimmen aus dem Senat gestoßen ist, nimmt in dem Candidatenhofe Sitz.

Der Senat besitzt das ganze richterliche Ansehen des Oberhauses des englischen Parlaments, nämlich das Recht, daß man von allen niedern Gerichtshöfen an ihn appelliren kann. Er ernennet gleichfalls den Lordkanzler, und alle Gerichtsbedienten.

Eine

Eine jede Grafſchaft iſt für ſich ſelbſt eine Art von einer Republik, und die Repräſentanten können Grafſchaftsgeſetze machen, die nicht eher gelten, als drey Monate nachher, von der Zeit an gerechnet, da darüber votirt worden. Dem Senat und allen andern Grafſchaften, wird eine Abſchrift dieſes Geſetzes zugeſandt. Der Senat, oder eine einzige Grafſchaft, können zu irgend einer Zeit, ein Geſetz einer andern Grafſchaft aufheben.

Die Repräſentanten haben alles Anſehen der engliſchen Friedensrichter in gerichtlichen Verhören, Verurtheilung zum Gefängniß u. ſ. f.

Die Magiſtratsperſonen ernennen alle Bedienten der öffentlichen Einkünfte in jeder Grafſchaft. Alle Sachen, ſo die öffentlichen Einkünfte betreffen, gehören ganz allein, und ohne weitere Apellation, vor die Magiſtratsperſonen. Sie billigen und unterſchreiben die Rechnungen aller dieſer Bedienten; aber ſie müſſen zu Ende des Jahrs alle ihre eignen Rechnungen von den Repräſentanten unterſuchen und unterſchreiben laſſen.

Die Magiſtratsperſonen ernennen die Prediger in allen Kirchſpielen.

Die presbyterianiſche Kirchenregierung wird feſtgeſetzt; und der höchſte Gerichtshof iſt eine Verſammlung oder Synodus aller Kirchenvorſteher. Die Magiſtratsperſonen können eine Sache von dieſem Hofe wegnehmen, und ſie ſelbſt entſcheiden.

Die Magiſtratsperſonen können einen Kirchenvorſteher vor Gericht ziehen, und ihn entweder ganz oder auf eine Zeitlang abſetzen.

Die Miliz wird auf den Fuß eingerichtet, wie ſie in der Schweiz feſtgeſetzt iſt, welches bekannt genug iſt, und hier nicht erſt braucht erklärt zu werden. Nur wird es noch gut ſeyn, daß man zugleich den Gebrauch einführt, jährlich zwanzigtauſend Mann, (und zwar immer andre zwanzigtauſend) heraus zu nehmen, um ſie im Sommer ſechs Wochen campiren zu laſſen, damit ihnen die Pflichten eines Feldlagers nicht ganz unbekannt ſeyn mögen. In dieſer Zeit werden ſie ordentlich beſoldet.

Die Magiſtratsperſonen ernennen alle Oberſten, und die niedrigern Officiers. Der Senat alle höhere. Im Kriege ernennt der Feldherr bis auf den Oberſten mit eingeſchloſſen, alle Officiers, und ſeine Beſtallung gilt auf zwölf Monate. Aber nach Verlauf dieſer Zeit muß ſie von den Magiſtratsperſonen der Grafſchaft beſtätigt werden, der das Regiment gehört. Die Magiſtratsperſonen können einen Officier in dem Regimente der Grafſchaft abdanken. Und der Senat kann eben dieſes mit einem jeden Officier thun. Wenn die Magiſtratsperſonen es nicht für gut befinden, die Wahl des Feldherrn zu beſtätigen; ſo können ſie einen andern Officier an die Stelle desjenigen ernennen, den ſie verwerfen.

Alle

Alle Verbrechen werden in der Grafschaft von den Magistratspersonen und einem Geschwornen gerichtlich untersucht. Aber der Senat kann einer gerichtlichen Untersuchung Einhalt thun, und die Sache vor seinen Richterstuhl ziehen.

Eine Grafschaft kann einen Mann wegen irgend eines Verbrechens bey dem Senate anklagen.

Der Protector, die zween Secretarien, der Staatsrath, und noch fünf andere, die der Senat ernennet, besitzen bey außerordentlichen Nothfällen auf sechs Monate eine dictatorische Macht.

Der Protector kann eine Person begnadigen, die von den untern Gerichtshöfen verdammt worden.

In Kriegszeiten kann kein Officier der Armee, der im Felde ist, eine bürgerliche Bedienung in der Republik haben.

Die Hauptstadt, die wir London nennen wollen, hat vier Glieder im Senate. Sie kann also in vier Grafschaften abgetheilt werden. Die Repräsentanten von diesen vier Grafschaften erwählen für jede einen Senator, und zehn Magistratspersonen. Es sind also in der Stadt vier Senatoren, vier und vierzig Magistratspersonen, und vierhundert Repräsentanten. Die Magistratspersonen haben eben dasselbe Ansehen, als die Magistratspersonen in den Grafschaften. Die Repräsentanten haben auch dasselbe Ansehen; aber sie ver-

sammlen sich nie alle an einem Orte, und votiren alle besonders in ihrer Grafschaft, oder Abtheilung von hundert.

Wenn sie ein Stadtgesetz machen, entscheidet die große Zahl der Grafschaften, oder Abtheilungen, die Sache. Und ist diese Zahl gleich, so geben die Magistratspersonen den Ausschlag.

Die Magistratspersonen wählen den Maire, (Bürgermeister) den Sheriff, (Stadtrichter) und den Stadtsecretär, und die übrigen Stadtbedienten.

In der Republik hat kein Repräsentant, keine Magistratsperson, noch Senator, als solche, einige Besoldung. Der Protector, die Secretarien, die Rathsversammlungen und Gesandten haben Besoldung.

Das erste Jahr in jedem Jahrhundert wird dazu ausgesetzt, alle die Ungleichheiten und Unordnungen zu verbessern, die sich mit der Zeit in die Repräsentation möchten eingeschlichen haben. Dieß muß durch diejenigen geschehen, die die Macht haben, Gesetze zu geben.

Folgende kurze politische Sätze werden die Ursachen aller dieser Anordnungen erklären.

Die niedrigere Classe des Volks, und die kleinen oder armen Eigenthümer können ganz gut von denen Personen urtheilen, die, was den Rang und die Wohnung anbetrifft, nicht gar zu weit von ihnen

nen entfernt sind; und daher werden sie in ihren Kirchspielsversammlungen die besten, oder doch beynahe die besten Repräsentanten wählen; aber diese Leute sind zu Grafschaftsversammlungen völlig ungeschickt, und nicht fähig, zu höhern Bedienungen der Republik Personen zu wählen. Ihre Unwissenheit giebt den Großen Gelegenheit, sie zu hintergehen.

Zehntausend Personen selbst, wenn sie nicht jährlich erwählt würden, sind eine genugsam starke Stütze einer freyen Regierung. Es ist wahr, der Adel macht in Polen mehr als zehntausend Personen aus, und dennoch unterdrückt er das Volk. **Aber da seine Macht immer bey einerley Personen und Familien bleibt; so werden sie dadurch gleichsam eine von dem Volke unterschiedne Nation. Ueberdem sind die Edelleute in Polen unter wenigen Familienhäuptern vereinigt.**

Alle freye Regierungen müssen aus zwo Rathsversammlungen bestehen, einer kleinern und einer größern; oder mit andern Worten, aus einem Senat und dem Volke. Dem Volke würde es, wie **Harrington** anmerkt, ohne den Senat, an Klugheit fehlen; und dem Senate ohne das Volk, an Redlichkeit.

Wenn man es einer großen Versammlung, z. E. von tausend Personen überträgt, das Volk vorzustellen, so würde sie bey ihren Ueberlegungen in Unordnung verfallen. Sollte sie aber nicht vorlegen,

gen, so hat der Senat eine verneinende Stimme wider denselben, und zwar die schlimmste Art von verneinenden Stimmen, nämlich die, so vor der Entschließung hergehet.

Dieß ist also eine Unbequemlichkeit, der noch keine Regierung bisher völlig abgeholfen hat, der aber ungemein leicht abzuhelfen ist. Wenn das Volk berathschlaget, ist alles Verwirrung; und berathschlaget es nicht, so kann es sich bloß entschließen; und alsdenn wird ihm der Senat zuschneiden, was er ihm geben will. Man theile das Volk in viele besondre Haufen, und alsdenn kann es ganz sicher berathschlagen, und jeder Unbequemlichkeit scheint vorgebeugt zu seyn.

Der Cardinal von Retz sagt, daß alle zahlreiche Versammlungen, sie mögen auch zusammengesetzt seyn, wie sie wollen, dennoch nichts als Pöbel sind, und sich in ihren Berathschlagungen immer von den schlechtesten Bewegungsgründen hinreißen lassen. Dieß wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Wenn eine Ungereimtheit ein Mitglied einnimmt, so theilt er sie seinem Nachbar mit, und der weiter seinem Nachbar, bis endlich die ganze Versammlung angesteckt ist. Man theile diesen großen Haufen; und wenn jedes Glied auch nur von mittelmäßigem Verstande sein sollte: so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß etwas anders, als vernünftige Gründe, über die ganze Gesellschaft einiges Gewicht haben werden. Da

der Einfluß und das Beyspiel weggenommen sind, so wird die Vernunft unter einer Menge von Leuten über die Unvernunft siegen. Die Vernunft ist ein Ding; aber die Thorheiten sind unzählig; und ein jeder Mensch hat seine verschiedne Thorheit. Das einzige Mittel, die Leute klug zu machen, ist dieses, daß man sie verhindert, sich nicht allzu stark zu versammlen.

Es giebt zwey Dinge, wider die man bey einem jeden Senat auf der Hut seyn muß; diese sind, seine Vereinigung und seine Trennung. Seine Vereinigung ist höchst gefährlich, und wider diesen Unfall haben wir folgende Hülfsmittel ausgedacht. 1) Die große Abhängigkeit des Senats von dem Volke, vermittelst der jährlichen Wahlen; und zwar geschehen diese Wahlen nicht durch allerhand schlechte Leute, wie die englischen Wahlen, welche von Leuten vorgenommen werden, die nicht unterscheiden können, sondern durch beqüterte und wohl erzogne Leute. 2) Die geringe Gewalt, die dem Senat zugestanden ist. Er hat wenig Bedienungen zu vergeben. Meist alle Stellen werden von den Magistratspersonen in den Grafschaften vergeben. 3) Der Hof der Candidaten, da derselbe aus Leuten bestehet, die Nebenbuhler des Senats sind, ihm, was das Interesse anbetrifft, am nächsten kommen, und die sich in ihren gegenwärtigen Umständen nicht wohl befinden, so werden sie gewiß alle Vortheile wider den Senat ergreifen.

Der

Der Trennung des Senats wird vorgebeugt, 1) durch die kleine Anzahl seiner Glieder. Da eine Meutherey allemal eine Vereinigung zu einem besondern Interesse zum voraus setzt, wird derselben dadurch vorgebeugt, daß sie alle von dem Volke abhängen. 2) Der Senat hat die Macht, ein unruhiges Mitglied auszustoßen. Es ist wahr, wenn ein andres Glied von eben derselbigen Denkungsart aus der Grafschaft geschickt wird, so hat der Senat nicht die Macht, es auszustoßen; und es ist auch nicht dienlich, daß er diese Macht habe; denn wenn der zweyte eben so gesinnt ist, als der erstere; so zeigt dieß eine Gesinnung des Volks an, die vermuthlich ihren Grund in der üblen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hat. 3) Man kann voraussetzen, daß fast ein jedes Glied eines Senats, der so regelmäßig von dem Volk erwählt worden, zu einer bürgerlichen Stelle Fähigkeit habe. Es würde also gut seyn, wenn der Senat einige allgemeine Entschließungen in Ansehung der Stellen faßte, die unter den Mitgliedern sollen vergeben werden. Diese Entschließungen würden den Senat nicht in bedenklichen Zeiten, wenn sich außerordentliche Gaben auf der einen, oder eine außerordentliche Dummheit auf der andern Seite bey einem Senator zeigen, die Hände binden; und doch würden sie zureichend seyn, um das Anhalten und die Cabalen zu verhindern, indem sie die Vergebung und Besetzung der Stellen nach einer festgesetzten Gewohnheit einrichten. Zum Exempel, der Senat faßte den Schluß, daß nie-

niemand eine Bedienung haben solle, der nicht vier Jahre im Senat gesessen; daß, die Gesandten ausgenommen, niemand zwey Jahre nach einander eine Stelle bekleiden dürfe; daß niemand zu den höhern Bedienungen gelangen soll, der nicht vorher den niedrigen vorgestanden hat; daß niemand zweymal Protector seyn soll u. s. f. Der venetianische Senat regiert sich durch dergleichen Schlüsse.

In auswärtigen Angelegenheiten kann das Interesse des Senats kaum jemals von dem Interesse des Volks unterschieden seyn; und daher ist es dienlich, daß man dem Senat in Absicht auf dieselben freye Hände läßt; widrigenfalls würde alle geheime und feine Staatskunst wegfallen. Ueberdem kann ohne Geld keine Allianz ausgeführt werden, und folglich ist der Senat noch zur Genüge abhängig. Nicht zu gedenken, daß die Magistratspersonen und Repräsentanten dem Verfahren des Senats immer Einhalt thun können, weil die Macht, so die Gesetze giebt, derjenigen immer überlegen ist, die sie nur zur Vollziehung bringt.

Die vornehmste Stütze der brittischen Regierung ist die Gegeneinandersetzung oder die Widrigkeit des Interesse; aber obgleich dieses den Hauptzweck befördert, so bringt es doch unendliche Partenen hervor. In unserm Plane thut diese Gegeneinandersetzung alles Gute, ohne ihre schlimmen Wirkungen zu haben. Die Candidaten oder Mitwerber haben nicht die Macht, den Senat zu beschrän-

schränken; sie haben bloß die Macht anzuklagen, und an das Volk zu appelliren.

Es ist gleichfalls nothwendig, sowohl der Vereinigung, als der Trennung bey den tausend Magistratspersonen, zuvor zu kommen. Dieß geschieht zur Gnüge durch die Absonderung der Oerter und des Interesse.

Aber, wofern dieses noch nicht genug seyn sollte; so wird diese Absicht auch durch ihre Abhängigkeit von den zehntausenden, von denen sie gewählt werden, erreichet.

Dieß ist noch nicht alles: Denn die zehntausend können nach ihrem Gutbefinden die Macht wieder zurück nehmen; und nicht nur, wenn es ihnen allen gefällt, sondern wenn es nur fünfe von hunderten für gut befinden; welches bey dem ersten Verdacht eines besondern und verschiedenen Interesse geschehen wird.

Die zehntausend machen einen zu zahlreichen Haufen aus, als daß sie sich jemals vereinigen oder trennen sollten; außer, wenn sie an einem Orte zusammen kommen, und von ehrgeitzigen Anführern geleitet werden. Nicht zu gedenken, daß sie jährlich, und zwar fast von dem ganzen Haufen des Volks, ermählet werden.

Eine kleine Republik ist, an und für sich selbst betrachtet, die glückseligste Regierung von der Welt, weil alle Dinge unter den Augen und unter

ter der Aufsicht der Regenten sind; aber sie kann durch eine große auswärtige Macht bezwungen werden. Dieser Entwurf scheint alle Vortheile einer großen und einer kleinen Republik zu vereinigen.

Ein jedes Gesetz einer besondern Grafschaft kann, entweder durch den Senat, oder durch eine andere Grafschaft, aufgehoben werden; weil ein solches Gesetz eine Widrigkeit des Interesse zeigt, in welchem Falle kein Theil für sich selbst entscheiden muß. Die Sache muß allen überlassen werden, die am besten bestimmen werden, was mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmt, oder nicht.

Was die Geistlichkeit und die Miliz anbetrifft; so fällt die Ursache der Anordnungen, so dießfalls gemacht werden, einem jeden leicht in die Augen. Hängt die Geistlichkeit nicht von der bürgerlichen Regierung ab, und hat ein Staat keine Landmiliz; so ist es thöricht, wenn man sich einbildet, daß er sicher und beständig seyn könne.

In vielen Regierungen haben die Untermagistrate keine Belohnung, außer denen, die ihnen ihr Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, oder ihr patriotischer Geist verschafft. Die Besoldungen der französischen Richter betragen nicht so viel, als die Zinsen von dem Gelde ausmachen, wofür sie ihre Bedienungen kauten. Die holländischen Bürgermeister haben wenig mehr unmittelbaren Vortheil, als die englischen Friedensrichter, oder als die Glieder des Hauses der Gemeinen vormals

hatten. Aber damit man nicht etwan glauben möchte, daß dieses Nachläßigkeit in der Verwaltung ihrer Bedienungen veranlassen würde, (welches doch wenig zu befürchten ist, wenn man den natürlichen Ehrgeitz der Menschen bedenkt,) so können die Magistratspersonen zureichende Besoldungen haben. Die Senatoren haben zu so vielen rühmlichen und einträglichen Stellen Zugang, daß man ihnen für ihren Dienst nichts bezahlen darf. Von den Repräsentanten werden wenig Dienste erfodert.

Daß dieser Regierungsplan auszuführen sey, ist eine Sache, woran niemand zweifeln kann, der bedenkt, wie ähnlich derselbe der Republik der vereinigten Niederlande ist, so vormals eine der weisesten und berühmtesten Republiken gewesen, so die Welt jemals gesehen hat. Die Veränderungen im gegenwärtigen Entwurfe sind offenbar nichts als Verbesserungen. 1. Die Repräsentation des Volks ist gleicher. 2. Die uneingeschränkte Gewalt der Bürgermeister in den Städten, die eine vollkommene Aristocratie in der holländischen Republik hervor bringt, wird durch eine wohl gemäßigte Democratie verbessert; indem dem Volke die jährliche Wahl der Grafschaftsrepräsentanten überlassen wird. 3. Die verneinende Stimme, die eine jede Provinz und eine jede Stadt wider den ganzen Staatskörper der vereinigten Provinzen, in Absicht auf Bündnisse, Krieg und Frieden, und die Ausschreibung der Auflagen hat,

hat, wird hier weggenommen. 4. Die Grafschaften sind, nach dem gegenwärtigen Plane, nicht so unabhängig, eine von der andern, und machen nicht so besondere Republiken aus, als die sieben Provinzen, wo die Eifersucht und der Neid, den die kleinern Provinzen und Städte über die gröſsern, sonderlich über Holland und Amsterdam hegen, die Regierung oft beunruhigt und verwirret haben. 5. Dem Senat werden gröſsere Vollmachten, aber von der sichersten Art, anvertrauet, als die Generalstaaten besitzen; wodurch der erstere in den Stand gesetzt wird, weit hurtiger und geheimer in seinen Entschlieſsungen zu seyn, als die letztern seyn können.

Die vornehmsten Veränderungen, die in der groſsbrittannischen Regierung könnten vorgenommen werden, um sie zu dem vollkommensten Muster einer eingeschränkten Monarchie zu machen, scheinen folgende zu seyn: **Erstlich.** Der Plan eines republikanischen Parlaments muſs wieder hergestellet werden; indem die Repräsentation gleich gemacht wird; und niemanden in den Grafschaftswahlen müſste erlaubt werden, zu votiren, als der so viel besaſse, daſs er jährlich hundert Pfund einzukommen hat. **Zweytens.** Da ein solches Unterhaus für ein schwaches Oberhaus, wie das gegenwärtige ist, zu mächtig und zu wichtig seyn würde; so müſsten die Bischöfe und die schottischen Pairs ausgestoſsen werden, deren Vorzeigen, in vormaligen Parlamenten, das An-

sehen dieses Hauses gänzlich aufhob. Die Zahl der Glieder des Oberhauses müßte bis zu drey oder vierhundert erhoben werden. Ihr Sitz müßte nicht erblich, sondern auf Zeit Lebens seyn. Sie müßten ihre eigene Mitglieder erwählen; und keinem Gliede des Unterhauses muß erlaubet werden, einen Sitz auszuschlagen, der ihm angebothen wird. Auf diese Art würde das Oberhaus gänzlich aus Männern von den vornehmsten Credit, von der größten Geschicklichkeit, und von dem wichtigsten Interesse in der ganzen Nation bestehen; und alle unruhige Anführer im Unterhause könnten aus demselben genommen, und ihr Interesse mit der Pairs ihrem vereinigt werden. Eine solche Aristocratie würde ein vortreffliches Bollwerk, sowohl für die Monarchie, als wider dieselbe seyn. Itzund hängt das Gleichgewicht unserer Regierung einigermaßen von der Geschicklichkeit und dem Verhalten des Monarchen ab; zwey Dinge, die sehr wandelbar und ungewiß sind.

Ich gestehe es, daß dieser Plan der eingeschränkten Monarchie, so sehr er auch verbessert ist, doch noch drey großen Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. Erstlich. Es hebt derselbe die Hof- und Landparteyen nicht völlig auf, ob er sie gleich besänftigen kann. Zweytens. Der persönliche Character des Königs muß noch immer einen großen Einfluß in die Regierung haben. Drittens. Das Schwerdt ist in den Händen einer einzigen Person, die allezeit die Landmiliz verab-

verabsäumen wird, um einen Vorwand zu haben, ein stehendes Kriegsheer auf den Beinen zu halten. Es ist offenbar, daß dieß eine tödtliche Krankheit der brittannischen Verfassung ist, woran dieselbe endlich unvermeidlich umkommen muß. Ich muß indessen bekennen, daß es scheint, als wenn Schweden dieser Unbequemlichkeit einigermaßen abgeholfen, und bey seiner eingeschränkten Monarchie sowohl eine Landmiliz als ein stehendes Kriegsheer hat, welches weniger gefährlich ist, als das englische.

Ich werde diese Materie mit der Anmerkung beschließen, daß die allgemeine Meynung falsch sey, vermöge der man vorgiebt, daß kein großer Staat, als Frankreich oder Großbrittannien, jemals zu einer Republik könne gemodelt werden; sondern daß eine solche Regierungsform nur in einer Stadt oder in einem kleinen Districte statt finden könne. Das Gegentheil dieser Meynung scheint offenbar zu seyn. Ob es gleich schwerer ist, eine republikanische Regierung in einem weitläuftigen Lande, als in einer Stadt anzulegen; so ist es auch dagegen leichter, in einem großen Lande, als in einer Stadt, dieselbe ohne Tumult und Meuthereyen beständig und einförmig zu erhalten, wenn sie einmal festgesetzt ist. Es ist nichts leichtes, daß sich die entfernten Theile eines großen Staats über einen Plan einer freyen Regierung vereinigen: aber sie vereinigen sich leicht in der Hochachtung und Ehrfurcht für eine einzel-

ne Person, die durch Hülfe dieser Gunst des Volks die Macht an sich reißen, die Widerspänstigen zum Gehorsam zwingen, und eine monarchische Regierung aufrichten kann. Hingegen eine Stadt vereinigt sich leicht über einerley Begriffe von der Regierung; die natürliche Gleichheit des Eigenthums ist der Freyheit beförderlich, und die nahe Nachbarschaft setzet die Bürger in den Stand, sich unter einander Beystand zu leisten. Selbst unter unumschränkten Prinzen ist die Unterregierung der Städte gemeiniglich republikanisch, da die Regierung der Länder und Provinzen monarchisch ist. Aber eben diese Umstände, die die Errichtung der republikanischen Regierung in den Städten erleichtern, machen auch ihre Verfassung schwächer und ungewisser. Democratien sind unruhig. Denn in so kleine Haufen man auch das Volk beym Votiren und bey dem Wählen absondern und vertheilen mag; so wird doch die nahe Nachbarschaft desselben in einer Stadt seine Ebbe und Fluth sehr sichtbar machen. Aristocratien sind zum Frieden und zur Ordnung zuträglicher, und werden daher von den alten Schriftstellern am meisten bewundert; aber sie sind eifersüchtig und drücken das Volk. In einer großen Regierung, die mit meisterlicher Geschicklichkeit gemodelt ist, hat man Gelegenheit und Raum genug, die Democratie von dem niedrigern Pöbel an, der zu den ersten Wahlen oder der ersten Verdauung der Republik kann zugelassen werden, bis

zu den höhern Magistratspersonen zu läutern und zu verfeinern. Zu gleicher Zeit sind die Theile so weit von einander entfernt, daß es sehr schwer ist, sie entweder durch Intriguen, Vorurtheile oder Leidenschaften, zu einigen Maaßregeln hinzureißen, die wider das gemeine Beste sind.

Es ist unnöthig zu fragen, ob eine solche Regierung ewig dauern würde. Ich gestehe es, der Ausruf des Dichters über die gränzenlosen Entwürfe des menschlichen Geschlechts, ein Mensch und ewig! ist vollkommen richtig. Die Welt selbst ist wahrscheinlicherweise nicht unvergänglich. Es können sich solche verheerende Landplagen erzeugen, die selbst eine vollkommene Republik zu einer wehrlosen Beute ihrer Nachbarn machen. Wir wissen nicht, in wie fern der Enthusiasmus, oder andere außerordentliche Bewegungen des menschlichen Gemüths, die Menschen zu einer Verabsäumung aller Ordnung und des öffentlichen Wohls hinreißen können. Wo die Verschiedenheit des Interesse aus dem Wege geräumt ist, da entstehen oft närrische, und nur Partenen ohne einen vernünftigen Grund, aus einer persönlichen Gunst oder Feindschaft. Vieleicht können auch die Triebfedern der genauesten und richtigsten politischen Maschine rosten, und ihre Bewegungen dadurch in Unordnung gebracht werden. Und endlich müssen weitläuftige Eroberungen, wenn sie verfolget werden, den Untergang einer jeden

freyen

freyen Regierung, und zwar den Untergang der vollkommensten eher, als der unvollkommensten, befördern, eben wegen der Vorzüge, so die vollkommene Republik vor der unvollkommenen zum voraus hat. Und obgleich ein solcher Staat ein Grundgesetz wider die Eroberungen machen muß; so sind doch die Republiken eben sowohl ehrsüchtig, als einzelne Personen; und der gegenwärtige Vortheil macht, daß die Menschen nicht an ihre Nachkommenschaft denken. Allein, es ist das schon eine zureichende Aufmunterung der menschlichen Bemühung, daß eine solche Regierung viele Zeitalter hindurch blühen würde; ohne daß wir uns unterstehen, einem menschlichen Werke die Unvergänglichkeit beyzulegen, von der es scheint, daß sie der Allmächtige seinen eigenen Werken versagt hat.

Philosophische Versuche
über die
Menschliche Erkenntniß
von
David Hume, Ritter.
Als dessen
vermischter Schriften
Zweyter Theil.

Nach der zweyten vermehrten Ausgabe
aus dem Englischen übersetzt
und
mit Anmerkungen des Herausgebers
begleitet.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christian Grund und Adam Heinrich Holle.
1755.

Univ. Bibl.
München

Vorrede
des Herausgebers.

Es haben mich zwey Gründe zu der Bekanntmachung dieſer Ueberſetzung bewogen, die ich durch einen bloßen Zufall in die Hände bekommen habe. So ungehalten einige Philoſophen auf die Zweifler und Freydenker ſind, ſo ſehr glaube ich Urſache zu haben, dieſelben, inſonderheit, wenn ſie von der Art unſers Verfaſſers ſind, für Wohlthäter der Philoſophie zu halten. Nichts iſt leichter, als daß ein Weltweiſer, dem niemand wider-

ſpricht, nachläßig wird. Die wahre Gewißheit liegt tief verborgen. Wir fühlen ſie oft von weitem und glauben ihr ganz nahe zu ſeyn, bis ein Zweifler, der weniger Liebe für ſie hat, uns zwingt, durch alle die Dornen und Hecken durchzubrechen, hinter welchen ſie erſt offenbar am Tage liegt. Dadurch allein erlangen wir die Geſchicklichkeit, die Wahrheit in ihrem vollen Lichte darzuſtellen, da wir ſonſt, mit unſerer eigenen Beredung zufrieden, ſie andern ſehr unvollkommen vortragen würden. Der große Haufe der Denker, bildet ſich bey ſeiner Erkenntniß immer mehr Gewißheit ein, als er wirklich fühlt. Seine Entſcheidungen werden dreuſte und zuverläßig. Die Wahrheit wird nur halb und mit vielem Irrthume vermiſcht erkannt, der mit ihr in einen Rang geſetzet wird.

So bald bey ſolchen Umſtänden ein Kopf ſich in der gelehrten Welt zeiget, der eine vollſtändigere Gewißheit haben will, ſo widerſpricht er einer Menge von Sachen, die man unter die ausgemachten Wahrheiten gezählet hat, und wenn man nicht ſo gleich die vermeynte Gewißheit der angefoch-

fochtenen Sätze in ihrer völligen Deutlichkeit darstellen kann, so finden sich gleich eine Menge solcher Geister ein, die alle Erkenntniß für ungewiß erklären, und durch die Behauptung einer allgemeinen Ungewißheit ihre Unwissenheit in vielen Dingen artig entschuldigen. Daher sie sich durch die Behauptung der Ungewißheit einen Namen machen, den sie durch gründliches Wissen niemals hätten erlangen können. Die Verwirrung, welche daher entsteht, ist so bekannt, daß es nicht nöthig ist, sie zu beschreiben.

Es wäre also kein geringer Vortheil für die Philosophie, wenn jedem Weltweisen in seinen Untersuchungen ein Zweifler an die Seite gesetzt würde, der ihn immer beym Aermel zöge, so oft er die Gewißheit einer Sache behauptet, gegen welche noch wichtige Zweifel übrig sind. Dieses würde sein Nachdenken sehr schärfen, und ihn nöthigen, allen Wahrheiten bis auf die ersten und gewissesten Grundsätze nachzuspüren. Auf diese Weise würde die Philosophie sich die Ehrfurcht erwerben, die der Wahrheit gebühret, und diejenigen,

welche nicht im Stande sind, die Wahrheit selbst zu erforschen, würden von den Philosophen mit Zuverläßigkeit die Grundsätze lernen, nach welchen sie ihre Handlungen mit Zuversicht einrichten könnten.

Mich dünkt, daß Deutschland mehr, als andere Länder der Gefahr eines schädlichen philosophischen Friedens ausgesetzt ist. Es sey, daß die philosophische Erkenntniß in Deutschland weniger ungewiß ist, als bey andern Völkern, oder daß Deutschland weniger zweifelnde Köpfe zeuget, so dünkt mich einmal gewiß, daß es eine Menge Philosophen in Deutschland giebt, deren Waffen durch den langen Frieden stumpf geworden oder verrostet sind. Ich hoffe, daß die Bekanntmachung dieses Werks sie aus ihrer müßigen Ruhe ein wenig aufwecken, und ihnen eine neue Thätigkeit geben werde. Dieses ist einer von den Gründen, die mich zur Herausgebung dieses Werks bewogen haben.

Den andern Grund gab mir die Schreibart und der ganze Vortrag des Herrn Hume, welcher nicht der geringste Theil der

Ver-

Verdienste dieses Verfassers ist. Er führet seine Leser bis in die verborgensten und dunkelsten Tiefen der Philosophie, durch einen Weg der leicht, angenehm und gleichsam mit Rosen bestreuet ist. Die schwersten und abstractesten Untersuchungen, die sonst diesem Theile der Weltweisheit ein finsteres und widriges Ansehen geben, sind hier auf eine Weise vorgetragen, wobey Gründlichkeit und Annehmlichkeit um den Vorzug zu streiten scheinen; durch die Feder dieses vortrefflichen Scribenten werden abgezogene Wahrheiten so angenehm, als lehrreiche Erzählungen, durch den Vortrag der Dichter.

Man kann daher hoffen, daß die Bekanntmachung eines solchen Werks Deutschland auch in diesem Stücke große Vortheile bringen werde. Es fehlt uns in der That nicht an großen Philosophen: aber das deutsche Kleid scheint der Philosophie noch nicht so zu stehen, wie es ihre innerliche Schönheit erfordert. Eine nähere Betrachtung und Ausführung dieser Anmerkung scheint mir so wichtig zu seyn, daß ich mir die Freyheit nehmen werde, den Leser damit einige Minuten aufzuhalten.

Vorrede.

Wenn mich nicht ein anhaltendes Nachdenken und eine sorgfältige Prüfung der philosophischen Systemen übel betrogen haben, so hat Deutschland in Absicht der Philosophie vor andern Nationen etwas voraus. Ich halte davor, daß Leibnitz und Wolf Wege gebahnet haben, welche in die tiefsten Geheimnisse der Weltweisheit leiten, wenn man ihnen nur folgen kann. Die Zeit ist gekommen, da man einige der wichtigsten Fragen über die Natur des Menschen und über seine Hoffnungen und Erwartungen in der Welt, nicht durch Muthmaßungen, sondern durch sichere Aussprüche beantworten kann. Allein man muß auch dabey gestehen, daß der den meisten Philosophen der deutschen Schule gewöhnliche Vortrag der Ausbreitung der Wahrheit etwas nachtheilig sey. Die Philosophie ist eine Wissenschaft für jeden Menschen, und muß auf eine Art vorgetragen werden, die jedem Leser deutlich und angenehm ist.

Es ist wahr; die Erforschung der Wahrheit ist mühsam, und wird keinem gelingen, der nicht Geduld genug hat, unzählige Hindernisse

dernisse zu überwinden. Ein Erfinder philosophischer Wahrheiten muß nothwendig durch manchen finstern und widrigen Weg eindringen. Wenn er aber einmal die Wahrheit durch schwere Untersuchungen entdeckt hat, so ist er im Stande, solche Wege zu bahnen, die auch Leuten von weniger Geduld und Scharfsinnigkeit einen sichern Zugang dahin verstatten. Der verehrungswürdige deutsche Philosoph, der der Welt das erste aneinander hangende System der Philosophie gezeiget hat, hielt für gut, dasselbe auf eben die mühsame Art vorzutragen, durch welche er selbst darauf gekommen war. Er leitet euch an der Hand und zwinget euch alle Schritte zu thun, die er gethan hat, er führet euch nicht durch den geradesten und angenehmsten, sondern bloß durch den sichersten Pfad, damit ihr euch desto weniger verirren sollt. Dieses macht, daß seine Schriften nur von wenigen Menschen in ihrem Zusammenhange gelesen werden. Die Absicht dieses großen Mannes verstattete ihm nicht, einen leichtern Weg zu gehen. Er wollte dem ärgsten Zweifler keine Ausflucht übrig lassen, und konnte deswegen keinen Satz weglassen, der zum

Zusammenhange der Untersuchung gehöret, und kein Begriff, der in sein System der Weltweisheit einschlägt, konnte der eigenen Erforschung des Lesers überlassen werden. Aus dieser Sorgfalt mußte nothwendig der langwierige und zum Theil verdrüßliche Vortrag unsers Philosophen entstehen. Euclides hat ein ähnliches System der gemeinen Geometrie hinterlassen. So wenig die Meynung dieses Griechen gewesen, daß alle die Anstalten, die er gemacht, zur Erkenntniß der Geometrie nothwendig seyn, so wenig hielt auch unser deutscher Philosoph seine Methode für die einzige gute in der Philosophie. Euclides schrieb in seiner Art um den damaligen Zweiflern einen Damm vorzusetzen, und Wolf vermahnet seine Nachfolger zu unzählig wiederholten malen, daß sie die durch mühsame Untersuchungen erkannte Wahrheiten auf eine kürzere und angenehmere Art, nach dem allgemeinen Verstande der Menschen * vortragen sollen.

Da

* Sensus communis.

Vorrede.

Da mir nun noch wenig Schriften bekannt sind, in welchen die Philosophie der deutschen Schule nach der Absicht ihres Stifters vorgetragen ist, und der noch immer herrschende schwere und abstracte Vortrag der Ausbreitung der Philosophie schader, so halte ich nicht für unnöthig, die leichtere und angenehmere Art des Vortrags unsern angehenden Philosophen bestens zu empfehlen. Wer diese metaphysischen Versuche des Herrn Hume nur mit einiger Aufmerksamkeit auf die Art des Vortrags liest, dem wird das Wesentliche derselben bald in die Augen fallen. Er scheint mir das beste Muster zu seyn, nach welchem man sich richten konnte. Indessen will ich doch versuchen, das Hauptsächlichste, wodurch sich dieser Vortrag von der demonstrativen und abstracten Art unterscheidet, hier aus einander zu setzen.

Die Natur hat den Menschen zweyerley Wege gezeiget, die Wahrheit einzusehen, oder sich davon zu überzeugen. Einen langsamen und sichern, und einen gar kurzen, der zwar in den allermeisten Fällen auch sicher genug ist, wiewol er nicht allemal

den

den äußersten Grad der Gewißheit mit sich führet. Jener ist die völlige Erweisung einer Sache, dieser ist die allgemeine gesunde Vernunft. Diese beyde Vermögen der Seele scheinen mir beynahe eben so von einander verschieden zu seyn, wie die Ueberlegung und der Instinct. Diese sind in Ansehung der Ausführung das, was jene in Ansehung der Erkenntniß sind. So gewiß der Instinct in den meisten Fällen ist *, so sicher ist auch die allgemeine gesunde Vernunft.

Der Weg der völligen Erweisung leidet fast gar keine andre, als ganz deutliche Begriffe, und erlaubt keinen Schluß, als nur in dem Falle, da das Gegentheil desselben offenbar widersprechend ist. Er erfodert also eine völlige Einsicht der Natur und des Wesens der Dinge, die man darauf antrifft. Ein vollständiger Beweis einer Sache gleicht einer Kette, deren Ringe überaus

* Es giebt Philosophen, die uns bereden wollen, daß der Instinct insonderheit bey Thieren niemals fehle, und sie halten ihn deswegen höher, als die Vernunft. Aber es können genug Fälle angeführet werden, da der Instinct der Thiere sie unsicher führet.

aus enge und daher in sehr grosser Anzahl sind. Die Gewißheit der gesunden Vernunft erfodert weniger Anstalten. Anstatt genauer Erklärungen und Entwickelungen aller Begriffe begnüget sie sich mit einer anschauenden Erkenntniß verschiedener besonderer Fälle, und in ihren Schlüssen sind die Mittelbegriffe nicht so weitläuftig, als in der andern Art ausgedrückt, weil ihrer viele durch eine schnelle Einsicht hinlänglich dem Verstande einleuchten. Da ich eine an sich selbst etwas schwere Sache, ohne große Weitläuftigkeit auf eine allgemeine Art nicht deutlicher beschreiben kann, so will ich, so wie es der leichtere Vortrag erfodert, anstatt einer allgemeinen Beschreibung dieser beyden Methoden, dieselben durch ein Exempel vorstellen. Lasset uns zwey Menschen sehen, die beyde sich überzeugen wollen, daß die Gelehrsamkeit etwas wirklich Gutes sey. Von dem einen wollen wir setzen, daß er diesen Satz durch einen förmlichen Beweis einsehen wolle; von dem andern aber, daß er durch die allgemeine gesunde Vernunft ihn gleichsam fühlen soll; und itzo wollen wir auf den Unterschied Ach-

tung

tung geben, der zwischen diesen beyden Arten der Erkenntniß sich zeiget.

Der erstere muß zuförderst deutliche und allgemeine Begriffe haben von dem, was man Gelehrsamkeit und Gut nennt. Allgemeine Begriffe, sage ich, die alle mögliche Arten der Gelehrsamkeit und des Guten in sich begreifen; denn sonst würde sein Schluß nicht die allergrößte allgemeine Gewißheit haben. Er hat derowegen nöthig, alle Arten der Gelehrsamkeit und des Guten auf das sorgfältigste zu betrachten, damit er dasjenige, was allen gemein ist, davon abziehen, und auf diese Art zu deutlichen Begriffen von dem Wesen der Gelehrsamkeit und des Guten kommen könne. Die Entdeckung des Wesens dieser Dinge ist das Fundament seiner Gewißheit. Er muß also in Absicht auf jeden Begriff das thun, was die größten Meister in der Mahlerey und Bildhauerey thun. Sie beobachten mit genauer Sorgfalt alle ihnen vorkommende schöne Gestalten, sie bemerken genau die Züge, wodurch sich die Schönheit einer jeden hebt: und wenn sie eine Menge schöner Gestalten, jede von der andern verschieden,

den, deutlich erkannt haben, so seyen sie durch die Einbildungskraft die zerstreueten Züge der Schönheit künstlich zusammen, und zeichnen oder bilden eine abstracte Schönheit, die alles an sich vereiniget hat, was jede einzele Schönheit für sich besitzet.

Wenn nun unser Philosoph seinen abstracten Begriff in Worten vortragen soll, so muß nothwendig die Sache, die durch so viel Ueberlegung aus einzelnen Begriffen gesammlet und recht kunstmäßig zusammen gesetzt worden, etwas schwer und bisweilen unverständlich werden, wo der abstracte Begriff nicht durch Beyspiele erläutert wird.

Dieses ist aber nur ein geringer Anfang der Arbeit. Wenn nun gänzlich erwiesen werden soll, daß die Gelehrsamkeit etwas Gutes ist, so müssen die beyden Grundbegriffe so lange jeder auf den nächsten abgeändert werden, bis zuletzt beyde auf einen heraus kommen, so daß der letzte Satz heißt; **Gut ist Gut.** Während dieser Arbeit, die so abstract ist, als möglich seyn kann, darf der Erforscher seine Aufmerksamkeit keinen

keinen Augenblick weder ruhen, noch auf etwas anders ausschweifen lassen; denn so bald der Zusammenhang der Begriffe ein wenig unterbrochen wird, so ist der letzte Schluß gar nicht einleuchtend.

Hieraus läßt sich nun leicht begreifen, daß diese Art der Untersuchung nicht nur sehr mühsam, sondern auch schwer und nur den besten Köpfen möglich sey. Daher kömmt es, daß Sachen, die nicht anders als nach dieser Art können vorgetragen werden, wie die meisten geometrischen Wahrheiten sind, nur von wenigen begriffen werden, so deutlich sie auch immer denen sind, welche Scharfsinnigkeit und Geduld genug haben, diesen Weg der Erkenntniß zu gehen. Sollte die Philosophie immer nach dieser Art vorgetragen werden, so würde es eben so rar seyn, einen guten Philosophen anzutreffen, als es wirklich rar ist, einen guten Messer * zu finden. Und es dünkt mich in der That, daß der wenige Fortgang den, die Philosophie hat, aus dieser Ursache herkömmt.

Wir

* Geometra oder Mathematicus.

Wir wollen nun unsern andern Philosophen in seiner Erforschung betrachten, der einen leichtern und angenehmern Pfad eingeschlagen hat, welcher ihn, wiewol er etwas unsicherer ist, doch nach einiger Vorsichtigkeit eben dahin führet, wohin der andre gekommen ist. Dieser bemühet sich nun mehr, die Natur der Gelehrsamkeit durch ihre Wirkungen einzusehen, als das Wesen derselben sich auf eine abgezogene Art vorzustellen. Er bemerket, daß der Naturkündiger die Begebenheiten der Natur vernünftig beurtheilet und ihren Zusammenhang einsieht, daß der Geschichtkundiger eine gute Einsicht von der Einrichtung, dem Wachsthume oder Abnahme der Staaten, und von den Ursachen dieser Begebenheiten hat, daß der Redner sich geschickt und angenehm ausdrückt, und daß der Philosoph über die moralischen Angelegenheiten richtig denkt, und daher in seinem Thun ein gesetztes und wohl überlegtes Wesen bekömmt. Durch diese Beobachtungen bekömmt er eine anschauende Erkenntniß von den Vortheilen der verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit, und überzeuget sich ohne Mühe von dem Werthe der Wissenschaften. Diese Art zur Erkenntniß

zu gelangen erfodert zwar genaue Aufmerksamkeit und eine gute Beurtheilung. Aber diese beyde Vermögen des Geistes können von allen Menschen erwartet werden, die bey ihrer Erziehung auch nur einen mittelmäßigen Unterricht gehabt haben.

Wenn man demnach die Philosophie dem größern Theile der Menschen angenehm, einleuchtend und nützlich machen will, so muß man sie auf diese Art vortragen. Der philosophische Scribent erforsche erst die Wahrheit auf die sicherste und gründlichste Art; er lasse es sich sauer werden in die verborgensten Tiefen der Natur einzudringen, aber hernach bringe er die entdeckten Schätze aus der Finsterniß, da er sie angetroffen hat, an ein angenehmes Licht. Wenn er einmal den sichern und steilen Weg gegangen, so suche er hernach einen leichtern zu bahnen, den jedermann betreten kann. Dadurch wird sein Verdienst erst recht groß und sein Ruhm allgemein werden.

Es ist wahr: nicht jede Wahrheit kann auf diese leichte Art vorgetragen werden. Man kann nur durch einen sehr genauen

Beweis

Beweis vollkommen überzeuget werden, daß das Quadrat von der größten Seite des rechtwinklichten Triangels so groß ist, als die beyden Quadraten der andern Seiten zusammen genommen. Dabey ist aber zum Glück für die Menschen der größte Theil der allgemeinnützigen Wahrheiten von einer andern Beschaffenheit. Wenn ein rechtschaffener Philosoph durch die strenge Untersuchung von ihrer Wahrheit sich überzeugt findet, so ist ihm auch möglich, andre auf eine leichtere Art davon zu überzeugen.

Es wäre daher sehr zu wünschen, daß einmal in Deutschland, wo die Philosophie, wie ich schon angemerkt habe, vorzüglich zu blühen scheint, ein Philosoph aufstünde, der die Hauptwahrheiten, auf deren Gewißheit man zählen kann, auf die leichtere Art der Welt vortrüge, und daß man nicht immerdar und jeden Anfänger der Philosophie, er sey stark oder schwach, nach der gezwungenen methodischen Art von der Vernunftlehre zur Grundlehre, von dieser zur Moral u. s. f. gleichsam fortschleppe. Bedienet euch der strengen methodischen Lehrart, wenn ihr mit einem alten und im Schließen

erfahrnen Philosophen zu thun habet: aber schwächern und weniger geübten Köpfen suchet den Zwang der Methode zu verbergen, fanget euer philosophisches System von sinnlichen dem Menschen zunächst liegenden Dingen an; dabey schärfet ihm aber den Verstand durch die Richtigkeit und Genauigkeit eurer Bemerkungen, mahlt ihm die Sachen vor Augen, aus denen er Begriffe abziehen soll, und lasset ihn an wohl ausgesuchten und angenehmen Beyspielen die Richtigkeit eurer Erklärungen und Schlüsse einsehen. Mattet ihn nicht ohne Noth mit Andringung solcher Begriffe ab, die er entweder ganz entbehren kann, oder erst in seinen künftigen Untersuchungen braucht; verspahret vielmehr jeden Begriff bis dahin, wo die Nothwendigkeit ihn eindringt. Auf diese Weise wird euer Schüler euch gerne folgen, er wird nach und nach in die Tiefen der Weltweisheit eindringen, ohne jemals eine saure oder finstere Mine davon bekommen zu haben, und seine Erkenntniß wird um so viel lebhafter auf ihn wirken, je angenehmer die Art gewesen, wodurch er sie erlangt hat.

Ich

Vorrede.

Ich habe die Hoffnung, daß das Werk des Herrn Hume, welches ich hier den Deutschen liefere, etwas zur Ausbreitung des guten Geschmacks in diesem Theile der Wissenschaften beytragen werde. Die Uebersetzung ist mir von guter Hand zugekommen, und ich habe eine sehr genaue und scharfe Prüfung derselben nach der Urschrift vorgenommen. Diese setzet mich in Stand, den Leser auf gute Treu und Glauben zu versichern, daß er hier die Gedanken des Herrn Hume genau und deutlich wird ausgedruckt finden, so daß er alles, was er hier finden wird, sicher auf die Rechnung des Engländers setzen kann, dem der Uebersetzer nicht einen einzigen Gedanken weder geborgt noch benommen hat.

Von meinen Anmerkungen habe ich nicht viel zu sagen. Sie gehören nicht, als eine ordentliche Widerlegung, zu den Absichten dieser Herausgabe. Ich habe sie schnell, so wie ich einen Versuch gelesen habe, aufgesetzt, mehr in der Absicht andern einige Gedanken zu liefern, die ihnen bey Prüfung der Humischen Sätze einige Dienste leisten könnten, als selbst eine Widerle-

gung des Verfassers vorzunehmen. Es ist daher vieles sehr kurz und ohne die nöthige Ausführung bloß angezeiget. Und überhaupt habe ich dabey mehr auf die Grundsätze des Verfassers gesehen, als auf die Anwendung derselben.

Dieses muß ich hauptsächlich deswegen erinnern, damit niemand glaube, daß die wenigen Anmerkungen über die Humischen Versuche alles seyn, was man gegen ihn sagen könne.

Inhalt.

I.
Von den verschiedenen Arten der Weltweisheit Seite 1

II.
Von dem Ursprunge der Begriffe 28

III.
Von der Verknüpfung der Begriffe 45

IV.
Sceptische Zweifel in Ansehung der Wirkungen des Verstandes 64

V.
Sceptische Auflösung dieser Zweifel 102

VI.
Von der Wahrscheinlichkeit 141

VII.

VII.
Von dem Begriffe der Kraft, oder der nothwendigen Verknüpfung 149

VIII.
Von der Freyheit und Nothwendigkeit 191

IX.
Von der Vernunft der Thiere 239

X.
Von den Wunderwerken 254

XI.
Von einer besondern Fürsehung, und von einem künftigen Lebenszustande 302

XII.
Von der scheptischen oder akademischen Weltweisheit 341

Erster

Erſter Verſuch.

Von den verſchiedenen Arten der Weltweisheit.

Die ſittliche Weltweisheit, oder die Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur, kann auf zweyerley Weiſe abgehandelt werden. Jede hat ihre beſondere Verdienſte, und kann zum Vergnügen, zum Unterricht und zur Verbeſſerung der Menſchen beytragen. Die eine betrachtet den Menſchen hauptſächlich als ein wirkſames oder thätiges Weſen, deſſen Handlungen von Geſchmack und von Empfindung geleitet werden, und welches einer Sache nachhängt, oder ſie flieht, nach dem Werthe, den dieſe Sache zu beſitzen ſcheint, und nach dem Lichte, in welchem ſie ſich ſelbſt zeiget. Unter allen Gegenſtänden, welche unſere Neigung erwecken, iſt die Tugend der lie-

benswürdigste und schätzbareste; deswegen malen Weltweise von dieser Art dieselbe mit den reizendsten Farben, wozu sie von der Dichtkunst und Beredtsamkeit Hülfe borgen; sie bearbeiten ihren Gegenstand auf eine angenehme und leicht zu begreifende Manier, welche am geschicktesten ist, die Einbildung zu ergötzen, und die Neigungen zu gewinnen. Sie wählen die rührendesten Beobachtungen und Beyspiele aus dem gemeinen Leben; sie stellen die widerwärtigen Charaktere in einen geschickten Gegensatz, sie locken uns auf die Pfade der Tugend durch Aussichten auf Ruhm und Glückseligkeit, und leiten unsere Tritte auf dieser Bahn durch die vortrefflichsten Lebensregeln und herrlichsten Beyspiele. Sie geben uns den Unterschied zwischen Tugend und Laster zu fühlen; sie erwecken unsere Empfindungen, und bringen sie in Ordnung; und wenn sie nur also unsere Herzen zur Liebe, der Redlichkeit und der wahren Ehre lenken können: so glauben sie den Endzweck aller ihrer Bemühungen völlig erreichet zu haben.

Die Weltweisen von der andern Art sehen den Menschen mehr wie ein nachdenkendes, als wie ein wirksames Wesen an, und bestreben sich lieber, seinen Verstand zu bilden, als seine Sitten zu bessern. Sie sehen den Menschen, als einen Gegenstand der Betrachtung an, und erforschen die menschliche Natur mit einer genauen Untersuchung in der Absicht, die Grundsätze zu finden, die den Verstand in Ordnung bringen, die Empfindungen erwecken, und

machen,

machen, daß wir besondere Gegenstände, Handlungen oder Verhalten entweder gut heißen, oder tadeln. Sie halten es der ganzen Wissenschaft für einen Verweis, daß die Weltweisheit das Fundament der Sittenlehre, der Vernunftschlüsse und der Critik, noch itzo nicht über allen Streit festgesetzet haben sollte; und daß sie allezeit von Wahrheit und Falschheit, von Tugend und Laster, von Schönheit und Häßlichkeit reden sollte, ohne fähig zu seyn, die Quelle dieses Unterschiedes zu bestimmen. In diesem mühsamen Werke werden sie durch keine Schwierigkeit abgeschrecket; sie gehen von besondern Exempeln zu allgemeinen Sätzen fort, von da treiben sie ihre Untersuchungen allezeit auf noch allgemeinere Grundsätze, und ruhen nicht, bis sie zu denjenigen ursprünglichen Grundsätzen gelangen, durch welche alle menschliche Neugier und Vorwitz, in einer jeden Wissenschaft eingeschränket werden muß. Ob schon ihre Betrachtungen abgezogen, und gemeinen Lesern gar unverständlich scheinen: so begnügen sie sich an dem Beyfalle der Gelehrten und Weisen, und halten sich für die Bemühungen ihres ganzen Lebens genugsam belohnet, wenn sie einige verborgene Wahrheiten entdecken, die zum Unterrichte der Nachkommen beytragen können.

Es ist gewiß, daß die angenehme und leichtere Weltweisheit bey dem größten Theile der Menschen allezeit den Vorzug über die genaue und schwerere haben werde, und daß viele dieselbe nicht nur als angenehmer, sondern auch als nutzbarer

empfehlen werden. Sie bezieht sich unmittelbarer auf das gemeine Leben; sie bildet das Herz und die Neigungen; und indem sie diejenigen Grundsätze berühret, welche unmittelbar auf die Menschen wirken, verbessert sie ihre Aufführung, und bringt sie näher zu dem Muster der Vollkommenheit, welches sie beschreibt. Da im Gegentheile die schwerere versteckte Weltweisheit auf einen solchen Schwung des Gemüthes gegründet ist, welcher mit Geschäfften und Handlungen nichts zu thun haben kann: so verschwindet sie, wenn der Weltweise den Schatten verläßt, und an den offenen Tag kömmt; auch können die Vorschriften und Grundsätze derselben nicht leicht einen Einfluß auf unsere Aufführung und Verhalten haben. Das Gefühl unserer Empfindungen, die Unruhe unserer Leidenschaften, die Heftigkeit unserer Neigungen zerstreuen alle ihre Schlüsse, und setzen den tiefsinnigen Weltweisen mit dem gemeinen Pöbel in gleichen Rang.

Man muß auch gestehen, daß der dauerhafteste so wohl, als der gerechteste Nachruhm durch die angenehme und leichtere Weltweisheit erworben worden, und daß es scheint, diejenigen, welche tiefsinnige Betrachtungen und Vernunftschlüsse machen, haben bisher von dem Eigensinne oder der Unwissenheit ihrer Zeit nur eines augenblicklichen Rufes genossen, den sie nicht vermögend gewesen, bey der billigern Nachkommenschaft zu erhalten. Es ist für einen tiefsinnigen Weltweisen gar leicht, in seinen subtilen Vernunftschlüssen einen Fehler

zu begehen, und ein Fehler wird bey ihm nothwendig der Vater eines andern, weil er seine Folgerungen forttreibt, und sich deswegen nicht abschrecken läßt, einen Schluß anzunehmen, weil er ungewöhnlich scheint, oder der gemeinen Meynung widerspricht. Aber wenn ein Weltweiser, der sich nur vorsetzet, die allgemeine gesunde Vernunft der Menschen in schönern und einnehmendern Farben vorzustellen, zufälliger Weise einen Fehler begeht: so geht er nicht weiter; sondern indem er seine Berufung auf die gesunde Vernunft und auf die natürlichen Empfindungen des Gemüthes erneuert, kehret er auf die richtigen Pfade zurück, und setzet sich selbst wider alle gefährliche Täuschungen in Sicherheit. Der Nachruhm des Cicero blühet noch itzo; aber des Aristoteles seiner ist ganz verwelket. La Bruyere geht über die See, und sein Ruhm wächst allezeit mehr; aber des Malebranche Ruhm ist innerhalb seiner eigenen Nation, und auf seine eigene Zeit, eingeschränket. Und Addison wird vielleicht mit Vergnügen gelesen werden, wenn Locke ganz vergessen seyn wird *.

Ein bloßer Weltweiser zu seyn ist ein Charakter, welcher in der Welt nur wenig angenehm

* Man hat gar nicht den Vorsatz, die Verdienste des Herrn Locke zu verkleinern, welcher in der That ein großer Weltweiser war, und richtig und bescheiden schloß. Dieses zielet nur, das gemeine Schicksal einer solchen abgezogenen Weltweisheit zu zeigen.

ist, weil man vermuthet, er trage nichts, weder zu dem Nutzen, noch zu dem Vergnügen, der Gesellschaft bey. Denn der Philosoph lebet von der Gemeinschaft der Menschen entfernet, in Grundsätzen und Begriffen vertiefet und verwickelt, die eben so sehr über ihren Verstand sind. Auf der andern Seite wird ein ganz Unwissender noch mehr verachtet; und nichts wird in einer Zeit und unter einem Volke, wo die Wissenschaften blühen, für ein sichereres Zeichen eines unedelmüthigen Geistes gehalten, als gänzlich von allem Geschmacke und Vergnügen an diesen edeln Ergötzungen leer zu seyn. Man setzet voraus, daß der vollkommenste Charakter zwischen diesen beyden äußersten Abwegen liege, und daß bey demselben ein gleicher Geschmack für Bücher, Gesellschaft und Geschäfte sey, daß er für den Umgang diejenige Beurtheilungskraft und Zärtlichkeit zeige, die aus den schönen Wissenschaften herkömmt, in den Geschäften aber die Redlichkeit und genaue Achtsamkeit beybehalte, welche natürliche Früchte einer richtigen Weltweisheit sind. Nichts dienet mehr, einen so vollkommenen Charakter auszubreiten und zu bilden, als Aufsätze von der leichtern und angenehmen Schreibart, und einem Inhalte, der nicht zu weit von dem Leben abführet, auch weder eine so sehr große Anstrengung der Kräfte, noch eine völlige Einsamkeit erfordert, um begriffen zu werden, sondern vielmehr einen solchen, der den Studierenden mit edlen Gesinnungen und guten Vorschriften versehen, wieder

unter

unter die Menſchen zurück ſchicket, die ſich bey allen Vorfällen des menſchlichen Lebens anwenden laſſen. Durch ſolche Aufſätze wird die Tugend liebenswürdig, die Wiſſenſchaft angenehm, die Geſellſchaft lehrreich, und die Einſamkeit ergötzend.

Der Menſch iſt ein nachdenkendes Weſen, und als ein ſolches bekömmt er von der Wiſſenſchaft ſeine eigentliche Speiſe und Nahrung: aber die Gränzen des menſchlichen Verſtandes ſind ſo enge, daß man in dieſem Stücke wenig Vergnügen hoffen kann, weder von dem Umfange, noch von der Gewißheit ſeiner erlangten Wiſſenſchaft. Der Menſch iſt eben ſo wohl ein geſelliges als ein denkendes Weſen: allein, er kann weder allezeit eine angenehme und vergnügende Geſellſchaft genießen, noch den eigentlichen Geſchmack dazu unterhalten. Der Menſch iſt aber auch ein thätiges Weſen, und er muß ſich, wegen dieſer Beſchaffenheit ſo wohl, als wegen der verſchiedenen Nothwendigkeiten des menſchlichen Lebens, den Geſchäfften und Verrichtungen unterwerfen: aber das Gemüth erfordert einige Erquickung, und kann nicht allezeit zur Sorge und Emſigkeit geſpannt bleiben. Es ſcheint demnach, daß die Natur den Menſchen eine vermiſchte Lebensart gezeiget, als die ſich für ſie am beſten ſchicket; ſie hat ihnen einen geheimen Wink gegeben, keine von dieſen Neigungen ſo viel gewinnen zu laſſen, daß ſie dadurch zu andern Beſchäfftigungen und Unterhaltungen unfähig würden. Hänget euerer Neigung

zur Wissenschaft nach, saget sie; aber lasset euer Wissen menschlich und so beschaffen seyn, daß es eine gerade Beziehung auf die Handlungen und auf die Gesellschaft haben möge. Ich verbiethe dunkle und schwere Gedanken und tiefe Untersuchungen, und will sie ernstlich strafen, durch die tiefsinnige Schwermuth, die sie verursachen, durch die endlose Ungewißheit, in welche sie euch verwickeln, und durch die kalte Aufnahme, womit man euern vorgegebenen Entdeckungen begegnen wird. Sey ein Weltweiser; aber mäßig in deiner Weltweisheit sey allezeit ein Mensch.

Wenn der größte Theil der Menschen zufrieden wäre, die leichte und angenehme Art der Philosophie der abgezogenen und tiefen vorzuziehen, ohne auf die letzte einigen Tadel oder Verachtung zu werfen: so wäre es vielleicht nicht undienlich, sich gegen diese allgemeine Meynung gefällig zu erweisen, und einen jeden Menschen, ohne Widersetzung, seinen eignen Geschmack und Gesinnung genießen zu lassen. Aber da man die Sache oft weiter treibt, und gar alle tiefsinnige Vernunftschlüsse, oder was man gemeiniglich Metaphysik nennet, schlechterdings verwirft. So wollen wir itzt fortfahren zu betrachten, was man vernünftiger Weise zu ihrer Rechtfertigung anbringen könne.

Wir können mit der Beobachtung den Anfang machen, daß ein wichtiger Vortheil, der aus der genauen und abgezogenen Weltweisheit entspringt, der Dienst sey, welchen die leichte und menschliche

davon

davon hat. Ohne die erstere kann diese niemals einen zureichenden Grad der Vollkommenheit in ihren Meynungen, Vorschriften oder Vernunftschlüssen erreichen. Alle schöne Wissenschaften sind bloß Gemälde des menschlichen Lebens in verschiedenen Stellungen und Beschaffenheiten, und flößen uns verschiedene Empfindungen des Lobes oder des Tadels, der Bewunderung oder des Gelächters ein, nach Beschaffenheit der Gegenstände, die sie uns vor Augen stellen. Ein Künstler, der nebst einem feinen Geschmacke und einer geschwinden lebhaften Begreifung, auch noch eine genaue Kenntniß von dem innerlichen Gebäude, von den Kräften des Verstandes, von den Wirkungen der Leidenschaften, und von den mancherley Arten der Empfindung hat, welche Tugend und Laster unterscheidet, muß dadurch nothwendig viel geschickter werden, sein Werk glücklich auszuführen. So mühsam auch immer diese innerliche Untersuchung und Erforschung scheinen mag: so wird sie doch gewissermaßen denjenigen nothwendig, welche die gemeinen und äußerlichen Erscheinungen in dem Leben und in den Sitten, mit gutem Fortgange beschreiben wollen. Ein Zergliederer stellet dem Auge die häßlichsten und unangenehmsten Gegenstände vor; aber seine Wissenschaft ist dem Maler höchst nutzbar, auch denn, wenn er eine Venus oder eine Helena schildert. Indem er die reichesten Farben seiner Kunst gebrauchet, und seinen Figuren die reizendesten und einnehmendesten Mienen giebt:

so muß er allezeit seine Aufmerksamkeit auf den inwendigen Bau des menschlichen Leibes, auf die Lage der Muskeln, auf die Einrichtung der Gebeine, und auf die Gestalt und den Gebrauch eines jeden Theiles oder Gliedes richten. Genaue und sorgfältige Aufmerkung ist allemal der Schönheit vortheilhaft, und richtige Vernunftschlüsse zärtlichen Empfindungen. Vergeblich würden wir das eine durch Verkleinerung des andern erheben wollen.

Ueberdem bemerken wir in jeder Kunst, auch selbst in denen, welche das Leben oder die Handlungen am meisten betreffen, den Geist einer genauen Achtsamkeit, wie er auch immer erlanget worden, sie allemal näher zu ihrer Vollkommenheit führet, und sie zu den Angelegenheiten der Gesellschaft brauchbarer machet. Und wenn gleich ein Weltweiser von Bedienungen und Geschäfften entfernet lebt: so wird doch der Geist der Weltweisheit, wenn auch nur einige sich darin fleißig geübet haben, sich selbst nach und nach durch die ganze Gesellschaft ausbreiten, einer jeden Kunst und jedem Berufe eine ähnliche genaue Achtsamkeit mittheilen. Der Staatskluge wird eine größere Vorsichtigkeit und Scharfsinnigkeit in der Eintheilung und Abwägung der Macht; der Rechtsgelehrte mehr Ordnung und feinere Grundsätze in seinen Vernunftschlüssen; und der Feldherr mehr Regelmäßigkeit in seiner Kriegeszucht, und mehr Behutsamkeit in seinen Entwürfen und Feldzügen erlangen. Die Festigkeit

keit der neuern Regierungen über die alten, und die sorgfältige Genauheit der neuen Weltweisheit hat allezeit in gleichen Graden zugenommen, und wird auch wahrscheinlicher Weise allezeit also zunehmen.

Wenn man auch von diesen Bemühungen keine andere Frucht einerndten könnte, als die Befriedigung einer unschuldigen Neubegierde: so sollte man doch auch dieses selbst nicht verachten; indem es eine Zugabe zu denjenigen wenigen sichern und harmlosen Vergnügungen ist, die dem menschlichen Geschlechte gegönnet sind. Der süßeste und sicherste Pfad des Lebens geht durch die Zugänge der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, und wer immer einige Hindernisse auf diesem Wege wegräumen, oder einige neue Aussicht öffnen kann, der sollte in so weit, als ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes hochgeschätzet werden. Und ob schon diese Untersuchungen beschwerlich und ermüdend scheinen mögen, so ist es doch mit einigen Gemüthern eben so beschaffen, wie mit einigen Leibern, welche mit einer starken blühenden Gesundheit begabet sind, und eben deswegen eine strenge Uebung nöthig haben, und von demjenigen Vergnügen einerndten, was dem größten Theile der Menschen beschwerlich und mühsam scheinen mag. Die Dunkelheit ist in der That dem Gemüthe eben so beschwerlich, als dem Auge; aber Licht aus der Dunkelheit heraus zu bringen, durch

was für Mühe es auch geschehe, muß nothwendig angenehm und ergetzend seyn.

Allein, man wendet diese Dunkelheit in der tiefen und abgezognen Weltweisheit nicht nur ein, als etwas mühevolles und unangenehmes, sondern auch als eine unvermeidliche Quelle der Ungewißheit und des Irrthums. Darinn liegt in der That der richtigste und scheinbareste Einwurf wider einen ansehnlichen Theil der Metaphysik, daß man saget, sie sey eigentlich keine Wissenschaft, sondern sie sey entweder aus den fruchtlosen Bemühungen der menschlichen Eitelkeit entsprungen, die gern in Gegenstände eindringen wollte, die für den Verstand ganz und gar unzugänglich sind, oder sie sey ein künstlicher Streich eines pöbelhaften Aberglaubens, der sich in einer offenen Gegend zu vertheidigen unfähig ist, und eben deswegen diese verwickelten und verwirreten Dornsträuche als Wälle aufwirft, um seine Schwachheit hinter denselben zu bedecken und zu beschützen. Wenn diese Räuber aus dem offenen Lande verjaget werden: so sitzen sie in den Wald, und liezen auf der Warte, um durch einen jeden unbewahreten Zugang des Gemüthes einzubrechen, und es mit abergläubischer Furcht und Vorurtheilen zu überwältigen. Der herzhafteste Gegner wird unterdrückt, wenn er nur einen Augenblick aufhöret auf seiner Hut zu stehen: und manche öffnen aus Zaghaftigkeit und Thorheit den Feinden die Thore, und nehmen sie willig, als ihre rechte.

rechtmäßige Beherrscher, mit Unterthänigkeit und Ehrerbiethung, auf.

Aber ist denn dieses für einen Philosophen ein richtiger Grund, von solchen Untersuchungen abzustehen, und den Aberglauben allezeit in dem Besitze seines Zufluchtortes zu lassen? Ist es nicht vernünftig, gerade das Gegentheil daraus zu schließen, und die Nothwendigkeit einzusehen, den Krieg bis in die verborgensten, abgelegensten, und einsamsten Oerter des Feindes fortzuführen? Vergebens hoffen wir, daß die Menschen, wegen eines öftern Mislingens, zuletzt solche eitele Wissenschaften verlassen, und das eigentliche Gebiete der menschlichen Vernunft entdecken werden. Denn außer dem, daß manche einen gar zu merklichen Nutzen daben finden, solche Sachen beständig wieder auf die Bahn zu bringen, außer diesem, sage ich, kann der Beweggrund einer blinden Verzweifelung vernünftiger Weise in den Wissenschaften niemals statt haben. Denn so unglücklich auch die vorigen Versuche ausgeschlagen; so ist doch noch allezeit Raum zu hoffen, daß die Emsigkeit, das gute Glück, oder die gestiegene Scharfsinnigkeit der folgenden Zeiten, solche Entdeckungen erreichen mögen, die in den vorigen unbekannt waren. Jeder kühner Geist wird allezeit nach einer so mühsamen Belohnung laufen, und durch die Fehlschlagungen seiner Vorgänger mehr angespornet, als abgeschrecket werden, weil er hoffet, daß der Ruhm, ein so schweres Unternehmen vollendet zu haben, ihm allein aufbehalten

ten sey. Die einzige Weise, die Gelehrsamkeit ein für allemal von solchen versteckten und dunkeln Fragen zu befreyen, kommt darauf an, daß man die Natur des menschlichen Verstandes ernsthaft untersuche, und durch eine genaue Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten zeige, daß derselbe auf keine Weise für solche entfernete und dunkele Vorwürfe geschickt ist. Wir müssen uns dieser sauren Arbeit unterziehen, in der Absicht, hernach immer in gemächlicher Muße zu leben: und wir müssen die wahre Metaphysik mit einiger Sorgfalt studieren, in der Absicht, die falsche und unächte zu zerstören. Eine unempfindliche Trägheit, welche gewisse Personen wider diese betriegliche Weltweisheit völlig beschirmet, wird bey andern durch die Neubegierde überwogen; und die Verzweifelung, welche in gewissen Augenblicken die Oberhand gewinnt, kann nachher leichtgläubigen Hoffnungen und Erwartungen Platz machen. Genaue, gründliche und richtige Vernunftschlüsse sind das einzige allgemeine Hülfsmittel, welches sich für alle Personen und für alle Beschaffenheiten schicket; und sie allein sind fähig, diese dunkele Weltweisheit und dieses zu unverständliche metaphysische Gewäsche umzustossen, welches mit pöbelhaftem Aberglauben untermischet wird, und von Leuten, die unbedachtsam schließen, nicht ergründet werden kann, und einen Schein der Wissenschaft und der Weisheit bekömmt.

Nebst diesem Vortheile, nach einer bedachtsamen Untersuchung den ungewissesten und unange-

nehm-

nehmſten Theil der Gelehrſamkeit zu verwerfen, giebt es noch manche poſitive Vortheile, welche aus einer genauen Erforſchung der Kräfte und der Fähigkeiten der menſchlichen Natur herfließen. Es iſt, in Anſehung der Wirkungen des Gemüthes, merkwürdig, daß ſie uns zwar auf das innigſte gegenwärtig ſind, und dennoch in Dunkelheit eingewickelt ſcheinen, wenn ſie der Gegenſtand unſerer Ueberlegung werden; und daß das Auge diejenigen Gränzen und Schranken nicht ſogleich finden kann, wodurch ſie von einander unterſchieden werden. Die Gegenſtände ſind zu fein, als daß ſie lange in einerlei Erſcheinung oder Stellung bleiben ſollten, und ſie müſſen in einem Augenblicke durch eine höhere durchdringende Scharfſinnigkeit gefaſſet werden, die die Natur giebt, und die durch Fertigkeit und Ueberlegung geſtärket wird. Dieſes iſt demnach ſchon ein beträchtlicher Theil der Wiſſenſchaft, bloß allein die verſchiedenen Wirkungen des Gemüthes zu kennen, eine von der andern zu unterſcheiden, ſie unter füglichen Eintheilungen in Ordnung zu bringen, und alle die anſcheinende Unordnung zu verbeſſern, in welcher ſie eingewickelt und verſteckt liegen, wenn man ſie zu dem Gegenſtande der Ueberlegung und Nachforſchung machet. Dieſe Arbeit zu unterſcheiden und zu ordnen, die von keinem Werth iſt, wenn ſie, in Abſicht auf äußerliche Körper, die Gegenſtände der Sinne übernehmen wird, ſteigt in ihrem Werthe, wenn ſie auf die Wirkungen des Gemüthes gerichtet wird, nach dem

dem Maaße der Schwierigkeit und der Mühe, die wir dabey antreffen. Wenn wir auch nicht weiter gehen können, als bis zu dieser geistlichen Erdbeschreibung, oder zu diesem Abrisse der verschiedenen Theile und Kräfte des Gemüthes: so ist es doch wenigstens ein Vergnügen, so weit zu gehen; und so verächtlich diese Wissenschaft scheinen mag, die doch auf keine Weise verächtlich ist: so muß doch allezeit die Unwissenheit in derselben an Leuten, die eine Ansprache an die Gelehrsamkeit und Weltweisheit machen, noch verächtlicher scheinen.

Es kann auch kein Verdacht übrig bleiben, daß diese Wissenschaft ungewiß, eitel und ungegründet sey; es sey denn, daß wir uns einem allgemeinen Zweifel ergeben, der jede Betrachtung, ja sogar alle Handlungen aufheben müßte. Man kann nicht zweifeln, daß das Gemüth mit mancherley Kräften und Fähigkeiten begabet sey, daß diese Kräfte gänzlich von einander unterschieden seyn, und daß dasjenige, was wirklich unterschieden ist, auch durch die Ueberlegung, als unterschieden, muß können erkannt werden. Diesemnach muß in jedem, diese Sache betreffenden Satze, eine Wahrheit oder eine Falschheit zu finden seyn, und zwar eine solche, die nicht über den Bezirk des menschlichen Verstandes liegt. Es ist ein offenbarer und bekannter Unterschied zwischen einigem Vermögen der Seele; als z. E. zwischen Verstand und Willen, zwischen der Einbildungskraft und den Leidenschaften: diese kann jeder Mensch begreifen;

sen; die feinern aber, und mehr philosophischen Unterscheidungen sind nicht weniger wirklich und gewiß, ob sie gleich schwerer zu begreifen sind. Einige Beyspiele von dieser Art, die erst nämlich mit glücklichem Erfolge sind untersucht worden, können uns einen richtigern Begriff von der Gewißheit und Gründlichkeit dieses Astes der Gelehrsamkeit geben. Sollten wir es der Bemühung eines Weltweisen würdig halten, uns ein wahres Lehrgebäude von den Planeten zu geben, und die Stellung und Ordnung dieser entfernten Körper geschickt zusammen zu fügen, und uns doch anstellen, als ob wir über diejenigen hinsähen, die uns mit so gutem Erfolge die Gemüthseigenschaften abschildern und beschreiben, die uns so nahe angehen? * Aber können wir nicht hoffen, daß die

* Das Vermögen, durch welches wir Wahrheit und Falschheit unterscheiden, und dasjenige, durch welches wir Laster und Tugend wahrnehmen, sind lange mit einander vermischet worden, und man setzte voraus, daß die Sittlichkeit auf ewige und unveränderliche Beziehungen gebauet sey, welche für ein jedes mit Verstand begabtes Wesen eben so unveränderlich wären, als ein Satz über Größe, oder Zahlen. Aber ein neuerer Weltweiser, Herr Hutcheson, hat uns durch die überzeugendesten Gründe gelehret, daß die Sittlichkeit in der abgezogenen Natur der Dinge nichts sey, sondern daß sie sich gänzlich auf die innerliche Empfindung und auf den Gemüthsgeschmack eines jeden besondern Wesens beziehe, auf eben dieselbe Weise, wie der Unter-

die Weltweisheit, wenn sie mit Sorgfalt getrieben, und durch eine gute Aufnahme ermuntert wird, ihre Untersuchungen allezeit weiter fortsetzen, und

scheid des Süßen und des Bittern, des Heißen und des Kalten, von dem besondern Gefühl eines jeden Sinnes oder sinnlichen Werkzeuges entstehet. Die sittlichen Begriffe sollten demnach nicht in die Classe der Wirkungen des Verstandes, sondern des Geschmacks und der Empfindung gesetzt werden.

Es ist bey den Weltweisen üblich gewesen, alle Leidenschaften des Gemüths in zwey Classen einzutheilen, in die auf die Selbstliebe gegründeten und wohlthätigen, von denen man voraussetzete, daß sie in einer beständigen Entgegensetzung stehen; und man glaubte, die letztere könne ihren Gegenstand nicht anders erreichen, als auf Unkosten der ersteren. Zu den aus der Selbstliebe entstehenden Leidenschaften zählte man Geiz, Ehrgeiz, Rachgier: zu den wohlthätigen natürliche Zuneigung, Freundschaft, Liebe zu dem gemeinen Besten. Die Weltweisen können nun die Unbequemlichkeit dieser Eintheilung einsehen, (man besehe Buttlers Reden.) Nachdem man außer allen Streit gesetzet und bewiesen hat, daß die gemeiniglich für eigennützig gehaltene Leidenschaften das Gemüthe über das Selbst, gerade zu dem Gegenstande führen: daß, ob schon die Befriedigung dieser Leidenschaften uns Vergnügen erwecket, dennoch die Aussicht dieses Vergnügens nicht die Ursache der Leidenschaft ist, sondern, daß im Gegentheile die Leidenschaft vor dem Vergnügen vorhergehe, und ohne die erstere das letztere vielleicht niemals entstehen könnte; daß der Fall genau eben derselbe sey mit den Leidenschaften,

und wenigſtens in einigem Grad die Quellen und Grundſätze entdecken könne, durch welche das menſchliche Gemüth in ſeinen Wirkungen angetrieben wird? Die Sternkundigen haben ſich lange begnüget, aus den Erſcheinungen die wahren Bewegungen, die Ordnung und Größe der himmliſchen Körper zu beweiſen, bis zuletzt ein Weltweiſer aufſtund, welcher aus den glücklichen Vernunftſchlüſſen auch die Geſetze und Kräfte beſtimmet zu haben ſcheint, durch welche ihre Umwälzungen eingerichtet und geordnet werden. Eben dieſes hat man auch in Anſehung anderer Theile der Natur zuwege gebracht. Alſo haben wir keinen Grund an einem eben ſo glücklichen Erfolge in unſern Unterſuchungen, in Anſehung der Kräfte und der Einrichtung des Gemüths, zu verzweifeln, wenn ſie nur mit gleicher Geſchicklichkeit und Behutſamkeit fortgeſetzet werden. Es iſt wahrſchein-

welche man wohlthätig nennet, und daß folglich ein Menſch nicht eigennütziger ſey, wenn er ſeinen eignen Ruhm ſuchet, als wenn die Glückſeligkeit ſeines Freundes der Gegenſtand ſeiner Wünſche iſt, auch iſt er gar nicht uneigennütziger, wenn er ſeine Gemächlichkeit und Ruhe dem gemeinen Beſten aufopfert, als wenn er zur Befriedigung des Geizes und der Ehrſucht arbeitet. Hier iſt alſo eine betrachtenswürdige Einrichtung in den Gränzen der Leidenſchaften, welche durch die Nachläßigkeit oder nicht genugſame Sorgfalt der vorigen Weltweiſen vermiſchet worden. Dieſe zwey Beyſpiele mögen zureichend ſeyn, uns die Natur und Wichtigkeit dieſer Art der Weltweisheit zu zeigen.

scheinlich, daß ein Vermögen des Gemüths von dem andern abhange, welches hinwiederum in einen allgemeinern Grundtrieb aufgelöset werden kann: Und wie weit diese Nachforschungen fortgesetzet werden können, wird vielleicht uns zu schwer seyn, vor oder auch wohl gar nach einem sorgfältigen Versuche, genau zu bestimmen. Das ist gewiß, daß alle Tage Versuche von dieser Art gemacht werden, auch selbst von denjenigen, welche am nachläßigsten philosophiren; und nichts kann nöthiger seyn, als zu diesem Unternehmen eine vollkommene Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu bringen, damit es, wenn es innerhalb des Bezirks des menschlichen Verstandes liegt, glücklich vollendet werden; wo aber nicht, dennoch mit einiger Gewißheit und Sicherheit, verworfen werden möge. Dieser letzte Ausgang ist sicher nicht zu wünschen, und man soll ihn auch nicht zu vermessen und übereilt annehmen. Denn wie sehr müßten wir nicht bey einer solchen Voraussetzung die Schönheit und den Werth dieser Art der Weltweisheit hinunter setzen? Die Sittenlehrer sind bisher gewohnt gewesen, wenn sie die unermeßliche Menge und Verschiedenheit der Handlungen betrachtet, die unsern Beyfall oder unser Misfallen erwecken, nach einigem allgemeinen Grundsatze zu forschen, von welchem diese Verschiedenheit der Empfindungen abhangen möchte. Und ob sie schon bisweilen aus stärker Neigung zu irgend einem allgemeinen Grundsatze, die Sache zu weit getrieben: so muß man doch gestehen, daß sie zu entschuldigen sind,

wenn

wenn ſie erwarten, einen allgemeinen Grundſatz zu finden, in welchen alle Laſter und Tugenden richtig aufgelöſet werden könnten. Eben das iſt auch die Bemühung der Kunſtrichter, der Vernunftlehrer, ja der Staatsklugen geweſen. Auch ſind ihre Verſuche nicht ganz und gar ohne glücklichen Erfolg geweſen: obſchon vielleicht eine längere Zeit, eine größere Genauigkeit und eine eifrigere Betreibung dieſe Wiſſenſchaften allezeit näher zu ihrer Vollkommenheit bringen können. Auf einmal alle Anſprachen dieſer Art aufgeben und verwerfen, kann mit Recht für kühner, übereilter und dogmatiſcher gehalten werden, als die kühneſte und bejahendeſte Weltweisheit, die ſich jemals unterſtanden, ihre rohen Ausſprüche und Grundſätze den Menſchen aufzubürden.

Wenn gleich dieſe Unterſuchungen der menſchlichen Natur abgezogen und ſchwer zu begreifen ſcheinen, ſo giebt dieſes keine Vermuthung von ihrer Falſchheit an die Hand. Es ſcheint im Gegentheil unmöglich, daß das, was bishero ſo manchem weiſen und tiefſinnigen Philoſophen entwiſchet iſt, augenſcheinlich und leicht ſeyn könne. Und ſo viel Mühe auch dieſe Nachforſchungen uns immer koſten: ſo müſſen wir uns doch ſelbſt für genugſam belohnet halten, nicht nur durch den Nutzen, ſondern auch durch das Vergnügen, das uns zuwächſt, wenn wir den Vorrath unſerer Erkenntniß in Sachen von ſo unbeſchreiblicher Wichtigkeit vergrößern können.

Bey allem dem aber iſt freylich die Dunkelheit dieſer Betrachtungen keine Empfehlung, ſondern ein Schaden für ſie. Da aber dieſe Schwierigkeit durch Sorgfalt, Kunſt und Vermeidung aller unnöthigen Kleinigkeiten vielleicht überſtiegen werden kann: ſo haben wir uns in den folgenden Verſuchen beſtrebet, einiges Licht über ſolche Materien auszubreiten, von welchen bishero die Ungewißheit die Weiſen, und die Dunkelheit die Unwiſſenden abgeſchrecket hat. Glücklich, wenn wir die Gränzen der verſchiedenen Arten der Weltweisheit vereinigen, tiefſinniges Nachforſchen mit Deutlichkeit, und Wahrheit mit Neuigkeit verbinden können. Und noch allezeit glücklicher, wenn wir, indem wir auf dieſe leichte und angenehme Manier unſere Betrachtungen anſtellen, die Fundamente einer dunkeln verſteckten Weltweisheit untergraben können, welche bishero, einzig und allein dem Aberglauben zu einem Schirm, und der Ungereimtheit und dem Irrthume zu einer Decke gedienet zu haben ſcheint!

* *

Anmerkungen
zu dem erſten Verſuche.
Von der
Nothwendigkeit der metaphyſiſchen Unterſuchungen.

Wenn wir unſrer Erkenntniß und den Gründen, worauf ſie beruhet, mit einiger Aufmerk-

Aufmerkſamkeit nachdenken, ſo können wir zwey verſchiedene Arten derſelben bemerken. Einige Sachen erkennen wir mit einer ſo völligen und ſo zuverläßigen Gewißheit, daß wir nicht nur über alle Zweifel hinaus ſind, ſondern, daß es uns ſchlechterdings unmöglich fällt, das Gegentheil derſelben Wahrheiten nur für möglich zu halten. Auf dieſe zuverläßige Art erkennen alle Menſchen jene allgemeine Grundwahrheiten, worauf alle Gewißheit beruhet, dergleichen z. E. dieſer Satz iſt, daß das Ganze mehr iſt, als irgend einer ſeiner Theile. Auf dieſe Art erkennt der Meſſer alle geometriſche Wahrheiten, welche deswegen niemals einigem Zweifel können unterworfen ſeyn; und der Philoſoph erkennet eben ſo eine Anzahl metaphyſiſcher Wahrheiten von der allgemeinen Beſchaffenheit der Dinge. Die andere Art der Erkenntniß hat eine zwar hinlängliche aber nicht ganz zuverläßige Gewißheit: man ſieht dabey die Gewißheit, aber nicht die Nothwendigkeit der Sache ein, ohne gewiß zu ſeyn, daß das Gegentheil davon ganz und gar unmöglich ſey. Auf dieſe zweyte Weiſe erkennen wir zweyerley Arten von Wahrheiten, nämlich ſolche, die wirklich zufällig ſind, und deren Gegentheil wir uns völlkommen deutlich vorſtellen können, und auch ſolche, die zwar nothwendig ſind, deren Nothwendigkeit wir ſelbſt aber nicht einſehen. Viele geometriſche und metaphyſiſche Wahrheiten werden von dem größten Theile der Menſchen bloß auf dieſe unzuverläßige Art eingeſehen. Es giebt, in Abſicht auf die Erkenntniß,

kenntniß, eine Art von schneller Einsicht, deren Gründe nicht offenbar sind, so wie für die Handlungen ein Instinct ist, wo man die Bewegungsgründe nicht deutlich einsieht. Es läßt sich erweisen, daß der Verstand ohne Beweisgründe nichts für wahr hält, und daß der Wille ohne Bewegungsgründe sich zu nichts entschließt; aber beyde begnügen sich die meiste Zeit ohne die deutliche Erkenntniß der Gründe, und handeln also durch eine Art von Instinct. Wir können diese Art der Erkenntniß die Einsicht der gesunden Vernunft, oder schlechtweg die Einsicht, und die erstere die Wissenschaft nennen.

Diese beyde Arten der Erkenntniß sind bloß in Absicht auf ihre Gewißheit verschieden, in ihrem Einflusse auf unsre Entschließungen sind sie einerley. Derjenige, welcher bloß einsieht, daß die Erfüllung gewisser Pflichten zur Ruhe und Glückseligkeit des Lebens nothwendig ist, hat eben den Vortheil davon, den derjenige hat, der dieses weiß. Mancher Mensch, selbst mancher Philosoph, hält sich zu gewissen Handlungen nur deswegen verbunden, weil er sie dem Willen des Urhebers der Natur gemäß findet; andre aber finden in eben denselben Handlungen eine innerliche und schlechterdings nothwendige Güte, die auch ohne den Willen irgend eines Gesetzgebers Pflichten seyn würden. Dieser Unterschied der Erkenntniß aber hat auf die Erfüllung der Pflicht keinen Einfluß. Die Verbindlichkeit zur Pflicht

bleibt

bleibt gleich groß, ſie mag für nothwendig oder bloß zufällig gehalten werden.

Ob nun gleich die allermeiſten Menſchen ſich mit einer bloß unzureichenden Einſicht begnügen, ſo haben ſich doch immer Leute von einer ſtärkern Lebhaftigkeit des Geiſtes gefunden, welche die Gründe ihrer Erkenntniß weiter erforſchet, und von einigen Sachen eine vollkommene und gewiſſe Einſicht verlangt haben. Die allgemeine Natur der denkenden Weſen treibt ſie mehr oder weniger an, in der Erkenntniß immer weiter zu gehen. Zuerſt begnügt man ſich, einen gewiſſen Vorrath von Erkenntniß zu erlangen, und ſo lange man mit der Einſammlung der Wahrheiten, die die geſunde Vernunft uns einſehen läßt, beſchäfftiget iſt, denkt man an keine weitere Unterſuchung derſelben. Die Aufmerkſamkeit immer zu ſammlen benimmt dem Geiſte alles andre Nachdenken. Nachdem man aber einmal einen einigermaßen hinlänglichen Vorrath hat, ſo iſt es ganz natürlich, daß man nun denſelben überſieht, daß man die Sätze ſucht in eine Ordnung und Verbindung zu bringen; und dieſes verleitet den Geiſt in nähere und genauere Unterſuchungen, die mehr auf die Anordnung und Befeſtigung, als auf die Erweiterung der Wahrheit abzielen. Auf dieſe Art ſind die Wiſſenſchaften entſtanden.

Bey ſolchen Unterſuchungen mußte es nun nothwendig geſchehen, daß man begierig ward, die eigentlichen Gründe einzuſehen, warum einige Sachen gewiß und andre ungewiß ſcheinen, und

dieſes führte die Unterſucher der Wahrheit auf die Erforſchung allgemeiner Grundſätze, auf welchen alle Gewißheit beruhet. Und ſo entſtund eine Wiſſenſchaft, deren Endzweck bloß war, die erſten Gründe der Erkenntniß deutlich aus einander zu ſetzen, und gewiſſe allgemeine Begriffe, welche ſich in alle unſere Gedanken einmiſchen, deutlich zu entwickeln. Dieſe Wiſſenſchaft, welche die Alten mit dem nichts bedeutenden Namen der Metaphyſik belegt haben, hat bey uns den ihr wirklich gebührenden Namen der Grundwiſſenſchaft erhalten.

Es erhellet aus den vorhergehenden Anmerkungen, daß die Metaphyſik eine unvermeidliche Wiſſenſchaft iſt, und daß ſie ſo nothwendig durch das genaue Nachdenken entſtehen mußte, als die Rechenkunſt bey ordentlicher Verwaltung großer Einkünfte nothwendig wird. Ohne dieſe wird der Beſitz der größten Reichthümer unſicher und oft beſchwerlich; ohne jene wird die Erkenntniß der Wahrheit verworren, ungewiß und oft eitel. Diejenigen, welche dieſe abgezogene Wiſſenſchaft verachten, verrathen dadurch ihre ſchlechte Einſicht in die Natur und das Weſen der menſchlichen Erkenntniß.

Es iſt einmal gewiß, daß die Erkenntniß und Einſicht eines Menſchen ſeine Entſchließungen beſtimmt, und dieſe ſeine Handlungen hervorbringt. Wenn es nun nicht gleichgültig iſt, wie wir handeln; wenn von unſern Handlungen die Ruhe und Glückſeligkeit abhängt, ſo müſſen dieſe großen und endlichen Angelegenheiten auch von unſrer Erkenntniß

kenntniß und Einſicht abhangen. Daraus folget aber, daß zu unſerer Beruhigung eine Gewißheit unſerer Erkenntniß erfordert wird. Es iſt nicht hinlänglich, daß wir in unſere Einſicht keinen Zweifel ſetzen. Wir müſſen eine Sicherheit haben, daß uns niemals wichtige und hindernde Zweifel entſtehen können. Wer giebt uns aber die Verſicherung, daß wir uns immer mit einer bloß unzureichenden Einſicht behelfen werden? Zeiget nicht die Erfahrung deutlich genug, daß der Geiſt immer weiter forſcher, und daß auf eine zuverſichtliche Einſicht, auf einen ruhigen Beſitz der bloß vermeynten Wahrheit, ein Zweifel und eine völlige Ungewißheit erfolgen kann. Leute von wenigem Nachdenken zweifeln ſehr ſelten; aber je mehr der Verſtand geſchärft wird, je mehr entſtehen die Zweifel. Und ſo laufen wir Gefahr, ſo ruhig wir auch itzo bey unſerer Erkenntniß ſind, daß die Gewißheit einmal der Ungewißheit weichen werde, weil wir doch immer an Erkenntniß zunehmen.

Die Ruhe und Sicherheit der Menſchen macht es alſo nothwendig, daß ein gewiſſer Vorrath, der nothwendigſten und wichtigſten Wahrheiten, die ſie durch die Einſicht des geſunden Verſtandes bloß unzuverläßig einſehen, einmal für allemal in eine völlige Gewißheit geſetzt und gegen alle künftige Zweifel geſichert werden. Dieſen wichtigen Dienſt müſſen ſie allein von der Metaphyſik erwarten, die der eigentliche Probierſtein der Wahrheit iſt.

* *

Zweyter Verſuch.

Von dem

Urſprunge der Begriffe.

Jedermann wird gerne geſtehen, daß ein wichtiger Unterſchied zwiſchen den Empfindungen des Gemüths ſey, wenn ein Menſch die Plage einer übermäßigen Hitze, oder das Vergnügen einer gemäßigten Wärme fühlet, und wenn er hernach dieſe ſinnliche Empfindung durch das Gedächtniß wieder zurücke rufet, oder dieſelbe durch die Einbildungskraft ſich vorher vorſtellt. Dieſe Gemüthsfähigkeiten können die Empfindungen der Sinne nachäffen, oder dieſelben abcopiren; aber die Stärke und Lebhaftigkeit der urſprünglichen Empfindung können ſie niemals erreichen. Das höchſte, was wir von denſelben ſagen, iſt dieſes, daß ſie ihren Gegenſtand auf eine ſo lebhafte Weiſe vorſtellen, daß wir beynahe ſagen können, wir fühlen oder ſehen denſelben: Allein wir können ſie niemals zu einer ſolchen Höhe der Lebhaftigkeit bringen, daß dieſe beyden Arten der Empfindungen ganz und gar nicht von einander ſollten unterſchieden werden können; es ſey denn, daß das Gemüthe durch Krankheit oder Unſinnigkeit in Unordnung gebracht worden. Alle Farben der Dichtkunſt, wenn

ſie

ſie auch noch ſo glänzend ſind, können natürliche Gegenſtände niemals auf eine ſolche Weiſe mahlen, daß man die Beſchreibung für eine wirkliche Landſchaft anſehen könnte. Der lebhafteſte Gedanke iſt niemals ſo ſtark, als die ſchwächſte und matteſte ſinnliche Empfindung.

Wir können bemerken, daß ein gleicher Unterſchied ſich auf alle andere Empfindungen der Seele erſtrecke. Ein Menſch, der in einem Anfalle des Zornes iſt, wird auf eine ganz andere Art gerühret, als der, welcher nur allein an dieſe heftige Aufwallung denket. Wenn ihr mir erzählet, daß irgend eine Perſon verliebt ſey: ſo verſtehe ich eure Meynung ohne Mühe, und mache mir einen richtigen Begriff von der Gemüthsfaſſung derſelben: aber niemals kann ich, aus einigem Verſehen dieſe Vorſtellung für die wirklichen Unordnungen und heftigen Unruhen dieſer Leidenſchaft ſelbſt nehmen. Wenn wir an alle unſere vorige Empfindungen und Neigungen wieder nachdenken: ſo ſind unſere Gedanken zwar ein treuer Spiegel, und copiren ihre Gegenſtände richtig ab; aber die Farben, deren ſie ſich bedienen, ſind verwelket und todt, wenn man ſie mit denen vergleichet, in welche unſere urſprüngliche Empfindungen eingekleidet ſind. Man brauchet eben weder einen feinen und durchdringenden Verſtand, noch einen in der Grundlehre geübten Kopf, den Unterſchied zwiſchen denſelben zu bemerken.

Wir können demnach hier alle Empfindungen der Seele in zwey Claſſen oder Arten eintheilen, welche

welche durch ihre verschiedene Grade der Stärke und Lebhaftigkeit unterschieden sind. Diejenigen, welche weniger stark und lebhaft sind, werden gemeiniglich mit dem Namen der Gedanken oder der Begriffe beleget. Der andern Art fehlt es in unserer, und in den meisten andern Sprachen, an einem Namen, und zwar, wie ich vermuthe, aus der Ursache, weil es zu irgend einem andern, als philosophischen Vorhaben, nicht nöthig war, sie unter ein allgemeines Kunstwort oder Benennung zu setzen. Lasset uns also etwas Freyheit nehmen, und dieselben Eindrücke nennen, indem wir dieses Wort in einem von dem gewöhnlichen etwas unterschiedenen Sinne gebrauchen. Durch das Wort, Eindrücke, verstehen wir also alle unsere lebhaftere Empfindungen, wenn wir etwas hören, oder sehen, oder fühlen, oder lieben, oder hassen, oder verlangen, oder wollen. Und diese Eindrücke werden zum Unterschiede den Begriffen entgegen gesetzet, welche die nicht so lebhafte Empfindungen sind, derer wir uns bewußt sind, wenn wir über einige von den vorgemeldeten sinnlichen Empfindungen oder Bewegungen nachdenken.

Bey dem ersten Anblicke mag nichts unbegränzter scheinen, als die Gedanken des Menschen, welche nicht allein aller menschlichen Gewalt und Ansehen entwischen, sondern auch nicht innerhalb der Gränzen der Natur und Wirklichkeit eingeschränkt sind. Ungeheuer zu bilden, und unfügliche Gestalten und Figuren an einander zu setzen, kostet ihnen nicht mehr Mühe, als die natürlichsten und bekann-

bekannteſten Gegenſtände zu begreifen. Und in der Zeit, da der Leib auf einen Planeten eingeſchränket iſt, auf welchem er mit Mühe und Beſchwerlichkeit herum kriechet, können uns die Gedanken in einem Augenblicke in die entfernteſten Gegenden der Welt verſetzen, oder uns gar über die Welt in das gränzenloſe Chaos hinüberführen, wo die Natur, wie man ſich einbildet, in einer gänzlichen Verwirrung liegt. Was niemals geſehen oder gehöret worden, kann doch begriffen werden; und nichts überſteigt das Vermögen der Denkungskraft, ausgenommen das, was einen völligen Widerſpruch in ſich ſchließet.

Allein, ob es ſchon ſcheint, daß die Kraft zu denken dieſe ungebundene Freyheit beſitze: ſo werden wir doch bey einer genauern Unterſuchung finden, daß ſie wirklich in ganz enge Gränzen eingeſchränkt iſt, und daß alle dieſe Schöpfungskraft des Gemüthes auf nichts mehrers, als auf die Zuſammenſetzung, Verſetzung, Vermehrung oder Verminderung der Materialien hinaus läuft, womit uns die Sinne und die Erfahrung verſehen. Wenn wir an einen göldenen Berg denken: ſo fügen wir allein zwey einander nicht widerſprechende Begriffe zuſammen, Gold und Berg, welche uns ſchon vorher bekannt waren. Wir können ein tugendhaftes Pferd begreifen, weil wir, aus unſerm eigenen Gefühle, die Tugend begreifen können, und dieſelbe können wir mit der Figur und Geſtalt eines Pferdes vereinigen, welches ein uns wohlbekanntes Thier iſt. Kurz, alle Materialien

unſers

unſers Denkens werden aus unſerer äußerlichen oder innerlichen Empfindung hergeleitet; und die Vermiſchung und Zuſammenſetzung derſelben allein kömmt dem Gemüth und Willen zu. Oder um um mich in der Sprache der Weltweiſen auszudrücken, alle unſere Begriffe oder ſchwächere Empfindungen ſind Abriſſe unſerer Eindrücke oder lebhaften Empfindungen.

Um dieſes zu beweiſen, werden, wie ich hoffe, folgende zwey Gründe zureichend ſeyn. Erſtlich, wenn wir unſere Gedanken und Begriffe auflöſen, ſo zuſammengeſetzt oder erhaben ſie auch ſind: ſo finden wir allezeit, daß ſie ſich ſelbſt in ſolche einfache Begriffe auflöſen, welche von einem vorhergehenden Gefühl oder Empfindung abcopiret ſind. Selbſt diejenigen Begriffe, welche bey dem erſten Anblicke von dieſem Urſprunge am meiſten entfernt zu ſeyn ſcheinen, ſind daraus hergeleitet, wie man nach einer genauern Erforſchung findet. Der Begriff von Gott, in ſo fern wir dadurch ein unendlich verſtändiges, weiſes und gütiges Weſen verſtehen, entſteht aus der Ueberlegung und dem Nachdenken über die Wirkungen unſers eignen Gemüthes, und aus der Vermehrung dieſer Eigenſchaften der Güte und Weisheit, über alle Schranken und Gränzen. Wir mögen dieſe Nachforſchung fortſetzen, ſo weit es uns beliebt, wir werden allezeit finden, daß jeder Begriff, den wir unterſuchen, von einem gleichartigen Eindrucke ein Abriß iſt. Diejenigen, welche behaupten wollen, daß dieſer Satz nicht ſchlechterdings allgemein

und

und ohne Ausnahme ſey, haben nur einen einzigen und ganz leichten Weg, denſelben zu widerlegen, wenn ſie denjenigen Begriff anführen, welcher ihrer Meynung nach, nicht aus dieſer Quelle hergeleitet iſt. Alsdann wird es uns obliegen, wenn wir unſere Lehre behaupten wollen, den Eindruck oder die lebhafte Empfindung anzuführen, aus welcher derſelbe entſtanden iſt.

Zweytens, wenn es ſich zuträgt, daß ein Menſch aus einem Mangel des ſinnlichen Werkzeuges, irgend einer Art der ſinnlichen Eindrücke nicht fähig iſt: ſo finden wir allezeit, daß er derer ſonſt aus denſelben entſtehenden Begriffen eben ſo wenig fähig iſt. Ein Blinder kann ſich keinen Begriff von den Farben machen, noch ein Tauber von dem Schalle oder von den Tönen. Gebet dem einen oder dem andern den Sinn wieder, der ihm fehlet: ſo machet ihr durch die Oeffnung dieſes neuen Einganges für ſeine ſinnliche Eindrücke auch einen Eingang für die Begriffe, und er findet keine Schwierigkeit, dieſe Gegenſtände zu begreifen. Der Fall iſt eben derſelbe, wenn der Gegenſtand, welcher geſchickt iſt einigen ſinnlichen Eindruck zu erwecken, niemals zu dem ſinnlichen Werkzeuge gebracht worden. Ein Lapländer, oder ein Schwarzer, hat keinen Begriff von dem Geſchmacke des Weins. Und obſchon wenige oder gar keine Exempel von einem ähnlichen Fehler in dem Gemüthe ſind, wenn eine Perſon eine Empfindung oder einer Leidenſchaft, die ſonſt zu ſeiner Art gehöret, niemals gefühlt hat, oder derſelben ganz und gar unfähig iſt,

ſo finden wir doch, daß dieſe Beobachtung, wiewol nur in einem geringern Grade ſtatt findet. Ein Mann von milden, ſanften und gelinden Sitten, kann ſich keinen Begriff von eingewurzelter Rache oder Grauſamkeit machen, und ein ſich ſelbſt liebendes Gemüthe kann die Erhabenheit der Freundſchaft und Großmuth nicht leicht begreifen. Man geſteht gerne, daß Weſen einer andern Art manche Sinnen beſitzen können, von welchen wir keine Vorſtellung haben, weil die Begriffe davon uns auf die einzige Weiſe nicht beygebracht werden ſind, durch welche ein Begriff einen Zutritt zu dem Gemüthe haben kann, nämlich durch das wirkliche Fühlen und durch die ſinnliche Empfindung.

Man könnte aber etwas anführen, welches zu beweiſen ſcheint, daß es nicht ſchlechterdings unmöglich ſey, daß die Begriffe vor denen ihnen zugehörigen Eindrücken vorhergehen. Ich glaube, man werde gerne geſtehen, daß die verſchiedenen deutlichen Begriffe von den Farben, welche wir durch die Augen erlangen, oder die von den Tönen, die uns durch das Gehör zugeführet werden, wirklich, je einer von dem andern verſchieden ſeyn, ob ſie ſchon einigermaßen auch einander gleichen. Wenn nun dieſes von den verſchiedenen Farben richtig iſt: ſo muß es nicht weniger alſo ſeyn von den verſchiedenen Schattirungen einer und eben derſelben Farbe; und eine jede Schattirung bringt einen deutlichen Begriff hervor, der von den übrigen unabhängig iſt. Denn wenn man dieſes

ſes verläugnen würde: ſo müßte man zugeben, daß es möglich wäre, eine Farbe durch das ſtete ſtufenweiſe Aufſteigen der Schattierungen unvermerkt auf eine ſolche zu bringen, welche von ihr am meiſten entfernet iſt. Und wenn ihr nicht zugeben wollet, daß einige von denen, die zwiſchen den zwey äußerſten mitten inne liegen, verſchieden ſeyn: ſo könnet ihr ohne Ungereimtheit nicht läugnen, daß dieſe beyde äußerſte gleich ſeyn. Geſetzt demnach, daß eine Perſon ihres Geſichtes dreyßig Jahre lang genoſſen, und ſich alle Arten der Farben vollkommen wohl bekannt gemacht habe, ausgenommen eine beſondere Schattierung des Blauen, zum Exempel, welche er anzutreffen niemals Anlaß gehabt. Laſſet alle die verſchiedenen Schattierungen dieſer Farbe ausgenommen, dieſe einzelne vor ihm geſtellet ſeyn, ſo wie ſie von der tiefſten bis zu der helleſten ſtufenweiſe heranſteigen: ſo iſt es klar, daß er da, wo dieſe Schattierung fehlet, eine Lücke wahrnehmen und empfinden wird, daß an dieſem Orte ein größerer Ablaß zwiſchen denen einander berührenden Farben ſey, als an irgend einem andern. Nun frage ich, ob es ihm möglich ſey, aus ſeiner eigenen Einbildung dieſen Mangel zu ergänzen, und ſich ſelbſt den Begriff dieſer beſondern Schattierung zu erwecken, obſchon derſelbe ihm niemals durch ſeine Sinne beygebracht worden? Ich glaube, es finden ſich wenige, die nicht der Meynung ſeyn, er könne es, und das kann als ein Beweis dienen, daß die einfachen Begriffe nicht allezeit bey einem jeden Exem-

vel, aus den Eindrücken hergeleitet werden; obschon dieses Exempel so sonderbar und so einzeln ist, daß es unserer Beobachtung kaum würdig ist, und nicht verdienet, daß wir für dasselbe allein unsere allgemeinen Grundregeln ändern sollten.

Hier ist also ein Satz, welcher nicht nur an sich selbst deutlich und verständlich scheint, sondern welcher auch, wenn er recht gebrauchet würde, eine jede Streitigkeit eben so verständlich machen, und alles das verworrene Gewäsche verbannen könnte, welches sich so lange der metaphysischen Vernunftschlüsse bemächtiget, und denselben eine solche Ungnade zugezogen hat. Alle Begriffe, und insonderheit die abgezogenen, sind ihrer Natur nach schwach und dunkel: das Gemüth kann sie nur kaum fassen und halten: man kann sie gar leicht mit andern ähnlichen Begriffen vermengen und verwirren. Und wenn wir einen Ausdruck oft gebraucht haben, ebschen einen deutlichen Sinn und Verstand: so sind wir geneigt uns einzubilden, daß er einen bestimmten damit verknüpften Begriff habe. Im Gegentheil sind alle Eindrücke, das ist, alle sinnliche Empfindungen, sie mögen äußerlich oder innerlich sein, stark und empfindlich: die Gränzen zwischen denselben sind genau bestimmet: und es ist nicht leicht in Ansehung derselben in einen Irrthum oder Fehler zu fallen. Wenn wir also einigen Verdacht haben, daß ein philosophisches Raisonnement ohne einigen Verstand oder Begriff gebraucht werde, wie es nur zu oft geschieht:

ſchieht: ſo dürfen wir nur nachforſchen, von welchem Eindrucke dieſer vorgegebene Begriff hergeleitet ſey? Und wenn es unmöglich iſt, irgend einen anzuzeigen: ſo wird dieſes dienen, unſern Verdacht zu bekräftigen. Wenn wir die Begriffe in ein ſo helles Licht ſetzen: ſo können wir vernünftiger Weiſe hoffen, alle Streitigkeiten abzuſchaffen, die in Anſehung der Natur und Wirklichkeit entſtehen mögen *.

* Es iſt wahrſcheinlich, daß diejenigen, welche angeborne Begriffe laugneten, nichts mehrers zu verſtehen geben wollten, als daß alle Begriffe, Abriſſe oder Copeyen unſerer Eindrücke waren; ob man gleich geſtehen muß, daß die Wörter, derer ſie ſich bedienten, nicht mit ſolcher Behutſamkeit gewählet, noch ſo genau erkläret worden, als nöthig war, allem Misverſtändniſſe wegen ihrer Lehre vorzubeugen. Denn was verſteht man durch angeboren? Wenn angeboren und natürlich gleich viel iſt: ſo muß man zugeben, daß alle Empfindungen und Begriffe des Gemüthes angeboren oder natürlich ſind. in was für Verſtande wir immer dieſes letztere Wort nehmen, es entweder dem Ungemeinen, oder dem Künſtlichen, oder dem Wunderbaren entgegen zu ſetzen.

Wenn man durch angeboren dasjenige verſteht, was gleich bey unſerer Geburt, oder eben ſo alt iſt, als wir ſelbſt: ſo ſcheint der Streit unnütz zu ſeyn; und es verlohnt ſich der Mühe nicht, zu erforſchen, in welcher Zeit das Denken anfange, ob vor, oder nach unſerer Geburt. Eben ſo ſcheint es auch, das Wort, Idea, Begriff, werde gemeiniglich in einem gar unbeſtimmten Sinne genommen, auch von dem Herrn Locke ſelbſt, als

Anmerkungen
zu dem
zweyten Verſuche.

Der Verfaſſer handelt hier von der berühmten Frage über den Urſprung der Begriffe auf eine als ob es eben ſowol irgend eine von unſern Empfindungen, ſinnlichen Eindrücken und Leidenſchaften, als von den Gedanken anzeige. Nimmt man nun das Wort in dieſem Sinne: ſo möchte ich wünſchen zu wiſſen, was man meynen könne, wenn man behauptet, daß Selbſtliebe oder Empfindlichkeit über die Beleidigungen, oder die Leidenſchaft zwiſchen beyden Geſchlechten nicht angeboren ſeyn.

Wenn man aber dieſe Ausdrücke, Eindrücke und Begriffe in dem vorher erklärten Verſtande zuläßt, und durch angeboren dasjenige verſteht, was urſprünglich oder von keiner vorhergehenden Empfindung nachgeahmet und abgeprägt iſt, ſo können wir doch behaupten, daß alle unſere Eindrücke angeboren und unſere Begriffe nicht angeboren ſeyn.

Um aufrichtig zu ſeyn, muß ich bekennen, daß ich in der Meynung ſtehe, Herr Locke ſey in dieſer Frage durch die Schullehrer hintergangen worden, welche ſich unerklärter Wörter bedienen, und alſo ihre Streitigkeiten in eine verdrießliche Länge ziehen, ohne die beſtrittene Sache ſelbſt jemals zu berühren. Eine gleiche Zweydeutigkeit und Umſchweifung ſcheint in allen Vernunftſchlüſſen dieſes großen Mannes über dieſe Sache zu herrſchen.

eine Art, welche ſeine Abſicht nicht ſehr deutlich ſehen läßt. Er begnüget ſich damit, daß er die Begriffe, welche er Eindrücke nennt, und die eigentlich einzelne oder Individualbegriffe ſind, voraus ſetzt, und hernach anmerket, daß die übrigen Begriffe alle davon herkommen. Vermuthlich hat der Verfaſſer bloß einige Anmerkungen zur Beſtätigung des alten philoſophiſchen Satzes machen wollen, daß in dem Verſtande nichts ſey, das nicht von den Empfindungen der Sinne herſtamme. Aus der deutſchen Philoſophie ſind die angebornen Begriffe ſchon lange verbannet, und es würde ſehr überflüßig ſeyn, dieſe Materie hier ausführlicher zu behandeln.

Dieſes einzige kann ich hier ſeiner Wichtigkeit halber nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß unſer Verfaſſer ohne Grund die Begriffe von den Eindrücken ſo ſehr unterſcheidet. Er beruft ſich zwar auf die Erfahrung, allein, ich halte dafür, daß die nachſtehenden Anmerkungen uns des Gegentheils völlig verſichern.

Eine genaue Aufmerkſamkeit läßt uns zwiſchen der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit unſrer Vorſtellungen und der Deutlichkeit der ſichtbaren Dinge eine große Aehnlichkeit bemerken. Die Deutlichkeit ſichtbarer Dinge iſt, ſo wie ihre Größe nicht durch ſich ſelbſt zu ſchätzen, ſondern bloß aus dem Verhältniſſe mit andern. Ein Körper fällt uns nicht deswegen deutlich ins Auge, weil viel Licht darauf fällt, ſondern darum, weil mehr darauf fällt, als

auf andre neben ihm, und er wird undeutlich und dunkel, weil weniger darauf fällt, als auf andre neben ihm. Einige Sternen haben bey nächtlicher Zeit einen sehr hellen und blendenden Schein, weil sie auf einem schwarzen Grunde stehen, mit demselben Lichte aber sind sie bey Tage auf dem hellen Grunde so dunkel, daß kaum das schärfste Auge sie sehen kann. Wenn die Mahler etwas glänzendes mahlen sollen, dessen natürlichen Schein sie durch ihre schwächere Farben nicht erreichen können, so setzen sie alle umliegenden Dinge, deren Lebhaftigkeit sie ziemlich erreichen könnten, um viele Grade herunter; und so behält jener glänzende Gegenstand seinen natürlich hohen Schein. Es verhält sich vollkommen so mit unsern Vorstellungen. Wir stellen uns immer viel Dinge auf einmal vor, aber nur auf eines davon richten wir unsere Aufmerksamkeit, und dasselbe ist uns alsdenn das deutlichste und rührendste. Die Aufmerksamkeit ist das Licht in der Seele. Unter allen Begriffen, die wir auf einmal haben, ist derjenige der deutlichste, auf welchen die meiste Aufmerksamkeit gerichtet wird. Eine unzählige Menge Beobachtungen beweisen dieses, sowol von sinnlichen als abgezogenen Begriffen. Bey hellem Tage rühren tausend Dinge auf einmal unsre Sinnen, und von jedem müssen wir eine Vorstellung haben. Wofern nicht eines von diesen Dingen unsre Sinnen mit ausnehmender Stärke angreift, und uns dadurch zur vorzüglichen Aufmerksamkeit zwingt, so steht es in unserm Belieben, itzt von diesem

dieſem und hernach einem andern Gegenſtande ſtärker gerühret zu werden. Indem ich itzo auf den Geſang der Nachtigall aufmerkſam bin, höre ich von unzählig andern mir eben ſo ſtark in die Ohren ſchallenden Tönen nichts. Aber gleich darauf höre ich einen fernen Klang einer Glocke, und indem ich darauf acht habe, um zu merken, von welcher Seite er herkommt, rühret mich der Geſang des Vogels gar nicht mehr. Bald darauf zieht ein abgezogener geometriſcher Begriff meine Aufmerkſamkeit an ſich, und weder der Geſang, noch das Geläute, noch das Geräuſche ſo um mich iſt, rühren mich, ich bin auf einmal meiner äußerlichen Sinnen gleichſam beraubet. Es iſt eine Erfahrung, daß die ſtärkſten Schmerzen, durch eine ſehr große Aufmerkſamkeit auf andre Dinge, ihre Stiche verlieren. Der Heerführer, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf den glücklichen Ausgang der Schlacht gerichtet iſt, fühlet die Schmerzen einer gefährlichen Wunde nicht, und die leckerhafteſte Speiſe wird dem unſchmackhaft, der ſie, in Gedanken vertieft, genießt. Hieraus läßt ſich, (um dieſes im Vorbeygehen zu ſagen) begreifen, warum Leute, von wenigem Geiſte, die keiner ſtarken Aufmerkſamkeit fähig ſind, insgemein wenig lebhafte Empfindungen haben, und auch von ſinnlichen Dingen viel weniger gerühret werden, als feinere Köpfe.

Aus den vorigen Anmerkungen erhellet alſo hinlänglich, daß der Mangel der Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand die Vorſtellung deſſelben in

dem Gemüthe ungemein schwächt, und daß die stärksten Eindrücke oft das Gemüthe eben so schwach rühren, als ein abgezogener Begriff. Auf eben diese Art können wir auch bemerken, daß bloße Gedanken und Vorstellungen leichte die Stärke heftiger Eindrücke erreichen können. Dazu gehöret weiter nichts, als daß die Aufmerksamkeit von allen andern Dingen abgezogen und auf den einzigen Gegenstand gerichtet werde. Dieses geschieht in den Träumen. Es wird wohl schwerlich jemand läugnen, daß die Träume bisweilen zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindungen hinansteigen. Man kann im Traume von der Vorstellung des Sonnenlichts so empfindlich geblendet werden, als wachend, und dieses geschieht bloß deswegen, weil alsdenn die ganze Aufmerksamkeit der Seele allein auf diesen Gegenstand gerichtet ist. Und eben dieses ist auch der eigentliche Fall der Wahnwitzigen. Es ist eine allzubekannte Sache, daß bey diesen Unglücklichen die bloßen Gedanken die völlige Lebhaftigkeit der sinnlichen Eindrücke haben. Man pflegt diese seltsame Begebenheiten dadurch zu erklären, daß man sagt, diese Leute sind im Kopfe verrückt. Man brauche eben nicht viel Scharfsinnigkeit, um zu sehen, daß dieses ein bloßer Ton ist, der weiter nichts erkläret. Es muß ein verständlicher Grund angegeben werden, warum diese Leute so lebhafte Einbildungen haben. Daß keine Zerrüttung oder Verderbenheit bey ihnen sey, erhellet daraus genugsam, daß solche Elende in ihren meisten Verrichtungen und

Reden

Reden ſich oft eben ſo vernünftig und regelmäßig bezeigen, als andre Menſchen. Der Wahnſinn kömmt meiſtentheils offenbar von heftigen Leidenſchaften her, welche das Gemüth in einer beſtändigen und ſtrengen Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand der Leidenſchaft hingeriſſen haben. Kann das Gemüth einmal auf einige Zeit den ſo ſehr verlangten oder gefürchteten Gegenſtand vergeſſen, ſo iſt es geſund und natürlich; bey der geringſten Gelegenheit aber, da es wieder darauf merket, vergißt es alle andre Begriffe, und bildet ſich ein, die Sachen wirklich zu ſehen oder zu hören, von denen es bloße Vorſtellungen hat. Daß aber da nichts wirklich Verkehrtes oder Verdorbenes in dem Gemüthe, auch ſelbſt mitten in den Anfällen der Tollheit ſey, erhellet daraus, daß ſolche Raſende der Natur der Sache, die ſie für wirklich halten, gemäß handeln, und die Regeln der Gedanken und Handlungen eben ſo genau in acht nehmen, als Leute von geſundem Verſtande thun; ſie ſind eben ſo vernünftig, wie andre, nur daß ſie, wegen einer allzulebhaften Einbildung etwas für wirklich gegenwärtig halten, was bloß in den Gedanken da iſt. Dieſes wird endlich dadurch völlig beſtätiget, daß Leute von dem beſten und geſundeſten Verſtande bisweilen in ähnliche Umſtände gerathen. War Archimedes was anders, als ein bloßer Wahnwitziger, als er die einbrechenden Soldaten durch Winke abhalten wollte, ſeine Zirkel zu ſtöhren? Die Aufmerkſamkeit auf ſeine geometriſchen Schlüſſe ſtelleten ihm ſeinen ganzen Zuſtand anders vor, als er wirklich war.

Lasset uns also nun mit einiger Zuversichtlichkeit diesen Satz annehmen: daß die Eindrücke der Sinnen und der Neigungen von den abgezogensten Gedanken und den schwächesten Begriffen nur bloß darinn abgehen, daß die Seele bey dem einen aufmerksamer ist, als bey dem andern; daß durch die vermehrte Aufmerksamkeit ein bloßes Bild der Phantasie das Leben eines wirklichen sinnlichen Gegenstandes bekommen, und hingegen der wirkliche Eindruck durch den Mangel der Aufmerksamkeit zu einer sehr schwachen Vorstellung werden kann.

Dieser Satz kann, wenn er nur recht angewendet wird, in vielen itzo noch zweifelhaften Fragen über die Natur des Menschen ein großes und unerwartetes Licht geben. Die so verschiedenen Zustände des Gemüthes im Wachen und Schlafen, in freyem Gebrauche der Vernunft und in der Wahnsinnigkeit, können dadurch mit einer Deutlichkeit erkläret werden, davon man bis dahin wenig Exempel hat. Auch der Einfluß, den die Beschaffenheit des Körpers auf die Seele hat, wird dadurch sicher bestimmt. Allein es würde unzeitig [illegible], wenn ich hier die Leser in so weitläuftige Untersuchungen hineinführen würde.

* *

Dritter Verſuch
von der
Verknüpfung der Begriffe.

Es iſt augenſcheinlich, daß ein Grund der Verknüpfung zwiſchen den verſchiedenen Gedanken und Begriffen des Gemüthes iſt, und daß, wenn ſie ſich dem Gedächtniſſe oder der Einbildung darſtellen, eine die andere mit einem gewiſſen Grade der Ordnung und der Regelmäßigkeit einführet. In unſerm ernſthaftern Denken oder Unterreden iſt dieſes ſo ſehr merklich, daß jeder Gedanke, welcher dieſe regelmäßige Reihe oder Kette von Begriffen unterbricht, alſobald wahrgenommen und verworfen wird. Ja auch gar in unſern ſeltſamſten und herumſchweifendeſten Einbildungen, und ſelbſt in unſern Träumen werden wir, wenn wir darüber nachdenken, finden, daß die Einbildungskraft nicht ganz und gar auf das Ungewiſſe herumſchweife, ſondern, daß allezeit eine Verknüpfung unter den verſchiedenen Begriffen unterhalten werde, die auf einander folgen. Wenn man die ungebundenſte und freyeſte Unterredung aufſchreiben wollte: ſo würde man gleich etwas bemerken, welches dieſelbe allenthalben verknüpfet, wenn man von dem einen zu dem andern

dern geschritten. Oder, wo dieses fehlet: so könnte der, welcher den Faden der Rede abgebrochen, euch allezeit berichten, daß er heimlich in seinem Gemüthe eine Folge von Gedanken hin und her erwogen, die ihn stufenweise von dem Vorwurfe der Unterredung abgeführet. Unter den Sprachen verschiedener Nationen, auch gar, wo wir nicht die geringste Verknüpfung oder Gemeinschaft vermuthen können, findet sich in den Wörtern, welche die am meisten zusammengesetzten Begriffe ausdrücken, doch eine genaue Aehnlichkeit: ein gewisser Beweis, daß die einfachen Begriffe, welche sie ausdrücken, durch einen allgemeinen Grund mit einander verbunden sind, der einen gleichen Einfluß auf alle Menschen hat.

Ob es nun gleich allzu gemein und bekannt ist, daß verschiedene Begriffe mit einander verknüpft sind, als daß es der Beobachtung entwischen sollte: so finde ich doch nicht, daß je ein Weltweiser unternommen habe, alle Gründe der Verknüpfung herzuzählen, oder unter gewisse Classen zu bringen; ein Vorwurf gleichwol, welcher unserer Neubegierde wohl würdig scheint. Was mich betrifft: so dünkt es mich, daß nur drey Gründe der Verknüpfung unter den Begriffen seyn, nämlich die Aehnlichkeit, die Nähe in Zeit oder Ort, und Ursachen oder Wirkungen.

Daß diese Beziehungen dienen, die Begriffe zu verknüpfen, daran wird man, wie ich glaube, nicht stark zweifeln. Ein Gemählde leitet unsere Ge-

Gedanken natürlicher Weise auf das Original *. Wenn von einem Zimmer in einem Gebäude Meldung geschicht, so führet dieses natürlich auf eine Untersuchung oder Unterredung von den andern **. Und wenn wir an eine Wunde denken: so können wir kaum unterlassen, auch den Schmerz zu überlegen, welcher auf dieselbe folget ***. Aber daß diese Berechnung vollkommen sey, und daß es ausser diesen keine andere Quellen der Verknüpfung gebe, das wird schwer seyn so zu beweisen, daß es dem Leser ein Genügen thue, oder daß man selbst damit zufrieden seyn könne. Alles was wir in solchen Fällen thun können, ist, verschiedene Beyspiele zu durchgehen, den Grund sorgfältig zu erforschen, welcher die verschiedenen Gedanken mit einander verbindet, und nicht stille zu stehen, bis wir den Grund so allgemein machen, als es möglich ist. Je mehr Beyspiele wir untersuchen, und je mehr Sorgfalt wir anwenden, desto mehr Versicherung werden wir erlangen, daß die Berechnung, die wir von dem Ganzen machen, gänzlich und vollkommen sey. Anstatt uns in eine umständliche Erzählung von dieser Art einzulassen, die uns in manche unnütze Spitzfündigkeiten führen würde, wollen wir einige von den Wirkungen dieser Verknüpfung auf die Leidenschaften und auf die Einbildungskraft betrachten; wo wir uns ein Feld der Betrachtung öffnen können,

* Hier ist die Aehnlichkeit.

** Hier ist die Angränzung.

*** Die Ursache und Wirkung.

nen, welches angenehmer, und vielleicht lehrreicher ist, als das andere.

Da der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, und beständig der Glückseligkeit nachstrebet, welche er in der Befriedigung einiger Leidenschaften oder Neigungen zu finden hoffet: so handelt, redet oder denket er selten ohne Vorhaben oder Absicht. Er hat allezeit einigen Gegenstand in seinem Gesichte; und so untüchtig bisweilen die Mittel auch seyn mögen, die er zur Erreichung seines Endzweckes wählet: so verliert er doch den Endzweck nie aus dem Gesichte, und er wird seine Gedanken oder Ueberlegungen nicht so schlechtweg hinweg werfen, wo er nicht hoffet einiges Vergnügen davon einzuerndten.

In allen geistreichen Schriften ist es demnach nöthig, daß der Verfasser einigen Entwurf oder Gegenstand habe, und ob er schon von diesem Entwurfe durch die Heftigkeit der Gedanken weggerissen werden kann, als in einer Ode, oder wenn er denselben nur obenhin und nachläßig ausführet, als in einem Briefe oder Versuche: so muß sich, wo nicht durch das ganze Werk, doch in dem Anfange desselben, ein gewisser Endzweck zeigen. Ein Werk ohne eine Absicht, würde mehr den aberwitzigen Reden eines Unsinnigen gleichen, als den nüchternen Bemühungen eines großen Geistes und der Gelehrsamkeit.

Da diese Regel keine Ausnahme zuläßt: so folget, daß in erzählenden Schriften die Begebenheiten oder Handlungen, welche der Verfasser erzählet,

zählet, durch einiges Band mit einander verknüpfet seyn müssen. In der Einbildungskraft muß sich eine auf die andere beziehen, und alle müssen eine Art der Einheit ausmachen, welche dieselben unter einen Entwurf oder Gesichtspunct bringen kann, und welche der Gegenstand oder der Endzweck des Verfassers in seinem ersten Vorhaben seyn mag.

Dieser verknüpfende Grund zwischen den mancherley Begebenheiten, welche die Materie eines Gedichts oder einer Geschichte ausmachen, kann ganz verschieden seyn, nach den verschiedenen Absichten des Poeten oder des Geschichtschreibers. Ovidius hat seinen Grundriß nach dem verknüpfenden Grunde der Aehnlichkeit entworfen. Eine jede fabelhafte Verwandlung, die durch die wunderbare Macht der Götter hervor gebracht wird, schlägt in den Bezirk seines Werkes ein. Dieser einzige Umstand in einer Begebenheit ist hinlänglich, dieselbe zu seinem ursprünglichen Entwurfe oder Endzwecke geschickt zu machen.

Auf einen Jahrbuchschreiber oder einen Geschichtschreiber, der unternehmen würde, die Geschichte von Europa von einem Jahrhunderte zu schreiben, würde die Verknüpfung der Angränzung in Zeit und Ort ihren Einfluß haben. Alle Begebenheiten, die sich in dem Theile des Raumes und in dem Absatze der Zeit zutragen, sind in seinem Vorhaben begriffen, ob sie schon in andern Absichten verschieden, und nicht mit einander

verknüpfet sind. Sie haben allezeit eine Art der Einheit, mitten in aller ihrer Verschiedenheit.

Aber die gewöhnlichste Art der Verknüpfung unter verschiedenen Begebenheiten, welche in erzählende Werke einschlagen, ist die von der Ursache und Wirkung, indem der Geschichtschreiber die Reihen der Handlungen nach ihrer natürlichen Ordnung entwirft, zu den verborgenen Quellen und Triebfedern derselben hinaufsteigt, und ihre entfernteste Folgen beschreibt. Er wählet zu seinem Vorwurf einen gewissen Theil von der grossen Kette der Begebenheiten, welche die Geschichte des menschlichen Geschlechts ausmachen: er bemühet sich, in seiner Erzählung ein jedes Glied in dieser Kette zu berühren: bisweilen machet unvermeidliche Unwissenheit alle seine Unternehmungen und Versuche fruchtlos: bisweilen ergänzet er durch Muthmaßungen, was in der Erkenntniß mangelt: und allezeit ist er überzeuget, daß je unterbrochner die Kette ist, die er seinem Leser vor Augen stellet, je vollkommner sein Werk sey. Er sieht, daß die Kenntniß der Ursachen, weil diese Beziehung oder Verknüpfung die stärkeste ist, nicht nur am meisten befriediget, sondern auch am meister unterrichtet, weil wir durch diese Kenntniß allein fähig gemacht werden, die Begebenheiten recht zu beurtheilen und über die Zukunft zu herrschen.

Wir können demnach hier einigen Begriff von der Einheit der Handlung erlangen, über welche alle Kunstrichter nach dem Aristoteles, so viel

viel geredet haben: vielleicht mit wenigem Nutzen, weil ſie ihren Geſchmack oder ihre Empfindung nicht nach den genauen Regeln der Weltweisheit eingerichtet. Es iſt klar, daß in allen Schriften, ſowol als in den epiſchen und tragiſchen Gedichten, eine gewiſſe Einheit erfordert wird, und daß bey keiner Gelegenheit unſern Gedanken geſtattet werden kann, blindlings herum zu ſchweifen und auf Abentheur auszugehen, wenn wir ein Werk hervorbringen wollen, das dem menſchlichen Geſchlecht einiges dauerhaftes Vergnügen verſchaffen ſoll. Es iſt auch klar, daß ſelbſt ein Lebensbeſchreiber, welcher des Achilles Leben beſchreiben ſollte, die Begebenheiten verknüpfen würde, indem er ihre Abhänglichkeit von einander und Beziehung auf einander zeigete, eben ſowol, als ein Dichter, der den Zorn dieſes Helden zum Vorwurfe ſeiner Erzählung machen würde. Nicht nur in irgend einem beſtimmten Theile des Lebens haben die Handlungen des Menſchen eine Abhänglichkeit, je eine von der andern, ſondern durch die ganze Zeit ſeiner Dauer, von der Wiege an bis zum Grabe; und es iſt nicht möglich, ein einziges Glied, ſo klein es immer iſt, aus dieſer regelmäßigen Kette heraus zu nehmen, ohne die ganze Reihe der folgenden Begebenheiten zu unterbrechen. Die Einheit der Handlung demnach, welche in einer Lebensbeſchreibung oder Geſchichte zu finden iſt, unterſcheidet ſich von der in der epiſchen Poeſie, nicht in der Art, ſondern im Grade. In der epiſchen Poeſie iſt die Verknü-

knüpfung näher in einander gefüget und empfindlicher: die Erzählung wird nicht durch eine solche Länge der Zeit hindurch geführet: und die aufgeführten Personen eilen zu einem gewissen merkwürdigen Zeitlaufe, welcher der Neubegierde des Lesers ein Genüge thut. Dieses Verfahren eines epischen Dichters hängt von derjenigen besondern Beschaffenheit der Einbildungskraft und der Leidenschaft ab, welche man in diesem Werke voraussetzet. Die Einbildungskraft beydes des Verfassers und des Lesers ist aufgeweckter und lebhafter, und die Leidenschaften entzündeter, als in der Geschichte, in einer Lebensbeschreibung, oder in irgend einer andern Art der Erzählung, die sich selbst auf die genaue Wahrheit und Wirklichkeit einschränket. Lasset uns die Wirkung dieser Leidenschaften betrachten, welche der Poesie, und fürnehmlich der epischen, mehr als irgend einer andern Art der Schriften zukommt, und lasset uns sehen, warum sie eine genauere und enger geschlossene Einheit in der Fabel erfordern.

Erstlich, da alle Poesie eine Art der Mahlerey ist: so bringt sie uns näher zu den Gegenständen, als irgend eine andere Art der Erzählung, sie wirft ein stärkeres Licht auf dieselben, und entwirft viel deutlicher diejenigen kleinen Umstände, welche, ob sie schon dem Geschichtschreiber überflüßig scheinen, doch mächtig dienen, die gemahlten Bilder zu beleben, und die Fantasie zu belustigen. Wenn es nicht nöthig, wie in der Ilias, uns allemal zu berichten, wenn der Held seine

Schuhe

Schuhe zuſchnallet, und ſeine Kniebänder bindet: ſo wird es doch vielleicht nöthig ſeyn, ſich in mehrere kleine Umſtände einzulaſſen, als in der Heinriade, wo die Begebenheiten mit ſolcher Schnelligkeit fortlaufen, daß wir kaum Zeit und Weile haben, mit der Schaubühne oder Handlung recht bekannt zu werden. Wollte ein Dichter demnach in ſeinem Vorwurfe einen großen Bezirk der Zeit, oder eine Reihe von Begebenheiten einſchließen, und den Tod des Hectors in den entfernteſten Urſachen deſſelben, in dem Raube der Helena, oder in dem Urtheile des Paris aufſuchen: ſo müßte er ſein Gedicht zu einer unermeßlichen Länge ausdehnen, um ſeinen weitläuftigen Grundriß mit richtigen Gemählden und Bildern anzufüllen. Die Einbildung des Leſers, die von einer ſolchen Reihe poetiſcher Beſchreibungen entzündet iſt, und ſeine Leidenſchaften, die durch eine beſtändige Sympathie mit den aufgeführten Perſonen, gewaltig beweget werden, müßten lange vor dem Ende der Erzählung ſchlaff werden, und würde wegen der ſo oft wiederholten Heftigkeit eben derſelben Bewegungen, in Schläfrigkeit und Ekel ſinken.

Zweytens, daß ein epiſcher Poet nicht bis zu einer großen Entfernung der Urſachen hinauf ſteigen müſſe, wird ferner erhellen, wenn wir einen andern Grund betrachten, welcher von einer Eigenſchaft der Leidenſchaften hergenommen iſt, die noch merkwürdiger und ſonderbarer iſt. Es iſt augenſcheinlich, daß in einem richtig abgefaßten

Werke alle Neigungen, die durch die verschiedenen, beschriebenen und vorgestellten Begebenheiten, erreget werden, einander eine beyderseitige Stärke geben; und daß, wenn die Helden alle auf einer gemeinen Schaubühne mit einander verbunden sind, und eine jede Handlung mit dem Ganzen stark verknüpfet ist, der Antheil, so man daran nimmt, allezeit stark und lebhaft ist, und die Leidenschaften sich gar leicht und bequem von einem Gegenstande auf einen andern führen lassen: so wie eine starke Verknüpfung der Begebenheiten, den Uebergang der Gedanken oder der Einbildung von einem zu dem andern erleichtert, so erleichtert sie auch die Ergießung der Leidenschaften, und erhält die Neigungen beständig in dem gleichen Canal und in eben derselben Richtung. Unser Mitleiden und Antheil für Eva, bereitet den Weg zu einer gleichen Sympathie mit Adam: die Neigung wird in dem Uebergange beynahe ganz erhalten; und das Gemüth bemächtiget sich plötzlich des neuen Gegenstandes, weil er sich stark auf das beziehet, was ihm vorher seine Aufmerksamkeit abgedrungen. Würde aber der Poet von seinem Gegenstande ganz und gar abweichen, und eine neue Person aufführen, die mit den vorigen in gar keiner Verknüpfung stünde: so würde die Einbildungskraft, die eine Unterbrechung in dem Uebergange fühlte, sich ganz kalt in den neuen Auftritt einlassen: sie würde sich durch langsame Stufen entzünden; und wenn sie zu dem vornehmsten Gegenstande des Gedichtes zurück kehrete: so würde

de ſie gleichſam von neuem, das was ſie zu ihrer eignen Angelegenheit gemacht, erwecken, um an den fürnehmſten Perſonen Antheil zu nehmen. Dieſelben Unbequemlichkeiten folgen in einem geringern Grade, wenn der Poet ſeine Begebenheiten, bis zu einer gar zu großen Entfernung ſortſetzet, und Handlungen mit einander verbindet, welche, ob ſie ſchon nicht ganz und gar von einander getrennet ſind, doch nicht eine ſo ſtarke Verknüpfung unter einander haben, als erfordert wird, den Uebergang der Leidenſchaften zu befördern. Hieraus entſpringt der Kunſtgriff der umſchweifenden Erzählung, welche in der Odyſſea und Aeneis gebrauchet wird; wo der Held, im Anfange, ganz nahe bey dem Ende ſeiner Unternehmungen aufgeführet wird, und uns hernach gleichſam durch ein Fernglas, die entfernteren Begebenheiten und Urſachen zeiget. Durch dieſes Mittel wird die Neubegierde des Leſers plötzlich erwecket: die Begebenheiten folgen ſchnelle, und in einer recht geſchloſſenen Verknüpfung: und der Antheil den er daran nimmt, wird lebhaft erhalten, und wächſt beſtändig, durch Hülfe der nahen Beziehung der Gegenſtände, von dem Anfange bis zu dem Ende der Erzählung.

Dieſelbe Regel findet auch ſtatt in der dramatiſchen Poeſie, und es iſt in einem regelmäßigen Schauſpiele niemals erlaubet, eine Perſon aufzuführen, die entweder gar keine, oder doch nur eine geringe Verbindung mit den Hauptperſonen der Fabel hat. Der Antheil des Zuſchauers muß

nicht durch irgend einige Auftritte, die von dem übrigen abgetrennet oder abgesondert sind, verhindert werden. Dieses unterbricht den Lauf der Leidenschaften, und bringt diese Vereinigung der verschiedenen Bewegungen vor, durch welche ein Auftritt die Stärke des andern vermehret, und das Mitleiden und den Schrecken, so er erreget, auf einen jeden nachfolgenden Auftritt ausgießet, bis das Ganze diese Schnelligkeit der Bewegungen hervorbringt, welche der Schaubühne besonders eigen ist. Wie muß das nicht diese Hitze der Neigung und Leidenschaft auslöschen, wenn man plötzlich und auf einmal mit einer neuen Handlung und mit neuen Personen unterhalten wird, die sich auf die vorigen gar nicht beziehen; wenn man eine so empfindliche Unterbrechung, oder einen leeren Raum, in dem Laufe der Leidenschaften, vermittelst dieser Unterbrechung in der Verknüpfung der Begriffe findet; und wenn man, anstatt die übereinstimmende Gemüthsempfindungen von einem Auftritte in den folgenden fortzuführen, verbunden ist, jeden Augenblick neue Gemüthsbewegungen zu erwecken, und an einem neuen Auftritte einer Handlung Antheil zu nehmen?

Allein, obschon diese Regel von der Einheit der Handlung der dramatischen und epischen Poesie gemein ist: so können wir doch allezeit einen Unterschied zwischen denselben bemerken, welcher, vielleicht unsere Aufmerksamkeit verdienen mag. In diesen beyden Arten der Gedichte wird erfordert,

dert, daß die Handlung nur eine und einfach ſey, damit man dasjenige, was uns für die Sache einnimmt, ganz und ungehindert behehalte. Allein in der epiſchen oder erzählenden Poeſie iſt dieſe Regel auch noch auf ein anderes Fundament gegründet, nämlich auf die Nothwendigkeit, die einem jeden Verfaſſer obliegt, einen Entwurf oder Grundriß zu machen, bevor er ſich in einige Rede oder Erzählung einläßt, und ſeinen Gegenſtand in einen Geſichtspunct zu ſtellen, welcher ſeiner Aufmerkſamkeit zur beſtändigen Leitung dienen muß. Da ſich der Verfaſſer in den dramatiſchen Arbeiten gänzlich verliert, und der Zuſchauer ſich einbildet, es ſey bey den vorgeſtellten Handlungen wirklich zugegen, ſo kann dieſer Grund in Anſehung der Schaubühne nicht ſtatt haben; ſondern ein jedes Geſpräche oder jede Unterredung kann eingeführet werden, welche ohne Unwahrſcheinlichkeit, in demjenigen beſtimmten Theile der Zeit und des Ortes, hätte vorfallen können, ſo auf der Schaubühne vorgeſtellet wird. Daher wird in allen unſern engliſchen Luſtſpielen, auch ſelbſt in des **Longreve** ſeinen, die Einheit der Handlung niemals genau beobachtet; ſondern der Dichter denkt, es ſey zureichend, wenn ſeine Perſonen ſich nur einiger maßen auf einander beziehen, durch die Blutverwandtſchaft, oder weil ſie in dergleichen Familie leben; und hernach führet er ſie in beſondern Auftritten auf, wo ſie ihre Gemüthsarten und Charactere auseinander wickeln, ohne die Haupthandlung viel zu befördern.

Die doppelten Verwirrungsknoten des Terentius sind Freyheiten von eben derselben Art, aber in geringerm Grade. Und obschon dieses Verfahren nicht vollkommen regelmäßig ist: so ist es doch zu der Natur der Comödie nicht gänzlich ungeschickt, weil darinn die Bewegungen und Leidenschaften nicht zu einem solchen hohen Grade aufgebracht werden, als in dem Trauerspiele; und weil zu gleicher Zeit die Erdichtung oder die Vorstellung solche Freyheiten einiger maßen verdecket und bemäntelt. In einem erzählenden Gedichte schränket der erste Vortrag oder Abriß den Verfasser auf einen Gegenstand ein; und alle Ausschweifungen von dieser Natur, würden bey dem ersten Anblicke, als ungereimt und ungeheuer verworfen werden. Weder Boccaz, noch la Fontaine, noch irgend ein Verfasser von dieser Art, haben sich dieselben erlaubt, oder nachgesehen, obschon das lustige und Kurzweilige ihr Hauptendzweck ist.

Um auf die Vergleichung der Geschichte und der epischen Poesie zurück zu kommen: so können wir aus den vorhergehenden Betrachtungen schliessen, daß, da eine gewisse Einheit in allen geistreichen Schriften nöthig ist, dieselbe in der Historie eben so wenig mangeln müsse, als in irgend einer andern; daß in der Geschichte die Verknüpfung unter den mancherley Begebenheiten, welche dieselben in einen Leib vereiniget, die Beziehung der Ursachen und Wirkungen, und also eben dieselbe sey, welche in der epischen Poesie statt finder; bloß

mit

mit dieſem Unterſchiede, daß in dieſen die Verknüpfung geſchleßner und empfindlicher ſey, wegen der lebhaften Einbildung und der heftigen Leidenſchaften, welche durch den Dichter in ſeiner Erzählung gerühret werden müſſen. Der peloponneſiſche Krieg, iſt ein bequemer und geſchickter Stoff für die Geſchichte; die Belagerung der Stadt Athen für ein epiſches Gedicht, und der Tod des Alcibiades für ein Trauerſpiel.

Da demnach der Unterſchied der Geſchichte und der epiſchen Poeſie einzig in den Graden der Verknüpfung beſteht, welche diejenigen mannigfaltigen Begebenheiten mit einander verbindet, aus welchen ihr Inhalt zuſammengeſetzet iſt: ſo wird es ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn, durch Worte die Gränzen genau zu beſtimmen, welche ſie von einander abſondern. Das iſt mehr eine Sache des Geſchmackes, als der Vernunftſchlüſſe; und vielleicht kann dieſe Einheit oft in einer Sache entdecket werden, wo wir bey dem erſten Anblicke, und aus einer bloß abgezognen Betrachtung, dieſelbe am wenigſten zu finden erwarten.

Es iſt augenſcheinlich, daß Homer, in dem Fortgange ſeiner Erzählung, den erſten Vortrag ſeines Inhalts überſchreitet, und daß der Zorn des Achilles, welcher des Hectors Tod verurſachet, nicht eben derſelbe ſey, welcher den Griechen ſo manches Uebel zugezogen. Aber die ſtarke Verknüpfung zwiſchen dieſen zweyen Bewegungen, der geſchwinde Uebergang von der einen zu

der andern, der Gegensatz * zwischen den Wirkungen der Einigkeit und der Uneinigkeit unter den Fürsten, und die natürliche Neubegierde die wir haben, den Achilles, nach einer so langen Ruhe, wieder in der Wirksamkeit zu sehen: Alle diese Ursachen reißen den Leser fort, und bringen eine zureichende Einheit in dem Inhalte hervor.

Man kann dem Milton vorwerfen, daß er in seinen Ursachen zu einer allzugroßen Entfernung hinaufgestiegen, und daß der Aufruhr der Engel, den Fall des Menschen durch eine Reihe von Begebenheiten hervorbringt, welche beydes recht lang und recht zufällig sind. Nicht zu erwähnen, daß die Schöpfung der Welt, welche er der Länge nach erzählet, nicht mehr die Ursache dieses Erfolges und Ausganges ist, als der pharsalischen Schlacht, oder irgend einer Begebenheit, die sich je zugetragen. Aber, wenn wir auf der andern Seite betrachten, daß alle diese Begebenheiten, der Aufruhr der Engel, die Schöpfung der Welt, und der Fall der Menschen einander darinn ähnlich sind, daß sie wunderbar, und außer dem gemeinen Laufe der Natur sind; da voraus gesetzet wird,

* Der Gegensatz oder das Gegentheil ist eine Art der Verknüpfung unter den Begriffen, die man vielleicht als eine Art der Aehnlichkeit betrachten kann: wo zwey Gegenstände einander zuwider sind: so zerstöret der eine den andern, das ist, er ist die Ursache seiner Zernichtung, und der Begriff von der Zernichtung eines Gegenstandes schließt den Begriff von seiner vorigen Wirklichkeit oder Daseyn in sich.

wird, daß ſie in der gleichen Zeit wiederfahren; daß ſie von allen andern Begebenheiten abgeſondert, und die einzigen urſprünglich gleichen Dinge ſind, welche die Offenbarung entdeckt, daß ſie das Auge auf einmal rühren, und eine jede von denſelben natürlicher Weiſe, die andere in das Gedächtniß oder in die Einbildung wieder zurück rufen; wenn wir, ſage ich, alle dieſe Umſtände betrachten: ſo werden wir finden, daß dieſe Theile oder Handlung eine zureichende Einheit haben, um zu machen, daß ſie alle in einer Fabel oder Erzählung mit begriffen werden können. Wir können noch hinzu ſetzen, daß die ihnen beſonders eigene Aehnlichkeit haben, indem der eine ein Abriß von dem andern iſt, und beyde dem Leſer eben dieſelbe Sittenlehre, den Gehorſam gegen Gott vorſtellen.

Ich habe dieſe beyläufige Erinnerungen zuſammen geleſen, in der Abſicht, die Neubegierde der Weltweiſen zu erwecken, und wenigſtens eine Vermuthung, wo nicht eine völlige Ueberredung, zu erwecken, daß dieſe Materie gar weitläuftig ſey, und daß manche Wirkungen des menſchlichen Gemüths von dieſer Verknüpfung oder Verbindung der Begriffe abhangen, welche hier erläutert iſt. Beſonders wird vielleicht die Sympathie und Uebereinſtimmung zwiſchen den Leidenſchaften und der Einbildung beobachtenswürdig ſcheinen, indem wir bemerken, daß die Neigungen, die durch einen Gegenſtand erreget werden, leicht auf einen andern damit verknüpften übergehen,

aber

aber ſich mit gröſſter Schwierigkeit, oder gar nicht, auf ganz verſchiedene Gegenſtände ergieſſen, die auf keine Art mit einander einige Verknüpfung haben. Wenn ein unverſtändiger Schriftſteller, Perſonen und Handlungen, die einander fremde ſind, in einer Handlung, von was Art ſie auch ſey, aufführet: ſo verliert er dieſe Mittheilung der Gemüthsregungen, wodurch er allein das Herz anziehen, und die Leidenſchaften bis zu ihrem eigentlichen Grad und Höhe aufbringen kann. Die völlige Erläuterung dieſes Grundſatzes und der Folgen deſſelben, würde uns auf Betrachtungen führen, die für dieſe Verſuche zu tief und zu weitläuftig wären. Gegenwärtig iſt es zureichend, daß wir dieſen Schluß feſtgeſetzet, daß die drey verknüpfenden Quellen aller Begriffe die Beziehungen der Aehnlichkeit, der Nähe, und der Urſachen und Wirkungen ſeyn.

* *

Anmerkung
zu dem
dritten Verſuche.

Die Theorie von der Verbindung der Begriffe macht einen wichtigen Theil von der Kenntniß der menſchlichen Natur aus. Diejenigen, deren Amt es iſt, die Menſchen zu unterrichten,

zu

zu überzeugen, oder auch nur zur ergötzen, müſſen das Weſentlichſte ihrer Kunſt, aus dieſer Theorie hernehmen. Aus der Art des Zuſammenhangs der deutlichen Begriffe in dem Verſtande, entſteht die Ueberzeugung, ſo wie der Geſchmack aus der Verbindung der Begriffe in der Einbildungskraft entſteht. Jedes Werk der ſchönern Kunſt, erweckt in uns eine Folge von zuſammenhangenden Begriffen, und die Art des Zuſammenhanges macht einen hauptſächlichen Theil der Schönheit aus. Es iſt offenbar, daß jedes denkende Weſen, Kraft ſeiner Natur, gewiſſe Uebergänge von einem Begriffe zu dem andern hat, die die natürlichſten und gewöhnlichſten ſind. Dieſe nennt Wolf Geſetze. Er hat mit großem Fleiße die Geſetze des Verſtandes, der Einbildungskraft, der Empfindung und der übrigen Vermögen der Seele erforſchet und bemerket.

Unſer Verfaſſer redet hier hauptſächlich von dem Geſetze der Einbildungskraft, und zeiget auf eine ſehr angenehme und zugleich ſehr gründliche Weiſe, wie die Hauptregeln der ſchönen Wiſſenſchaften ſich auf dieſes Geſetz gründen. Es läßt ſich ohne große Weitläuftigkeit begreifen, daß nur eine ſolche Folge von ſolchen Gedanken und Bildern angenehm ſeyn kann, die einen dem Geiſte natürlichen und gewöhnlichen Zuſammenhang unter einander haben, und daß alles das unangenehm iſt, was den Geiſt nöthiget, wider die ihm natürlichen Beſtimmungen zu handeln. Je mehr ein Dichter, oder andrer Künſtler, der für den

Geſchmack arbeitet, von dieſem Genie des Geiſtes einſieht, und je feiner er ſein Werk nach demſelben bildet, je gewiſſer wird es gefallen.

Und hieraus erkennt man hauptſächlich, daß der Geſchmack in ſchönen Wiſſenſchaften weder willkührlich, noch eine Folge der Gewohnheit oder Erziehung iſt. Er entſteht aus dem Innerſten der menſchlichen Natur, wer dieſe erforſchet, und ſeine Arbeit nach ihren Grundſätzen verfertiget, deſſen Werk wird ſchön, zu welcher Zeit und in welchem Theile der Welt es ans Licht kommen mag.

Es wäre zu wünſchen, daß ſich jemand die Mühe gäbe, die beſondern Regeln des Geſchmacks, eben ſo aus der Natur der Denkungskraft und der Einbildungskraft herzuleiten, wie Herr Hume hier die allgemeinſten daraus hergeleitet hat.

* *

Vierter Verſuch.

Sceptiſche Zweifel,

in Anſehung

der Wirkungen des Verſtandes.

Alle Gegenſtände der menſchlichen Vernunft oder Erforſchung können natürlich unter zwey Arten begriffen werden, nämlich ſie ſind entweder Beziehungen der Begriffe, oder

oder geſchehene Dinge. Von der erſten Gattung ſind die Sätze in der Geometrie, Algebra und Rechenkunſt; und kurz, ein jeder Satz, welcher entweder anſchauend oder demonſtrativiſch gewiß iſt. Daß das Quadrat der Hypothenuſe den Quadraten der beyden Seiten gleich ſey, iſt ein Satz, welcher eine Beziehung zwiſchen Figuren ausdrücket. Daß dreymal fünf der Hälfte von dreyßig gleich ſey, drücket eine Beziehung zwiſchen dieſen Zahlen aus. Sätze von dieſer Gattung können durch die bloße Wirkung der Denkungskraft entdecket werden, ohne daß ſie von etwas abhangen, das in der Welt wirklich vorhanden iſt. Wenn gleich nirgends in der Natur ein wahrer Zirkel oder Dreyeck vorhanden wäre: ſo würden doch die vom Euclides bewieſenen Sätze allezeit ihre Wahrheit und Gewißheit behalten.

Von geſchehenen Dingen, welche die andre Art der Gegenſtände der menſchlichen Vernunft ausmachen; werden wir nicht auf eben dieſelbe Weiſe verſichert, auch iſt unſere Gewißheit von der Wahrheit derſelben mit der vorhergehenden nicht von gleicher Natur, ſo groß ſie auch ſeyn mag. Das Gegentheil eines jeden geſchehenen Dinges iſt allezeit möglich, weil es niemals einen Widerſpruch in ſich ſchließt, und von dem Gemüthe mit gleicher Deutlichkeit und Leichtigkeit begriffen wird, als wenn es der Wahrheit und Wirklichkeit noch ſo gemäß wäre. Daß die Sonne Morgens nicht aufgehen werde, iſt ein nicht weniger verſtändlicher Satz, und ſchließt nicht

mehr Widerspruch in sich, als die Bejahung, daß sie aufstehen werde. Wir würden also umsonst unternehmen, die Falschheit desselben zu beweisen. Wäre er demonstrativisch falsch: so würde er einen Widerspruch mit sich führen, und könnte von dem Gemüthe niemals begriffen werden.

Es mag also eine, unserer Neubegierde würdige Sache seyn, zu erforschen, welches die Natur derjenigen augenscheinlichen Gewißheit sey, die uns auf eine von dem Zeugnisse der Sinne und des Gedächtnisses unabhängliche Weise von irgend einem wirklich vorhandenen und geschehenen Dinge versichert. Es ist beobachtungswürdig, daß dieser Theil der Weltweisheit, gar wenig, weder von den Alten, noch Neuen, angebauet worden; und deswegen mögen auch unsere Zweifel und Irrthümer, in dem Verfolge einer so wichtigen Untersuchung, desto eher entschuldiget werden, weil wir auf einer so schweren Bahne, ohne einigen Wegweiser oder Führer, wandeln. Sie können sogar nützlich werden, indem sie die Neubegierde erwecken, und den dunkeln, alles ohne Untersuchung annehmenden Glauben ausrotten, welcher das Gift aller Vernunftschlüsse und ferner Nachforschung ist. Die Entdeckung der Fehler und Mängel in der gemeinen Weltweisheit, wenn ja einige darinn sind, wird, wie ich vermuthe, keine Abschreckung, sondern vielmehr, wie gewöhnlich, eine Aufmunterung seyn, etwas vollkommneres und befriedigenderes zu versuchen,

ſuchen, als was bishero der Welt vorgeleget worden.

Alle Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener Dinge, ſcheinen auf die Beziehung der Urſache und der Wirkung gegründet zu ſeyn. Durch die Hülfe dieſer Beziehung allein können wir weiter gehen, als die augenſcheinliche Gewißheit unſers Gedächtniſſes und unſerer Sinne uns führen. Wenn ihr einen Menſchen fragen würdet, warum er geſchehene Dinge, die abweſend ſind, glaube, zum Exempel, daß ſein Freund auf dem Lande oder in Frankreich ſey: ſo würde er euch einen Grund geben, und dieſer Grund würde eine andere geſchehene Sache ſeyn, als ein Brief, den er von ihm bekommen, oder die Kenntniß ſeiner vorigen Entſchließungen und Verheißungen. Ein Menſch, der in einer wüſten Inſel eine Uhr oder andere Maſchine fände, würde ſchließen, daß einmal Menſchen in dieſer Inſel geweſen. Alle unſere Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener Dinge ſind von derſelben Natur. Und dabey wird beſtändig vorausgeſetzet, daß zwiſchen dem gegenwärtigen Dinge, und demjenigen, ſo daraus gefolgert wird, eine Verknüpfung ſey. Könnten ſie gar nicht mit einander verbunden werden: ſo wäre die Folgerung ganz und gar erſchlichen und erbettelt. Das Anhören einer deutlichen Stimme und vernünftigen Rede in der Finſterniß, verſichert uns von der Gegenwart einer Perſon. Warum? Weil dieſes die Wirkungen der menſchlichen Geſtalt und Bildung, und feſt mit derſel-

ben verknüpfet sind. Wenn wir alle die andern Vernunftschlüsse von dieser Natur zergliedern: so werden wir finden, daß sie auf die Beziehung der Ursache und Wirkung gegründet sind, und daß diese Beziehung entweder nahe, oder entferne, entweder in der graden oder in der Nebenseite ist. Hitze und Licht sind nebenseitige Wirkungen des Feuers, und die eine Wirkung kann mit Recht aus der andern gefolgert werden.

Wenn wir demnach uns selbst, in Ansehung der Natur dieser augenscheinlichen Gewißheit die uns von allen geschehenen Dingen versichert, ein Genüge thun wollen, so müssen wir erforschen, wie wir zur Erkenntniß der Ursachen und Wirkungen gelangen.

Ich will mich erkühnen, als einen allgemeinen Satz, welcher keine Ausnahme zuläßt, zu behaupten, daß diese Erkenntniß der Ursache und Wirkung in keinem einzigen Beyspiele, durch Vernunftschlüsse a priori erlanget werde; sondern gänzlich aus der Erfahrung herkomme, kraft deren wir finden, daß besondere Gegenstände beständig, einer mit dem andern vereiniget sind. Man stelle irgend einen Gegenstand einem Menschen von der stärksten natürlichen Vernunft und Fähigkeit vor; wenn dieser Gegenstand ihm gänzlich neu ist: so wird er auch durch die allergenaueste Untersuchung der in die Sinne fallenden Eigenschaften desselben, niemals im Stande sern, einige von den Ursachen oder Wirkungen desselben zu entdecken. Adam selbst, wenn man gleich

voraus-

vorausſetzet, daß ſeine vernünftige Kräfte und Fähigkeiten gerade im Anfange ſo vollkommen geweſen, als immer möglich, hätte aus der Flüſſigkeit und Durchſichtigkeit des Waſſers nicht ſchlieſſen können, daß es ihn erſticken, oder aus dem Lichte, und von der Wärme des Feuers, daß es ihn verzehren würde. Kein Gegenſtand entdecket jemals durch die Beſchaffenheiten, welche in die Sinne fallen, weder die Urſachen, welche denſelben hervorgebracht, noch die Wirkungen, welche aus demſelben entſtehen werden, auch kann unſere Vernunft niemals, ohne den Beyſtand der Erfahrung, einige Folgerungen in Anſehung wirklich beſtehender und geſchehener Dinge machen.

Dieſer Satz, daß Urſachen und Wirkungen nicht durch die Vernunft, ſondern durch die Erfahrung ſich entdecken laſſen, wird ohne Widerrede zugegeben werden in Abſicht auf ſolche Gegenſtände, von denen wir uns erinnern können, daß ſie uns einmal ganz und gar unbekannt geweſen; in dem wir uns der gänzlichen Unfähigkeit bewußt ſeyn müſſen, darinn wir uns damals befanden, vorher zu ſagen, was aus denſelben entſtehen würde. Gebet zwey glatte Stücke Marmor einem Menſchen, der nicht die geringſte Kenntniß von der natürlichen Weltweisheit hat; und mit welchem Grade des Verſtandes und der Vernunft er auch ſonſt immer begabet ſeyn mag: ſo wird er doch nimmermehr entdecken, daß ſie auf eine ſolche Weiſe zuſammenhängen werden,

die eine große Kraft erfordert, dieselben in einer geraden Linie von einander zu trennen, in der Zeit, da sie einer Drückung auf den Seiten so geringen Widerstand thun. Von solchen Begebenheiten, die wenig Gleichförmigkeit mit dem gemeinen Laufe der Natur haben, gestehe man also gerne, daß sie allein durch die Erfahrung bekannt sind, und kein Mensch bildet sich ein, daß die forttreibende Kraft des Schießpulvers, oder die anziehende Kraft des Magnetsteines je durch Gründe a priori entdecket werden könnte. Auf gleiche Weise, wenn man setzet, daß eine Wirkung von einer versteckten Einrichtung der Maschine, oder von einem verborgenen Bau der Theile abhange, machen wir keine Schwierigkeit alle unsere Kenntniß von derselben der Erfahrung zuzuschreiben. Wer will behaupten, er könne den letzten und endlichen Grund geben, warum Milch oder Brodt eine tüchtige Nahrung für den Menschen, und nicht für einen Löwen oder Tieger sey?

Aber bey dem ersten Ansehen mag es vielleicht scheinen, daß eben dieselbe Wahrheit nicht dieselbe augenscheinliche Gewißheit in Ansehung solcher Begebenheiten habe, die uns seit unserer ersten Erscheinung in der Welt bekannt und gemein geworden, welche eine starke Gleichförmigkeit mit dem ganzen Laufe der Natur haben, und von denen man voraus setzet, daß sie von den einfachen Beschaffenheiten der Gegenstände, ohne einige verborgene Einrichtung der Theile abhangen. Wir sind geneigt, uns einzubilden, wir könnten

diese

dieſe Wirkungen durch die bloße Fähigkeit unſerer Vernunft, ohne einige Erfahrung entdecken. Wir bilden uns ein, wenn wir plötzlich in dieſe Welt gebracht würden: ſo hätten wir gerade Anfangs ſchließen können, eine Billiardkugel würde durch den Stoß einer andern die Bewegung mittheilen, und wir hätten nicht nöthig gehabt, auf den Erfolg zu warten, um unſern Ausſpruch hierüber mit Gewißheit zu thun. So groß iſt der Einfluß der Gewohnheit, daß ſie da, wo ſie am ſtärkſten iſt, nicht allein unſere natürliche Unwiſſenheit bedecket, ſondern ſo gar ſich ſelbſt verbirgt, und nicht ſtatt zu haben ſcheint, bloß allein deswegen, weil ſie ſich im höchſten Grade da befindet.

Allein, um uns zu überzeugen, daß alle Geſetze der Natur und alle Wirkungen der Körper, ohne Ausnahme, nur allein durch die Erfahrung bekannt ſind, werden vielleicht die folgenden Ueberlegungen zureichen. Würde irgend ein Gegenſtand uns vorgeſtellet, und würden wir erſuchet, die Wirkung zu beſtimmen, welche von demſelben entſtehen wird, ohne vorhergegangene Beobachtungen zu Rathe zu ziehen; auf welche Weiſe, ich bitte euch, muß das Gemüth in dieſer Verrichtung verfahren? Es muß eine Begebenheit erfinden, oder ſich einbilden, welche es dem Gegenſtande; als ſeine Wirkung zuſchreibt, und es iſt klar genug, daß dieſe Erfindung gänzlich willkührlich ſeyn muß. Niemals kann es, durch die allergenaueſte Erforſchung und Unterſuchung die

Wirkung in der vorgegebenen Ursache zu finden. Denn die Wirkung ist von der Ursache gänzlich unterschieden, und folglich kann sie in derselben nicht entdecket werden. Bewegung in der andern Billiardkugel ist eine vollkommen unterschiedene Begebenheit von Bewegung in der ersten; und es ist im geringsten nichts in der einen, das uns auch nur den kleinsten Wink von der andern geben könnte. Ein Stein oder ein Stück Metall, das in die Luft erhoben, und ohne etwas, das es halten könnte, gelassen wird, fällt augenblicklich zurück: aber wenn wir die Sache a priori betrachten, ist denn etwas, das wir in dieser Stellung entdecken, welches den Begriff von einem Zurückfallen eher, als von einem Aufsteigen, oder von irgend einer andern Bewegung in dem Steine oder Metall erzeugen kann.

Und gleichwie die erste Einbildung oder Erfindung einer besondern Wirkung, in allen natürlichen wirkenden Ursachen willkührlich ist, wenn wir die Erfahrung nicht zu Rathe ziehen: eben so muß auch das vorgegebene Band, oder die Verknüpfung zwischen der Ursache und der Wirkung seyn, so dieselben zusammen bindet, und es unmöglich machet, daß irgend eine andere Wirkung von der Wirkungskraft dieser Ursache herkommen konnte. Wenn ich zum Exempel sehe, daß sich eine Billiardkugel gegen eine andere in gerader Linie beweget, gesetzt auch, die Bewegung in der andern Kugel fiele mir von ohngefähr, als dem Erfolge ihrer Berührung oder ihres Anstoßes

ſtoßes ein; kann ich denn nicht begreifen, daß hundert verſchiedene Erfolge eben ſowol aus dieſer Urſache kommen können? Können nicht dieſe beyden Kugeln in vollkommener Ruhe bleiben? Kann nicht die erſte Kugel in einer geraden Linie zurück kehren, oder von der zweyten in irgend einer Linie oder Richtung abſpringen? Alle dieſe Vermuthungen ſind begreiflich und ſich ſelbſt nicht widerſprechend. Warum ſollten wir denn einer den Vorzug geben, welche nicht mehr von dem Widerſpruche frey iſt, und ſich nicht beſſer begreifen läßt, als die übrigen? Alle unſere Vernunftſchlüſſe a priori werden nimmer fähig ſeyn, uns einigen Grund dieſes Vorzuges zu zeigen.

Mit einem Worte, eine jede Wirkung iſt demnach eine von ihrer Urſache unterſchiedene Begebenheit. Deswegen kann ſie auch in der Urſache nicht entdecket werden, und die erſte Erfindung oder der erſte Begriff derſelben a priori, muß gänzlich willkührlich ſeyn. Und ſo gar, nachdem ſie uns beygebracht worden, muß die Verbindung derſelben mit der Urſache gleich willkührlich ſcheinen; weil hier allezeit andere Wirkungen ſind, welche der Vernunft eben ſo natürlich und von allem Widerſpruche frey ſcheinen. Es wäre demnach umſonſt für uns, uns anzumaßen, irgend einen einzeln Erfolg zu beſtimmen, oder irgend eine Urſache oder Wirkung durch Schlüſſe heraus zu bringen, ohne den Beyſtand der Beobachtung und Erfahrung.

Daraus können wir den Grund entdecken, warum kein Weltweiser, der vernünftig und bescheiden gewesen, sich jemals angemaßet hat, die endliche und letzte Ursache, irgend einer von den Wirkungskräften der Natur anzugeben, oder die thätige Wirkung derjenigen Kraft deutlich zu zeigen, welche irgend eine bestimmte Wirkung in der Welt hervorbringt. Nach dem allgemeinen Geständnisse geht die äußerste Bemühung und Bestrebung der menschlichen Vernunft dahin, die Ursachen der natürlichen Erscheinungen zu einer größern Einfältigkeit zu bringen, und die mancherley besondern Wirkungen, vermittelst der Vernunftschlüsse, die man von der Gleichförmigkeit, von der Erfahrung und Beobachtung zieht, auf einige wenige und allgemeine Ursachen zu bringen. Aber, was die Ursachen dieser allgemeinen Ursachen betrifft, so würden wir uns vergebens an ihre Entdeckung wagen, und niemals werden wir fähig seyn, durch irgend eine besondere Erklärung derselben uns selbst ein Genüge zu thun. Diese letzten und endlichen Triebfedern und Quellen sind der menschlichen Neubegierde und Erforschung gänzlich verschlossen. Die Elasticität, die Schwere, der Zusammenhang der Theile, die Mittheilung der Bewegung durch den Stoß; dieses sind wahrscheinlicher Weise die letzten und endlichen Ursachen und Quellen, die wir je in der Natur entdecken werden; und wir müssen uns selbst glücklich schätzen, wenn wir durch genaue Erforschungen und Vernunftschlüsse den besondern Erscheinungen bis

zu

zu dieſen allgemeinen Grundwirkungen, oder doch bis nahe zu denſelben nachſpüren können. Die allervollkommenſte Weltweisheit in natürlichen Dingen ſchiebt nur unſere Unwiſſenheit ein wenig weiter hinaus: ſo wie vielleicht die vollkommenſte Weltweisheit von der ſittlichen oder metaphyſiſchen Art allein dienet, weitläuftigere Theile unſerer Unwiſſenheit zu entdecken. Alſo iſt die Bemerkung der menſchlichen Unwiſſenheit und Schwachheit die letzte Frucht aller Weltweisheit, und ſie begegnet uns zu unſerer Kränkung alle Augenblicke in allen Bemühungen ſie zu beſtreiten, oder zu vermeiden.

Selbſt die Geometrie, wenn wir ſie zum Beyſtande der natürlichen Weltweisheit nehmen, iſt nimmer fähig, dieſem Mangel abzuhelfen, oder uns durch alle die genaue Sorgfalt in den Vernunftſchlüſſen, weswegen ſie mit Recht ſo berühmt iſt, zur Kenntniß der letzten und endlichen Urſachen zu leiten. Jeder Theil der vermiſchten Mathematik gründet ſich auf die Vorausſetzung, daß gewiſſe Geſetze durch die Natur in ihren Wirkungen feſt geſetzet ſeyn; und abgezogene Vernunftſchlüſſe werden angewendet, entweder der Erfahrung in der Entdeckung dieſer Geſetze beyzuſtehen, oder ihren Einfluß in beſondern Exempeln zu beſtimmen, wenn er von irgend einem genauen Grade der Weite und Größe abhängt. Alſo iſt das ein durch die Erfahrung entdecktes Geſetz der Bewegung, daß die Kraft eines Körpers in der Bewegung in dem zuſammengeſetzten Verhältniſſe,

ſeiner ſoliden Theile und ſeiner Geſchwindigkeit ſey, und daß folglich eine geringe Kraft den größten Widerſtand heben, oder das größte Gewicht in die Höhe ziehen könne, wenn wir durch irgend einen Kunſtgriff oder Gebrauch einer Maſchine die Geſchwindigkeit dieſer Kraft ſo vermehren können, daß ſie ihrer entgegenſtehenden Kraft überlegen iſt. Die Geometrie iſt uns in der Anwendung dieſes Geſetzes behülflich, indem ſie uns die richtigen Abmeſſungen aller Theile und Figuren giebt, die je in einige Arten der Maſchinen einſchlagen können; aber die Entdeckung des Geſetzes ſelbſt haben wir allezeit der bloßen Erfahrung zu danken, und alle abgezogene Vernunftſchlüſſe in der Welt würden uns nicht um einen Schritt näher zu der Kenntniß deſſelben leiten. Wenn wir a priori ſchließen, und einigen Gegenſtand oder eine Urſache bloß allein betrachten, wie er ſich dem Gemüthe dem Scheine nach zeiget, ohne auf die Erfahrung zu ſehen: ſo könnte uns das niemals den Begriff von irgend einem unterſchiedenen Gegenſtande beybringen, der ſeine Wirkung ſeyn ſollte; und noch viel weniger uns die unzertrennliche und unverletzliche Verknüpfung zwiſchen denſelben zeigen. Ein Menſch muß in der That ſcharfſinnig ſeyn, welcher durch Vernunftſchlüſſe entdecken kann, daß der Cryſtall eine Wirkung der Hitze, und das Eis der Kälte ſey, wenn ihm nicht ſchon vorher die Wirkungen dieſer Urſachen bekannt ſind.

Zweyter Theil.

Allein, wir haben doch bis itzo noch keine leidliche Befriedigung, in Anſehung der zuerſt aufgeworfenen Frage erhalten. Eine jede Auflöſung erwecket jederzeit wieder eine neue Frage, die eben ſo ſchwer iſt, als die vorhergehende, und leitet zu fernern Unterſuchungen fort. Wenn man fragt: welches iſt die Natur aller unſerer Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener Dinge? ſo ſcheint die eigentliche Antwort zu ſeyn, daß dieſelben auf die Beziehung der Urſache und der Wirkung gegründet ſeyn. Wenn man hinwiederum fraget: welches iſt der Grund aller unſerer Vernunftſchlüſſe und Folgerungen in Anſehung dieſer Beziehung? ſo kann man mit einem Worte verſetzen, die Erfahrung. Aber, wenn wir unſere forſchende und unterſuchende Gemüthsart allezeit fortſetzen und fragen: welches iſt der Grund aller unſerer Folgerungen aus der Erfahrung? ſo verurſacht dieſes eine neue Frage, deren Auflöſung und Erklärung noch ſchwerer ſeyn wird. Weltweiſe, die ſich ſelbſt das Anſehen einer vorzüglichern Weisheit und höhern Fähigkeit geben, haben eine ſaure Arbeit, wenn ſie Perſonen von einer forſchenden Gemüthsbeſchaffenheit antreffen, welche ſie aus jedem Winkel, dahin ſie ihre Zuflucht nehmen, treiben, und welche ſicher ſind, ſie zuletzt zu einem gefährlichen Dilemma zu bringen. Das beſte Mittel, dieſe Beſchämung und Verwirrung zu verhüten, iſt, in unſern Anſprüchen beſcheiden zu ſeyn, und die Schwierigkeit ſelbſt zu entdecken, ehe ſie uns vorgeworfen,

geworfen wird. Vermittelſt deſſen können wir ſo gar aus unſerer Unwiſſenheit ſelbſt eine Art des Verdienſtes machen.

Ich werde mich in dieſem Verſuche mit einer leichten Arbeit begnügen, und mich nur allein anmaßen, eine verneinende Antwort auf die hier vorgebrachte Frage zu geben. Ich ſage demnach, daß auch ſelbſt, nachdem wir von den Hervorbringungen der Urſache und der Wirkung die Erfahrung haben, unſere Folgerungen aus dieſer Erfahrung nicht auf Vernunftſchlüſſe oder einiges Verfahren des Verſtandes gegründet ſeyn. Wir müſſen uns bemühen, dieſe Antwort ſowol zu erläutern, als zu vertheidigen.

Man muß geſtehen, daß die Natur uns in einer großen Weite von allen ihren Geheimniſſen entfernt gehalten, und uns nur die Kenntniß einiger wenigen äußerlichen Beſchaffenheiten der Gegenſtände vergönnet hat, da ſie hingegen diejenigen Kräfte und Quellen vor uns verbirgt, von welchen der Einfluß dieſer Gegenſtände gänzlich abhängt. Unſere Sinne unterrichten uns von der Farbe, von dem Gewicht und von der Beſchaffenheit des Brodtes; aber weder die Sinne, noch die Vernunft unterrichten uns von denjenigen Eigenſchaften, welche es zur Nahrung und Erhaltung eines menſchlichen Leibes tüchtig machen. Geſicht oder Gefühle bringen uns einen Begriff von der wirklichen Bewegung der Körper bey; aber was die wundervolle Kraft oder das Vermögen betrifft, ſo einen bewegten Körper

für

für immer in einer ununterbrochenen Veränderung des Orts fortführen würde, und welche die Körper niemals verlieren, als nur, wenn ſie dieſelbe andern mittheilen, von dieſem können wir uns auch nicht einmal den entfernteſten Begriff machen. Allein ungeachtet dieſer Unwiſſenheit der natürlichen Kräfte * und Quellen, vermuthen wir allezeit, daß da, wo wir gleiche in die Sinne fallende Eigenſchaften ſehen, auch gleiche geheime Kräfte derſelben ſeyn, und wir machen unſere Rechnung, daß aus denſelben Wirkungen folgen werden, die denjenigen gleich ſind, die wir bereits erfahren haben. Wenn ein Körper von gleicher Farbe und Beſchaffenheit, als das Brodt, welches wir vorher gegeſſen, uns angebothen wird: ſo tragen wir kein Bedenken, den Verſuch zu wiederhohlen, und erwarten mit Gewißheit gleiche Nahrung und Stärkung. Nun iſt dieſes ein Verfahren des Gemüths oder der Denkungskraft, wovon ich gerne den Grund kennen möchte. Man geſteht durchgehends, daß keine Verknüpfung zwiſchen den ſinnlichen Eigenſchaften und den geheimen Kräften bekannt ſey; und folglich, daß das Gemüth durch kein einziges Ding, ſo es von ihrer Natur weiß, angeleitet wird, einen ſolchen Schluß in Anſehung ihrer beſtändigen und regelmäßi-

* Das Wort Kraft, wird hier in einem gemeinen Sinne gebraucht. Eine genauere Erklärung deſſelben würde dieſen Gründen noch mehr Deutlichkeit geben. Sehet den VII Verſuch.

mäßigen Vereinigung zu machen. Was die vergangene Erfahrung betrifft: ſo kann man geſtehen, daß ſie uns einen genauen und gewiſſen Unterricht, aber nur allein von denjenigen genau beſtimmten Gegenſtänden, und von demjenigen genau beſtimmten Zeitraume gebe, welche zu ihrer Erkenntniß kommen: Aber, warum dieſe Erfahrung auf künftige Zeiten und andere Gegenſtände ausgedehnet werden ſollte, welche, ſo viel wir wiſſen, nur dem Scheine nach gleich ſeyn können; das iſt die Hauptfrage, darauf ich dringen würde. Das Brodt, das ich vorhero aß, ernährte mich; das iſt, ein Körper von ſolchen ſinnlichen Beſchaffenheiten war, zu der Zeit, mit ſolchen geheimen Kräften begabet: aber folget es denn, daß ander Brodt mich zu einer andern Zeit auch alſo nähren müſſe, und daß gleiche ſinnliche Beſchaffenheiten allemal mit gleichen geheimen Kräften begleitet ſeyn müſſen? Die Folge ſcheint keinesweges nothwendig. Wenigſtens muß man erkennen, daß hier eine durch das Gemüth gemachte Folge iſt, daß hier ein gewiſſer Schritt gethan wird, daß da ein Verfahren der Denkungskraft und ein Schluß iſt, welcher einer Erläuterung bedarf. Dieſe zwey Sätze ſind bey weitem nicht eben dieſelben. Ich habe gefunden, daß ein ſolcher Gegenſtand allezeit mit einer ſolchen Wirkung begleitet geweſen, und: Ich ſehe vorher, daß andere Gegenſtände, welche, dem Anſehen nach, gleichartig ſind, mit gleichartigen Wirkungen begleitet ſeyn werden. Ich will geſtehen, wenn es euch beliebet, daß der eine Satz

richtig

richtig aus dem andern gefolgert werden möge. Ich weiß in der That, daß er allemal gefolgert wird. Aber wenn ihr darauf beſtehet, daß die Folgerung durch eine Kette von Vernunftſchlüſſen gemacht werde: ſo verlange ich, daß ihr dieſe Vernunftſchlüſſe weiſet. Die Verknüpfung zwiſchen dieſen Sätzen iſt nicht anſchauend. Es wird hier ein Mittelſatz erfordert, welcher das Gemüthe fähig machen kann, eine ſolche Folge zu machen, wenn ſie in der That durch Vernunftſchlüſſe und Gründe gezogen wird. Welches dieſer Mittelſatz ſey, überſteigt meinen Begriff, ich muß es bekennen; und es liegt denjenigen ob, denſelben zu zeigen, welche behaupten, daß er wirklich vorhanden, und der Urſprung aller unſerer Schlüſſe in Anſehung geſchehener Dinge ſey.

Dieſer verneinende Grund muß gewißlich mit Verlauf der Zeit, ganz und gar überzeugend werden, wenn manche ſcharfſinnige und geſchickte Weltweiſe ihre Erforſchungen hierauf wenden werden; und doch keiner im Stande ſeyn wird, einigen verbindenden Satz, oder einen zwiſchen denden liegenden Tritt zu entdecken, ſo den Verſtand in dieſem Schluſſe unterſtütze. Allein da die Frage itzo noch neu iſt: ſo wird nicht ein jeder Leſer ſeiner eignen Einſicht und Scharfſinnigkeit trauen, zu ſchließen, daß ein Grund deswegen wirklich nicht vorhanden ſey, weil er ſeiner Nachforſchung und Unterſuchung entwiſchet. Aus dieſer Urſache wird es nöthig ſeyn, uns an ein noch ſchwereres Werk zu wagen, und uns zu bemühen, durch

eine Berechnung aller Zweige der menschlichen Erkenntniß zu zeigen, daß keiner von denselben uns einen solchen Grund an die Hand geben könne.

Alle Vernunftschlüsse können in zwo Gattungen eingetheilet werden; nämlich in beweisende, oder solche, welche die Beziehungen der Begriffe betreffen; und in sinnliche oder wahrscheinliche Vernunftschlüsse, nämlich solche, welche geschehene und wirklich vorhandene Dinge betreffen. Daß hier in diesem Falle keine beweisende Schlüsse seyn, scheint augenscheinlich gewiß; weil es keinen Widerspruch in sich schließt, daß der Lauf der Natur sich ändern könne, und daß Gegenstände, die denjenigen gleich scheinen, die wir erfahren haben, mit verschiedenen oder widrigen Wirkungen begleitet seyn können, kann ich nicht klar und deutlich begreifen, daß ein aus den Wolken fallender Körper, welcher, in allen andern Betrachtungen, dem Schnee ähnlich ist, doch den Geschmack des Salzes oder das Anfühlen des Feuers habe? Kann je ein verständlicherer Satz seyn, als zu bejahen, daß alle Bäume im December und Jenner blühen, und im May oder Brachmonat verwelken? Nun, was immer verständlich ist, und deutlich begriffen werden kann, das schließt keinen Widerspruch in sich, und kann niemals durch einige beweisende Gründe oder abgezogene Vernunftschlüsse a priori als falsch bewiesen werden.

Wenn wir also durch Gründe angetrieben werden, auf die vergangene Erfahrung ein Zutrauen zu setzen, und dieselbe zur Grundregel unserer

künfti-

künftigen Beurtheilung zu machen: ſo müſſen dieſe Gründe nur allein wahrſcheinlich oder ſolche ſeyn, welche geſchehene und wirkliche Dinge betreffen, vermöge der oben erwähnten Eintheilung. Daß aber keine Gründe von dieſer Art vorhanden ſeyn, muß deutlich erhellen, wenn unſere Erklärung von dieſer Gattung der Vernunftſchlüſſe als gründlich und genugthuend zugelaſſen wird. Wir haben geſagt, daß alle Schlüſſe in Anſehung wirklicher Dinge auf die Beziehung der Urſache und der Wirkung gegründet ſeyn, daß unſere Erkenntniß von dieſer Beziehung gänzlich aus der Erfahrung hergeleitet ſey, und daß alle unſere aus der Erfahrung gezogene Schlüſſe auf dieſem angenommenen Satze beruhen, daß das Künftige dem Vergangenen gleichförmig ſeyn werde. Demnach heißt, dem Beweiſe dieſes letzten vorausgeſetzten Satzes durch wahrſcheinliche Gründe, oder ſolche, welche die wirklichen Dinge betreffen, geben wollen, nichts anders als einen Zirkel im Schließen begehen, und das für gewiß und eingeſtanden annehmen, was eben der eigentliche Frags- und Streitpunct iſt.

In der That ſind alle Beweisthümer aus der Erfahrung auf die Gleichartigkeit gegründet, welche wir unter den natürlichen Gegenſtänden entdecken, und durch welche wir verleitet werden, ſolche Wirkungen zu erwarten, welche denjenigen gleich ſind, die, wie wir gefunden, von ſolchen Gegenſtänden folgen. Und obſchon niemand als ein Thor oder Unſinniger das Anſehen der Erfahrung beſtreiten, oder dieſen großen Wegweiſer

des menschlichen Lebens verwerfen wird: so mag man einem Weltweisen sicher erlauben, wenigstens so viele Neubegierde zu haben, den Grundsatz der menschlichen Natur zu untersuchen, welcher der Erfahrung dieses mächtige Ansehen giebt, und uns Vortheil aus dieser Gleichartigkeit ziehen läßt, welche die Natur unter verschiedene Gegenstände gesetzet hat. Von Ursachen, welche gleichartig scheinen, erwarten wir gleichartige Wirkungen. Dieses ist die Summe und der Innhalt aller unserer Experimentalschlüsse. Nun scheint es augenscheinlich gewiß, daß dieser Schluß, wenn er durch die Vernunft gemachet würde, gerade im Anfange und auf ein einziges Beyspiel hin, eben so vollkommen seyn würde, als nach einem noch so langen Laufe der Erfahrung. Allein der Fall verhält sich weit anders. Nichts ist so gleich als Eyer, und doch erwartet niemand, wegen dieser anscheinenden Gleichartigkeit, eben denselben Geschmack in allen. Nur nach einem langen Laufe gleichförmiger Erfahrungen in irgend einer Art erlangen wir eine feste und gewisse Versicherung in Absicht auf einen besondern Erfolg. Nun worinn ist das Verfahren der Vernunft, wenn sie aus einem einzigen Beyspiele einen Schluß zieht, so unterschieden von demjenigen, da sie denselben aus hundert Beyspielen folgert, welche von diesem einzeln Exempel keinesweges unterschieden sind? Diese Frage stelle ich eben so sehr um des Unterrichtes willen vor, als in der Absicht, Schwierigkeiten zu erregen. Ich kann keine solche Art zu schließen finden,

den,

den, und mir auch keine einbilden. Allein mein Gemüthe steht dem Unterricht allezeit offen, wenn mich jemand würdigen will, mir denselben mitzutheilen.

Würde man sagen, daß wir von einer Menge gleichförmiger Erfahrungen eine Verknüpfung zwischen den sinnlichen Beschaffenheiten und den geheimen Kräften schließen: so scheint dieses, ich muß es gestehen, dieselbe Schwierigkeit in andern Worten vorgetragen. Die Frage kömmt allezeit wieder vor: Auf was für ein Verfahren im Schliessen ist diese Folgerung gegründet? Wo ist der Mittelsatz, der sich dazwischen setzende Begriff, welcher Sätze vereiniget, von welchen ein jeder so weit von dem andern ist? Man gesteht, daß die Farbe, die Festigkeit, und andere sinnliche Beschaffenheiten des Brodtes, an sich selbst, keine Verknüpfung mit den geheimen Kräften der Nahrung und Erhaltung zu haben scheinen, denn sonst könnten wir diese geheimen Kräfte, aus dem ersten Anblicke dieser sinnlichen Beschaffenheiten, ohne die Hülfe der Erfahrung, schließen, welches der Meynung aller Weltweisen, und der offenbaren Natur der geschehenen Dinge zuwider ist. Hier zeiget sich demnach unser natürlicher Stand der Unwissenheit in Ansehung der Kräfte und des Einflusses, aller Gegenstände. Wie kann diesem durch die Erfahrung abgeholfen werden? Diese zeiget uns allein eine Anzahl gleichförmiger, von gewissen Gegenständen herrührender Wirkungen, und lehret uns, daß diese besondere Gegenstände, zu dieser besondern Zeit, mit

solchen Kräften und Vermögen, begabet waren. Wenn ein neuer Gegenstand von gleichartigen sinnlichen Beschaffenheiten hervorgebracht wird: so erwarten wir gleichartige Kräfte und Vermögen, und machen uns Rechnung auf eine gleichartige Wirkung. Von einem Korper von gleicher Farbe und Beschaffenheit erwarten wir gleiche Nahrung und Unterhaltung. Allein das ist gewiß ein Schritt und Fortgang des Gemüthes, welcher einer Erläuterung bedarf. Wenn jemand sagt: Ich habe in allen vergangnen Beyspielen, solche sinnliche Beschaffenheiten mit solchen geheimen Kräften vereiniget gefunden; und wenn er sagt: Gleichartige sinnliche Beschaffenheiten werden allezeit mit gleichartigen geheimen Kräften verbunden seyn: so ist er keiner unnützen Wiederhohlung eben derselben Wörter schuldig, und diese Sätze sind auch in keiner einzigen Betrachtung eben dieselben. Ihr saget, der eine Satz sey eine Folgerung aus dem andern. Aber ihr müßet bekennen, daß die Folgerung nicht anschauend, und auch nicht beweisend ist; und von welcher Natur ist sie denn? Sagen, sie komme aus der Erfahrung, heißt die erbetenen, denn alle Folgerungen aus der Erfahrung setzen, als ihr Fundament, voraus, daß das Künftige dem Vergangenen gleichen werde, und daß gleichartige Kräfte mit gleichartigen sinnlichen Beschaffenheiten verbunden seyn werden. Wenn nur einiger Argwohn vorhanden ist, daß der Lauf der Natur sich ändern, und das Vergangene keine Regel für das Künftige seyn könne: so wird alle

Erfah-

Erfahrung fruchtlos, und es können aus derselben keine Folgerungen oder Schlüsse entstehen. Es ist also unmöglich, daß je einige Gründe aus der Erfahrung diese Gleichheit des Vergangenen mit dem Künftigen beweisen können; indem alle diese Gründe auf die Voraussetzung dieser Gleichheit gebauet sind. Gesetzt, man gäbe zu, daß der Lauf der Natur bis hieher noch so gleichförmig gewesen: so beweiset dieses allein ohne einigen neuen Grund oder Schluß, gar nicht, daß derselbe für das Künftige, so fortfahren werde. Umsonst behauptet ihr, ihr habet die Natur der Körper aus eurer vergangenen Erfahrung gelernet. Ihre geheime Natur, und folglich alle ihre Wirkungen und Einflüsse können sich ändern, ohne die geringste Aenderung in ihren sinnlichen Beschaffenheiten. Dieses widerfährt bisweilen, und in Ansehung einiger Gegenstände: Und warum kann es sich denn nicht allezeit, und in Ansehung aller Gegenstände zutragen? Welche Vernunftlehre, welche Beweisthümer setzen euch wider diese Vermuthung in Sicherheit? Meine Erfahrung, saget ihr, widerleget meine Zweifel. Aber ihr irret euch in dem Verstande meiner Frage. Als ein zum Thun geschaffenes Wesen bin ich in diesem Stücke völlig befriediget: aber als ein Weltweiser, der einige Neubegierde, ich will nicht sagen, einige Neigung hat, an allem zu zweifeln, möchte ich gern, den Grund dieser Folgerung lernen. Kein Lesen, kein Nachforschen ist noch vermögend gewesen, meine Schwierigkeit zu heben, oder mir in einiger Materie von

so ungemeiner Wichtigkeit ein Genüge zu verschaffen. Kann ich bessere thun, als diese Schwierigkeit der Welt vorzulegen, ob ich schon vielleicht wenig Hoffnung habe, eine Auflösung zu erhalten? Wir werden wenigstens durch dieses Mittel, unsere Unwissenheit fühlen, wenn wir unsere Erkenntniß nicht vermehren.

Ich muß gestehen, daß derjenige eines unverantwortlichen Stolzes schuldig ist, welcher schliesset, eine Sache sey nur deswegen wirklich nicht vorhanden, weil sie seiner eignen Untersuchung und Nachforschung entgangen. Ich muß auch bekennen, daß, wenn schon alle Gelehrte in verschiedenen Zeiten, ihre Zeit in fruchtlosem Nachforschen über irgend einen Vorwurf angewandt hätten, es doch vielleicht allezeit übereilt seyn würde, schlechterdings zu schließen, daß deswegen dieser Vorwurf allen menschlichen Begriff überstiegen müsse. Ja ob wir schon alle Quellen unserer Erkenntniß untersuchen, und schließen, daß dieselben für einen solchen Vorwurf untüchtig sey: so kann allezeit noch ein Verdacht übrig bleiben, daß die Berechnung nicht vollkommen, oder die Untersuchung nicht genau sey. Aber in Absicht auf den gegenwärtigen Vorwurf giebt es einige Betrachtungen, welche alle diese Anklagen des Stolzes oder allen Verdacht eines Versehens und Irrthums aufzuheben scheinen.

Gewiß ist es, daß die unwissendesten und dümmsten Bauern, ja Kinder, ja gar unvernünftige Thiere selbst, durch die Erfahrung zunehmen, und die

Beschaffen-

Beſchaffenheiten der natürlichen Gegenſtände durch die Beobachtung der Wirkungen lernen, welche aus denſelben herrühren. Wenn ein Kind die Empfindung des Schmerzens durch das Anrühren der Flamme einer Kerze gefühlet hat: ſo wird es ſorgfältig und behutſam ſeyn, ſeine Hand einem Lichte nicht zu nahe zu halten, ſondern es wird eine gleichartige Wirkung von einer Urſache erwarten, welche in ihren ſinnlichen Beſchaffenheiten und Anſehen gleichartig iſt. Wenn ihr deswegen behauptet, daß der Verſtand des Kindes zu dieſem Schluſſe durch einigen Beweisthum oder durch einige Art zu ſchlieſſen angeführet werde: ſo kann ich mit Recht fodern, daß ihr dieſe Art zu ſchlieſſen anführet, und ihr habt keinen einzigen Vorwand, ein ſo billiges Begehren zu verweigern. Ihr könnet nicht ſagen, daß der Grund verborgen und dunkel ſey, und unſerm Nachforſchen und Unterſuchen gar leicht entrinnen könne; weil ihr geſtehet, daß er der Fähigkeit eines bloßen Kindes leicht zu begreifen ſey. Wenn ihr demnach einen Augenblick anſtehet, oder wenn ihr, nach Ueberlegung, einigen verwirrten und tiefen Grund anbringet: ſo gebet ihr gewiſſer Maße die Frage auf, und bekennet, daß es nicht die Vernunftſchlüſſe ſind, die uns verbinden, voraus zu ſetzen, daß das Vergangene dem Künftigen gleiche, und gleichartige Wirkungen von Urſachen zu erwarten, die dem Anſehen nach gleichartig ſind. Dieſes iſt der Satz, welchen ich durch gegenwärtigen Verſuch zu bekräftigen vorgenommen. Wenn ich

Recht habe: so rühme ich mich nicht, eine mächtige Entdeckung gemacht zu haben. Und wenn ich Unrecht habe: so muß ich mich selbst für einen recht langsamen Lehrling erkennen; indem ich itzo einen Grund nicht entdecken kann, welcher, wie es scheint, lange zuvor, ehe ich noch aus meiner Wiege kam, mir vollkommen bekannt war.

* *

Anmerkungen
über
den vierten Versuch.

Man hat von der Poesie angemerket, daß das Mittelmäßige darinn gar nicht statt habe, und daß es weit besser sey, sich derselben ganz und gar zu begeben, als darinn mittelmäßig zu seyn. Diese Anmerkung ist noch von größerer Wichtigkeit, und bekömmt noch einen Grad der Wahrheit mehr, in Absicht auf die Metaphysik. Eine mittelmäßige Einsicht in diese Grundwissenschaft ist nicht nur unnütze, sondern sie kann höchst schädlich werden. Der gänzliche Mangel derselben läßt uns über viele Dinge in einer ruhigen und unschädlichen Unwissenheit; da eine mittelmäßige Einsicht darein uns in schädliche und beunruhigende Zweifel setzt. Die gegenwärtige Abhandlung des Herrn Hume giebt uns ein merkwürdiges

ges Beyſpiel hiervon. Seine Bemühung das Fundament der Gewisheit in geſchehenen Dingen zu entdecken, hat ihn in Zweifel und Ungewisheiten hineingeführet, die unendlich ſchlimmer ſind, als die völlige Ungewißheit. Dieſe erſten Zweifel ſind eine fürchterliche Quelle vieler andern geworden, und haben ihm den Ruf eines der gefährlichſten Zweifler unſrer Zeit zugezogen. Weil dieſer vierte Verſuch das eigentliche Fundament aller künftigen Zweifel und Verwirrung iſt, welche Herr Hume über einige ſehr wichtige Materien der Philoſophie ausgeſtreuet hat, ſo verdient er eine genaue und ausführliche Prüfung.

Unſer Verfaſſer unterſucht hier zwey Fragen, welche die Gewißheit der zufälligen Wahrheiten betreffen. Die erſte betrifft die Entdeckung der Urſachen bekannter Wirkungen, und die andre, die Erwartung gewiſſer Wirkungen aus bekannten Urſachen. Seiner Meynung nach kann keine Folge von Begriffen, oder von Vernunftſchlüſſen angegeben werden, aus welchem die Erkenntniß einer Urſache aus der Wirkung, oder umgekehrt, der Wirkung aus der Urſache, nothwendig folgen müßte. Er unterſteht ſich ſo gar zu beweiſen, daß eine begreifliche Erklärung dieſes Uebergangs unmöglich ſey.

Der Hauptgrund ſeiner Zweifel ſcheint dieſer zu ſeyn. Die völlige Gewißheit ſetzet eine Nothwendigkeit voraus: in zufälligen Dingen aber * iſt keine Nothwendigkeit; folglich auch keine Gewiß-

* Matters of Fact.

wißheit. Diese verleitet ihn zu sagen, daß es widersprechend sey, von einer zufälligen Sache eine völlige Gewißheit haben zu wollen. Hätte Herr Hume, den schon lange bekannten Unterschied zwischen zwey verschiedenen Arten von Nothwendigkeit erwägen wollen, so würde er diesen Grundsatz, nach seiner scharfsinnigen Art zu denken, nicht ohne die nöthige Einschränkung angenommen haben. Eine Sache ist entweder, an sich selbst, und ohne Voraussetzung irgend einer andern von ihr verschiedenen Sache nothwendig, oder sie wird es erst, wenn man etwas von ihr verschiedenes voraus setzt. Auf die erstere Art sind alle geometrische Wahrheiten nothwendig, auf die andre aber alle zufällige oder geschehene Dinge. Denn so bald ihre wirkende Ursache vorausgesetzt wird, so werden sie nothwendig, und ihr Gegentheil unmöglich.

Es ist demnach nicht wahr, daß in zufälligen Dingen keine Nothwendigkeit sey. Denn wenn ihre wirkenden Ursachen voraus gesetzt werden, so werden sie so nothwendig, als die geometrischen Wahrheiten. Wenn wir die Bewegung der Planeten, nach den bekannten Gesetzen voraus setzen, so wird es eben so nothwendig, daß Morgen die Sonne um eine gewisse Zeit aufgehe, als es wahr ist, daß dreymal fünfe die Hälfte von dreyßig ist. Daher ist gewiß, daß in zufälligen Dingen ebenfalls eine völlige Gewißheit statt hat, wenn man erst ihre Ursachen voraus setzt.

Wir

Wir können also unmöglich einigen Zweifel gegen diese zwey Sätze haben: wo eine Ursache ist, da ist eine Wirkung, und: wo eine Wirkung ist, da ist eine Ursache. Wir würden sehr unbillig gegen Hrn. Hume seyn, wenn wir zweifelten, daß er uns diese Sätze zugeben wollte. Lasset uns nun sehen, ob wir vermittelst derselben seine Zweifel auflösen können. Er fodert, daß man ihm erklären soll, wie wir aus der Wirkung die Ursache finden. Wir sehen eine elfenbeinerne Kugel, welche vorher in Ruhe gelegen hat, sich fort bewegen, von dem Augenblick an, da eine andre Kugel auf sie gestoßen hat. Hier ist eine Wirkung, die der Verfasser, als gewiß annimmt, nämlich das Fortlaufen der Kugel. Er will aber nicht zugeben, daß wir einen verständlichen Grund angeben können, der uns nöthige, den Stoß der andern Kugel, als die Ursache dieser Wirkung anzusehen. Weil er uns die Gewißheit der Wirkung eingesteht, so muß er uns auch die Gewißheit einer Ursache zugeben, und also eingestehen, daß es dem Geiste natürlich, ja nothwendig sey, bey dieser Begebenheit sich nach der Ursache derselben umzusehen.

Bey der Ausforschung der Ursache aber kann der Geist nicht ohne alle Gründe handeln, es müssen nothwendig einige Grundsätze vorhanden seyn, welche ihn in dieser Untersuchung leiten. Hier hätte nun der Verfasser sich einige Schritte weiter in die Tiefen der Metaphysik hinein wagen sollen, und alsdenn würden ihm diese Grundsätze

nicht

nicht verborgen geblieben seyn. Ein jeder, der das Verhältniß zwischen der Ursache und der Wirkung erforschen will, wird bald folgende allgemeine Grundsätze davon entdecken. Die Ursache muß zu der Zeit und an dem Orte wirken, da die Wirkung entsteht, und die Größe der Wirkung muß mit der Größe der Ursache genau übereinstimmen. Es wäre überflüßig, wenn ich die Gewißheit dieser Grundsätze weitläuftig beweisen wollte. Ein ganz kurzes Nachdenken läßt keinen Zweifel dabey übrig.

Lasset uns nun setzen, daß wir zwey Veränderungen zugleich wahrnehmen, und sie also als gewiß voraussetzen, so ist ganz natürlich, daß wir auf die Vermuthung gerathen, entweder, daß beyde Wirkungen einer Ursache seyn, (weil sie zugleich entstehen) oder, daß eine die Ursache der andern sey, weil die eine davon wenigstens eine Eigenschaft der Ursache an sich hat, nämlich sie ist zu einer Zeit und an einem Orte mit der andern. Hier ist der Zusammenhang der Gedanken offenbar. Wenn wir nun nach der ersten Vermuthung eine nähere Untersuchung der Sache anstellen, und die Größe der entstandenen Veränderung entweder genau abmessen, oder doch bloß schätzen, und bey dieser Untersuchung finden, daß diese Größen mit denen, die in der vermuthlichen Ursache sind, genau übereinkommen, so erhellet alsdenn deutlich, daß diese beyde Begebenheiten alle Eigenschaften, die eine der Ursache, und die andre der Wirkung haben. Deswegen geben wir auf eine ganz na-

tür-

türliche Weiſe die eine für die Urſache der andern an.

In dem Exempel der Billiardkugel, welches der Verfaſſer anführet, haben alle dieſe Begriffe und Schlüſſe ſtatt. Die Veränderungen tragen ſich in beyden Kugeln zu einer Zeit und an einem Orte zu. Die Größen, welche hier vorkommen, ſind Geſchwindigkeit der Bewegung und Körper von gewiſſem Gewichte. Daher können dieſe Größen, weil ſie von einerley Art ſind, genau mit einander verglichen werden. Und man findet in der That, daß die Kugel, welche für die Urſache angegeben wird, von ihrer Bewegung genau ſo viel verliert, als die andere gewinnt. Ob wir nun gleich bey der Beobachtung dieſer Begebenheit nicht ſo lange ſtille ſtehen, und die Reihe der Begriffe, ſo wie ſie vorher entwickelt worden, uns nicht ſo ausdrücklich in die Augen fällt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß nicht unſer Geiſt alle dieſe Ueberlegung, wiewol auf eine ſehr ſchnelle und kaum merkliche Weiſe machen ſollte. Wenigſtens iſt offenbar, daß wir eine Vergleichung zwiſchen der Kraft und der Wirkung anſtellen. Denn wenn es geſchehen ſollte, daß zu der Zeit, da eine Billiardkugel mit ordentlicher Geſchwindigkeit auf eine andre zufährt, dieſe in dem Augenblicke der Berührung eine überaus große Geſchwindigkeit erlangte, oder in tauſend Stücken zerſpränge, und alle umliegende Dinge niederſchlüge, ſo würde keinem Menſchen einfallen zu ſagen, daß dieſe Begebenheit eine Wirkung

der

der Bewegung der ersten Kugel sey. So wenig als man sagt, daß der gewaltige Wurf einer Bombe die Wirkung von ein wenig Feuer ist, womit das Pulver angezündet worden.

Ich glaube also, daß Herr Hume, so wichtig und unauflöslich ihm seine Zweifel scheinen mögen, mit Erklärung des gegenwärtigen Falles würde zufrieden seyn, und daß er einsähe, was er zu sehen so sehr verlangt, durch was für eine Reihe von Begriffen wir von Erkenntniß der Wirkung auf die Erkenntniß der Ursache kommen. Freylich würde kein Mensch einen solchen Schluß gleich beym ersten male bey einer ganz neuen Begebenheit machen. Die öftere Verbindung der Ursache und Wirkung giebt uns erst die Vermuthung, und genaue Ueberlegung der Sache die Gewißheit. Diese Auflösung der Kenntniß wird endlich auch noch dadurch bestätiget, daß wir (obgleich Herr Hume dieses läugnet) wirklich viel Wirkungen mit Gewißheit, aus der bloßen Betrachtung der Ursache vorhersagen können. Man hat die Gesetze von der Mittheilung der Bewegung durch den Stoß aus bloß geometrischen Betrachtungen erkannt, ehe noch die genaue Untersuchung der wirklichen Erfahrung sie bestätiget hat. Und es kann dem Herrn Hume nicht unbekannt seyn, daß sein Landsmann, der große Newton, aus Betrachtung der wirkenden Ursache viele Dinge von den Bewegungen der Planeten, insonderheit des Mondes, und von der Figur der Erde vorher gesagt, ehe sie durch die Erfah-

fahrung bekannt worden. Und noch neulich hat uns der berühmte und in der That groſſe Mathematicus, Herr **Euler**, in einem Streite gegen den Engländer **Dellond**, ein merkwürdiges Exempel gegeben, wie man bisweilen zufällige Begebenheiten der Natur, nach Vorausſetzung einer allgemeinen Wirkung, durch die genaueſten geometriſchen Schlüſſe, ſelbſt gegen das ſcheinbare Zeugniß der Erfahrung beſtimmen kann *. Wer wird alſo zweifeln können, daß uns eine Reihe von Begriffen und Schlüſſen aus Betrachtung der Wirkung auf die Erkenntniß der Urſache führen könne, nachdem die Erfahrung vorhanden iſt, daß es wirklich geſchehen ſey?

Da nun alle Begebenheiten in der Natur durch Bewegung geſchehen, ſo läßt ſich aus dem einzelnen Falle den wir erkläret haben, leicht der Schluß auf andre machen. Wir wollen aber hier billig ſeyn, und nicht mehr fodern, als wozu wir ein unſtreitiges Recht haben. Es ſoll uns nämlich zu Folge deſſen, was angeführet worden iſt, nur dieſes zugegeben werden, daß es Fälle giebt, wo ſich der Schluß von der Wirkung auf ihre Urſache deutlich und in der Folge aller dazu dienenden Begriffe eben ſo zeiget, wie der Schluß der

* Dieſe Sache verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit, und es wird keinen Menſchen gereuen, des Herrn Eulers Schrift geleſen zu haben, die in den Memoires de l'Academie des Sciences de Berlin pour l'année 1753 ſteht.

der aus bloß geometrischen Sätzen hieraus folget. Ich wollte darüber nicht streiten, wenn jemand behauptete, daß ein solcher Schluß doch nicht alle Gewißheit eines bloß geometrischen Schlusses habe. Ich verlange nicht mehr als dieses, daß man zugebe, es sey der Natur eines denkenden Wesens gemäß, also zu schließen. Hier ist eine Wirkung, also ist eine Ursache derhalben vorhanden. Diese Ursache muß in ihrer Größe, mit der Größe der Wirkung genau übereinstimmen. u. s. f. Nun hat diese Begebenheit alle Eigenschaften, welche die Ursache der beobachteten Wirkung an sich haben muß, derowegen ist sie selbst diese Ursache. Ungeachtet nun der letzte Schluß nicht schlechterdings nothwendig ist, so ist er doch hinreichend, denn wenn wir einmal gewiß sind, daß eine Begebenheit die Ursache einer Wirkung seyn könne, und es entdeckt sich nirgend keine andre, sondern dieselbe ist immer bey der Wirkung zugegen, so wird die Gewißheit so groß, daß keine geometrische Gewißheit mehr überzeugen kann. Hieraus scheint mir also offenbar zu seyn, daß man auf eine verständliche Art den Rückweg von der Wirkung auf die Ursache nehmen kann. Nun ist die zweyte Frage, wie wir von der Ursache auf die Wirkung schließen können. Woher kömmt die Zuversicht, fragt der Verfasser, womit ich von dem vor mir liegenden Brodte esse, und davon eine gesunde Nahrung erwarte? Was für eine Verbindung haben Figur, Farbe, und andre in die Augen fallende Eigenschaften, mit der Kraft

meinen

meinen Körper zu nähren? Es ſcheint ſeltſam, daß ein ſcharfſinniger Mann, wie Herr Hume, ſich dieſe Frage nicht ſelbſt hat beantworten können. Denn es iſt offenbar, daß der Geiſt im angeführten Falle ſich nach den genaueſten Regeln der Vernunft richtet. Er bauet alle ſeine Erwartung auf den Satz, daß gleiche Urſachen auch gleiche Wirkung haben müſſen; ein Satz der immer im ſtrengſten Sinne wahr bleibt, wenn wir gleich keine einzige Art der Wirkung jemals deutlich einſehen ſollten. Daß in vergangenen Erfahrungen Brodt eine Urſache der Nahrung geweſen, davon kann man durch die Rückkehr von der Wirkung auf die Urſache verſichert ſeyn, wie allbereits iſt gezeiget worden. Hierauf aber gründet ſich der Schluß von der Urſache auf die Wirkung. Warum ſollten wir nicht ſo ſchließen können. Was ich hier vor mir ſehe, hat alle in die Sinnen fallende Eigenſchaften des Brodtes. Ehedem habe ich erfahren, daß das Brodt eine geſunde Nahrung gegeben, alſo muß auch dieſes dieſelbe Eigenſchaft haben. Der Verfaſſer wendet zwar wider den Vorderſatz ein, daß ein den innerlichen Eigenſchaften nach von dem Brodte ganz und gar verſchiedener Körper, dieſelben ſinnlichen Eigenſchaften haben könne. Allein, wer wird ihm dieſes zugeſtehen können, da es klar wider den Grundſatz ſtreitet, daß einerley Wirkungen, auch einerley Urſachen haben. Es muß ein Grund da ſeyn, warum das Brodt ſo ausſieht, ſo riecht, ſich ſo anfühlen läßt, ſo

schwer ist, u. s. f. Alle diese Eigenschaften müssen aus dem Wesen des Brodtes entspringen. Daher sie keinen andern Korper, als dem Brodte zukommen können. Mithin ist der angeführte Schluß sicher, und die Folge der Begriffe, da wir von der Ursache auf die Wirkung schließen, offenbar.

Dieses könnte nun hinlänglich seyn zu zeigen, daß die scheptischen Zweifel unsers Verfassers von keiner großen Erheblichkeit sind. Hier aber könnte jemanden vorkommen, als wenn noch eine Ausflucht wäre, seine Zweifel aufrecht zu erhalten. Man könnte denken, so viel Schlüsse, als ich hier auseinander gesetzt habe, mache kein Mensch, und also sey doch in der Ueberzeugung die er habe, von der Verbindung der Ursache und Wirkung etwas unbegreifliches. Dieses giebt eine Gelegenheit, eine sehr wichtige und noch nicht genug überlegte Beobachtung anzuführen. Ein genauer Erforscher der menschlichen Handlungen wird finden, daß es eine Art Schlüsse giebt, die eine Folge von bloß undeutlichen und oft dunkeln Begriffen sind. Es geschieht öfters, daß wir von einer Sache überzeugt sind, ohne zu wissen, wie es zugeht; wir erkennen Wahrheiten, ohne den Beweis davon deutlich einzusehen. Eben so verhält sichs auch mit unserm Thun. Wir handeln oft mit großer Zuversicht ohne einschauende Gewißheit. Und wir wären in der That langsame und melancholische Geschöpfe, wenn wir bey

unserer

unſerer ſo ſehr eingeſchränkten Erkenntniß, allemal zu unſern Ueberzeugungen und Entſchließungen demonſtrative Gewißheit nöthig hätten. Wir würden anſtatt des freyen und zuverſichtlichen Weſens, das unſern Handlungen und Städten etwas angenehmes mittheilet, langſame, gezwungene und ängſtliche Manieren annehmen. Es iſt betrachtungswürdig, woher uns dieſer unnatürlich ſcheinende Vortheil des ſchnellen Denkens und Thuns kömmt. Da aber eine weitläuftige Unterſuchung hierüber ſich hierher nicht ſchicket, ſo merke ich nur dieſes an: daß man nach genauer Erforſchung findet, daß auch undeutliche Begriffe, durch ein anſchauendes Erkenntniß uns auf gewiſſe und ſichere Schlüſſe leiten. Wir überſehen oft mit einem einzigen und ſchnellen Blicke eine Menge von Begriffen in ihrem Zuſammenhange, und machen daraus Urtheile und Schlüſſe, deren wir uns oft nicht deutlich bewußt ſind. Von dieſer Art ſind unſre Urtheile von den Weiten und Größen der Gegenſtände, die in das Auge fallen, die ſchnellen Entſchließungen, wenn wir in Gefahr oder in irgend einem ſtarken Affecte ſind, nebſt viel andern Wirkungen von dieſer Art, deren genaue Betrachtung uns weit in das Innere unſerer Natur hineinſehen läßt.

* *

Fünfter Verſuch,

Sceptiſche Auflöſung

dieſer Zweifel.

Eine allzugroße Neigung zur Weltweisheit ſcheint, gleichwie die zur Religion, dieſer Unbequemlichkeit unterworfen zu ſeyn, daß ſie bey der guten Abſicht die Sitten zu beſſern, und die Laſter auszurotten, doch durch eine unvorſichtige Anwendung vielmehr dienen kann, eine herrſchende Neigung zu ſtärken, und das Gemüthe mit einem feſtern Entſchluſſe auf diejenige Seite zu ziehen, welche durch den Hang und durch die Zuneigung des natürlichen Temperaments bereits allzu mächtig iſt. So viel iſt gewiß, daß wir, indem wir der großmüthigen Standhaftigkeit eines philoſophiſchen Weiſens nachſtreben, und uns bemühen, unſere Vergnügungen ganz und gar in unſerm eigenen Gemüthe einzuſchränken, unſere Weltweisheit endlich, gleich des Epiktets und anderer Stoiker ihrer, zu einem etwas feinern Lehrgebäude der Selbſtliebe machen, und uns ſelbſt durch unſere Schlüſſe um alle Tugend ſowol, als um alles geſellſchaftliches Vergnügen bringen. Indem wir mit Achtſamkeit die Eitelkeit des menſchlichen Lebens erwägen, und alle unſere

ſere Gedanken auf die nichtige und vergängliche Natur der Reichthümer und Ehrenſtellen richten: ſo ſchmeicheln wir vielleicht dieſe ganze Zeit über unſerer natürlichen Unempfindlichkeit und Trägheit, welche das Getümmel der Welt und die ſaure Arbeit der Geſchäffte haſſet, und deswegen einen Vorwand der Vernunft ſuchet, um ſich ſelbſt völlig einer ungetadelten Verzärtelung und Nachſicht zu überlaſſen. Es giebt aber eine Art der Weltweisheit, welche dieſer Ungelegenheit nicht ſehr unterworfen zu ſeyn ſcheint, und zwar deswegen, weil ſie mit keinen unordentlichen Leidenſchaften des Gemüthes einſchlägt, noch ſich ſelbſt in einige natürliche Zuneigung oder Begierde einmiſchen kann; dieſes iſt die akademiſche oder ſceptiſche Weltweisheit. Die akademiſchen Weltweiſen reden allezeit von Zweifeln und von der Aufſchiebung der Beurtheilung, von der Gefahr, in ſeinen Entſcheidungen ſich zu übereilen, und wie man die Nachforſchungen des Verſtandes in ganz enge Gränzen einſchränken, und alle Betrachtungen fahren laſſen müſſe, die nicht inner den Gränzen des gemeinen Lebens und der Ausübung liegen. Nichts kann alſo der trägen Unempfindlichkeit des Gemüthes, ſeinem verwegenen Stolze, ſeinen hohen Anſprüchen, und ſeiner abergläubiſchen Leichtgläubigkeit mehr entgegen ſeyn, als eine ſolche Weltweisheit. Eine jede Leidenſchaft wird durch dieſelbe gedemüthiget, die Liebe zur Wahrheit ausgenommen, und dieſe Leidenſchaft wird und kann auch niemals auf einen allzuhohen

Grad getrieben werden. Man muß sich also wundern daß diese Weltweisheit, die beynahe in jedem Falle und Beyspiele so unschuldig und unschädlich seyn muß, der Vorwurf so vieler ungegründeten Verwegte und Nachreden seyn sollte. Aber vielleicht ist eben der Umstand, welcher dieselbe so unschuldig macht, das, was sie hauptsächlich dem allgemeinen Hasse und der öffentlichen Ahndung aussetzet. Indem sie keiner unordentlichen Leidenschaft schmeichelt: so gewinnt sie nur wenige Anhänger. Indem sie sich so manchen Lastern und Thorheiten widersetzet: so erwecket sie wider sich selbst einen Haufen Feinde, welche sie, als freygeisterisch, als gottlos, und als eine Feindinn der Religion brandmalen.

Wir dürfen auch nicht fürchten, daß diese Weltweisheit, weil sie sich bemühet, unsere Nachforschungen auf das gemeine Leben einzuschränken, das Nachdenken über das gemeine Leben untergraben, und ihre Zweifel so weit treiben werde, daß sie alle Handlungen eben so wohl aufhebe, als die Betrachtungen. Die Natur wird ihre Rechte allezeit behaupten, und am Ende über alle abgezogene Vernunftschlüsse, sie mögen auch seyn, wie sie immer wollen, die Oberhand behalten. Ob wir schon, wie zum Exempel, in dem vorhergehenden Versuche schliessen würden, daß in allen unsern Schlüssen aus der Erfahrung das Gemüthe einen Schritt thut, welcher durch keinen Grund und durch kein Verfahren des Verstandes unterstützet wird: so ist doch keine Gefahr, daß

diese

dieſe Vernunftſchlüſſe, von welchen faſt alle unſere Erkenntniß abhängt, durch eine ſolche Entdeckung je etwas leiden werden. Wenn das Gemüthe nicht durch Gründe angetrieben wird, einen ſolchen Schritt zu thun: ſo muß es durch irgend einen andern Grundſatz von gleichem Gewicht und Anſehen dazu angetrieben werden; und dieſer Grundſatz wird ſeinen Einfluß behbehalten, ſo lange die menſchliche Natur eben dieſelbe bleibt. Welches nun dieſer Grundſatz ſey, mag der Mühe der Unterſuchung wohl werth ſeyn.

Geſetzt, daß jemand, mit den ſtärkſten Fähigkeiten der Vernunft und Ueberlegung begabet, plötzlich in dieſe Welt gebracht würde: er würde in der That unmittelbar eine beſtändige Folge der Gegenſtände wahrnehmen und bemerken, daß immer eine Begebenheit auf die andere folge: aber er würde nicht vermögend ſeyn weiter etwas zu entdecken. Er würde im Anfange nicht geſchickt ſeyn, durch irgend einige Schlüſſe einen Begriff von der Urſache und Wirkung zu erreichen; weil die beſondern Kräfte, durch welche alle natürliche Wirkungen zuwege gebracht werden, den Sinnen ſich niemals zeigen; und weil es nicht vernünftig iſt zu ſchließen, bloß, weil eine Begebenheit in einem einzigen Falle vor einer andern vorhergeht, daß deswegen die eine die Urſache, und die andere die Wirkung ſey. Ihre Vereinigung kann willkührlich und zufällig ſeyn. Vielleicht iſt kein Grund vorhanden, die Wirklichkeit der einen aus der andern zu ſchließen. Und mit einem Worte,

eine solche Person könnte ohne mehrere Erfahrung niemals ihre Muthmaßungen oder Vernunftschlüsse in Ansehung irgend einiger wirklichen oder geschehenen Dinge gebrauchen, oder von irgend etwas versichert seyn, ausgenommen von dem, was ihrem Gedächtnisse und ihren Sinnen unmittelbar gegenwärtig wäre.

Setzet wiederum, daß ein solcher Mensch mehr Erfahrung erlanget, und so lange in der Welt gelebet habe, daß er wahrgenommen, gleichartige Gegenstände oder Begebenheiten wären allezeit und beständig mit einander verbunden; was ist die Folge dieser Erfahrung? Er schließt unmittelbar die Wirklichkeit des einen Gegenstandes aus der Erscheinung des andern. Doch hat er durch alle seine Erfahrung noch nicht den geringsten Begriff oder die geringste Kenntniß von der geheimen Kraft erlanget, durch welche der eine Gegenstand den andern hervor bringt, und er wird auch durch keine Art der Vernunftschlüsse genöthiget, diese Folge zu ziehen. Aber er findet sich doch aufgeleget und geneigt, dieselbe zu ziehen: und wenn er schon überzeuget seyn sollte, daß sein Verstand keinen Antheil habe: so würde er nichts destoweniger in demselben Laufe zu denken fortfahren. Es ist da irgend ein anderer Grundsatz vorhanden, der ihn zur Entschließung bringt, einen solchen Schluß zu machen.

Diese Quelle oder dieser Grundsatz ist die Gewohnheit oder die Fertigkeit. Denn wo die Wiederhohlung einer besondern That oder Wirkung

kung eine Geneigtheit hervorbringt, dieſelbe Handlung oder Wirkung wieder zu erneuern, ohne daß man durch einige Vernunftſchlüſſe, oder durch einiges Verfahren des Verſtandes dazu angetrieben wird: ſo ſagen wir allezeit, dieſe Geneigtheit ſey eine Wirkung der Gewohnheit. Indem wir dieſes Wort gebrauchen, behaupten wir keinesweges den letzten und endlichen Grund dieſer Geneigtheit gegeben zu haben. Wir zeigen nur allein einen Grundſatz der menſchlichen Natur an, welcher durchgehends eingeſtanden wird, und welcher durch ſeine Wirkungen wohl bekannt iſt. Vielleicht können wir unſere Nachforſchungen nicht weiter treiben, oder uns anmaßen, eine Urſache von dieſer Urſache anzugeben, ſondern wir müſſen mit derſelben, als mit dem endlichen und letzten Grundſatze zufrieden bleiben, den wir von allen unſern Schlüſſen aus der Erfahrung anzeigen können. Dieſes iſt eine zureichende Befriedigung, daß wir ſo weit gehen können, ohne über die engen Schranken unſerer Fähigkeiten ungehalten zu werden, daß ſie uns nicht weiter führen wollen. Und es iſt gewiß, daß wir hier einen, wo nicht wahren, wenigſtens ganz verſtändlichen Satz vorbringen, wenn wir behaupten, daß wir nach der beſtändigen Verbindung zweyer Gegenſtände, der Hitze und der Flamme, der Schwere und der Feſtigkeit, zum Exempel, durch die Gewohnheit allein entſchloſſen ſind, den einen von der Erſcheinung des andern zu erwarten. Dieſer angenommene Satz ſcheint ſogar der einzige zu ſeyn, welcher die

Schwie-

Schwierigkeit aufheitert, warum wir aus tausend Beyspielen eine Folgerung ziehen, die wir aus einem einzigen Exempel zu ziehen nicht fähig sind, welches doch in keiner Betrachtung von denselben unterschieden ist. Die Vernunft ist einer solchen abwechselnden Veränderung unfähig. Die Schlüsse, die sie aus der Betrachtung eines einzigen Zirkels zieht, sind eben dieselben, welche sie machen würde, nachdem sie alle Zirkel in der ganzen Welt besichtiget hätte. Aber niemand, der nur einen einzigen Körper gesehen hätte, welcher sich beweget, nachdem er durch einen andern gestoßen worden, könnte schließen, daß ein jeder anderer Körper nach einem gleichen Stoße sich ebenfalls bewegen werde. Alle Folgerungen aus der Erfahrung sind demnach Wirkungen der Gewohnheit, nicht der Vernunftschlüsse *.

Die

* Nichts ist bey den Verfassern, auch selbst über moralische, politische, oder physische Vorwürfe gewöhnlicher, als zwischen Vernunft und Erfahrung einen Unterschied zu machen, und voraus zu setzen, daß in diesen Arten aus Gründen zu schließen, eine von der andern gänzlich verschieden sey. Die erstern Beweisschlüsse werden, als blße Erfolge unserer Verstandesfähigkeiten angesehen, welche die Natur der Dinge a priori bestätigen, die Hervorbringungen, die aus der Wirksamkeit derselben folgen müssen, untersuchen, und auf diese Weise besondere Grundsätze der Wissenschaft und der Weltweisheit fest setzen. Von den andern sagt man voraus, daß sie gänzlich aus den Sinnen und aus

Die Gewohnheit iſt alſo die große Wegweiſerinn des menſchlichen Lebens. Sie iſt der einzige

der Beobachtung bergeleitet ſeyn, durch welche wir lernen, was wirklich aus der Wirkungskraft beſonderer Gegenſtände entſtanden, und dadurch wir fähig ſind, zu ſchließen, was inskünftige daraus herrühren werde. Alſo können zum Exempel die Einſchränkungen einer bürgerlichen Regierung und eine geſetzmäßige Einrichtung derſelben vertheidiget werden, entweder durch die Vernunft, welche die große Schwachheit und Verdordenheit der menſchlichen Natur erwäget, und daraus lehret, daß man keinem Menſchen eine unumſchränkte Gewalt ſicher anvertrauen könne; oder durch die Erfahrung und Geſchichte, welche uns von den ſchrecklichen Misbräuchen Nachricht giebt, zu welchen der Ehrgeiz in allen Zeiten und Ländern ein ſo unvorſichtiges Vertrauen angewendet hat.

Eben derſelbe Unterſchied zwiſchen Vernunft und Erfahrung wird in allen unſern Berathſchlagungen in Anſehung der Aufführung des Lebens behauptet; indem man einem erfahrnen Staatsmanne, Feldherrn, Arzte, oder Kaufmanne trauet und folget; und den unerfahrnen Neuling und Anfänger geringe ſchätzet und verachtet, mit was für natürlichen Talenten er auch immer begabet ſeyn mag. Ob man ſchon zugiebt, daß die Vernunft ſcheinbare Muthmaßungen in Abſicht auf die Folgen einer ſolchen beſondern Aufführung in ſolchen beſondern Umſtänden machen könne: ſo wird doch ſtets voraus geſetzt, ſie ſeyn ohne die Hülfe der Erfahrung unvollkommen, welche allein vermögend iſt, denen aus dem Studiren und Nachſin-

zige Grundsatz, welcher uns unsere Erfahrung brauchbar macht, und uns im Künftigen eine Reihe

nen hergeleiteten Grundregeln, Standhaftigkeit und Gewißheit zu geben.

Allein ungeachtet dieser Unterschied so allgemein angenommen ist, beydes in den thatigen, und in den betrachtenden Auftritten des Lebens: so trage ich doch kein Bedenken zu behaupten, er sey, meiner Meynung nach, im Grunde irrig, oder wenigstens schlecht gegründet.

Wenn wir diejenigen Beweisthümer untersuchen, welche in irgend einer von den oben erwähnten Wissenschaften, als bloße Wirkungen der Vernunftschlüsse und des Nachdenkens vorausgesetzt werden: so wird man finden, daß sie sich alle zuletzt in einigem allgemeinen Grundsatz oder Schlusse enden, von welchem wir keinen andern Grund, als die Beobachtung und Erfahrung angeben können. Der einzige Unterschied zwischen denselben und denjenigen Grundregeln, die man gemeiniglich für den Erfolg der bloßen Erfahrung hält, ist dieser, daß die ersteren nicht können fest gesetzt werden, ohne einige Anwendung der Gedanken, und ohne einiges Nachdenken über das, was wir beobachtet haben, um die Umstände zu unterscheiden, und den Folgen derselben nachzuspüren: dahingegen in den letztern die aus der Erfahrung bekannte Begebenheit genau und völlig mit demjenigen gleichartig ist, was wir, als den Erfolg irgend einiger besonderer Umstände schließen. Die Geschichte eines Tiberius, oder eines Neros läßt uns eine gleiche Tyranney fürchten, wenn unsere Monarchen von den Einschränkungen der

he von Begebenheiten erwarten läßt, die mit denjenigen gleichartig ſind, welche in dem vergangenen

Geſetze und des Senats befreyet wären: aber die Beobachtung irgend eines Betruges oder einer Grauſamkeit in dem Privatleben iſt, mit Hülfe eines geringen Nachdenkens, zureichend, uns eben dieſelbe Furcht zu erwecken, weil ſie zu einem Beyſpiele der allgemeinen Verdorbenheit der menſchlichen Natur dienet, und uns die Gefahr zeiget, in welche wir uns begeben, wenn wir auf die Menſchen ein gänzliches Vertrauen ſetzen. In beyden Fällen iſt es die Erfahrung, welche endlich und zuletzt der Grund unſerer Folgerung und unſers Schluſſes iſt.

Kein Menſch iſt ſo jung und unerfahren, daß er nicht aus der Beobachtung manche allgemeine und richtige Grundregeln in Anſehung der menſchlichen Geſchäffte und der Aufführung des Lebens gemacht haben ſollte; allein man muß geſtehen, daß er, wenn er dieſelben in Uebung bringen will, gar ſehr dem Irrthume unterworfen ſeyn werde, bis Zeit und fernere Erfahrung beydes dieſe Grundregeln erweitern, und ihn derſelben eigentlichen Gebrauch und Anwendung lehren. In einer jeden Stellung und in einem jeden Vorfalle ſind manche beſondere, und, dem Scheine nach, geringe Umſtände, welche ein Menſch von den größten Talenten im Anfange gar leicht überſehen kann, ob ſchon von denſelben die Richtigkeit ſeiner Folgerungen, und folglich die Klugheit ſeiner Aufführung gänzlich abhangt. Nicht zu erwähnen, daß einem jungen Anfänger die allgemeinen Grundregeln und Beobachtungen nicht allemal bey den eigentlichen Gelegenheiten einfallen,

nen erschienen sind. Ohne den Einfluß der Gewohnheit wären wir gänzlich unwissend in Ansehung eines jeden geschehenen oder wirklichen Dinges, dasjenige ausgenommen, was dem Gedächtnisse und den Sinnen unmittelbar gegenwärtig ist. Wir würden niemals die Mittel nach den Endzwecken einzurichten, oder unsere natürliche Kräfte in der Hervorbringung irgend einer Wirkung anzuwenden wissen. Alles Thun würde auf einmal ein Ende haben, eben sowol, als der vornehmste Theil der Betrachtung.

Aber hierbey kann man nicht unfüglich die Anmerkung machen, daß, obschon unsere Schlüsse aus der Erfahrung uns weiter führen, als das Gedächtniß und die Sinne, und uns von geschehenen und wirklichen Dingen versichern, die in den entlegensten Oertern und entferntesten Zeiten sich zugetragen; daß doch allezeit den Sinnen oder dem Gedächtnisse einige wirkliche Sache gegenwärtig seyn muß, von welcher wir zuerst fortschreiten können, um diese Schlüsse zu ziehen.

Ein

auch nicht unmittelbar mit der gehörigen Stille und Unterscheidung angewendet werden können. Die Wahrheit ist, daß ein ganz und gar unerfahrner Mensch gar keine Vernunftschlüsse machen könnte: und wenn wir den Charakter einer gänzlichen Unwissenheit ja einem Menschen zuschreiben: so verstehen wir es nur Vergleichungsweise, und setzen voraus, er besitze die Erfahrung in einem geringern und unvollkommenern Grade.

Ein Menſch, der in einem wüſten Lande die Ueberbleibſel eines prächtigen Gebäudes fände, würde ſchließen, dieſes Land wäre in vorigen Zeiten durch geſittete Einwohner angebauet worden: aber wenn ihm nichts dergleichen vorkäme; ſo könnte er niemals eine ſolche Folgerung machen. Wir lernen die Begebenheiten der vorigen Zeiten aus der Geſchichte: aber alsdenn müſſen wir die Bücher durchgehen, in welchen dieſe Nachricht enthalten iſt, und von da unſere Folgerungen von einem Zeugniſſe zum andern hinauf führen, bis wir zu den Augenzeugen und Zuſchauern dieſer entfernten Begebenheiten gelangen. Kurz wenn wir nicht von einigem, unſerm Gedächtniſſe oder unſern Sinnen gegenwärtigen Dinge anfangen: ſo wären unſere Vernunftſchlüſſe bloß bedingt; und ob ſchon die beſondern Ringe der Kette je einer mit dem andern verknüpfet ſeyn möchten: ſo würde doch die ganze Kette der Schlüſſe durch nichts unterſtützet ſeyn, und wir könnten, vermittelſt derſelben niemals zur Erkenntniß irgend eines wirklich beſtehenden Dinges * gelangen. Wenn ich frage, warum ihr irgend ein beſonderes geſchehenes Ding, welches ihr erzählet, glaubet: ſo müſſet ihr mir einigen Grund geben; und dieſer Grund wird ein anderes geſchehenes Ding ſeyn, welches damit verknüpfet iſt. Aber da ihr auf dieſe Weiſe nicht unendlich fortgehen könnet: ſo müſſet ihr zuletzt in einigem geſchehenen Dinge enden,

* of any real Exiſtence.

den, welches euerm Gedächtnisse, oder euern Sinnen gegenwärtig ist; oder ihr müsset gestehen, daß euer Glaube und Beyfall gänzlich ohne Grund und Fundament ist.

Welches ist denn der Beschluß dieser ganzen Sache? Ein ganz Einfältiger; ob man schon bekennen muß, daß er von den gemeinen Lehrsätzen der Weltweisen sehr weit entfernet ist. Aller Beyfall und Glaube geschehener oder wirklicher Dinge ist bloß aus einigem, dem Gedächtnisse oder den Sinnen gegenwärtigen Gegenstande, und aus einer in der Gewohnheit gegründeten Verbindung * zwischen diesem und irgend einem andern Gegenstande hergeleitet. Oder mit andern Worten; wenn man in manchen Beyspielen gefunden hat, daß irgend zwey Arten von Gegenständen, als Flamme und Hitze, Schnee und Kälte, allemal mit einander verbunden gewesen; und wenn denn Flamme oder Schnee sich unsern Sinnen von neuem darstellet: so wird das Gemüthe durch die Gewohnheit hingerissen, Hitze oder Kälte zu erwarten, und zu glauben, daß eine solche Beschaffenheit wirklich vorhanden sey, und sich selbst bey näherer Herannahung entdecken werde. Dieser Beyfall und Glaube, ist der nothwendige Erfolg, wenn das Gemüthe in solche Umstände gesetzt wird. In einer solchen Stellung ist dieses eine eben so unvermeidliche Wirkung der Seele, als die Leidenschaft der Liebe zu fühlen, wenn wir Gutthaten empfangen, oder des Hasses, wenn uns Be-

* a customary Conjunction.

Beleidigungen widerfahren. Alle dieſe Wirkungen ſind eine Art des natürlichen Triebes und Inſtincts, welchen kein Vernunftſchluß, keine Kraft der Gedanken und keine Wirkung des Verſtandes weder hervorzubringen, noch demſelben vorzubeugen fähig iſt.

Man könnte uns wohl erlauben, in unſern philoſophiſchen Unterſuchungen über dieſem Puncte hier ſtehen zu bleiben. In den meiſten Fragen können wir niemals nur einen Schritt weiter gehen; und in allen Fragen müſſen wir doch endlich, nach den mühſamſten und neubegierigſten Nachforſchungen hier enden. Doch wird unſere Neubegierde noch wohl verzeihenswerth, und vielleicht gar löblich ſeyn, wenn ſie uns zu noch fernern Unterſuchungen antreibt, und uns aufmuntert, die Natur dieſes Beyfalls und Glaubens, und dieſer aus der Gewohnheit hergeleiteten Verbindung *, woraus er entſteht, genauer zu unterſuchen. Durch dieſes Mittel können wir vielleicht einige Erklärungen und gleichförmige Aehnlichkeiten antreffen, welche uns befriedigen werden, wenigſtens diejenigen, welche die abgezogenen Wiſſenſchaften lieben, und eine Beluſtigung an Betrachtungen finden können, bey welchen, ſo genau man immer verfährt, ſtets noch ein Grad des Zweifels und der Ungewißheit übrig bleibt. Für Leſer von einem verſchiedenen Geſchmacke iſt der übrige Theil dieſes Verſuches nicht gemacht; und die folgenden Verſuche können gar wohl verſtan-

* of that cuſtomary Conjunction.

den werden, wenn schon dieser Theil übergangen wird.

Zweyter Theil.

Nichts ist freyer, als die Einbildungskraft des Menschen; und ob sie schon die ursprüngliche Sammlung der Begriffe nicht überschreiten kann, womit sie durch unsere innerliche und äußerliche Sinne versehen wird: so hat sie doch ein unumschränktes Vermögen, diese Begriffe nach allen den Mannigfaltigkeiten der Erdichtung und Fantasie zu vermischen, zusammen zu setzen, abzusondern und einzutheilen. Sie kann eine Reihe von Begebenheiten mit allem Scheine der Wirklichkeit erdichten, denselben eine besondere Zeit und Ort zuschreiben, sie, als wirklich vorhanden, begreifen, und dieselben sich selbst mit einem jeden Umstande vormalen, welcher irgend einer historischen Begebenheit zukömmt, die sie mit der gröſsesten Gewißheit gläubt. Worinn bestehe demnach der Unterschied zwischen einer solchen Erdichtung und zwischen dem Beyfalle oder Glauben? Er liegt nicht bloß in irgend einem besondern und eigenen Begriffe, welcher mit einer Vorstellung verknüpfet ist, die unsern Beyfall befiehlt, und welcher hingegen einer jeden bekannten Erdichtung mangelt. Denn da das Gemüthe über alle seine Begriffe Gewalt hat: so könnte es nach seinem Belieben diesen besondern Begriff mit irgend einer Erdichtung verknüpfen, und wäre es vermögend und fähig, zu glauben, was ihm immer gefallen würde, welches wir aber der täglichen

Er-

Erfahrung zuwider finden. Wir können in unſerer Begreifungskraft den Kopf eines Menſchen mit dem Leibe eines Pferdes verbinden; aber es iſt nicht in unſerm Vermögen zu glauben, daß ein ſolches Thier wirklich jemals geweſen.

Es folget alſo, daß der Unterſchied zwiſchen der Erdichtung und dem Glauben und Beyfalle in einiger Empfindung oder in einem gewiſſen Gefühle beſtehe, ſo mit dem letztern, nicht aber mit der erſtern verknüpfet iſt, und nicht von dem Willen abhängt, noch nach Belieben herbey befohlen werden kann. Gleich allen andern Empfindungen muß ſie durch die Natur erwecket werden, und aus der beſondern Faſſung entſtehen, in welche das Gemüth bey irgend einem beſondern Umſtande geſetzet wird. Wenn je ein Gegenſtand dem Gedächtniſſe oder den Sinnen gegenwärtig dargeſtellet wird: ſo treibt er, durch die Stärke der Gewohnheit die Einbildungskraft unmittelbar an, denjenigen Gegenſtand zu begreifen, welcher gewöhnlich mit demſelben verbunden iſt; und dieſe Begreifung oder Vorſtellung iſt mit einem Gefühl, oder mit einer Empfindung begleitet, die von den fliegenden Träumereyen der Fantaſie unterſchieden iſt. Hierinn beſteht die ganze Natur des Glaubens und des Beyfalls. Denn da wir kein geſchehenes oder wirkliches Ding ſo feſt glauben, daß wir nicht das Gegentheil davon begreifen können: ſo würde kein Unterſchied ſeyn zwiſchen derjenigen Begreifung und Vorſtellung, welcher man Beyfall giebt, und zwiſchen derjenigen,

welche man verwirft, wenn es nicht wegen einer gewissen Empfindung wäre, welche die eine von der andern unterscheidet. Wenn ich sehe, daß sich auf einer glatten Tafel eine Billiardkugel gegen eine andere beweget: so kann ich leicht begreifen, daß sie nach dem Berühren stille stehe. Diese Begreifung oder Vorstellung schließt keinen Widerspruch ein; allein ich fühle sie auf eine von derjenigen Begreifung ganz verschiedene Weise, womit ich mir selbst den Anstoß und die Mittheilung der Bewegung von einer Kugel auf die andere vorstelle.

Wollten wir versuchen, eine Erklärung oder Beschreibung dieser Empfindung zu geben: so würden wir das Unternehmen gar schwer, wo nicht unmöglich finden; eben so, als wenn wir uns bemühen würden, das Gefühl der Kälte, oder die Leidenschaft des Zornes denjenigen zu beschreiben, welche diese Empfindung niemals aus der Erfahrung gekannt haben. Beyfall oder Glaube ist der wahre und eigentliche Name dieses Fühlens; und niemand ist verlegen, den Sinn dieses Wortes zu verstehen, weil ein jeder alle Augenblicke sich der Empfindung bewußt ist, die durch dasselbe ausgedrücket wird. Doch mag es nicht aus dem Wege seyn, eine Beschreibung dieser Empfindung zu versuchen; in Hoffnung, wir konnten durch dieses Mittel zu einigen Aehnlichkeiten gelangen, die uns eine vollkommenere Erklärung derselben verschaffen möchten. Ich sage demnach, dieser Beyfall oder Glaube sey nichts anders, als eine lebhaftere,

haftere, ſtärkere, mächtigere, feſtere und ſtandhaftere Begreifung eines Gegenſtandes, als die, wozu die Einbildungskraft allein je zu gelangen fähig iſt. Dieſe Mannigfaltigkeit der Wörter, die so unphiloſophiſch ſcheinen kann, hat allein die Abſicht, dieſe Handlung und Wirkung des Gemüthes auszudrücken, welche uns die Wirklichkeiten, oder was wir für ſolche annehmen, gegenwärtiger macht, als die Erdichtungen, welche denſelben in den Gedanken ein größeres Gewicht verſchaffet, und ihnen einen mächtigern und höhern Einfluß auf die Leidenſchaften und auf die Einbildungskraft giebt. Wenn wir nur in der Sache übereinſtimmen: ſo iſt es unnöthig, über Wörter zu ſtreiten. Die Einbildungskraft hat die Herrſchaft über alle ihre Begriffe, und kann dieſelbe auf alle nur mögliche Weiſe verbinden, vermiſchen und abändern. Sie kann erdichtete Gegenſtände mit allen Umſtänden des Ortes und der Zeit begreifen. Sie kann dieſelben, auf gewiſſe Weiſe, in ihren wahren Farben vor unſere Augen ſtellen, eben ſo, wie ſie wirklich hätten vorhanden ſeyn können. Allein, da es unmöglich iſt, daß dieſe Fähigkeit der Einbildungskraft jemals durch ſich ſelbſt ſich bis zum Beyfall oder Glauben erſtrecken könne: ſo iſt es augenſcheinlich, daß der Glaube oder Beyfall nicht in der eigentlichen Natur oder Ordnung der Begriffe, ſondern in der Art und Weiſe beſtehe, wie ſie begriffen und von dem Gemüthe gefühlet werden. Ich geſtehe, daß es unmöglich iſt, dieſes Gefühl oder dieſe Art der Begreifung vollkommen

zu erläutern. Wir können Worte gebrauchen, welche etwas davon ausdrücken. Aber der wahre und eigentliche Name davon, wie wir schon bemerket, ist Beyfall oder Glaube; welches ein Wort ist, das jedermann im gemeinen Leben genugsam versteht. Und in der Weltweisheit können wir nicht weiter gehen, als zu behaupten, daß Beyfall oder Glaube etwas sey, welches das Gemüthe fühlet, und die Begriffe der Beurtheilungskraft von den Erdichtungen der Einbildungskraft unterscheidet. Es giebt denselben mehr Stärke und Einfluß; läßt sie von größerer Wichtigkeit scheinen; verstärket dieselben in dem Gemüthe, und machet sie zu dem herrschenden Grundsatz aller unserer Handlungen. Ich höre, zum Exempel, itzo die Stimme einer Person, die mir bekannt ist; und dieser Schall kömmt, als aus dem nächsten Zimmer. Dieser Eindruck auf meine Sinne leitet meine Gedanken unmittelbar auf die Person selbst, und zugleich auf alle sie umgebende Gegenstände. Ich mahle mir selbst dieselbe, als gegenwärtig vor, mit eben denselben Eigenschaften und Beziehungen, von denen ich weiß, daß sie dieselben vorher besessen. Diese Begriffe haften fester in meinem Gemüthe, als die Begriffe von einem bezauberten Schlosse. Sie sind in dem Gefühle ganz unterschieden, und haben auf alle Weise einen stärkern und größern Einfluß, entweder Vergnügen oder Misvergnügen, Freude oder Traurigkeit zu verursachen.

Laſſet uns denn den ganzen Umfang dieſer Lehre zuſammen nehmen, und geſtehen, daß die Empfindung des Beyfalls oder des Glaubens nichts anders ſey, als eine lebhaftere und ſtärkere Art, einen Gegenſtand zu begreifen, als die bloßen Erdichtungen der Einbildungskraft begleitet, und daß dieſe Art der Begreifung entſtehe aus einer in der Gewohnheit gegründeten Verbindung mit etwas, das dem Gedächtniſſe oder den Sinnen gegenwärtig iſt. Ich glaube, es werde auf dieſe vorausgeſetzte Meynungen hin nicht ſchwer ſeyn, andere Wirkungen des Gemüthes zu finden, die damit etwas Aehnliches haben, und dieſen Erſcheinungen (Phænomena) bis zu noch allgemeinern Grundſätzen nachzuforſchen.

Ich habe bereits angemerket, daß die Natur Verknüpfungen zwiſchen beſondern Begriffen feſt geſetzet hat, und daß einer nicht ſo bald unſern Gedanken ſich vorſtellet, als er auch denſelben den ſich darauf beziehenden vorſtellet, und unſere Aufmerkſamkeit durch eine ſanfte und unempfindliche Bewegung auf denſelben lenket. Dieſe Grundſätze der Verknüpfung oder Verbindung haben wir auf dren gebracht, nämlich, die Aehnlichkeit, die Nähe oder nahe Berührung in Zeit und Ort, (Contiguity) und die Beziehung der Urſache, und die Wirkung, welches die einzigen Bande ſind, die unſere Gedanken mit einander vereinigen, und dieſe regelmäßige Reihe der Ueberlegung oder einer Rede und Abhandlung hervor bringen, welche in einem größern oder geringern Grade, unter

allen Menschen statt findet. Nun entsteht hier eine Frage, von welcher die Auflösung der gegenwärtigen Schwierigkeit abhangen wird. Trägt es sich in allen diesen Beziehungen zu, daß, wenn einer von den Gegenständen den Sinnen oder dem Gedächtnisse gegenwärtig vorgestellet wird, das Gemüthe nicht allein auf die Begreifung des sich darauf beziehenden geführet wird, sondern auch eine festere und stärkere Begreifung von demselben erreichet, als es sonst zu erlangen fähig gewesen wäre? Dieses scheint der Fall in Ansehung desjenigen Glaubens zu seyn, welcher aus der Beziehung der Ursache und der Wirkung entsteht. Und wenn der Fall eben derselbe ist in Ansehung der übrigen Beziehungen oder Grundsätze der Verbindung: so können wir dieses, als ein allgemeines Gesetz fest setzen, welches in allen Wirkungen des Gemüthes statt findet.

Wir können demnach, als die erste Erfahrung zu unserm gegenwärtigen Vorhaben bemerken, daß bey dem Anblicke eines Gemähldes von einem abwesenden Freunde unser Begriff von ihm augenscheinlich durch die Aehnlichkeit belebet wird, und daß jede Leidenschaft, welche dieser Begriff veranlasset, es mag Freude oder Traurigkeit seyn, neue Kraft und Munterkeit bekömmt. In der Hervorbringung dieser Wirkung laufen beydes eine Beziehung und ein gegenwärtiger Eindruck zusammen. Wenn die Schilderey keine Gleichheit mit ihm hat, oder wenigstens nicht in Absicht auf ihn gemacht worden: so leitet sie fast niemals unsere

Gedan-

Gedanken auf ihn: Und wenn ſie eben ſowol als die Perſon abweſend iſt: ſo kann zwar das Gemüthe von dem Gedanken an die eine zu dem Gedanken an die andere fortgehen; aber es fühlet, daß durch dieſen Uebergang ſein Begriff eher geſchwächet, als belebet wird. Wir ſchöpfen ein Vergnügen, das Bild eines Freundes zu beſchauen, wenn es uns vor Augen geſtellet wird: aber, wenn es hinweg genommen wird, ſo wählen wir lieber, ihn ſelbſt geraden Wegs zu betrachten, als in der Zurückſtrahlung in einem Bilde, welches gleichentfernt und dunkel iſt.

Die Ceremonien der römiſchkatholiſchen Kirche können, als Erfahrungen von eben derſelben Natur, betrachtet werden. Die andächtigen Eiferer für dieſen wunderbaren Aberglauben führen gewöhnlich zur Entſchuldigung der Mummereyen, die man ihnen vorrücket, an: ſie fühlen die guten Wirkungen dieſer äußerlichen Bewegungen, Stellungen und Handlungen, indem ſie ihre Andacht beleben, und ihre Innbrunſt ſtärken und beſeelen, welche ſonſt verſchwinden würde, wenn ſie gänzlich auf entfernete und unkörperliche Gegenſtände gerichtet wären. Wir ſchatten, ſagen ſie, die Gegenſtände unſers Glaubens in ſinnlichen Bildern und Vorſtellungen ab, und machen uns dieſelben, durch die unmittelbare Gegenwart dieſer Bilder, gegenwärtiger, als es uns durch eine bloße Betrachtung des Verſtandes zu thun möglich wäre. Sinnliche Gegenſtände haben allezeit einen gröſtern Einfluß auf die Phantaſie, als je einige andre;

und

und sie theilet diesen Einfluß sogleich denjenigen Begriffen mit, auf welche sie sich beziehen, und welchen sie gleichen. Ich will aus diesen Uebungen und Vernunftschlüssen nur allein die Folge ziehen, daß die Wirkung der Aehnlichkeit in Belebung der Begriffe ganz gemein ist; und da in jedem Falle eine Aehnlichkeit und ein gegenwärtiger Eindruck zusammen kommen muß. So sind wir genugsam mit Erfahrungen versehen, die Wirklichkeit des vorhergehenden Grundsatzes zu beweisen.

Wir können die Stärke dieser Erfahrungen durch andere von einer verschiedenen Art vermehren, wenn wir die Wirkungen der Nähe oder der Berührung (Contiguity) eben sowol betrachten, als der Aehnlichkeit ihre. Es ist gewiß, daß die Entfernung der Stärke eines jeden Begriffes vermindert, und daß bey unserer Herannahung gegen einen Gegenstand, wenn er sich schon selbst unsern Sinnen nicht entdecket, derselbe doch auf das Gemüthe mit einem Einflusse wirket, welcher einem unmittelbaren Eindrucke nachahmet. Das Denken an irgend einen Gegenstand reißt das Gemüthe geschwind zu demjenigen fort, welcher demselben nahe ist; aber es ist nur die wirkliche Gegenwart eines Gegenstandes, welche dasselbe mit einer höhern Lebhaftigkeit fortreißt. Wenn ich nur einige wenige Meilen von Hause bin: so rühret mich alles das, was sich darauf beziehet, weit mehr und stärker, als wenn ich zweyhundert Meilen davon entfernet bin; obschon auch in dieser Weite das

Nach-

Nachdenken an irgend eine Sache in der Nachbarſchaft meiner Freunde oder meiner Familie natürlicher Weiſe einen Begriff von denſelben erwecket. Aber da in dieſem letzten Falle die beyden Gegenſtände des Gemüthes Begriffe ſind: ſo iſt doch, ungeachtet es leicht iſt, von dem einen zu dem andern fortzugehen, dieſer Uebergang allein nicht fähig, irgend einem von dieſen Begriffen eine höhere und vorzügliche Lebhaftigkeit zu geben, aus Mangel einiges unmittelbaren Eindrucks *.

Niemand kann zweifeln, daß nicht die Beziehung der Urſache und der Wirkung eben denſelben Einfluß

* Natura-ne nobis, inquit, datum dicam, an errore quodam, ut, cum ea loca videamus, in quibus memoria dignos viros acceperimus multum eſſe verſatos, magis moveamur, quam ſi quando eorum ipſorum aut facta audiamus, aut ſcriptum aliquod legamus? Velut ego nunc moveor. Venit enim mihi Platonis in mentem, quem accepimus primum hic diſputare ſolitum: Cuius etiam illi hortuli propinqui non memoriam ſolum mihi offerunt, ſed ipſum videntur in conſpectu meo hic ponere. Hic Speuſippus, hic Xenocrates, hic eius auditor Polemo, cuius ipſa illa ſeſſio fuit, quam videmus. Equidem etiam curiam noſtram, Hoſtiliam dico, non hanc novam, quae mihi minor eſſe videtur, poſtquam eſt maior, ſolebam intuens, Scipionem, Catonem, Lælium, noſtrum vero in primis avum cogitare. Tanta vis admonitionis eſt in locis, vt non ſine cauſa ex his memoriae deducta ſit diſciplina. Cicero de Finibus, libr. 5.

Einfluß habe, als die zwo andern Beziehungen der Aehnlichkeit und der Nähe oder nahen Berührung (Contiguity). Abergläubische Leute sind in die Reliquien der Heiligen aus eben dem Grunde vernarret, aus welchem sie nach Bildern oder Figuren sich umsehen, in der Absicht, ihre Andacht zu beleben, und ihnen eine innigere und stärkere Vorstellung desjenigen exemplarischen Lebens zu geben, welches sie nachzuahmen verlangen. Nun ist es augenscheinlich, daß eine von den besten Reliquien, die sich ein Abergläubischer verschaffen könnte, die von den eigenen Händen eines Heiligen verfertigte Arbeit seyn würde; und wenn desselben Kleidungen und Geräthschaften je in diesem Lichte zu betrachten sind; so ist es nur deswegen, weil sie einmal zu seinem Gebrauche gedienet, weil sie von ihm berühret und getragen worden; in welcher Absicht sie, als unvollkommene Wirkungen zu betrachten sind, welche mit ihm durch eine kürzere Kette von Folgen verknüpfet sind, als irgend eine von denjenigen, durch welche wir die Wirklichkeit seines Daseyns lernen.

Setzet, der Sohn eines Freundes, welcher schon lange todt oder abwesend gewesen, würde uns vorgestellet, so ist es augenscheinlich, daß dieser Gegenstand augenblicklich den sich auf ihn beziehenden Begriff wieder lebendig machen, und mit lebhaftern Farben alle unsere vorige Freundschaften und Vertraulichkeiten in unsere Gedanken zurück rufen würde, als sie sich uns sonst würden gezeiget haben. Dieses ist eine andere Erschei-

nung,

nung, (Phænomenon) welche den vorerwähnten Grundſatz zu beweiſen ſcheint.

Wir können bemerken, daß in dieſen Erſcheinungen der Glaube des ſich auf einen andern beziehenden Gegenſtandes allezeit voraus geſetzet wird; als ohne welchen die Beziehung keine Wirkung in der Belebung des Begriffes haben könnte. Der Einfluß eines Gemähldes ſetzet zum voraus, daß wir glauben, unſer Freund ſey einmal wirklich da geweſen. Die Vorſtellung von der Nähe unſerer Heymath kann nimmer unſere Begriffe von der Heymath erwecken, wenn wir nicht glauben, es ſey wirklich eine vorhanden. Nun behaupte ich; daß dieſer Glaube, wo er über Gedächtniß oder Sinne reichet, von gleichartiger Natur ſey, und von gleichartigen Urſachen entſtehe, als die Weiſe, von einem Gedanken zu dem andern fortzugehen, und die Lebhaftigkeit etwas zu begreifen, die hier erläutert wird. Wenn ich ein Stück dürres Holz ins Feuer werfe: ſo wird mein Gemüth unmittelbar auch darauf geführet, zu begreifen, es werde die Flamme vergrößern, nicht aber auslöſchen. Dieſer Uebergang der Gedanken von der Urſache zu der Wirkung kömmt nicht von Vernunftſchlüſſen her. Er leitet ſeinen Urſprung ganz und gar aus der Gewohnheit und Erfahrung her. Und da er zuerſt von einem den Sinnen gegenwärtigen Gegenſtande anfängt: ſo macht er den Begriff oder die Begreifung der Flamme ſtärker und lebhafter, als irgend eine unbeſtändige und fliegende Träumerey der Einbildungskraft. Dieſer

ser Begriff entstehe unmittelbar. Der Gedanke fällt augenblicklich auf denselben, und bringt auf ihn alle die Stärke der Begreifung, welche aus einem den Sinnen gegenwärtigen Eindrucke herrühret. Wenn ein Schwerdt an meine Brust gesetzet wird, rühret mich nicht der Begriff von Wunden und Schmerzen stärker, als wenn mir ein Glas Wein angebothen wird, wenn auch schon zufälliger Weise dieser Begriff bey dem Anblicke des letztern Gegenstandes mir einfallen sollte? Aber, was ist hier in dieser ganzen Sache, das eine so starke Begreifung oder Vorstellung verursachen sollte, als einzig ein gegenwärtiger Gegenstand, und ein aus der Gewohnheit herrührender Uebergang (customary Transition) zu dem Begriffe eines andern Gegenstandes, welchen wir mit dem vorigen zu verbinden gewöhnet worden sind? Dieses ist die ganze Wirkung unsers Gemüthes in allen unsern Schlüssen in Ansehung geschehener und wirklich vorhandener Dinge; und es ist ein Vergnügen, einige Aehnlichkeiten zu finden, durch welche dieselbe erläutert werden kann. Der Uebergang von einem gegenwärtigen Gegenstande giebt in allen Fällen dem darauf sich beziehenden Begriffe Stärke und Gründlichkeit.

Hier ist eine Art einer vorher bestimmten Uebereinstimmung zwischen dem Laufe der Natur und unsern auf einander folgenden Begriffen, und obschon die Kräfte, durch welche der erste regieret wird, uns gänzlich unbekannt sind: so finden wir doch, daß unsere Gedanken und Begriffe stets in

eben

eben derſelben Reihe mit andern Werken der Natur fortgehen. Gewohnheit iſt der bewundernswürdigſte Grundſatz, durch welchen dieſe genaue Uebereinſtimmung ins Werk geſetzet worden, welche zu der Erhaltung unſers Geſchlechts und zu der Einrichtung unſerer Aufführung, in jedem Umſtande und Verfalle des menſchlichen Lebens ſo nothwendig iſt. Hätte nicht die Gegenwart eines Gegenſtandes augenblicklich den Begriff derjenigen Gegenſtände erwecket, die gemeiniglich mit demſelben verbunden ſind: ſo hätte alle unſere Erkenntniß in dem engen Bezirke unſers Gedächtniſſes und unſerer Sinne müſſen eingeſchränket ſeyn; und wir wären niemals fähig geweſen, die Mittel nach den Endzwecken einzurichten, noch unſere natürliche Kräfte anzuwenden, entweder das Gute uns zuwege zu bringen, oder das Uebel zu vermeiden. Diejenigen, welche an der Entdeckung und Betrachtung der Endurſachen ein Belieben haben, finden hier ein weites Feld, ihre Bewunderung und Erſtaunung anzuwenden.

Ich will zu einer fernern Beſtätigung der vorhergehenden Betrachtungen nur noch dieſes hinzuſetzen. Da dieſe Wirkung des Gemüthes, durch welche wir gleiche Wirkungen aus gleichen Urſachen, und vice verſa, folgern, zur Erhaltung aller menſchlichen Geſchöpfe ſo weſentlich iſt: ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie den betrüglichen Schlüſſen und Folgerungen unſerer Vernunft anvertrauet worden ſeyn ſollte, welche in ihren Wir-

kungen langſam iſt; in den erſten Jahren der Kindheit ſich faſt gar nicht äußert, und in jedem Alter und Zeitlaufe des menſchlichen Lebens dem Irrthume und Verſehen äußerſt unterworfen iſt. Es läßt der gewöhnlichen Klugheit der Natur ähnlicher, eine ſo nothwendige Handlung und Wirkung des Gemüthes durch einen gewiſſen natürlichen Trieb und Inſtinct, oder durch einen gewiſſen mechaniſchen Hang in Sicherheit zu ſetzen, welcher in ſeinen Wirkungen unſichtbar wäre, ſich ſelbſt bey dem erſten Anſcheine des Lebens und des Denkens entdeckte, und von allen denen mit Mühe ausgearbeiteten Schlüſſen und Folgerungen des Verſtandes unabhängig wäre. Wie die Natur uns den Gebrauch unſerer Glieder gelehret hat, ohne uns die Erkenntniß der Muskeln und Nerven zu geben, durch welche ſie in Bewegung geſetzet werden: ſo hat ſie uns einen natürlichen Trieb und Inſtinct eingepflanzet, welcher unſere Gedanken in einem Laufe fortführet, der demjenigen entſpricht, welchen ſie unter den äußerlichen Gegenſtänden feſt geſetzet hat: ob wir ſchon in Anſehung desjenigen Vermögens und derjenigen Kräfte unwiſſend ſind, von welchen dieſer regelmäßige Lauf, und dieſe Art, wie dieſe Gegenſtände auf einander folgen, gänzlich abhängt.

* *

Anmerkungen über den fünften Verſuch.

Die weitläuftigen Erinnerungen, die wir über den vorhergehenden Verſuch gemacht haben, werden uns dienen, über den gegenwärtigen deſto kürzer zu ſeyn. Nachdem unſer Verfaſſer zu behaupten geſucht, daß die Entdeckung der Urſache, aus der Wirkung, oder der Wirkung aus der Urſache von keinerley Art des Nachdenkens, oder Schließens herkomme, ſo bemühet er ſich hier, einen andern Grund dieſer ſo allgemeinen und beſtändigen Gewohnheit, Urſachen und Wirkungen mit einander zu verbinden, auszufinden. Ich kann es nicht verhalten, daß dieſer gegenwärtige Verſuch mich in einige Verwunderung geſetzt hat. Ich hatte gar nicht vermuthet, daß ein Mann von ſo viel Scharfſinnigkeit und von ſo genauer Ueberlegung, als Herr Hume iſt, auf eine ſo ſeltſame Art zu philoſophiren verfallen könnte, Erklärungen und Auflöſungen zu geben, die kaum um ein Haar breit von der ſchon lange verworfenen Einführung der verborgenen Eigenſchaften (Qualitates occultae) entfernet iſt. Man kann ſowol aus den Schlüſſen, als aus dem Vortrage dieſes Verſuchs merken, daß die Philoſophie und die Muſe den Verfaſſer diesmal ein wenig verlaſſen haben.

Weil die Menſchen beſtändig Urſachen aus Wirkungen erkennen, ſo muß freylich ein Grund eines ſo allgemeinen Verfahrens vorhanden ſeyn. Weil nun Herr Hume dieſen Grund in keiner Ueberlegung, in keiner Folge von Begriffen oder Schlüſſen findet, ſo mußte er nothwendig auf etwas unverſtändliches fallen. Denn die Handlungen denkender Weſen können wohl nicht anders, als aus einer Folge von Begriffen verſtändlich erkläret werden. Ich traue meinen meiſten deutſchen Leſern ſo viel zu, daß ſie von ſelbſt einſehen, daß die von dem Verfaſſer angegebene Gewohnheit, Beyfall und Glaube, bloße Wörter ſind, die weiter nichts erklären und auch nicht erklären können, wenn man darunter nicht ſoll eine Folge von Begriffen verſtehen dürfen. Und was ſollte das Gefühl, vermöge deſſen man die Wahrheit von der bloßen Einbildung, ſeiner Meynung nach, unterſcheiden ſoll, anders ſeyn, als der Erfolg der Gründe, welche, wenn man ſie alle deutlich entwickelte, die Wahrheit des einen und die Erdichtung des andern deutlich beweiſen würden? Ich finde demnach unnöthig, unſerm Verfaſſer in dem Labyrinthe, darein er ſich verlieft hat, zu folgen, weil in dem vorhergehenden ſchon genugſam dargethan worden, aus was für Gründen die dem Verfaſſer unbegreiflichen Schlüſſe von Urſache auf Wirkung, und von Wirkung auf Urſache, herkommen.

Indeſſen kann ich einen beſondern Gedanken, den er hier äußert, nicht unberührt hingehen laſſen, weil

weil er mir Gelegenheit giebt, mich gegen einen, beſonders zu unſerer Zeit ſehr ſtark einreiſſenden Irrthum zu erklären. Unſer Verfaſſer vergleicht die geheime Kraft, durch welche man die Verbindung der Urſachen und Wirkungen erkennt, mit der Wirkung der Seele, welche Liebe oder Haß erwecket. Beyde hält er für Wirkungen eines Inſtincts, der ſich auf keine Art von Ueberlegung gründet: Er iſt in der That nicht der einzige Weltweiſe, der der Seele eine Art von innerlichen Sinnen zuſchreibt, aus welchen die moraliſchen Geſinnungen unmittelbar und auf eine gar nicht zu erklärende Weiſe entſtehen. Sein Landsmann Hutcheſon, der ebenfalls ein ſcharfſinniger Beobachter der menſchlichen Natur war, leitet das Gefühl für die Schönheit, Ordnung und Tugend, aus unmittelbaren innerlichen Sinnen her. Ungeachtet ſolche verborgene Eigenſchaften, die nicht viel mehr, als bloß leere Wörter ſind, mit allem Fleiße von unſern beſten deutſchen Philoſophen aus der wahren Philoſophie verbannet worden: ſo haben doch ſolche Grundſätze verſchiedene Liebhaber gefunden, und verdienen deswegen mit allem Fleiße beſtritten zu werden. Denn nichts iſt dem Fortgange der wahren Erkenntniß mehr entgegen, als eine ſolche Schattenphiloſophie, welche für verſtändliche Erklärungen bloße Wörter angiebt, und dadurch allen fernern Unterſuchungen den Weg abſchneidet, unter dem Vorwande, daß in den angegebenen verborgenen Eigenſchaften der letzte Grund aller Erkenntniß liege. Es würde der

Philosophie keine geringe Ehre bringen, wenn man da, wo man nicht weiter kommen kann, seine Unwissenheit aufrichtig gestünde. Auf solche Weise bliebe nachdenkenden Geistern immer der Weg zu weitern Untersuchungen offen, welcher itzo manchem durch ein Kunstgewäsche versperret wird.

Es ist ein Satz, der bey allen Untersuchungen, welche die Natur des Menschen, oder irgend eines andern denkenden Wesens betreffen, muß zum Grunde gelegt werden. **Jede Veränderung in dem Geiste, ist eine Folge von gewissen Begriffen oder Vorstellungen,** weil wir nämlich in der Seele außer den Begriffen und den aus denselben entstehenden Empfindungen von Lust oder Unlust, von Begierde oder Abscheu nichts finden, das ihr zugehöre, so muß nothwendig jede Veränderung von einer Folge von Begriffen herkommen, so wie in der körperlichen Welt nothwendig alle Veränderungen von der Bewegung herkommen. Wer diesen Leitfaden verliert, der wird niemals zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Natur gelangen.

Nun ist zwar allerdings wahr, daß der Faden, der auf einander folgenden Begriffe oft unendlich subtil ist, und sich unserer Bemerkung entzieht. Es ist nichts gewisser, als daß wir oft denken, ohne es zu wissen, und Schlüsse machen, ohne darauf acht zu haben. Daher kömmt es, daß mir die Entstehung gewisser Neigungen oder gewisser Gemüthsverfassungen nicht begreiflich können, darein setze ich eine von den größten Verdiensten eines

Phi-

Philoſophen, daß er die Stärke ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Erforſchung dieſer ſubtilen und ſchnellen Uebergänge der Seele von einem Zuſtande auf den andern richte, und dadurch die geheimſten Quellen unſrer Neigungen und Entſchließungen entdecke.

Wenn wir auch noch ſo ſehr gewiß zu ſeyn glauben, daß gewiſſe Neigungen oder Gemüthsfaſſungen plötzlich entſtehen, ſo dürften wir nur dieſelbe Neigung oder Faſſung zum Gegenſtande unſerer öftern und wiederholten Aufmerkſamkeit machen, um nach und nach zu entdecken, wie ſie aus vorhergehenden Vorſtellungen erweckt wird. Nichts ſcheint wohl in der Seele unmittelbarer aus der bloßen Vorſtellung eines Gegenſtandes zu entſtehen, als das Mitleiden gegen Elende; und dennoch iſt gewiß, daß zwiſchen der Vorſtellung des Elenden und der Entſchließung ihm beyzuſtehen, eine Reihe von Begriffen, Schlüſſen und Empfindungen liegt, die man wirklich angeben kann. Es verhält ſich mit allen übrigen moraliſchen Empfindungen und Neigungen auf eine gleiche Weiſe. Und wenn wir uns nicht einer ganz ungewiſſen und daher völlig unnützen Philoſophie überlaſſen wollen, ſo müſſen wir folgende drey Sätze für die Urgründe aller unſrer Erforſchungen annehmen. In nothwendigen Wahrheiten hat keine Ueberzeugung ſtatt, als wo man die wirkliche Unmöglichkeit des Gegentheils einſieht; in zufälligen Wahrheiten entſteht die Ueberzeugung allein durch die Erkenntniß der

wirkenden Urſachen; in moraliſchen Dingen entſtehen die Geſinnungen und Entſchließungen aus dem erſten und urſprünglichen Triebe nach Ordnung. Das erſte giebt unſer Verfaſſer zu, das zweyte iſt aus demjenigen klar, was wir über den vorhergehenden Verſuch angemerket haben, das dritte hoffe ich bey einer künftigen Gelegenheit mit einer Gewißheit darzuthun, die von der geometriſchen wenig unterſchieden iſt. Die weſentlichſten Gründe dazu liegen allbereits in den Unterſuchungen über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die unter den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gedruckt ſind *.

So viel iſt einmal gewiß, daß es eine dem Wachsthume der Philoſophie ſehr ſchädliche Sache iſt, die Unterſuchung über die Urſachen der Erſcheinungen, nach einigen unglücklichen oder fruchtloſen Verſuchen gleich aufzugeben, und alsdenn mit ſo viel Anſtalten zu behaupten, daß darinn etwas für uns ganz verborgenes und unerkärliches ſey. So ſehr unſer Verfaſſer ſich bemühet, dieſer Muthloſigkeit den ſchönen Namen der philoſophiſchen Beſcheidenheit zu geben, ſo kommt ſie mir eben ſo unrühmlich vor, als die Trägheit oder Zaghaftigkeit in andern Unternehmungen, welche die Geſchäffte des Lebens unmittelbar angehen.

Dieſer Urſache halber kann ich mich nicht enthalten, die zwey andern Wirkungen des Gemüths, welche

* Memoires de l'Academie Royale des Sciences &c. An. MDCCLI & MDCCLII.

welche unſer Verfaſſer mit der Verbindung der Urſache und Wirkung in eine Linie ſetzt, indem er in allen dreyen etwas unbegreifliches findet, mit wenigen Anmerkungen zu beleuchten. Die erſtere von dieſen Wirkungen iſt diejenige, wodurch das Gemüth der hiſtoriſchen Wahrheit Glauben beymißt, welche ſie, ſeiner Meynung nach, der bloſſen Erdichtung einmal geben kann. Wenn ich ihn recht verſtehe, ſo ſetzt er die Urſache dieſes Beyfalles in einem gewiſſen lebhaften Gefühle, welches einer bloß erdichteten Vorſtellung allemal fehlt. So ungerne ich mich der Gefahr ausſetze, einer Eitelkeit oder eines unwiſſenden Stolzes beſchuldiget zu werden, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich hier deutlich zu ſehen glaube, wo unſer Verfaſſer eine unüberwindliche Dunkelheit findet. Ich will mich daben nicht aufhalten, zu zeigen, wie ſehr betrüglich, ja wie unwahr das angegebene Kennzeichen der hiſtoriſchen Wahrheit in vielen Fällen ſey, ſondern nur bemerken, daß ich die Urſachen einzuſehen vermeine, welche die von dem Verfaſſer richtig bemerkte Lebhaftigkeit des Gefühls der Wahrheit hervorbringen. Die Kennzeichen, welche Wolf angegeben, um die Wahrheit von dem Traume und den Einbildungen zu unterſcheiden, ſind ſo gründlich, und erklären dieſe Sache ſo augenſcheinlich, daß ich mich bloß darauf beziehen könnte. Dieſer große Weltweiſe hat ſehr ſcharfſinnig angemerket, daß die Wahrheit ſich durch die Ordnung von dem Traume und der Einbildung unterſcheide. Dieſes will ſo viel

ſagen, daß in einer wahren Begebenheit jedes Ding in dem andern muß gegründet ſeyn, und daß alles mit dem ordentlichen Laufe der Natur und mit der in der Natur gewöhnlichen Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen muß übereinſtimmen. Wer die Begebenheiten der Welt, es ſen in natürlichen oder moraliſchen Dingen lange und ofte mit Aufmerkſamkeit betrachtet hat, der hat eine gewiſſe Kenntniß von der Ordnung und dem Zuſammenhange der Dinge bekommen, welche ihn in den Stand ſetzet, ſchnell und ziemlich zuverläßig zu fühlen, ob eine Sache mit der Ordnung der Natur übereinkömmt, oder nicht. Dieſes iſt eben das Gefühl, von welchem der Verfaſſer ſpricht. Leget einem Kräuterkenner die Abbildung einer erdichteten Pflanze vor, die ihr für das Bild einer wahren Pflanze ausgebet, er wird bald den Betrug merken, es ſey denn, daß die Erdichtung genau nach den ordentlichen Zügen und den gewöhnlichen Bildern der natürlichen Pflanzen zuſammengeſetzt ſey. Eben ſo wird es euch gehen, wenn ihr einem erfahrnen Feldherrn den Plan und die Geſchichte eines Feldzuges vorlegt. Er wird gar bald die Züge wahrnehmen, welche nicht nach dem ordentlichen Laufe ſolcher Begebenheiten gemacht ſind, und daher die Falſchheit der Sache erkennen. Dieſe Wiſſenſchaft aber, das Wahre von dem Falſchen durch ſcharfe und ſchnelle Blicke zu unterſcheiden, iſt dem Gemüthe nicht angeboren. Nur diejenigen beſitzen es, welche genaue und ſcharfſinnige Beobachter der Natur

in

in den verſchiedenen Theilen ihrer Wirkung ſind. Und eben daher iſt offenbar, daß dieſes Gefühl der Wahrheit von Kenntniß der Gründe, und von Ueberlegung und Schlüſſen herkomme. Denn wenn es ein unmittelbarer Inſtinct wäre, ſo würde es allen Menſchen gemein ſeyn, und müßte nicht durch Fleiß und Nachdenken erlernt werden *. Es iſt daher nun leicht zu ſehen, daß das Gefühl des Wahren, die Wirkung von einer gewiſſen Folge von Begriffen und Schlüſſen ſey, die leicht könnten angegeben werden. Und eben dieſes giebt dem Beyfalle der hiſtoriſchen Wahrheit die gehörige Zuverläßigkeit, die nach dem Syſtem unſers Verfaſſers gar nicht kann bewieſen werden.

Die andre Wirkung des Gemüths, welche Herr Hume mit viel Zärtlichkeit beſchreibt, iſt die Lebhaftigkeit, womit wir uns abweſende Dinge vorſtellen, wenn uns irgend etwas, das genau damit verbunden iſt, in die Sinnen fällt. Dieſe Sache verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit, und gehöret unter die merkwürdigſten Erſcheinungen der moraliſchen Welt. Was ich hierbey zu erinnern habe, iſt nur dieſes, daß dieſe Wirkung des Gemüths auf keinerley Weiſe mit den zwey vorhergehenden in eine Claſſe kann geſetzt werden. Unſer Verfaſſer hat ſie deswegen zuſammen gethan, weil er vermeynte, daß alle drey gleich unmit-

* Es könnte überaus viel zur Beſtätigung dieſes Satzes angeführet werden, wenn ich nicht mit Fleiß die Weitläuftigkeit vermeiden wollte.

mittelbare Wirkungen verborgener Kräfte des Gemüthes seyn. Von den beyden andern haben wir bewiesen, daß sie auf eine verständliche Weise aus einer natürlichen Folge von Begriffen können erkläret werden. Diese letztere aber, welche kein Urtheil ist, wie die beyden erstern, sondern eine bloße Empfindung, kann nicht aus einer Folge von Begriffen erkläret werden. Wir bemerken hier nur mit einem Worte, daß die Lebhaftigkeit dieser Empfindung, eine durch etwas sinnliches erweckte und gestärkte genaue Aufmerksamkeit zum Grunde zu haben scheint. Denn es ist gewiß, daß die Aufmerksamkeit jede Vorstellung lebhafter macht, wie wir oben weitläuftiger gezeiget haben. Daß aber die Aufmerksamkeit durch eine sinnliche Sache stärker erreget wird, als durch eine bloß geistliche Vorstellung, ist eine genug bekannte Sache. Indessen verdiente diese Materie mit besonderm Fleiße ausgeführt zu werden.

* *

Sechſter Verſuch
von der
Wahrſcheinlichkeit*.

Ob gleich in der Welt nichts von dem zu finden iſt, was man einen ohngefähren Zufall nennet: ſo hat doch unſere Unwiſſenheit von den wirklichen Urſachen irgend einer Begebenheit eben denſelben Einfluß auf den Verſtand, als der ohngefähre Zufall, und bringt eine gleiche Art des Glaubens oder der Meynung zuwege.

Es iſt gewißlich eine Wahrſcheinlichkeit, welche aus einer größern Menge der ohngefähren Zu-

* Herr Locke theilet alle Beweisthümer in beweiſende oder demonſtrativiſche, und in wahrſcheinliche ein. Auf dieſe Weiſe müßten wir ſagen, es ſey nur allein wahrſcheinlich, daß alle Menſchen ſterben müſſen, oder, daß die Sonne Morgens aufſtehen werde. Aber um unſere Sprache mehr nach dem gemeinen Gebrauche zu bequemen, ſo wollen wir die Beweisthümer in eigentliche Beweiſe oder Demonſtrationen, in Gründe aus der Erfahrung, und in Wahrſcheinlichkeiten eintheilen. Durch Gründe (Proofs) verſtehen wir ſolche Beweisthümer aus der Erfahrung, welche dem Zweifel oder Einwurfe keinen Raum laſſen.

Zufälle auf irgend einer Seite entſteht; und ſo, wie dieſe Anzahl zunimmt, und die entgegen ſtehenden ohngefähren Zufälle übertrifft: ſo bekömmt auch die Wahrſcheinlichkeit eine ebenmäßige Zunahme, und wirket ſtets einen höhern Grad des Glaubens oder des Verfalls gegen diejenige Seite, auf welcher wir dieſe vorzüglichere Menge entdecken. Wenn ein Würfel auf vier Seiten mit einer einzigen Figur oder Zahl von Augen bezeichnet wäre, und mit einer andern Figur oder Zahl von Augen auf den zwo übrigen Seiten: ſo wäre es wahrſcheinlicher, daß man die erſteren werfen würde, als die letztern; wenn er aber tauſend Seiten auf gleiche Weiſe bezeichnet hätte, und nur eine einzige Seite auf eine andere Weiſe: ſo würde die Wahrſcheinlichkeit viel größer, und unſer Glaube, oder unſere Erwartung des Erfolges viel feſter und ſicherer ſeyn. Dieſes Verfahren unſers Vermögens zu denken oder zu ſchließen, mag zwar gar zu gemein und bekannt ſcheinen, aber denjenigen, welche es etwas genauer betrachten, wird es vielleicht zu ſolchen Betrachtungen Anlaß geben, die unſerer Neubegierde wohl werth ſind.

Es ſcheint ganz klar, daß das Gemüthe, wenn es ſich umſchauet, um den Erfolg zum voraus zu entdecken, welcher aus dem Wurfe eines ſolchen Würfels entſtehen möchte, das Auswerfen einer jeden beſondern Seite, als gleich möglich, betrachtet; und dieſes iſt die eigentliche Natur des ohngefähren Zufalls, alle die beſondern darinn be-

begriffenen Erfolge gänzlich gleich zu machen. Allein, wenn man findet, daß eine gröſſere Anzahl der Seiten in einem Erfolge übereinſtimmet, als in dem andern: ſo wird die Aufmerkſamkeit öfters auf dieſen Erfolg geführet, und man trifft denſelben öfters an, wenn man die mancherley Möglichkeiten oder ohngefähren Zufälle erwäget, von welchen der endliche Ausſchlag abhängt. Dieſe Uebereinſtimmung der verſchiedenen Ausſichten in einem einzigen beſondern Erfolge, bringet unmittelbar durch einen nicht zu erklärenden Kunſtgriff der Natur, die Empfindung des Glaubens hervor, und giebt dieſem Erfolge den Vorzug über deſſen Gegentheil, welcher durch eine geringere Anzahl der Geſichtspuncte unterſtützet wird, und dem Gemüthe nicht ſo oft wieder vorkömmt. Wenn wir geſtehen, daß Glaube nichts anders iſt, als eine ſtärkere und feſtere Weiſe, einen Gegenſtand zu begreifen, denn diejenige iſt, welche die bloßen Erdichtungen der Einbildungskraft begleitet: ſo kann man vielleicht von dieſer Wirkung einiger maßen Rechenſchaft geben. Die Uebereinſtimmung dieſer verſchiedenen Geſichtspuncte oder Lichtsſtrahlen präget den Begriff derſelben ſtärker in die Einbildungskraft; giebt eine überlegene Stärke und Munterkeit; machet ſeinen Einfluß auf die Neigungen und Leidenſchaften empfindlicher, und bringt mit einem Worte dasjenige Vertrauen und diejenige Sicherheit zuwege, ſo die Natur des Glaubens und der Meynung ausmachet.

Der

Der Fall verhält sich eben also mit der Wahrscheinlichkeit der Ursachen, wie mit der Wahrscheinlichkeit der ohngefähren Zufälle. Es giebt einige Ursachen, welche in der Hervorbringung einer besondern Wirkung gänzlich gleichförmig und beständig sind, und bey denen man noch niemals einiges Beyspiel von irgend einem Fehler oder von einiger Unregelmäßigkeit in ihrer Wirkungskraft gefunden hat. Von dem Feuer ist allezeit jedes menschliches Geschöpf getrennet, und von dem Wasser erstücket worden. Die Hervorbringung der Bewegung durch den Stoß und durch die Schwere ist ein allgemeines Gesetz, das bishero noch keine Ausnahme zugelassen hat. Aber es giebt auch andere Ursachen, die man unregelmäßiger und ungewisser befunden hat. Also ist die Rhabarbara nicht allemal ein abführendes, noch das Opium ein einschläferndes Mittel für alle gewesen, welche diese Arzneyen eingenommen. Es ist wahr; wenn eine Ursache in der Hervorbringung ihrer gewöhnlichen Wirkung fehlet: so schreiben die Weltweisen dieses nicht irgend einer Unregelmäßigkeit in der Natur zu; sondern setzen zum voraus, daß einige geheime Ursachen, in der besondern Einrichtung der Theile, die Wirkungskraft verhindert haben. Dieses ungeachtet sind unsere Vermuthungen und Folgen in Ansehung des Ausganges eben dieselben, als wenn dieser Grundsatz nicht Platz fände. Wir werden durch die Gewohnheit gelenket, alles Vergangene bey dem Künftigen in allen unsern Folgerungen anzubrin-

bringen; und wo also das Vergangene gänzlich regelmäßig und gleichförmig gewesen, da erwarten wir den Erfolg mit der größten Zuversicht, und lassen für irgend eine widrige Vermuthung keinen Raum. Aber wo wir finden, daß unterschiedene Wirkungen aus Ursachen gefolget, welche dem Scheine nach genau gleichartig sind, da müssen alle diese mancherley Wirkungen dem Gemüthe einfallen, wenn es aus dem Vergangenen auf das Künftige folgern will, und sie müssen von uns in Betrachtung gezogen werden, wenn wir die Wahrscheinlichkeit des Erfolges bestimmen. Ob wir schon den Vorzug demjenigen geben, was wir am gewöhnlichsten gefunden, und glauben, daß diese Wirkung entstehen werde: so müssen wir doch die andern Wirkungen nicht übersehen, sondern einer jeden von denselben ein besonders Gewicht und Ansehen nach dem Ebenmaaße beylegen, nach welchem wir gefunden, daß sie sich öfter oder seltener ereignet habe. In einem jeden Orte von Europa ist es wahrscheinlicher, daß in dem Monate Januarius einige Zeit Frost seyn, als daß das Thauwetter den ganzen Monat durch anhalten werde; ob schon diese Wahrscheinlichkeit nach den verschiedenen Himmelsstrichen sich ändert, und in den mehr gegen Norden gelegenen Ländern einer Gewißheit nahe kömmt. Es scheint also hier ganz klar, daß wir, wenn wir das Vergangene auf das Künftige hinüber tragen, um die Wirkung zu bestimmen, welche aus einer Ursache entstehen wird, daß wir, sage ich, alle die verschie-

schiedenen Erfolge und Begebenheiten in eben dem Verhältnisse herüber tragen, als sie sich in dem Vergangenen gezeiget haben, und uns vorstellen, ein Erfolg habe sich zum Exempel hundert male, der andere zehn, und ein dritter nur einmal geäußert. Je größer die Anzahl der Erfahrungen ist, welche in einem gleichen Erfolge zusammen stimmen, je mehr verstärken und bekräftigen sie denselben in der Einbildungskraft, erzeugen die Empfindung, die wir Glauben nennen, und geben demselben den Vorzug über seinen Gegentheil, welcher nicht durch eine gleiche Anzahl von Erfahrungen unterstützet wird, und den Gedanken nicht so oft vorkömmt, indem sie das künftige mit dem vergangenen vergleichen. Lasset jemand einen Versuch machen, aus irgend einem von den angenommenen Lehrgebäuden der Weltweisheit von dieser Wirkung des Gemüthes Rechenschaft zu geben: die Schwierigkeit wird ihm empfindlich seyn. Ich für mein Theil werde es für zureichend halten, wenn die gegenwärtigen Winke die Neubegierde der Weltweisen erregen, und sie empfinden lassen, wie äußerst mangelhaft alle gemeine Lehrsätze in der Abhandlung eines solchen erhabenen und der Neubegierde so würdigen Vorwurfs seyn.

* *

Anmerkung
zu dem
ſechſten Verſuche.

Daß die Erwartung des Wahrſcheinlichen, ſich wirklich auf eine vorhergegangene Ueberlegung gründe, und gar nicht aus der Gewohnheit herkomme, von dem Vergangenen auf das Künftige zu ſchließen, wird meines Erachtens aus nachfolgenden Gründen klar.

Erſtlich ſind ungemein viel Wahrſcheinlichkeiten, wobey man ſich keinesweges auf die Erfahrung gründen kann, die man deswegen doch erwartet. Ich habe noch niemals einen Würfel geſehen, der auf 5 Seiten mit 1 und auf der ſechſten mit 0 bezeichnet geweſen, noch ſonſt irgend etwas dieſem ähnliches. Deſſen ohngeachtet würde ich, wenn ein ſolcher Würfel vorhanden wäre, und aufgeworfen würde, erwarten, daß 1 aufzuliegen käme.

Zweytens ſehe ich nicht, warum Herr Hume für ſo ſehr ſchwer hält, von dem Verhalten des Gemüthes bey dieſer Erwartung Rechenſchaft zu geben. Ich meiner Seits finde an den Gründen,

welche der berühmte Hungens und andre nach ihm gegeben haben, warum man das Wahrſcheinliche erwartet, ſehr richtig. Man kann ſich die Sache alſo vorſtellen:

Wenn der Würfel auf alle mögliche Arten aufgehoben und aufgeworfen wird, ſo iſt es eine vollkommene Nothwendigkeit, daß einmal ○ auffällt. Dieſer Satz iſt an ſich klar. Je mehrmalen er alſo aufgeworfen wird, je näher kömmt es der Gewißheit, daß ○ auffällt. Wenn er aber nur ein oder zweymal geworfen wird, ſo iſt beynahe gar kein Grund mehr für den bemeldten Wurf vorhanden, derewegen kann man ihn vernünftiger Weiſe nicht erwarten. Dieſes dünkt mich begreiflich. Und eben eine ſolche Ueberlegung hat in ſehr viel Fällen der Wahrſcheinlichkeit ſtatt.

Indeſſen giebt es auch eine andre Art der Wahrſcheinlichkeit, die ſich auf die vorhergegangene Erfahrung gründet. Dergleichen iſt die Erwartung, daß in einer nördlichen Gegend, irgend einmal im Monat Jenner Froſt einfallen werde. Die Erwartung dieſer Sache gründet ſich offenbar auf den Satz, daß gleiche Urſachen gleiche Wirkungen hervor bringen.

. . . . . .

Siebenter Verſuch

von dem

Begriffe der Kraft

oder

der nothwendigen Verknüpfung.

Erſter Theil.

Der groſſe Vorzug der mathematiſchen Wiſſenſchaften über alle metaphiſiſche beſteht darinn, daß die Begriffe der erſtern, weil ſie ſinnlich ſind, allezeit klar und beſtimmet ſind. Der geringſte Unterſchied zwiſchen denſelben iſt gleich begreiflich, und eben dieſelben Wörter drücken ſtets eben dieſelben Begriffe aus, ohne Zweydeutigkeit oder Abänderung. Ein Oval wird niemals aus Verſehen für einen Zirkel genommen, noch eine Hyperbole für eine Ellipſis. Die verſchiedenen Arten der Dreyecke, ſind durch genauere Gränzen, als Tugend und Laſter; Recht und Unrecht. Wenn irgend ein Wort in der Geometrie erkläret wird: ſo ſetzet das Gemüthe ganz fertig, von ſich ſelbſt, bey allen Gelegenheiten, die Erklärung an die Stelle des erklärten Wortes: oder wenn auch keine Erklärung gebraucht

wird: so kann der Gegenstand selbst den Sinnen dargestellet, und durch dieses Mittel gewiß, fest und klar gefasset werden. Aber die feinern Empfindungen des Gemüthes, die Wirkungen des Verstandes, die mancherley Aufwallungen der Leidenschaften, entgehen uns leicht, wenn wir sie mit Nachdenken und Ueberlegung überschauen, ob sie gleich an sich selbst wirklich unterschieden sind; und es ist auch nicht in unserm Vermögen, den ursprünglichen Gegenstand so oft zurück zu rufen, als wir Gelegenheit haben, denselben zu betrachten. Auf diese Weise wird Stufenweise Zweydeutigkeit in unsere Vernunftschlüsse hineingebracht: gleichartige Gegenstände werden bald für gleiche genommen: und der Schluß ist zuletzt von den Vordersätzen gar weit entfernt.

Dennoch, wenn man diese Wissenschaften in ihrem eigentlichen Lichte betrachtet, kann man sicherlich behaupten, daß ihre Vortheile und Nachtheile einander genau die Waage halten, und beyde zu einem Stande der Gleichheit bringen. Wenn das Gemüthe die klaren und bestimmten Begriffe der Geometrie mit größerer Leichtigkeit behält: so muß es eine weit längere und verwickeltere Kette von Vernunftschlüssen durchgehen, und Begriffe, die viel weiter von einander entfernet sind, vergleichen, um zu den versteckteren Wahrheiten dieser Wissenschaft zu gelangen. Und wenn die sittlichen Begriffe, ohne die äußerste Strafbarkeit leicht in Dunkelheit und Verwirrung gerathen können: so sind die Folgerungen in diesen

ſen Unterſuchungen allezeit kürzer, und die Mittelſtufen, welche zum Schluſſe leiten, viel weniger, als in den Wiſſenſchaften, welche von der Größe und Zahl handeln. In der That iſt kaum ein Satz des Euclides ſo einfach, daß er nicht aus mehrern Theilen beſtehen ſollte, als in irgend einiger ſittlichen Abhandlung zu finden ſind, welche nicht auf Hirngeſpinnſte und ungegründete Einbildungen hinaus läuft. Wenn wir den Grundſätzen des menſchlichen Gemüthes durch einige wenige Stuffen nachſpüren können: ſo mögen wir mit unſerm Fortgange gar wohl vergnügt ſeyn; in Betrachtung, wie bald die Natur allen unſern Unterſuchungen in Anſehung der Urſachen einen Riegel ſtößt, und uns zum Geſtändniß unſerer Unwiſſenheit bringt. Die vornehmſte Hinderniß unſers Wachsthums in den moraliſchen oder metaphyſiſchen Wiſſenſchaften iſt demnach die Dunkelheit der Begriffe, und die Zweydeutigkeit der Wörter. Die Hauptſchwierigkeit in der Mathematik iſt die Länge der Folgerungen, und der weite Umfang der Gedanken, die, um einen Schluß zu machen, erfordert werden. Und vielleicht wird unſer Fortgang in der natürlichen Weltweisheit am meiſten durch den Mangel tüchtiger Verſuche, Erfahrungen und Erſcheinungen* aufgehalten, die oft nur durch einen ohngefähren Zufall entdecket werden, und nicht allemal zu finden ſind, wenn ſie nöthig wären, auch ſelbſt durch die fleißigſte und fürſichtigſte Nachforſchung nicht.

* Phaenomena.

Da, wie es ſcheint, die ſittliche Weltweisheit bisher nicht ſo weit getrieben worden, als die Geometrie oder Naturlehre: ſo können wir daraus ſchlieſſen, daß, wenn ja in dieſer Abſicht einiger Unterſchied unter dieſen Wiſſenſchaften ſich findet, die Schwierigkeiten, welche den Fortgang der erſtern hemmen, mit der gröſten Sorgfalt und Geſchicklichkeit müſſen überſtiegen werden.

In der Metaphyſik oder Grundlehre kommen keine Begriffe vor, die dunkler und ungewiſſer ſeyn, als die, von der Kraft, Stärke, Vermögen, Wirkung, oder von der nothwendigen Verknüpfung, die doch in allen unſern Unterſuchungen alle Augenblicke vorkommen. Wir wollen uns deswegen in dieſem Verſuche beſtreben, den genauen Verſtand dieſer Wörter zu beſtimmen und feſt zu ſetzen, wenn es möglich iſt, und dadurch einen Theil derjenigen Dunkelheit zu heben, darüber man ſich in dieſer Art der Weltweisheit ſo ſehr beklagt.

Es iſt ein Satz, der, wie mich dünkt, nicht viel Streit zulaſſen wird, daß alle unſere Begriffe, Abriſſe und Copeyen unſerer Eindrücke ſind, oder mit andern Worten, daß es uns unmöglich iſt, an irgend einiges Ding zu denken, welches wir nicht vorher, entweder durch unſere äuſſerliche oder innerliche Sinne gefühlet haben. Ich habe mich in einem vorhergehenden Verſuche * dieſen Satz zu beweiſen und zu erläutern bemühet, und meine Hoffnung merken laſſen, daß die Menſchen

* Zweyter Verſuch.

durch

durch eine geſchickte Anwendung deſſelben vermögend ſeyn würden, eine gröſſere Klarheit und deutlichere Beſtimmung in philoſophiſchen Betrachtungen zu erreichen, als ſie bishero zu erlangen fähig geweſen. Zuſammengeſetzte Beariffe können vielleicht durch eine Erklärung bekannt gemacht werden, denn ſie iſt nichts anders, als eine Erzählung und Berechnung derjenigen Theile oder einfachen Begriffe, aus welchen ſie zuſammen geſetzt ſind. Aber wenn wir die Erklärungen bis zu den einfacheſten Begriffen fortgeſetzt haben, und noch allezeit einige Zweydeutigkeit und Dunkelheit finden; was für Hülfsmittel haben wir denn in unſerer Gewalt? Durch was für eine Erfindung können wir Licht über dieſe Begriffe ausbreiten, und dieſelben dem Auge unſers Verſtandes deutlich und ganz genau beſtimmet machen? Die Eindrücke oder urſprünglichen Empfindungen müſſen wir aufweiſen, von welchen dieſe Begriffe abgezeichnet und abcopirt ſind. Dieſe Eindrücke ſind alle ſtark und empfindlich. Sie laſſen weder Zweydeutigkeit, noch Dunkelheit zu. Sie ſind nicht allein ſelbſt in ein volles Licht geſetzt, ſondern können auch auf die von ihnen entſtandenen Begriffe, die in der Dunkelheit liegen, Licht auswerfen. Und durch dieſes Mittel können wir vielleicht ein neues Vergröſſerungsglas, oder eine neue Art der Optik erlangen, wodurch in den ſittlichen Wiſſenſchaften die allerkleinſten und allereinfacheſten Begriffe ſo vergröſſert werden können, daß ſie von uns eben ſofort bemerket und eben ſo-

wol erkennet werden können, als die gröbsten und sinnlichsten Gegenstände, welche die Vorwürfe unserer Untersuchung und Nachforschung seyn können.

Um uns demnach den Begriff von der Kraft oder von der nothwendigen Verknüpfung recht bekannt zu machen; so lasset uns den Eindruck, davon er eine Copey ist, untersuchen; und damit wir diesen mit desto größerer Gewißheit finden: so lasset uns denselben in allen den Quellen aufführen, aus welchen er vielleicht hergeleitet werden kann.

Wenn wir auf die äußerliche Gegenstände um uns her schauen, und die Wirkung der Ursachen betrachten: so sind wir niemals vermögend, in einem einzeln Beyspiele, irgend eine Kraft oder nothwendige Verknüpfung, oder irgend einige Eigenschaft zu entdecken, welche die Wirkung mit der Ursache verbinde, und die eine zu der unfehlbaren Folge der andern mache. Wir finden nur allein, daß die eine wirklich und in der That auf die andere folge. Der Stoß einer Billiardkugel ist mit Bewegung in der zweyten begleitet. Das ist alles, was den äußerlichen Sinnen erscheint. Das Gemüthe fühlet keine Empfindung, keinen innerlichen Eindruck von dieser Folge der Gegenstände: folglich ist in keinem einzeln, besondern Exempel von der Ursache und Wirkung etwas vorhanden, das uns den Begriff von der Kraft oder nothwendigen Verknüpfung beybringen könnte.

Aus dem ersten Anblick eines Gegenstandes können wir niemals muthmaßen, was für eine Wir-

Wirkung daraus erfolgen werde. Aber wenn das Vermögen oder die Kraft irgend einer Urſache durch das Gemüth entdecket werden könnte: ſo könnten wir, ſelbſt ohne alle Erfahrung, die Wirkung vorher ſehen, und ſogleich im Anfange, durch die bloße Kraft der Gedanken und der Vernunft, dieſelbe mit Gewißheit beſtimmen.

Es iſt in der That kein Theil der Materie, welcher je durch ſeine ſinnliche und empfindliche Beſchaffenheiten einiges Vermögen oder irgend einige Kraft entdecke, oder uns einen gegründeten Anlaß gebe, uns einzubilden, daß er irgend ein Ding hervorbringen könnte, oder daß irgend etwas darauf folgen würde, das wir die Wirkung deſſelben nennen könnten. Feſtigkeit, Ausdehnung, Bewegung; dieſe Eigenſchaften ſind alle an und für ſich ſelbſt vollkommen, und weiſen niemals auf irgend einigen andern Erfolg, welcher aus denſelben herrühren möchte. Die Schaubühne der Welt iſt in einer beſtändigen Veränderung, und ein Gegenſtand folget auf den andern in einer unterbrochenen Nachfolge; aber die Wirkſamkeit oder die Kraft, welche die ganze Maſchine treibt und in Bewegung ſetzet, iſt gänzlich vor uns verſtecket, und entdecket ſich niemals ſelbſt, durch irgend eine von den ſinnlichen und empfindlichen Beſchaffenheiten der Körper. Wir wiſſen, daß in der That die Hitze eine beſtändige Begleiterinn der Flamme iſt: aber welches die Verknüpfung zwiſchen denſelben ſey, das können wir nicht einmal muthmaßen, oder uns einbilden. Es iſt

demnach

demnach unmöglich, daß der Begriff von der Kraft aus der Betrachtung der Körper in einzeln Beyspielen ihrer Wirkung hergeleitet werden könne; weil die Körper niemals eine Kraft entdecken, welche das Original dieses Begriffes seyn könne*.

Weil demnach äußerliche Gegenstände, so wie sie den Sinnen erscheinen, durch ihre Wirkung in besondern Exempeln, uns keinen Begriff von der Kraft oder nothwendigen Verknüpfung geben: so lasset uns sehen, ob dieser Begriff aus dem Nachdenken und aus der Ueberlegung über die Wirkungen unsers eigenen Gemüthes herfließe, und von irgend einigem innerlichen Eindruck abcopiret werde. Man möchte sagen, daß wir uns in unserm eigenen Gemüthe jeden Augenblick der Kraft bewußt seyn, weil wir fühlen, daß wir, auf den bloßen Befehl unsers Willens, die Werkzeuge und Glieder unsers Leibes bewegen, oder unsere Gemüthsfähigkeiten in ihrer Wirkung leiten und regieren können. Ein bloßes Wollen bringt Bewegung

* Herr Locke in seinem Capitel von der Kraft sagt; weil wir aus der Erfahrung fänden, daß in der Materie mancherley neue Hervorbringungen entstünden, und schlössen, es müßte irgendwo eine Kraft seyn, welche dieselben hervorzubringen vermögend wäre: so gelangten wir endlich durch diesen Vernunftschluß zu dem Begriffe von der Kraft. Allein ein Vernunftschluß kann uns niemals einen neuen ursprünglichen einfachen Begriff geben; wie dieser Weltweise gestehet. Also kann auch dieses nimmermehr das Original von diesem Begriffe seyn.

wegung in unſern Gliedern hervor, oder erwecket einen neuen Begriff in unſerer Einbildungskraft. Dieſen Einfluß des Willens kennen und wiſſen wir durch ein innerliches Bewußtſeyn. Dieſer erlangen wir den Begriff von der Wirkſamkeit, oder von der Kraft, und ſind gewiß, daß wir ſelbſt, und alle andere verſtändige Weſen Kraft beſitzen. Die Wirkungen und die wechſelſeitigen Einflüſſe der Körper ſind vielleicht zureichend, zu beweiſen, daß ſie dieſelben gleichfalls beſitzen. Wie dem immer ſeyn mag: ſo muß man gewiß geſtehen, der Begriff von der Kraft ſey ein Begriff, der aus der Ueberlegung herkomme, weil er aus dem Nachdenken über die Wirkungen unſers eigenen Gemüthes, und über die Herrſchaft entſtehet, welche der Wille über die Werkzeuge des Leibes, und über die Fähigkeiten des Gemüthes ausübet.

Laſſet uns hier dieſes Vorgeben unterſuchen, und uns bemühen, ſo viel, als wir vermögend ſind, alle Verwirrung und alles unverſtändliche Gewäſche zu vermeiden, indem wir ſolche ſubtile und tiefſinnige Vorwürfe abhandeln.

Ich behaupte alſo, daß der Einfluß des Willens über die Werkzeuge und Gliedmaßen des Leibes eine Begebenheit ſey, welche, gleich allen andern natürlichen Wirkungen, einzig durch die Erfahrung erkannt, und niemals aus irgend einiger ſich zeigenden Kraft oder Wirkſamkeit in der Urſache vorher geſehen werden könnte, welche dieſelbe mit der Wirkung verknüpfte, und die eine zu der

nothwendigen Folge der andern machte. Die Bewegungen unſers Leibes folgen auf den Befehl unſers Willens. Deſſen ſind wir uns jeden Augenblick bewußt: aber die Mittel, durch welche dieſes ins Werk geſetzet wird; die Kraft, durch welche der Wille eine ſo außerordentliche Wirkung verrichtet; deſſen ſind wir uns ſo wenig unmittelbar ſelbſt bewußt, daß es vielmehr unſerm allerfleißigſten Unterſuchen und Nachforſchen für immer entgehen muß.

Denn erſtlich: Iſt wohl in der ganzen Natur eine geheimnißreichere Sache, als die Vereinigung der Seele mit dem Leibe, durch welche ein vorausgeſetztes geiſtliches Weſen einen ſolchen Einfluß über ein körperliches und materialiſches erlanget, daß der allerfeinſte Gedanke die gröbſte Materie in Bewegung zu ſetzen vermögend iſt? Wenn wir, durch einen geheimen Wunſch, die Macht bekämen, Berge aus dem Wege zu räumen, oder den Planeten in ihren Kreiſen Einhalt zu thun: ſo wäre dieſe ſich ſo weit erſtreckende Gewalt nicht außerordentlicher, noch mehr über unſere Begreifungskraft. Aber wenn wir durch das Bewußtſeyn irgend ein Vermögen oder einige Kraft in dem Willen wahrnähmen: ſo müßten wir dieſe Kraft kennen; wir müßten ihre Verknüpfung mit der Wirkung kennen; wir müßten die geheime Vereinigung der Seele und des Leibes, und die Natur dieſer beyden Weſen kennen; durch welche das eine, in ſo manchen Beyſpielen, auf das andre zu wirken vermögend iſt.

Zwey-

Zweytens: wir sind nicht vermögend, alle die Werkzeuge und Gliedmaßen des Leibes mit gleicher Gewalt zu bewegen; ob wir schon außer der Erfahrung, keinen Grund von diesem so merkwürdigen Unterschiede zwischen dem einem und dem andern anzeigen können. Warum hat der Wille einen Einfluß über die Zunge und Finger, und nicht über das Herz oder über die Leber? Diese Frage würde uns niemals in Verlegenheit setzen, wenn wir uns in dem erstern Falle einer Kraft bewußt wären, und nicht in dem letztern. Wir würden alsdenn, auch unabhänglich von der Erfahrung begreifen, warum die Gewalt des Willens über die Werkzeuge und Gliedmaßen des Leibes in solche besondere Gränzen eingeschränket sey. Weil wir in dem Falle eine völlige Kenntniß von dem Vermögen oder von der Kraft hätten, wodurch derselbe wirket: so würden wir auch wissen, warum der Einfluß derselben sich genau und bestimmt bis zu solchen Gränzen und nicht weiter erstrecket.

Ein Mensch, der plötzlich von einer Lähmung in dem Schenkel oder Arme gerühret worden, oder der neulich diese Glieder verloren hat, bemühet sich anfangs oft, dieselben zu bewegen, und zu ihren natürlichen Verrichtungen zu gebrauchen. Hier ist er der Kraft, solchen Gliedern zu befehlen, eben so sehr bewußt, als ein Mensch bey vollkommener Gesundheit sich des Vermögens bewußt ist, irgend ein Glied zu bewegen, welches in seinem natürlichen Stande und Beschaffenheit bleibt.

Aber

Aber das Bewußtſeyn betrüget niemals. Folglich ſind wir uns weder in dem einen noch andern Falle irgend einiger Kraft bewußt. Wir lernen den Einfluß unſers Willens nur allein aus der Erfahrung. Und die Erfahrung lehret uns einzig, daß eine Begebenheit beſtändig auf eine andere folge, ohne uns von der geheimen Verknüpfung zu unterrichten, welche ſie zuſammen bindet, und unzertrennlich macht.

Drittens: Wir lernen aus der Zergliederungskunſt, daß der unmittelbare Gegenſtand der Kraft in der freywilligen Bewegung nicht das Glied ſelbſt iſt, welches beweget wird, ſondern gewiſſe Muſkeln, Nerven und Lebensgeiſter, und vielleicht etwas noch kleineres und unbekannteres, wodurch die Bewegung nach und nach fortgepflanzet wird, ehe ſie das Glied ſelbſt erreichet, deſſen Bewegung der unmittelbare Gegenſtand des Willens iſt. Kann denn ein gewiſſerer Beweisthum ſeyn, daß die Kraft, durch welche dieſe ganze Wirkung verrichtet wird, bis zu dem letzten Grade geheimnißvoll und unbegreiflich ſey, weit gefehlt, daß ſie durch eine innwendige Empfindung oder durch das Bewußtſeyn genau und völlig bekannt ſeyn ſollte? Hier will das Gemüthe einen gewiſſen Erfolg: plötzlich wird ein anderer, uns ſelbſt unbekannter und von denjenigen, den man im Sinne hatte, ganz verſchiedener Erfolg hervorgebracht: dieſer Erfolg bringt einen andern gleich unbekannten hervor, bis endlich durch eine lange Reihe andrer der verlangte hervor gebracht wird. Aber

wenn

wenn die urſprüngliche Kraft gefühlet würde: ſo müßte man ſie kennen. Würde man ſie kennen: ſo müßte ihre Wirkung auch bekannt ſeyn, indem eine jede Kraft ſich auf ihre Wirkung bezieht. Und umgekehrt, wenn die Wirkung nicht bekannt iſt: ſo kann auch die Kraft nicht erkennet oder gefühlet werden. Wie können wir uns in der That eines Vermögens bewußt ſeyn, unſere Glieder zu bewegen, wenn wir kein ſolches Vermögen haben, ſondern nur allein die Kraft, gewiſſe Lebensgeiſter zu bewegen, welche, ob ſie ſchon zuletzt die Bewegung unſerer Glieder hervorbringen, doch auf eine ſolche Weiſe wirken, die ganz und gar über unſern Begriff iſt?

Aus allem dieſem können wir demnach, wie ich hoffe, ohne einige Verwegenheit, und dennoch mit Zuverſicht, ſchließen, daß unſer Begriff von der Kraft nicht von irgend einer Empfindung oder Bewußtſeyn der Kraft in uns ſelbſt accopiret ſey, wenn wir thieriſche Bewegungen erwecken, oder unſere Glieder zu ihrem eigentlichen Gebrauch und Amte anwenden. Daß ihre Bewegung auf den Befehl des Willens folge, iſt eine Sache der gemeinen Erfahrung, gleich andern natürlichen Begebenheiten: aber das Vermögen oder die Kraft, wodurch dieſelbe hervorgebracht wird iſt uns, gleich der Kraft in andern natürlichen Begebenheiten, unbekannt und unbegreiflich *.

Sollen

* Man möchte einwenden, daß der Widerſtand, welchen wir in den Körpern antreffen, und

Sollen wir denn behaupten, daß wir uns eines Vermögens oder einer Kraft in unserm eigenen Gemüthe bewußt sern, wenn wir durch eine Wirkung oder Befehl unsers Willens einen neuen Begriff erwecken, das Gemüthe zu der Betrachtung desselben antreiben, ihn auf alle Seiten kehren, und denselben endlich für einigen andern Begriff fahren lassen, wenn wir denken, wir haben ihn mit zureichender Sorgfalt betrachtet? Ich glaube, eben dieselben Gründe werden beweisen, daß auch

der uns oft verbindet, alle unsere Stärke anzuwenden, und alle unsere Kraft zu Hülfe zu rufen, uns den Begriff von der Wirksamkeit oder von der Kraft gebe, daß diese Bestrebung oder strenge Bemühung, deren wir uns bewußt sind, der ursprüngliche Eindruck sey, von welchem dieser Begriff abcopiret ist. Aber erstlich schreiben wir die Kraft einer großen Menge von Gegenständen zu, wo wir nimmer voraussetzen können, daß dieser Widerstand oder diese Anstrengung der Stärke statt finde; dem höchsten Wesen, welches nirgends einigen Widerstand antrifft; dem Gemüthe in seiner Herrschaft über unsere Begriffe und Glieder, in dem gemeinen Denken und Bewegen, wo die Wirkung unmittelbar auf den Willen folget, ohne einige Aeußerung oder Anstrengung der Kraft; der unbelebten Materie, welche dieser Empfindung nicht fähig ist. Zweytens, diese Empfindung einer Bemühung den Widerstand zu überwinden, hat keine bekannte Verknüpfung mit irgend einigem Erfolge. Was auf dieselbe folget, wissen wir durch die Erfahrung; aber wir könnten es nicht a priori wissen.

auch selbst die Herrschaft des Willens uns keinen wirklichen Begriff von dem Vermögen oder von der Kraft gebe.

Erstlich: Man muß gestehen, daß wir, wenn wir eine Kraft kennen, denjenigen eigentlichen Umstand in der Ursache kennen, durch welche sie fähig gemacht wird, die Wirkung hervor zu bringen: denn diese werden als gleichbedeutend voraus gesetzet. Wir müßten demnach beydes die Ursache und die Wirkung, und die Beziehung zwischen denselben kennen. Aber können wir behaupten, daß uns die Natur der menschlichen Seele und die Natur eines Begriffes, oder die Tüchtigkeit der einen den andern hervor zu bringen, bekannt sey? Dieses ist eine wirkliche Schöpfung; eine Hervorbringung eines Dinges aus Nichts, welche eine so große Kraft in sich schließet, daß sie bey dem ersten Anblick über die Fähigkeit eines jeden Wesens zu seyn scheint, welches nicht unendlich ist. Wenigstens muß man bekennen, daß eine solche Kraft von dem Gemüthe nicht gefühlt, noch erkennet wird, ja, daß sie gar demselben unbegreiflich ist. Wir fühlen einzig den Erfolg, nämlich das Daseyn eines Begriffes, welcher auf den Befehl des Willens folget: aber die Manier, auf welche diese Wirkung verrichtet wird; die Kraft, durch welche sie hervorgebracht wird, ist gänzlich über unsere Begreifungskraft.

Zweytens. Die Herrschaft des Gemüthes über sich selbst ist eben sowol eingeschränkt, als seine Herrschaft über den Leib; und diese Einschränkun-

gen werden uns nicht durch die Vernunft, oder durch irgend einige Betrachtung der Urſache und der Wirkung bekannt; ſondern einzig durch Erfahrung und Beobachtung, wie in allen andern natürlichen Begebenheiten und in der Wirkung äußerlicher Gegenſtände. Unſere Gewalt über unſere Empfindungen und Leidenſchaften iſt viel ſchwächer, als die über unſere Begriffe; ja auch gar die letztere Gewalt iſt in recht enge Gränzen eingeſchloſſen. Wer wird ſich anmaßen, den letzten und endlichen Grund dieſer Gränzen anzugeben, oder zu zeigen, warum die Gewalt in dem einen Falle mangelhaft iſt, und nicht in dem andern.

Drittens. Dieſe Selbſtherrſchaft iſt zu verſchiedenen Zeiten auch gar verſchieden. Ein Mann von guter Geſundheit beſitzet mehr davon, als einer, der in Krankheit ſchmachtet. Wir ſind des Morgens mehr Meiſter über unſere Gedanken, als des Abends; mehr, wenn wir nüchtern ſind, als nach einer überflüßigen Mahlzeit. Können wir von dieſen Abwechſelungen einigen Grund geben, ausgenommen die Erfahrung? Wo iſt denn die Kraft, deren wir uns bewußt zu ſeyn behaupten? Iſt nicht etwa ein gewiſſer geheimer Mechaniſmus oder Einrichtung und Bau der Theile, entweder in einer geiſtlichen oder materialiſchen Subſtanz, oder in beyden, wovon die Wirkung abhängt, welcher uns ganz und gar unbekannt iſt, und auch deswegen das Vermögen oder die Kraft des Willens uns gleich unbekannt und unbegreiflich macht?

Das

Das Wollen ist gewiß eine Wirkung des Gemüthes, die uns zureichend bekannt ist. Denket demselben nach, betrachtet es auf allen Seiten. Findet ihr in demselben etwas dieser schöpfenden Kraft gleiches, durch welche es einen neuen Begriff aus Nichts hervorbringt, und durch eine Art von einem Machtspruche: es werde, der Allmacht seines Schöpfers nachahmet, wenn es erlaubt seyn mag so zu reden, welcher alle die mancherley Schaubühnen der Natur zur Wirklichkeit rufet? Wir sind uns selbst so wenig eines solchen Vermögens in dem Willen bewußt, daß vielmehr eine so gleiche Erfahrung erfordert wird, als wir in diesem Falle haben, um uns zu überzeugen, daß solche außerordentliche Wirkungen je von einer bloßen Handlung des Wollens herrühren.

Der größte Theil der Menschen finden niemals einige Schwierigkeit, um von den gemeinern und bekanntern Wirkungen der Natur Grund zu geben; als z. E. von dem Fallen schwerer Körper, von dem Wachsthume der Pflanzen, von der Zeugung der Thiere, oder von der Erhaltung der Leiber durch Nahrung; sondern sie setzen voraus, daß sie in allen diesen Fällen das eigentliche Vermögen und die Kraft der Ursache begreifen, wodurch sie mit ihrer Wirkung verknüpfet wird, und in ihrer Thätigkeit für immer unfehlbar ist. Sie erlangen durch eine lange Fertigkeit, eine solche Gemüthsfassung, daß sie auf die Erscheinung der Ursache, mit Sicherheit ihren gewöhnlichen Begleiter unmittelbar erwarten, und es kaum als möglich

begreifen, daß irgend ein anderer Erfolg daraus herkommen könnte. Es geschieht nur bey der Entdeckung außerordentlicher Erscheinungen, (Phænomena) als Erdbeben, Pestilenz und Wunderzeichen von irgend einer Art, daß sie sich in der Verlegenheit finden, eine tüchtige Ursache anzugeben, und die Art zu erklären, nach welcher die Wirkung durch dieselbe hervorgebracht wird. Es ist den Menschen gewöhnlich, in solchen Schwierigkeiten zu einigem unsichtbaren, verständigen Wesen *, ihre Zuflucht nehmen, als zu der unmittelbaren Ursache dieser Begebenheit, darüber sie bestürzt sind, und davon man, wie sie denken, aus den gemeinen Kräften der Natur keinen Grund geben kann. Allein Weltweise, welche in ihren Untersuchungen ein wenig weiter gehen, nehmen unmittelbar wahr, daß auch in den gemeinsten und bekanntesten Begebenheiten die Kraft der Ursache eben so unbegreiflich ist, als in den außerordentlichsten und ungewöhnlichsten, und daß wir durch die Erfahrung bloß die öftere Verbindung der Gegenstände lernen, ohne jemals fähig zu seyn etwas zu begreifen, das einer Verknüpfung zwischen denselben ähnlich wäre. Deswegen denn manche Weltweise durch die Vernunft verbunden zu seyn glauben, bey allen Gelegenheiten zu eben derselben Quelle ihre Zuflucht zu nehmen, auf welche sich der gemeine Mann niemals beruft, als in Fällen, welche wunderbar und übernatürlich scheinen.

* Quasi Deus ex machina. *Cic.* de Nat. Deor.

nen. Sie erkennen, daß ein verständiges Wesen nicht allein die endliche, letzte und unmittelbare Ursache aller Dinge, sondern auch die unmittelbare und einzige Ursache einer jeden Begebenheit sey, welche in der Natur erscheint. Sie behaupten, daß diejenigen Gegenstände, welche gemeiniglich Ursachen genennet werden, im Grunde und in der That nichts, als Gelegenheiten seyn; und daß die wahre und eigentliche Quelle einer jeden Wirkung nicht einiges Vermögen oder eine Kraft in der Natur sey, sondern ein Wollen des höchsten Wesens, welches will, daß solche besondere Gegenstände für immer mit einander verbunden seyn. An statt zu sagen, eine Billiardkugel bewege eine andere durch eine Kraft, die sie von dem Urheber der Natur empfangen hat, sagen sie, es ist die Gottheit selbst, welche, durch einen besondern Willen, die zweyte Kugel beweget, indem sie zu dieser Wirkung durch den Stoß der ersten Kugel sich entschließt; in Folge derjenigen allgemeinen Gesetze, welche sie ihr selbst in der Regierung der Welt vorgeschrieben hat. Aber Weltweise, die in ihren Untersuchungen allezeit fortgehen, entdecken, daß, wie wir von der Kraft gar nichts wissen, von welcher die gegenseitige Wirkung der Körper abhängt, wir eben so unwissend sind in Ansehung derjenigen Kraft, von welcher die Wirkung des Gemüthes auf den Leib, oder des Leibes auf das Gemüth abhängt; und daß wir nicht fähig sind, weder von unsern Sinnen, noch von unserm Bewußtseyn den endlichen und letzten Grundsatz in dem einen Falle

so wenig, als in dem andern, anzugeben. Dieselbe Unwissenheit führet sie demnach zu demselben Schlusse. Sie behaupten, daß die Gottheit die unmittelbare Ursache der Vereinigung zwischen der Seele und dem Leibe sey, und daß es nicht die Werkzeuge der Sinne seyn, welche, wenn sie durch äußerliche Gegenstände gerühret werden, sinnliche Empfindungen in dem Gemüthe hervorbringen; sondern, daß es ein besonderer Wille unsers allmächtigen Schöpfers sey, welcher eine solche sinnliche Empfindung, zu Folge einer solchen Bewegung in dem Werkzeuge erwecket. Auf gleiche Weise ist es nicht einige wirkende Kraft in dem Willen, welche die Bewegung in unsern Gliedern hervorbringt; es ist Gott selbst, welchem es beliebt, unserm an sich selbst ohnmächtigen Willen beyzustehen, und diese Bewegung zu befehlen, welche wir irriger Weise unserer eigenen Kraft und Vermögen zuschreiben. Auch bey diesem Schlusse bleiben die Weltweisen nicht stehen. Sie ziehen bisweilen dieselben Folgerungen auf das Gemüthe selbst, in seinen inwendigen Wirkungen. Das Sehen unsers Gemüthes oder die Vorstellung der Begriffe ist nichts als eine Offenbarung, die uns unser Schöpfer giebt. Wenn wir unsere Gedanken freywillig auf einigen Gegenstand richten, und das Bild desselben in der Phantasie erwecken: so ist es nicht der Wille, welcher diesen Begriff erschaffet: es ist der allgemeine Schöpfer aller Dinge, welcher denselben dem Gemüthe entdecket, und ihn uns gegenwärtig macht.

Also

Also ist, nach der Meynung dieser Weltweisen, ein jedes Ding von Gott erfüllet. Nicht vergnügt mit dem Grundsatze, daß nichts bestehe, als durch seinen Willen, daß nichts einige Kraft besitze, als durch seine Verordnung, berauben sie die Natur und alle erschaffene Wesen einer jeden Kraft, in der Absicht, ihre Abhänglichkeit von der Gottheit noch empfindlicher und unmittelbarer zu machen. Sie betrachten nicht, daß sie durch diese Lehrsätze die Größe derjenigen Eigenschaften vermindern, welche sie so sehr zu preisen sich bestreben, anstatt sie zu erhöhen. Das zeiget gewiß mehr Kraft in der Gottheit, einen gewissen Grad der Kraft niedrigern Geschöpfen aufzutragen, als ein jedes Ding durch ihren unmittelbaren Willen zu wirken. Das beweiset mehr Weisheit, gerade im Anfange den Bau der Welt mit so vollkommener Vorsicht zu erfinden, daß er von sich selbst und durch seine eigene geschickte Wirkung zu allen Absichten der Fürsehung dienen kann, als wenn der große Schöpfer jeden Augenblick verbunden wäre, desselben Theile einzurichten, und alle Räder dieser erstaunenswürdigen Maschine durch seinen Othem zu beseelen.

Wenn wir aber eine philosophischere Widerlegung dieser Lehrsätze haben wollten: so werden vielleicht die zwo folgenden Ueberlegungen zureichend seyn.

Erstlich: es dünkt mich, daß dieser Lehrsatz von der allgemeinen Kraft und Wirkung des höchsten Wesens zu kühn ist, als daß er jemals

einen Menschen überzeugen könne, der von der Schwachheit der menschlichen Vernunft und von den engen Gränzen genugsam unterrichtet ist, in welche dieselbe in allen ihren Wirkungen eingeschlossen ist. Ob schon die Kette der Gründe, die dahin leiten, noch so schließend, und der Vernunftlehre noch so gemäß wäre: so müßte doch allezeit ein starker Verdacht, wo nicht eine gänzliche Versicherung entstehen, daß sie uns ganz über den Bezirk unserer Fähigkeiten geführet habe, wenn sie zu so außerordentlichen, und von dem gemeinen Leben und von der Erfahrung so entfernten Schlüssen leitet. Wir sind in ein bezaubertes Land gerathen, lange bevor wir die letzten Schritte dieser Theorie erreicht haben; und da haben wir keinen Grund, unsern gemeinen Fächern der Beweisthümer zu trauen, oder zu denken, daß unsere gewöhnliche Aehnlichkeiten und Wahrscheinlichkeiten einiges Gewicht oder Ansehen haben. Unser Senkblei ist zu kurz, solche unermeßliche Tiefen zu ergründen. Und so sehr wir uns auch selbst schmeicheln mögen, daß wir in jedem Schritte, den wir thun, durch eine Art der Wahrscheinlichkeit und durch die Erfahrung geleitet werden: so können wir doch versichert seyn, daß diese eingebildete Erfahrung keine Glaubwürdigkeit hat, wenn wir sie so auf Gegenstände ziehen, die gänzlich außer dem Bezirke der Erfahrung liegen. Allein dieses zu berühren, werden wir hernach Gelegenheit haben*.

Zwey-

* Zweyter Versuch.

Zweytens: Ich kann nicht die geringste Stärke in den Beweisthümern finden, auf welche diese Lehrsätze gegründet sind. Wir wissen gar nicht, es ist wahr, auf welche Weise die Körper auf einander wirken: ihr Vermögen oder ihre Kraft ist uns gänzlich unbegreiflich. Allein sind wir nicht eben so unwissend in Ansehung der Weise oder der Kraft, wodurch ein verständiges Wesen, und selbst das höchste verständige Wesen, entweder auf sich selbst, oder auf die Körper wirket? Woher, ich bitte euch, erlangen wir einigen Begriff davon? Wir haben keine Empfindung oder Bewußtseyn von dieser Kraft in uns selbst? Wir haben keinen Begriff von dem höchsten Wesen, als den, welchen wir aus dem Nachdenken über unsere eigenen Fähigkeiten lernen. Wenn also unsere Unwissenheit ein guter Grund wäre, irgend einiges Ding zu verwerfen: so würden wir auf den Grundsatz verleitet werden, dem höchsten Wesen selbst alle Wirkungskraft eben sowol abzusprechen, als der gröbsten Materie. Wir begreifen gewiß von den Wirkungen des einen eben so wenig, als von den Wirkungen der andern. Ist es schwerer zu begreifen, daß die Bewegung von einem Stoße entstehe, als daß sie von einem Wollen entstehen könne? Alles was wir wissen, ist unsere tiefe Unwissenheit in beyden Fällen *.

Zweyter

* Ich habe nicht nöthig, die Vim inertiæ, Kraft der Trägheit, der Länge nach zu untersuchen, von welcher in der neuen Weltweisheit so vieles gesprochen

Zweyter Theil.

Allein, um zum Beſchluſſe dieſer Materie zu eilen, welche bereits allzulang geworden: ſo haben wir vergebens uns nach einem Begriffe von der

wird, und welche man der Materie zuſchreibt. Wir finden durch die Erfahrung, daß ein Körper in Ruhe oder Bewegung immerhin in ſeinem gegenwärtigen Stande verharret, bis er durch einige neue Urſache daraus getrieben wird: und daß ein durch einen Stoß bewegter Körper ſo viel von der Bewegung des anſtoßenden Körpers bezeichnet, als er ſelbſt erlanget. Dieſes ſind in der Erfahrung gegründete Dinge. Wenn wir dieſes eine Vim inertiæ nennen: ſo bemerken wir nur allein dieſe erfahrnen Dinge, ohne daß wir uns rühmen können, wir haben einigen Begriff von dieſer trägen oder widerſtehenden Kraft: auf gleiche Weiſe, wie wir, wenn wir von der Schwere reden, gewiſſe Wirkungen verſtehen, ohne dieſe thätige Kraft zu begreifen. Das war niemals die Meynung des Ritters Iſaacs Newtons, die Materie aller Kraft zu berauben; obſchon einige von ſeinen Anhängern dieſe Lehre, auf ſein Anſehen hin, feſt zu ſetzen ſich beſtrebet. Dieſer große Weltweiſe hatte im Gegentheile zu einer ätheriſchen thätigen und wirkſamen Materie ſeine Zuflucht, um ſeine allgemeine Anziehung zu erklären; ob er ſchon ſo behutſam und beſcheiden war zu geſtehen, daß dieſes ein bloß angenommener Satz ſey, auf welchen man, ohne mehrere Erfahrungen, nicht dringen müſſe. Ich muß bekennen, daß ſich hier in dem Schickſale der Meynungen etwas außerordentliches findet. Des-Cartes ließ ſich etwas

der Kraft oder nothwendigen Verknüpfung in allen denjenigen Quellen umgesehen, aus denen wir denſelben hergeleitet zu ſeyn vermuthen konnten. Es erhellet, daß wir in einzelnen Beyſpielen von der Wirkung der Körper, durch unſere genaueſte Erwägung, niemals irgend etwas entdecken können, als eine auf eine andere folgende Begebenheit, ohne fähig zu ſeyn, irgend einiges Vermögen, oder einige Kraft zu begreifen, durch welche die Urſache wirket, oder einige Verknüpfung zwiſchen derſelben und ihrer vorgegebenen Wirkung. Dieſelbe Schwierigkeit ereignet ſich in der Betrachtung der Wirkungen des Gemüthes auf den Körper; wo wir zwar bemerken, daß die Bewegung des letztern auf den Willen des erſtern folget; aber doch nicht fähig ſind, das Band zu bemerken oder zu begreifen, welches ſie mit einander verknüpfet, noch die Wirkungskraft, durch welche das Gemüthe dieſe Wirkung hervorbringt.

Die

von der Lehre von der allgemeinen und einzigen Wirkungskraft der Gottheit vermerken, ohne darauf ſonderbar zu dringen. Malebranche und andere Carteſianer machten dieſelte zu dem Fundament ihrer ganzen Weltweisheit. Doch fand ſie in Engelland keinen Beyfall. Locke, Clarke und Cudworth erwähnen derſelben nicht einmal, ſondern ſetzen durchgehends voraus, daß die Materie eine wirkliche, wiewol hergeleitete und einer höhern unterworfene Kraft habe. Durch was für Mittel hat ſie denn unter neuern Lehrern der Grundwiſſenſchaft ſo ſehr überhand genommen?

Die Gewalt des Willens über unsere eigene Fähigkeiten und Begriffe ist nicht um das geringste begreiflicher; so, daß nach allem, durch die ganze Natur, sich kein einziges Beyspiel der Verknüpfung zeiget, die sich von uns begreifen lasse. Alle Erfolge scheinen gänzlich ungebunden und abgesondert. Eine Begebenheit folget auf die andere; aber niemals können wir einiges Band zwischen denselben bemerken. Sie scheinen vereiniget, aber niemals verknüpfet zu seyn. Und da wir keinen Begriff von irgend einem Dinge haben können, welches weder unsern äußerlichen Sinnen, noch unserer inwendigen Empfindung jemals erscheint: so scheint das der nothwendige Schluß zu seyn, daß wir überall keinen Begriff von der Verknüpfung oder Kraft haben, und daß diese Worte gänzlich ohne irgend einige Bedeutung seyn, wenn wir sie entweder in Vernunftschlüssen und philosophischen Abhandlungen, oder in dem gemeinen Leben gebrauchen.

Doch wir haben noch allezeit einen Weg vor uns, diesen Schluß zu vermeiden, und eine Quelle, die wir noch nicht untersuchet haben. Wenn irgend ein natürlicher Gegenstand oder Erfolg dargestellet wird: so ist es für uns unmöglich, durch Scharfsinnigkeit oder tiefe Einsicht, ohne die Erfahrung zu entdecken, oder auch nur zu muthmassen, was für ein Erfolg daraus herrühren werde, oder unsere Vorhersehung über diejenigen Gegenstände hinaus zu treiben, welche dem Gedächtnisse und den Sinnen unmittelbar gegenwärtig sind.

Selbst

Selbſt nach einem einzigen Exempel oder nach einer einzigen Erfahrung, wo wir beobachtet haben, daß eine beſondere Begebenheit auf eine andere folge, haben wir noch kein Recht, eine allgemeine Regel abzufaſſen, oder vorher zu ſagen, was ſich in gleichen Fällen zutragen werde; weil man es billig für eine nicht zu verzeihende Uebereilung und Verwegenheit hält, von dem ganzen Laufe der Natur aus einer einzigen einzeln Erfahrung zu urtheilen, ſo genau oder gewiß ſie auch immer ſeyn mag. Aber wenn eine beſondere Art von Begebenheiten allezeit, in allen Beyſpielen, mit einander vereiniget geweſen: ſo machen wir uns kein Bedenken mehr, die eine aus der Erſcheinung der andern vorherzuſagen, und dieſe Art der Vernunftſchlüſſe zu gebrauchen, welche uns allein von geſchehenen oder wirklichen Dingen verſichern können. Wir nennen alsdenn den einen Gegenſtand die Urſache; und den andern die Wirkung. Wir vermuthen, daß einige Verknüpfung zwiſchen denſelben ſey; einige Kraft in dem einen, durch welche er ohnfehlbar den andern hervorbringe, und mit der größeſten Gewißheit und ſtärkſten Nothwendigkeit wirke.

Es erhellet demnach, daß dieſer Begriff von einer nothwendigen Verknüpfung unter den Begebenheiten oder Gegenſtänden aus einer Menge gleichartiger Beyſpiele von der beſtändigen Vereinigung dieſer Begebenheiten entſtehe, und daß uns derſelbe niemals durch irgend ein einziges von dieſen Beyſpielen beygebracht werden könne, wenn

es

es auch gleich in allem möglichen Licht und in allen Stellungen betrachtet würde. Aber es ist doch in einer Menge von Beyspielen nichts, das von einem jeden einzeln Beyspiele, von welchem voraus gesetzet wird, daß es vollkommen gleichartig sey, unterschieden wäre, ausgenommen einzig dieses, daß, nach einer Wiederholung gleichartiger Beyspiele, das Gemüthe durch die Gewohnheit hingerissen wird, auf die Erscheinung eines Erfolges seinen gewöhnlichen Begleiter zu erwarten, und zu glauben, daß er wirklich entstehen werde. Diese Verknüpfung demnach, die wir in dem Gemüthe fühlen, oder dieser aus der Gewohnheit stammende Uebergang * der Einbildungskraft von einem Gegenstande zu desselben gewöhnlichem Begleiter, ist die einzige Empfindung, oder der einzige Eindruck, wovon wir den Begriff von der Kraft oder der nothwendigen Verknüpfung bilden. Nichts ist in dem Falle weiter zu finden. Betrachtet den Vorwurf auf allen Seiten; ihr werdet niemals einen andern Ursprung dieses Begriffes finden. Dieses ist der einzige Unterschied zwischen einem einigen Beyspiele, von welchem wir niemals den Begriff der Verknüpfung erlangen können, und zwischen einer Menge gleichartiger Beyspiele, durch welche uns derselbe beygebracht wird. Das erste mal, da ein Mensch die Mittheilung der Bewegung durch einen Stoß, z. E. durch den Anstoß zweyer Billiardskugeln sahe, konnte er noch nicht den Ausspruch thun, daß

* Customary Transition.

daß die eine Wirkung mit der andern verknüpfet, sondern nur, daß sie damit vereiniget gewesen. Nachdem er aber verschiedene Beyspiele von dieser Natur bemerket hat: so thut er denn den Ausspruch, daß sie verknüpfet seyn. Was für eine Abänderung hat sich zugetragen, diesem neuen Begriffe von der Verknüpfung den Ursprung zu geben? Nichts, als dieses, daß er nun fühlet, daß diese Erfolge in seiner Einbildungskraft verknüpfet sind, und daß er sogleich das Daseyn des einen aus der Erscheinung des andern vorher sagen kann. Wenn wir also sagen, ein Gegenstand sey mit einem andern verknüpfet: so verstehen wir einig, daß sie in unsern Gedanken eine Verknüpfung erlanget haben, und dieser Folgerung den Ursprung geben, durch welche ein jeder der Beweisthum von der Wirklichkeit des andern wird. Ein Schluß, welcher etwas außerordentlich ist; aber auf zureichende Gewißheit gegründet scheint. Auch wird die augenscheinliche Gewißheit desselben nicht geschwächet werden durch irgend einiges allgemeines Mistrauen des Verstandes, oder durch einigen scepticischen Argwohn in Ansehung eines jeden Schlusses, welcher neu und außerordentlich ist. Keine Schlüsse können der Meynung derer, die an allem zweifeln, angenehmer seyn, als solche, welche die Schwachheit und die engen Gränzen der menschlichen Vernunft und Fähigkeit durch neue Beobachtungen bestätigen.

Und welch stärkeres Beyspiel der erstaunenswürdigen Unwissenheit und Schwachheit des Ver-

ſtandes kann man anbringen, als das Gegenwärtige? Denn gewißlich, wo je irgend einige Beziehung unter Gegenſtänden iſt, daran uns gelegen iſt, dieſelbe vollkommen zu kennen, ſo iſt es die zwiſchen der Urſache und Wirkung. Alle unſere Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener und wirklicher Dinge ſind auf dieſelbe gegründet. Vermittelſt derſelben allein erlangen wir einige Verſicherung in Anſehung der Gegenſtände, die von dem gegenwärtigen Zeugniſſe unſers Gedächtniſſes und unſerer Sinne entfernet ſind. Der einzige unmittelbare Nutzen aller Wiſſenſchaften iſt uns zu lehren, wie wir künftige Erfolge durch ihre Urſachen ausrechnen und einrichten können. Unſere Gedanken und Nachforſchungen werden alſo jeden Augenblick auf dieſe Beziehung gerichtet. Und doch ſind die Begriffe, die wir uns in Anſehung derſelben machen, ſo unvollkommen, daß es unmöglich iſt, einige richtige Erklärung einer Urſache zu geben, ausgenommen diejenige, die von etwas genommen wird, das derſelben nur äußerlich und fremde iſt. Gleichartige Gegenſtände ſind allezeit mit gleichartigen vereiniget. Hiervon haben wir die Erfahrung. Zu Folge dieſer Erfahrung können wir demnach eine Urſache ſo erklären, daß ſie eine Sache ſey, auf welche eine andere folget, und daß ſo oft dieſelbe Sache wieder da iſt, eben dieſelben Erfolge wieder darauf erſcheinen. Die Erſcheinung einer Urſache führet das Gemüthe allemal, durch einen aus der Gewohnheit herkommenden Uebergang auf den Begriff der Wirkung. Hievon

haben

haben wir gleichfalls die Erfahrung. Wir können alſo, dieſer Erfahrung zu Folge, eine andere Erklärung der Urſache geben, und dieſelbe einen Gegenſtand nennen, auf welchen ein anderer folget, und deſſen Erſcheinung allemal den Gedanken auf dieſen andern leitet. Allein obſchon dieſe beyden Erklärungen aus Umſtänden gezogen werden, die einer Urſache fremde ſind: ſo können wir doch dieſer Unbequemlichkeit nicht abhelfen, oder zu irgend einiger vollkommener Erklärung gelangen, welche uns denjenigen Umſtand in der Urſache aufwiſen könnte, welcher derſelben eine Verknüpfung mit ihrer Wirkung giebt. Wir haben keinen Begriff von dieſer Verknüpfung; ja nicht einmal eine deutliche Vorſtellung, was dasjenige ſey, was wir zu wiſſen verlangen, wenn wir uns nach einem Begriffe davon beſtreben. Wir ſagen z. E. daß die ſchwingende Erſchütterung dieſer Saite die Urſache dieſes beſondern Tones ſey. Aber was verſtehen wir durch dieſe Ausſage? Wir verſtehen entweder, daß auf dieſe zitternde Erſchütterung dieſer Ton folget, und daß auf alle gleichartige Erſchütterungen gleichartige Töne gefolget: oder, daß auf dieſe Erſchütterung dieſer Ton folget, und daß auf die Erſcheinung der einen das Gemüthe den Sinnen zuvor kömmt, und unmittelbar den Begriff des andern bildet. Wir können die Beziehung der Wirkung und Urſache in dem einen oder andern von dieſem Lichte betrachten. Aber außerdem haben wir keinen Begriff davon *.

* Nach dieſen Erläuterungen und Erklärungen iſt der

Wir wollen demnach die Vernunftschlüsse und Betrachtungen dieses Versuches kürzlich wiederhohlen. Jeder Begriff ist von einem vorhergehenden Eindrucke oder Empfindung abcopirt; und wo wir keinen Eindruck finden können: so können wir versichert seyn, daß da auch kein Begriff ist. In allen einzeln Beyspielen der Wirkung der Kör-

per

der Begriff der Kraft eben so beziehend, als der von der Ursache; und beyde haben eine Beziehung auf eine Wirkung, oder auf einigen andern Erfolg, der mit dem ersten beständig verknüpfet ist. Wenn wir den unbekannten Umstand eines Gegenstandes betrachten, durch welchen der Grad oder die Größe seiner Wirkung fest gesetzet und bestimmt ist: so nennen wir das seine Kraft: und dem zu Folge, wird von allen Weltweisen eingestanden, daß die Wirkung das Maaß der Kraft ist. Aber, wenn sie einigen Begriff von der Kraft hätten, wie sie an sich selbst ist, warum könnten sie dieselbe nicht in ihr selbst abmessen? Der Streit, ob die Kraft eines Körpers in Bewegung nach seiner Geschwindigkeit oder nach dem Quadrat seiner Geschwindigkeit müßte geschätzt werden, dieser Streit, sage ich, brauchte nicht durch eine Vergleichung der Wirkungen desselben in gleichen oder ungleichen Zeiten entschieden zu werden; sondern durch eine gerade Abmessung und Vergleichung.

Eine Ursache ist verschieden von einem Zeichen: weil dieselbe einen Uebergang und eine nahe Berührung in Zeit und Ort in sich schliesset, sowol, als eine beständige Vereinigung. Ein Zeichen ist nichts, als eine auf die gleiche Art sich beziehende Wirkung von derselben Ursache.

rer oder der verständigen Wesen ist nichts, das einigen Eindruck hervorbringe, und das also einigen Begriff von der Kraft oder nothwendigen Verknüpfung uns beybringen könne. Aber, wenn manche gleichförmige Beyspiele erscheinen, und denselben Gegenstand allemal derselbe Erfolg begleitet: so fangen wir alsdenn an den Begriff der Ursache und Verknüpfung anzunehmen. Wir fühlen alsdenn eine neue Empfindung oder einen neuen Eindruck, nämlich eine aus der Gewohnheit entstehende Verknüpfung in den Gedanken, oder in der Einbildungskraft zwischen einem Gegenstande und zwischen demjenigen, der ihn gewöhnlich begleitet; und diese Empfindung ist das Original von demjenigen Begriffe, welchem wir nachforschen. Denn da dieser Begriff von einer Menge gleichartiger Beyspiele entstehe, und nicht von irgend einigem einzeln Beyspiele: so muß er von demjenigen Umstande entstehen, in welchem die Menge der Beyspiele von einem jeden einzeln Beyspiele unterschieden ist. Nun aber ist diese angewöhnte Verknüpfung oder Uebergang der Einbildungskraft der einzige Umstand, worinn sie unterschieden sind. In jedem andern besondern Stücke sind sie ganz gleich. Das erste Beyspiel, das wir wender durch den Gegenstoß zweyer Billardkugeln mitgetheilten Bewegung sehen, um auf dieses bekannte Beyspiel zurück zu kehren, ist mit irgend einigem andern gänzlich gleichartig, das uns itzo vorkommen mag; dieses allein ausgenommen, daß wir gleich zuerst den einen Erfolg aus dem

andern nicht hätten schließen können; welches wir itzo, nach einem so langen Laufe einer gleichförmigen Erfahrung zu thun fähig sind. Ich weiß nicht, ob der Leser diese Art zu schlüßen so gleich begreifen wird. Ich besorge, daß sie nur dunkler und verwirrter werden würde, wenn ich sie mit mehrern Worten vorstellen, oder in eine größere Mannigfaltigkeit des Lichtes setzen wollte. In allen abgezogenen Betrachtungen ist ein gewisser Gesichtspunct; und wenn wir denselben glücklich treffen: so werden wir zur Erläuterung des Vorwurfs weiter gehen, als durch alle Beredtsamkeit und durch den reichsten Ueberfluß der Ausdrückungen. Diesen sollten wir uns bemühen zu erreichen, und die Blumen der Redekunst für Vorwürfe aufsparen, die dazu geschickter sind.

* *

Anmerkungen
über den
siebenten Versuch.

Es ist in der That eine vortreffliche Regel um die Verwirrung und den Selbstbetrug in der Philosophie zu vermeiden, wenn man den Ursprung der Begriffe bis auf ihren ersten Anfang nachspühret. Denn da kann man am allerbesten sehen, wie weit man der Richtigkeit und Gründlichkeit derselben trauen kann. Zu dem Ende hatte Herr Hume sich

sich hier vorgenommen, den Ursprung der Begriffe von der Kraft zu untersuchen. Er gesteht uns, und es scheint, daß er sich ein Vergnügen daraus macht, es zu gestehen, daß er ihn nirgend gefunden, deswegen trägt er auch kein Bedenken, das Wort Kraft für einen leeren Ton zu erklären, das gar keinen Begriff in uns erweckt.

Da der Ausgang seiner Untersuchung so unerwartet, und den gemeinsten und beständigsten Begriffen nicht nur des großen Haufens, sondern selbst der größten und scharfsinnigsten Philosophen so gerade entgegen ist, so wird es unsrer Bemühung wohl werth seyn zu untersuchen, woher ein so merkwürdiger Widerspruch komme. Wir wollen uns der Freyheit zu zweifeln bedienen, die uns der Verfasser gegeben hat. Es muß ein starker Verdacht, wo nicht eine völlige Gewißheit entstehen, sagt er, daß uns unser Nachdenken über den Kreis unsrer Kräfte hinaus geführt habe, wenn es uns zu so außerordentlichen und von der gemeinen Erfahrung so sehr entfernten Schlüssen bringt. Dieser Regel zu Folge können wir uns nicht enthalten, ungeachtet aller der Scharfsinnigkeit, die wir in diesem Versuche entdecken, zu vermuthen, daß Herr Hume in seinem Nachdenken sich verirret habe. Und wann ich mich nicht gänzlich betrüge, so hat ihn der Satz: **daß man keine Kraft denken könne, wenn man sich nicht zugleich die Art und Weise ihrer Wirkung deutlich vorstelle**, in den Irrthum geführet. Daß er diesen Grundsatz zum Leitfaden angenommen habe, erhellet deutlich

nicht nur aus der Art, wie er die meisten Fälle, wo man eine Kraft anzutreffen vermeynet, beurtheilet hat, sondern auch daher, daß er Kraft und **nothwendige Verbindung**, (nämlich der **Ursache und Wirkung**) für einerley hält.

Lasset uns also zuerst untersuchen, ob wir ohne diesen Grundsatz den Ursprung des Begriffs, den man mit dem Worte Kraft bezeichnet hat, entdecken können. Wir erfahren, daß beständige Veränderungen in der Natur vorgehen, und können keinen einzigen Augenblick angeben, in welchem der Zustand der Welt unverändert bliebe. Jede Veränderung bringt einen neuen Zustand hervor, der von dem vorhergehenden unterschieden ist. Der gegenwärtige Zustand ist keine nothwendige Folge des vorhergehenden. Denn es wäre nicht widersprechend, daß alles in dem nächst vorhergehenden Zustande geblieben wäre. Wenn sich also dieser Zustand in einen neuen abändert, so muß außer dem veränderlichen Zustande noch etwas da seyn, welches zu dem gegenwärtigen Zustande hinzu kömmt, und seine Abänderung verursachet. Wenn also die Abänderung immer anhaltend ist, so muß etwas Beständiges entweder in oder außer der veränderten Sache seyn, welches die Veränderung wirkt, und dieses Beständige ist das, was wir mit dem Worte **Kraft** belegen.

Es dünkt mich also sehr klar zu seyn, daß das Wort Kraft einen wirklichen Sinn hat, und daß der Geist bey Anhörung desselben allemal etwas denken kann. Wenn man z. E. von der Triebkraft

einer

einer Uhr redet, so versteht jedermann etwas, das von dem veränderlichen Zustande der Uhr unterschieden und beständig ist, und das die Veränderung des Zustandes in der Uhr hervorbringt. Es ist also kaum abzusehen, wie unser Verfasser das Wort Kraft für einen leeren Ton halten kann. Denn wenn wir gleich nicht wissen, daß die Kraft der Uhr ein Gewicht, oder eine Spannfeder ist, und wir also von der Art der Wirkung nicht die geringste Vorstellung haben: so müssen wir doch annehmen, daß die gehende Uhr von einer beständig wirkenden Sache, welche sie immer seyn mag, getrieben werde.

Es ist nicht leichte zu sehen, was den Verfasser mag verleitet haben, die Wirklichkeit der Kräfte in Zweifel zu ziehen. Denn es dünkt mich offenbar, daß die von ihm angeführte Beobachtungen höchstens beweisen, daß wir nur die Art und Weise, wie eine Kraft etwas hervorbringt nicht deutlich vorstellen können. So wenig aber daraus, daß wir uns die Art und Weise wie etwa ein Kunststück verfertiget worden, nicht vorstellen können, folget, daß es durch keine Art von Wirkung hervorgebracht worden, eben so wenig sind wir berechtiget, anhaltende Kräfte in der Natur zu leugnen, weil wir die Art ihrer Wirkung nicht einsehen. Das Wesen der Körper ist von dem, was uns die Sinnen von ihnen erkennen läßt, so sehr weit entfernt, daß wir ihre ursprüngliche Kräfte uns durch keinerley Art von sinnlicher Vorstellung können begreiflich machen.

Wenn also Herr Hume bloß dieses sagen wollte, daß wir das Wesen der ursprünglichen Kräfte in der Natur nicht einsehen, und daß wir uns davon keine sinnliche Vorstellung machen können, so geben wir ihm unsern völligen Beyfall hierinn. Aber wir können ihm deswegen keinesweges verstatten, das Wort Kraft für einen bloßen Ton zu halten, so wenig als wir zugeben könnten, daß die Worte Farben, Geruch, Geschmack u. s. f. von denen wir keine Worterklärungen haben, bloße Tone seyn.

Es ist aber auch nicht allerdings wahr, daß wir, wie Herr Hume vermeynt, in keinem einzigen Falle eine nothwendige Verbindung einsehen. Wann wir es von ursprünglichen Kräften nicht können, so können wirs doch von hergeleiteten. Die Bestimmungen der Bewegung eines oder mehrerer Körper, die wir aus den bekannten Gesetzen der Bewegung herleiten, wird niemals betrügen, wenn nur in der Rechnung kein Fehler ist, und man kann den Erfolg allemal auf das genaueste vorher sagen. Wie könnte man das, in noch niemals geschehenen Dingen, wenn nicht eine nothwendige Verbindung zwischen Kraft und Wirkung wäre? Wenn ein Körper von dem Boden eines Gefäßes, das voll Wasser ist, soll herausgenommen werden, so ists schlechterdings nothwendig, daß einige Theile des Wassers in Bewegung gesetzet werden. Dieses sehen wir ein, wenn wir gleich gar nicht wüßten, wie ein Körper von dem andern kann bewegt werden. Es ist also in kör-

körperlichen Dingen eine wirkliche Nothwendigkeit in Abſicht auf Urſach und Wirkung anzutreffen. Und die Erkenntniß dieſer Nothwendigkeit iſt eben der Grund der Gewißheit der Schlüſſe, die wir über ſolche Materien machen.

Die Kräfte der Seelen oder der Geiſter ſind uns noch etwas genauer bekannt, als die Kräfte der Körper. Denn wir empfinden es, daß ein unaufhörlich wirkender Trieb in uns iſt, der uns keinen Augenblick eine völlige Ruhe verſtattet. Dieſer Trieb bringt eine unterbrochene Folge von Begriffen hervor. Wenn wir uns noch ſo ſehr vorſetzen wollten, eine Zeit lang alle Vorſtellung aus der Seele zu verbannen, ſo erfahren wir wider unſern Willen, daß ſie immer in einem fort, als die Waſſer aus einer Quelle, ſich folgen. Wie könnte dieſes ſeyn, wenn nicht etwas in der Seele wäre, das beſtändig wirkt? Warum ſollten wir unſere Wirkſamkeit nicht ſo lange es uns beliebt einſtellen können, wenn gar nichts da wäre, das uns zum Wirken durch eine Nothwendigkeit treibt? Es iſt alſo eine wirkende Kraft in dem Geiſt, der ihm das Denken nothwendig mache.

Und an dieſer Kraft können wir eine nothwendige Verbindung mit der Wirkung in einem noch ſtärkern Grade der Deutlichkeit erkennen. Aus Betrachtung derſelben Kraft, kann man, ſo wie Herr Hume es verlangt, a priori, ſagen, was für Gegenſtände dem Gemüthe Vergnügen, und welche

welche ihm Misvergnügen erwecken werden *. Wenn wir einem verständigen Menschen gewisse Begriffe vorlegen, so können wir allemal a priori vorher sagen, was in seinem Gemüthe darauf folgen wird. Wenn er die Vordersätze eines Schlusses deutlich gedacht hat, so wird es ihm unmöglich seyn, sich zu enthalten, den Hintersatz daraus zu ziehen. Einem Tonspieler, der ein Stück bis mitten in eine Dissonanz angehöret hat, wird es ganz unmöglich fallen, an etwas anders zu denken, bis die Dissonanz aufgelöset ist. Und eben so wird es einem Mahler niemals möglich seyn, einen schönen, aber nur halb geendigten Zug in einer Zeichnung, anzusehen, ohne ihn in Gedanken völlig auszuziehen. Alles dieses sind nothwendige Wirkungen einer Kraft, die wir in uns fühlen, und welcher wir uns vergeblich widersetzen würden.

Diese ganz nothwendige Verbindung der Vorstellungskraft unserer Seele und ihrer Wirkungen, ist das einzige wahre Fundament der Regeln des Geschmacks, des Schönen und Guten, welche ohne diese Nothwendigkeit bloß zufällig und veränderlich seyn würden. Nur diejenigen Weltweisen,

* Hievon habe ich eine Probe in den Memoires der königl. Akademie zu Berlin gegeben, wo aber noch sehr vieles mangelhaft vorgetragen worden. Ich hoffe diese Sache in einem weitläuftigern Werke in ein solches Licht zu setzen, das wenigstens wegen der Hauptsache, keiner Dunkelheit mehr wird Raum lassen.

weisen, welche die Vorstellungskraft der Seele kennen, und ihre nothwendige Wirkung einsehen, wissen, daß der Geschmack und die moralischen Empfindungen, weder von Gewohnheit, noch von Erziehung und Vorurtheil, herkommen: sondern eine nothwendige Folge jener Kraft sind.

Unser Verfasser gesteht selbst in dem nächstfolgenden Versuche, daß man ein gewisses Betragen, gewisse Entschliessungen und Handlungen der Menschen aus der Erkenntniß ihres Charakters mit völliger Gewißheit erwarten könne. Wenn ihr mit einem Freunde, dessen sanftmüthiges und liebreiches Herz und dessen Zärtlichkeit gegen euch bekannt ist, alleine seyd, so sehet ihr mit einer völligen Ruhigkeit tödtende Waffen in seinen Händen. Es wird euch gar nicht einfallen, daß er euch damit des Lebens berauben werde, und ihr seyd deshalb eben so sicher, als wenn ihr die im aller vollkommensten Sinn genommene Unmöglichkeit desselben einsähet. Woher kommt nun diese Zuversicht? Herr Hume antwortet: Wir seyn gewohnt von einem liebreichen Gemüthe nur liebreiche Entschliessungen zu sehen, und können also auch in diesem Fall keine andere erwarten. Aber warum können wirs nicht? Was zwingt uns denn zum Gegentheile? Es muß nothwendig außer der Erinnerung des Vergangenen noch etwas da seyn, das die gegenwärtige Vorstellung wirket. Man kann noch sagen, daß die Erinnerung des Vergangenen uns auf die Vorstellung bringe; es müsse in einem liebreichen Gemüthe

kein

kein Grund zu gewaltthätigen Handlungen seyn, weil noch niemals keine daraus entstanden sind. Aber auf diese Weise erkennet man, daß, wenn ein Grund da wäre, alsdenn die Sache entstehen, und nothwendig entstehen würde. Auf welche Weise wir immer die Sache überlegen, so werden wir allemal am Ende finden, daß die in unserm Freunde vorausgesetzte oder erkannte Gemüthsbeschaffenheit friedliche und wohlthätige Entschliessungen und Handlungen ganz nothwendig hervorbringe, und daß es eben so unmöglich sey, daß aus gewissen liebreichen Gesinnungen der Seele, gewaltthätige Entschliessungen entspringen sollten, als es unmöglich ist, daß durch die gerade Richtung eines Federzuges eine krumme Linie kann beschrieben werden. Es ist demnach in den Folgen unserer Entschliessungen aus den ihnen vorhergehenden Vorstellungen eine eben so starke Nothwendigkeit, als in den Schlüssen aus den vorhergegangenen Sätzen. Und eine Logik der Empfindungen und Entschliessungen, wäre eine eben so gewisse Sache, als die Logik der Schlüsse ist.

* *

Achter Verſuch,

von der

Freyheit und Nothwendigkeit.

Man könnte vernünftiger Weiſe erwarten, daß in Fragen, welche man ſchon, ſeit dem erſten Urſprunge der Wiſſenſchaft und Weltweisheit, genau unterſuchet, und worüber man mit großem Eifer geſtritten hat, die Streitenden wenigſtens in dem Verſtand aller Wörter übereingekommen wären, und daß wir, nach einem Verlaufe von zweytauſend Jahren, im Stande ſeyn würden, in unſern Unterſuchungen von den Wörtern zu dem wahren und eigentlichen Vorwurfe der Streitfrage fortzuſchreiten. Denn wie leicht mag es nicht ſcheinen, von allen in den Vernunftſchlüſſen gebrauchten Wörtern genaue Erklärungen zu geben, und dieſe Erklärungen, nicht aber den bloßen Schall der Worte, zu dem Gegenſtande unſerer künftigen Unterſuchung, Ueberzeugung und Sicherheit zu machen? Allein, wenn wir die Sache etwas genauer betrachten: So werden wir füglich einen ganz entgegen geſetzten Schluß ziehen können. Aus dem Umſtande allein, daß eine Streitfrage lange gewaltet, und doch

doch noch unentschieden bleibet, können wir vermuthen, daß einige Zweydeutigkeit in dem Ausdrucke ist, und daß die Streitenden verschiedene Begriffe mit denen in der streitigen Frage gebrauchten Wörtern verbinden. Denn da man voraus setzet, daß die Fähigkeiten und Kräfte der Seele bey allen Menschen natürlicher Weise gleichförmig seyn; weil sonst nichts fruchtloser seyn könnte, als mit einander Betrachtungen oder Untersuchungen anzustellen: So wäre es unmöglich, daß sie so lange verschiedene Meynungen von dem gleichen Vorwurfe haben könnten, wenn alle einerley Begriffe mit ihren Wörtern verbänden; vornehmlich, wenn sie ihre Einsichten einander mittheilen, und eine jede Partey dieselben auf alle Seiten wendet, um die Beweisthümer zu suchen, welche ihr den Sieg über ihre Gegner verschaffen könnte. Es ist wahr; wenn sie sich an die Entscheidung solcher Fragen wagen, die gänzlich über dem Bezirke der menschlichen Fähigkeit liegen, als solche, welche den Ursprung der Welten, oder die Beschaffenheit der Geisterwelt, betreffen: so können sie mit ihren fruchtlosen Streitigkeiten lange in die Luft schlagen, ohne jemals zu irgend einigem bestimmten Schlusse zu gelangen. Aber wenn die Frage irgend einen Vorwurf aus dem gemeinen Leben und aus der Erfahrung angeht: so sollte man denken nichts könnte den Streit so lange unentschieden lassen, als einige zweydeutige Ausdrückungen, welche die beyderseitigen Gegner in

in einer gewiſſen Weite von einander halten, und ſie hindern, einander die Hände zu reichen.

Dieſes iſt der Fall in der ſo lange beſtrittenen Frage in Anſehung der Freyheit und Nothwendigkeit geweſen; und zwar bis auf einen ſo merkwürdigen Grad, daß wir, wenn ich mich nicht ſehr betrüge, finden werden, daß alle Menſchen, ſowohl Gelehrte, als Ungelehrte, in Abſicht auf dieſen Vorwurf, allezeit von einerley Meynung geweſen ſind, und daß einige wenige deutliche und verſtändliche Erklärungen dieſem ganzen Streite ſo gleich ein Ende gemacht haben würden. Ich geſtehe, daß dieſer Streit auf allen Seiten ſo weit getrieben worden, und die Weltweiſen in einen ſolchen Labyrinth von dunkeln und betrüglichen Schlüſſen verleitet hat, daß es kein Wunder iſt, wenn ein Leſer von einem empfindlichen und feinen Geſchmacke ſeiner Gemächlichkeit ſo weit nachhängt, daß er bey dem bloßen Vorſchlage einer ſolchen Frage, von welcher er weder Unterricht, noch Beluſtigung erwarten kann, ein taubes Ohr hat. Aber die Art, wie dieſe Materie hier vorgeſtellet wird, kann vielleicht dienen, ſeine Aufmerkſamkeit zu erneuern. Da ſie mehr Neues hat, ſo verſpricht ſie wenigſtens einige Entſcheidung dieſer Streitfrage, und wird ſeine Ruhe und Gemächlichkeit durch keine verworrene oder dunkele Vernunftſchlüſſe ſtören.

Ich hoffe alſo, deutlich zu machen, daß alle Menſchen in den Lehren, beydes von der Nothwendigkeit und Freyheit jederzeit überein geſtim-

met, in ſo fern man dieſen Ausdrücken nur einigen vernünftigen Sinn geben kann; und daß die ganze Streitigkeit bishero einzig und allein in Worten beſtanden. Wir wollen mit der Unterſuchung der Lehre von der Nothwendigkeit den Anfang machen.

Man giebt überall zu, daß die Materie in allen ihren Wirkungen; durch eine nothwendige Kraft getrieben wird, und daß eine jede Wirkung durch die Natur und Kraft ihrer Urſache ſo genau beſtimmet iſt, daß unter ſolchen beſondern Umſtänden unmöglich ein anderer Erfolg, von der Wirkungskraft (Operation) dieſer Urſache hätte herrühren können. Der Grad und die Richtung einer jeden Bewegung wird durch die Geſetze der Natur mit ſolcher Genauigkeit beſtimmet, daß eben ſo leicht ein lebendiges Geſchöpf aus dem Stoße zweyer Körper entſtehen könnte, als eine Bewegung in einem andern Grade oder in einer andern Richtung, als die iſt, wirklich durch denſelben herfür gebracht wird. Wenn wir uns demnach einen richtigen und genau beſtimmten Begriff von der Nothwendigkeit machen wollen: ſo müſſen wir betrachten, woher dieſer Begriff in Anſehung der körperlichen Veränderungen entſtehe.

Wenn alle Veränderungen auf der Schaubühne der Natur auf eine ſolche Weiſe vorgiengen, daß niemals zwo Begebenheiten einige Gleichheit mit einander hätten, ſondern ein jeder Gegenſtand gänzlich neu wäre, ohne einige Aehnlichkeit mit irgend etwas, das zuvor geſehen worden,

zu

zu haben: so scheint es klar, daß wir in diesem Falle niemals den geringsten Begriff von der Nothwendigkeit oder von einer Verknüpfung zwischen diesen Gegenständen erlanget haben würden. Bey einer solchen Voraussetzung könnten wir sagen, daß eine Sache oder Begebenheit auf die andere gefolget, aber nicht, daß die eine von der andern hervorgebracht worden sey. Die Beziehung der Ursache und der Wirkung müßte den Menschen ganz unbekannt seyn. Folgerungen und Vernunftschlüsse in Ansehung der Wirkungen der Natur wären von diesem Augenblicke an zu Ende; und das Gedächtniß und die Sinne würden, die einzigen Canäle, übrig bleiben, durch welche die Erkenntniß von irgend einigem wirklich bestehenden Dinge den Zugang zu unserm Gemüthe haben könnte. Demnach entsteht unser Begriff von der Nothwendigkeit und von der Beziehung der Ursache und der Wirkung gänzlich aus der Gleichförmigkeit, die man in den Wirkungen der Natur bemerken kann; wo gleichartige Gegenstände beständig mit einander vereiniget sind, und das Gemüthe durch die Gewohnheit bestimmet wird, aus der Erscheinung des einen auf den andern zu schlüßen. Diese beyde Umstände machen die ganze Nothwendigkeit aus, welche wir der Materie zuschreiben. Außer der beständigen Verbindung der Gegenstände, und dem daraus folgenden Schlusse von dem einen auf den andern, haben wir keinen Begriff von irgend einer Nothwendigkeit oder Verknüpfung.

Wenn nun erhellet, daß alle Menſchen ohne einigen Zweifel und ohne alles Bedenken jederzeit zugeſtanden haben, daß dieſe zwey Umſtände in den freywilligen Handlungen der Menſchen und in den Wirkungen des Gemüths ſtatt finden: So muß folgen, daß alle Menſchen immer in der Lehre von der Nothwendigkeit mit einander übereins gekommen ſeyn, und daß ſie bishero nur geſtritten, weil ſie einander ſelbſt nicht verſtanden haben.

Was den erſten Umſtand betrifft, nämlich die beſtändige und regelmäßige Verbindung gleichartiger Erfolge: ſo können wir vielleicht durch folgende Betrachtungen uns ſelbſt ein Genüge thun. Man geſteht durchgehends, daß unter den Handlungen der Menſchen in allen Nationen und Zeitaltern ſich eine große Gleichförmigkeit findet, und daß die menſchliche Natur in ihren Grundquellen, Grundſätzen und Wirkungen noch ſtets eben dieſelbe bleibe. Eben dieſelben Bewegungsgründe bringen allezeit eben dieſelben Handlungen hervor: Eben dieſelben Erfolge entſtehen aus eben denſelben Urſachen. Ehrſucht, Geiz, Selbſtliebe, Eitelkeit, Freundſchaft, Großmuth, Liebe und Eifer für das gemeine Beſte, dieſe, in verſchiedenen Graden gemiſchte, und durch die Geſellſchaft verbreitete Leidenſchaften ſind, vom Anfange der Welt her, die Quellen aller Handlungen und Unternehmungen geweſen, die man je unter den Menſchen wahrgenommen, und ſie ſind es auch noch ſtets. Wollet ihr die Geſinnungen,

die

die Neigungen, und den gemeinen Lebenslauf der Griechen und der Römer kennen? Ihr dürfet nur die Gemüthsarten und Handlungen der Franzosen und Engelländer recht ausstudieren. Ihr könnet euch nicht sonderbar betrügen, wenn ihr die meisten von den Anmerkungen, die ihr in der Absicht auf die letztern gemacht, auf die erstern ziehet. Die Menschen sind in allen Zeiten und Orten so sehr eben dieselben, daß uns die Geschichte in diesem besondern Puncte von nichts neuem oder ungewohntem unterrichtet. Der hauptsächlichste Nutze derselben bestehet nur allein darinn, daß sie uns die beständigen und allgemeinen Grundsätze der menschlichen Natur entdecket, indem sie uns die Menschen in allen den mannigfaltigen Verschiedenheiten der Umstände und Stellungen zeiget, und uns mit dem Stoffe versieht, woraus wir unsere Beobachtungen herleiten, und uns die regelmäßigen Triebfedern des Verhaltens und Betragens der Menschen bekannt machen können. Diese Urkunde von Kriegen, listigen Ränken und Anschlägen, Aufrühren und Staatsveränderungen sind eben so viele Sammlungen von Erfahrungen, durch welche der Staatskluge oder der sittliche Weltweise die Grundsätze seiner Wissenschaft fest setzet, auf eben dieselbe Weise, wie der Arzt oder der Naturforscher mit der Natur der Pflanzen, der Mineralien, und anderer äusserlicher Gegenstände durch die Versuche bekannt wird, die er mit denselben anstellet. Nun aber sind die Erde, das Wasser, und andere Elemente,

die vom Aristoteles und Hippokrates untersuchet worden, denjenigen, welche uns itzo zu unserer Beobachtung vor Augen liegen, nicht ähnlicher, als die vom Polybius und Tacitus beschriebene Menschen, denjenigen, welche gegenwärtig die Welt beherrschen.

Wenn ein aus fernen Ländern zurückkehrender Reisender uns Nachricht von Menschen brächte, die von allen denjenigen, mit denen wir jemals bekannt geworden, ganz und gar unterschieden wären; von Menschen, die vom Geize, von der Ehrsucht oder Rachbegierde gänzlich entblößet wären; die kein anders Vergnügen kenneten, als Freundschaft, Großmuth, und edle Gesinnungen für das gemeine Beste: so würden wir aus diesen Umständen selbst die Falschheit unmittelbar entdecken, und ihn, als einen Lügner, überweisen, mit eben derselben Gewißheit, als wenn er seine Erzählung mit Mährgen von Centauren und Drachen, von Wundern und Wunderzeichen ausgestopfet hätte. Und wenn wir irgend eine Erdichtung in der Geschichte mit Verlachung verwerfen wollen: so können wir uns keines überzeugenderen Grundes bedienen, als wenn wir darthun, daß die irgend einer Person zugeschriebenen Handlungen dem Laufe der Natur gerade entgegen sind, und daß, in solchen Umständen, keine menschliche Bewegungsgründe dieselbe je zu einem solchen Verhalten verleiten könnten. Die Wahrheitsliebe des Quintus Curtius ist eben so verdächtig, wenn er die übernatürliche Herzhaftigkeit des

Alexan-

Alexanders beschreibt, durch welche er mit Ungestüme hingerissen worden, einzeln ganze Schaaren anzugreifen, als wenn er natürliche Stärke und Hurtigkeit beschreibt, welche ihn vermögend gemacht, denselben zu widerstehen. So lang und so durchgehends erkennen wir eine Gleichförmigkeit eben sowol in den menschlichen Bewegungsgründen und Handlungen, als in den Wirkungen der Körper.

Daher fließt ebenfalls der Nutze der durch ein langes Leben, und durch eine mannigfaltige Verschiedenheit der Geschäfte und der Gesellschaft erworbenen Erfahrung, die uns von den Grundsätzen der menschlichen Natur eben sowol unterrichten, und unsere künftige Aufführung eben sowol leiten kann, als eine tiefsinnige Betrachtung. Vermittelst dieses Wegweisers steigen wir von den Handlungen, von den Ausdrückungen, ja so gar von den Geberden der Menschen zur Erkenntniß ihrer Neigungen und ihrer Bewegungsgründe hinauf; und von der Erkenntniß ihrer Bewegungsgründe und Neigungen steigen wir hinwiederum zu der Auslegung ihrer Handlungen herab. Diese, durch eine lange Uebung und Erfahrung, zusammen gesammlete Anmerkungen und Beobachtungen geben uns den Leitfaden zu der menschlichen Natur, und lehren uns alle Labyrinthe und Verwirrungen derselben auflösen. Aeußerlicher Anschein und Vorwände betriegen uns nicht länger. Oeffentliche Erklärungen werden bloß für Farben gehalten, den Sachen einigen Schein zu

geben. Und ob man schon der Tugend und der Ehre ihr eigentliches Gewicht und Ansehen zugesteht: so erwartet man doch niemals vom grossen Haufen und von den Partenen die so oft vorgeschützte vollkommene Uneigennützigkeit, selten von ihren Führern; und auch selbst kaum von einzeln Personen von einigem Range und Stande. Wenn aber keine Gleichförmigkeit in den menschlichen Handlungen wäre, wenn ein jeder Versuch, den wir in dieser Art machen könnten, unregelmäßig und wider die Gleichförmigkeit wäre: so wäre es unmöglich, in Ansehung der Menschen einige allgemeine Beobachtungen zu sammlen; und keine Erfahrung, so genau sie auch durch Nachdenken und Ueberlegung in Ordnung gebracht worden, würde je zu einigem Nutzen dienen. Warum ist ein alter Hauswirth in seinem Berufe geschickter, denn ein junger Anfänger, als bloß deswegen, weil in der Wirkung der Sonne, des Regens und der Erde, zur Hervorbringung der Pflanzen, eine gewisse Gleichförmigkeit zu finden ist, und weil die Erfahrung denenjenigen, der eine lange Uebung hat, die Regeln lehret, nach welchen diese Wirkungskraft regieret und geleitet wird.

Doch müssen wir nicht erwarten, daß diese Gleichförmigkeit in den menschlichen Handlungen so weit getrieben worden sollte, daß alle Menschen, in eben denselben Umständen, allezeit genau auf eben dieselbe Weise handeln würden, ohne einige Nachsicht für die Verschiedenheit der Charaktere,

der

der Vorurtheile und der Meynungen. In keinem Theile der Natur findet sich eine solche Einförmigkeit in einem jeden besondern Stücke. Im Gegentheile; durch die Beobachtung der mannigfaltigen Verschiedenheit in der Aufführung und in dem Betragen bey verschiedenen Menschen werden wir fähig gemacht, eine größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Regeln und Vorschriften der Aufführung zu bilden, welche noch stets einen Grad der Gleichförmigkeit und der Regelmäßigkeit voraussetzen.

Sind die Sitten der Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Ländern verschieden? so lernen wir daraus die große Gewalt der Gewohnheit und Erziehung, welche das menschliche Gemüthe von Kindheit an in eine gewisse Form schmelzet, und dasselbe zu einem standhaften und festgesetzten Charakter bildet. Ist das Verhalten und Betragen des einen Geschlechtes des andern seinem ganz ungleich? Daraus werden wir mit den verschiedenen Charaktern bekannt, welche die Natur den beyden Geschlechten eingepräget hat, und welche sie allezeit mit Beständigkeit und Regelmäßigkeit bewahret. Sind die Handlungen einer und eben derselben Person in den verschiedenen Zeitläuften ihres Lebens, von der Kindheit an bis in das hohe Alter, gar von einander unterschieden? Dieses giebt uns manche allgemeine Beobachtungen an die Hand, in Ansehung der allmähligen Veränderung unserer Empfindungen, Neigungen und Gesinnungen, und der verschiedenen Grundregeln,

welche in den verschiedenen Altern menschlicher Geschöpfe die Oberhand haben. Selbst diejenige Charaktere, welche einer jeden einzeln Person eigen sind, haben eine Beständigkeit und Gleichförmigkeit in ihrem Einflusse; sonst könnte unsere Bekanntschaft und unser Umgang mit den Personen, und unsere Beobachtung ihrer Aufführung uns niemals ihre Gemüthsbeschaffenheiten lehren, noch unser Verhalten in Absicht auf dieselben zur Richtschnur dienen.

Ich räume ein, daß es möglich ist, gewisse Handlungen zu finden, welche gar keine regelmäßige oder gleichförmige Verknüpfung mit irgend einigen bekannten Bewegungsgründen zu haben scheinen, und welche Ausnahmen von allen Maaßregeln des Verhaltens sind, die jemals, um die Menschen zu regieren, festgesetzet worden. Aber wenn wir gerne wissen wollen, was für ein Urtheil man von solchen unregelmäßigen und außerordentlichen Handlungen fällen soll: so mögen wir die Meynungen betrachten, die man insgemein in Ansehung derjenigen unregelmäßigen Begebenheiten hegt, welche in dem Laufe der Natur, und in den Wirkungen äußerlicher Gegenstände sich zeigen. Nicht alle Ursachen sind mit ihren gewöhnlichen Wirkungen mit gleicher Beständigkeit und Gleichförmigkeit verbunden. Ein Künstler, welcher allein mit todter Materie umgeht, kann seines Ziels und Endzweckes eben sowol verfehlen, als der Staatsmann, welcher das Verhalten solcher

cher thätigen Wesen regieret, die mit Empfindung und Verstand begabet sind.

Der gemeine Mann, welcher die Dinge nach ihrem ersten Scheine fasset, schreibt die Ungewißheit der Begebenheiten einer solchen Ungewißheit in den Ursachen zu, welche seiner Meynung nach sie oft ihres gewöhnlichen Einflusses verfehlen macht, ob sie schon in ihrer Wirkungskraft weder Hinderniß noch Widerstand antreffen. Aber die Weltweisen, welche bemerken, daß beynahe in jedem Theile der Natur eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Triebfedern und Grundquellen enthalten ist, welche entweder wegen ihrer subtilen Kleinheit, oder wegen ihrer Entfernung verborgen sind, finden, daß es wenigstens möglich sey, daß dieser widrige Erfolg nicht aus irgend einer Zufälligkeit in der Ursache, sondern aus der geheimen Wirkungskraft entgegen gesetzter Ursachen herrühre. Diese Möglichkeit wird durch die fernere Beobachtung in Gewißheit verwandelt, wenn sie bemerken, daß bey einer genauen Untersuchung entgegen gesetzte Wirkungen allezeit entgegen gesetzte Ursachen verrathen, und von ihrer gegenseitigen Hinderniß und Widerstehung herkommen. Von dem Stillestehen einer Schlaguhr kann ein Bauer keinen bessern Grund geben, als daß er sagt, sie pflege nicht recht zu gehen: aber ein Künstler begreift leicht, daß eben dieselbe Kraft in der Feder oder in der Unruhe allezeit den gleichen Einfluß auf die Räder hat: aber ihrer gewöhnlichen Wirkung verfehlet, vielleicht wegen eines Körn-

gen

gen Staubes, welches die ganze Bewegung der Maschine hemmet. Aus der Beobachtung verschiedener gleichförmiger Exempel machen die Weltweisen eine Grundregel, daß die Verknüpfung zwischen allen Ursachen und Wirkungen gleich nothwendig sey, und daß die anscheinende Ungewißheit derselben in einigen Beyspielen von dem verborgenen Widerstande entgegen gesetzter Ursachen entspringe.

Also, zum Exempel, wenn in dem menschlichen Körper die gewöhnlichen Zufälle der Gesundheit oder Krankheit unsere Erwartungen betriegen; wenn die Arztneymittel nicht mit ihren gewöhnlichen Kräften wirken; wenn unregelmäßige Vorfälle aus irgend einigen besondern Ursachen folgen: so sind die Weltweisen und Aerzte darüber nicht bestürzt, noch werden sie dadurch in Versuchung geführet, überhaupt die Nothwendigkeit und Gleichförmigkeit derjenigen Grundsätze zu läugnen, nach welchen die Einrichtung der zum Leben gehörigen Bewegungen bestimmet wird. Sie wissen, daß der menschliche Körper eine höchstzusammen gesetzte Maschine ist; daß manche geheime Kräfte in derselben versteckt liegen, die ganz und gar über unsern Begriff sind, daß sie uns in ihren Wirkungen oft ganz ungewiß scheinen muß: und daß deswegen die unregelmäßigen Zufälle, die sich selbst von außen entdecken, keine Beweise seyn können, daß die Gesetze der Natur in ihren innwendigen Wirkungen und in ihrer innerlichen

nerlichen Einrichtung nicht mit der größten Genauheit und Regelmäßigkeit beobachtet werden.

Der Weltweise, wenn er sich selbst nicht widersprechen will, muß eben dieselben Vernunftschlüsse auf die Handlungen und auf den Willen verständiger thätiger Wesen anwenden. Von den unregelmäßigsten und unerwartetsten Entschließungen können diejenigen oft Rechenschaft geben, welche einen jeden besondern Umstand ihres Charakters und ihrer Umstände wissen. Eine Person von einer verbindlichen Gemüthsart giebt eine mürrische Antwort; aber sie fühlet Zahnschmerzen, oder hat noch nicht zu Mittage gespeiset. Ein dummer Kerl entdecket eine ungewohnte muntere Fröhlichkeit in seinem Betragen: aber es ist ihm unvermuthet ein großes Glück zugestoßen. Oder wenn auch schon, wie es sich bisweilen zuträgt, weder die Person selbst, noch andere, von einer Handlung insbesondere Rechenschaft geben können: so wissen wir überhaupt, daß die Charaktere der Menschen, bis auf einen gewissen Grad unbeständig und unregelmäßig sind. Diese ist gewisser Maaßen der beständige Charakter der menschlichen Natur, wiewol er ganz besonders gewissen Personen zugeschrieben werden kann, die keine fest gesetzte und bestimmte Regeln für ihre Aufführung haben, sondern in einem ununterbrochenen Laufe eines wunderlichen Eigensinnes und des Unbestandes fortgehen. Die innerlichen Grundsätze und Bewegungsgründe können, ungeachtet dieser anscheinenden Unregelmäßigkeiten, dennoch auf eine gleichförmige

förmige Art wirken; eben so, wie man voraus se-
tzet, daß Winde, Regen, Wolken und andere Ver-
änderungen des Wetters nach festen und beständi-
gen Grundsätzen regieret werden; ob sie sich
gleich durch die Scharfsinnigkeit und Nachfor-
schung der Menschen nicht leicht entdecken lassen.

Es erhellet also nicht allein, daß die Verbin-
dung zwischen den Bewegungsgründen und den
freywilligen Handlungen eben so regelmäßig und
gleichförmig ist, als die zwischen der Ursache und
Wirkung in irgend einigem Theile der Natur;
sondern auch, daß diese regelmäßige Verbindung
durchgehends unter den Menschen zugestanden
worden, und niemals, weder in der Weltweis-
heit, noch in dem gemeinen Leben, der Vorwurf
einiger Streitigkeit gewesen ist. Wie wir nun
aus der vergangenen Erfahrung alle Folgerungen
in Ansehung des Künftigen ziehen, und wie wir
schließen, daß Gegenstände allezeit mit einander
verbunden seyn werden, weil wir finden, daß sie
allezeit verbunden gewesen: so möchte es überflüßig
scheinen, zu zeigen, daß diese durch die Erfahrung
bestätigte Gleichförmigkeit in den menschlichen
Handlungen die Quelle aller Folgerungen ist, die
wir in Ansehung derselben machen. Doch, um
den Beweisthum in eine größere Mannigfaltig-
keit des Lichts zu setzen, wollen wir auch, wiewol
kürzlich, diese letztere Gattung der Gründe an-
führen.

Die wechselseitige Abhänglichkeit der Menschen
in allen Gesellschaften ist so groß, daß kaum ir-
gend

gend einige menschliche Handlung an ihr selbst gänzlich vollständig ist. Sie kann niemals ohne eine gewisse Beziehung auf die Handlung anderer Menschen vollzogen werden: denn diese sind es, welche machen, daß die Handlung der Absicht der handelnden Person völlig gemäß ist. Der ärmste Arbeiter, der allein die Erde bauet, erwartet wenigstens den Schutz der Obrigkeit, um ihm den Genuß der Früchte seiner Arbeit zu versichern. Wenn er seine Feldfrüchte auf den Markt führet, und um einen billigen Preiß anbiethet: so erwartet er auch, daß er Käufer finden werde, und daß er vermittelst des Geldes, welches er bekömmt, vermögend seyn werde, andere zu verpflichten, ihn mit denjenigen Bequemlichkeiten zu versehen, die zu seinem Unterhalte nöthig sind. In eben dem Ebenmaaße, als die Handlungen der Menschen sich weiter erstrecken, und ihr Handel und Wandel mit andern zusammen gesetzter ist, begreifen sie auch in dem Grundrisse und Entwurfe ihres Lebens eine größere Mannigfaltigkeit von freywilligen Handlungen, welche sie aus tüchtigen Bewegungsgründen erwarten, um mit den ihrigen mitzuwirken. In allen diesen Schlüssen und Folgerungen nehmen sie ihre Maaßregeln von der vergangenen Erfahrung her, auf gleiche Weise, wie in ihren Vernunftschlüssen in Ansehung äußerlicher Gegenstände; und sie glauben fest, daß die Menschen eben sowol, als die Elemente, in ihren Wirkungen stets eben dieselben bleiben werden, so wie sie dieselben jederzeit gefunden. Ein Fabrikant zählet auf die

Arbeit

Arbeit seiner Bedienten, zur Verfertigung der Waare, eben so sehr, als auf die Werkzeuge, die er gebrauchet, und er würde in dem einen Falle eben so sehr bestürzt seyn, wenn er in seinen Erwartungen betrogen würde, als in dem andern. Kurz, diese aus der Erfahrung herfließende Folgerungen und Vernunftschlüsse in Ansehung der Handlungen anderer mischen sich so sehr in das menschliche Leben ein, daß kein Mensch, so lange er wachet, je einen Augenblick denkt oder handelt, ohne sich derselben zu bedienen. Haben wir denn also nicht Grund zu behaupten, daß alle Menschen jederzeit in der Lehre von der Nothwendigkeit, nach der vorhergehenden Erklärung und Erläuterung derselben übereingestimmet?

Auch haben die Weltweisen selbst in diesem Stücke niemals eine andere Meynung geheget, als das gemeine Volk. Denn, nicht zu erwähnen, daß fast eine jede Handlung ihres Lebens dieses voraus setzet: so sind ja eben sehr wenige von den erforschenden Theilen der Gelehrsamkeit, welchen dieselbe nicht wesentlich ist. Was würde aus der Geschichte werden, wenn wir kein Zutrauen zu der Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers hätten, und zwar vermöge der Erfahrung, die wir von den Menschen gehabt haben? Wie könnte die Staatslehre eine Wissenschaft seyn, wenn die Gesetze und Regierungsformen nicht einen gleichförmigen und regelmäßigen Einfluß auf die Gesellschaft hätten? Wo wäre der Grund und das Fundament der Sittenlehre, wenn besondere Charaktere

kein

kein gewisses noch bestimmtes Vermögen hatten, besondere Gesinnungen hervor zu bringen, und wenn diese Gesinnungen keine beständige Wirkung auf die Handlungen hätten? Und unter was für einem Vorwande könnten wir unsere Critik bey irgend einem Dichter oder geistreichen Verfasser gebrauchen, wenn wir keinen Ausspruch thun könnten, daß das Betragen und die Gesinnungen seiner aufgeführten Personen zu solchen Charaktern und in solchen Umständen, entweder natürlich oder unnatürlich seyn? Es scheint demnach beynahe unmöglich sich in eine Wissenschaft oder Handlung von irgend einer Art einzulassen, ohne die Lehre von der Nothwendigkeit, und diese Folgerung aus den Bewegungsgründen auf die freywilligen Handlungen, aus den Charaktern auf die Aufführung zuzugeben.

Und in der That, wenn wir betrachten, wie geschickt die natürliche und sittliche Gewißheit und Deutlichkeit zusammen hängt, und nur eine Kette von Beweisthümern ausmachet: so werden wir kein Bedenken tragen, zu gestehen, daß sie von einerley Natur, und aus einerley Grundsatzen hergeleitet sind. Ein Gefangener, der weder Geld, noch Geldes werth hat, entdecket die Unmöglichkeit seiner Flucht eben sowol aus der Hartnäckigkeit seines Kerkermeisters, als aus den Mauern und eisernen Gittern, mit welchen er umgeben ist, und in allen Versuchen und Unternehmungen für seine Freyheit wählet er lieber, an den Steinen und an dem Eisen seine Kräfte zu probieren, als

an dem unbeweglichen und unbiegsamen Naturelle des Menschen. Eben dieser Gefangene, wenn er auf das Blutgerüste geführet wird, sieht seinen Tod aus der Beständigkeit und Treue seiner Wächter eben so gewiß vorher, als aus der Wirkung des Beils oder des Rades. Sein Gemüthe sinnet immer einer gewissen Reihe von Begriffen nach: die Verweigerung der Soldaten in seine Flucht einzuwilligen; die Handlung des Scharfrichters; die Absonderung des Kopfes von dem Leibe; Bluten, Verzückungen, Tod. Hier ist eine zusammenhangende Kette von natürlichen Ursachen und freywilligen Handlungen: aber das Gemüthe fühlet keinen Unterschied zwischen denselben, wenn es seine Gedanken von einem Gliede dieser Kette zu einem andern wendet: es ist auch von dem künftigen Erfolge und Ausgange nicht weniger gewiß, als wenn derselbe, mit denen dem Gedächtniß oder den Sinnen gegenwärtigen Gegenständen, durch eine Reihe und Folge von Ursachen verknüpfet wäre, die durch dasjenige zusammen gekittet wären, was uns eine physische Nothwendigkeit zu nennen beliebet. Einerley durch die Erfahrung bekannte Vereinigung hat auf das Gemüthe einerley Wirkung, die vereinigten Gegenstände mögen nun Beweguugsgründe, Wirkungen des Willens und Handlungen, oder Figur und Bewegung seyn. Die Namen der Dinge können wir wohl ändern; aber ihre Natur und ihre Wirkungskraft auf den Verstand ändert sich nicht.

Ich

Ich habe oft betrachtet, was doch wohl die Urſache ſeyn möchte, warum alle Menſchen, ob ſie ſchon allezeit ohne Anſtand die Lehre von der Nothwendigkeit in allen ihren Handlungen und Schlüſſen erkennet und zugeſtanden haben, dennoch einen ſolchen Widerwillen entdecken, dieſelben auch mit Worten zu erkennen und zu geſtehen, und in allen Zeiten viel eher eine Neigung ſehen laſſen, die entgegen geſetzte Meynung zu bekennen. Man kann, meines Erachtens, hiervon auf folgende Weiſe Grund geben. Wenn wir die Wirkungskräfte der Körper und die Hervorbringung der Wirkungen von ihren Urſachen betrachten: ſo werden wir finden, daß alle unſere Gemüthsfähigkeiten uns in Erkenntniß von dieſer Beziehung nicht weiter führen können, als ſchlechthin wahrzunehmen, daß beſondere Gegenſtände beſtändig mit einander verbunden ſind; und daß das Gemüthe durch die Gewohnheit hingeriſſen wird, ſo weit zu gehen, daß es wegen der Erſcheinung des einen auch den andern glaubet. Allein, obſchon dieſer Schluß in Anſehung der menſchlichen Unwiſſenheit der Ausſchlag und die Folge der genaueſten Unterſuchung und Prüfung über dieſe Materie iſt: ſo hegen doch die Menſchen ſtets eine Neigung zu glauben, daß ſie in die Kräfte der Natur weiter hinein dringen, und etwas begreifen, welches einer nothwendigen Verknüpfung zwiſchen der Urſache und der Wirkung gleiche. Wenn ſie hinwiederum ihr Nachdenken und ihre Ueberlegungen auf die Wirkungen ihres eigenen Gemüthes wenden, und keine ſolche

Verknüpfung zwiſchen dem Bewegungsgrunde und der Handlung fühlen: ſo ſind ſie geneigt, deswegen voraus zu ſetzen, es ſey ein Unterſchied zwiſchen den Wirkungen, welche aus einer materiellen und lebloſen Kraft entſtehen, und zwiſchen denjenigen, welche von einem denkenden und verſtändigen Weſen herkommen. Allein, wenn wir einmal überzeuget ſind, daß wir von der Beziehung der Urſache und der Wirkung in irgend einer Art weiters nichts kennen, als bloß allein die beſtändige Verbindung der Gegenſtände, und die daraus fließende Folgerung des Gemüthes von dem einen auf den andern; und wenn wir finden, daß man durchgehends geſtehe, dieſe zwey Umſtände haben in allen freywilligen Handlungen ſtatt: ſo mögen wir dadurch leicht bewogen werden, einerley Nothwendigkeit zuzugeben, die allen Urſachen gemein iſt. Und obſchon dieſe Vernunftſchlüſſe den Lehrgebäuden mancher Weltweiſen widerſprechen mögen, indem ſie den Entſchließungen des Willens eine Nothwendigkeit zuſchreiben. So werden wir doch, nach reifer Ueberlegung, finden; daß ſie nur allein in Worten davon abgehen, und nicht in ihren wirklichen Empfindungen und Geſinnungen. Die Nothwendigkeit in dem Verſtande, wie ſie hier genommen wird, iſt niemals von je einem Weltweiſen verworfen worden, und kann auch, wie ich denke, von keinem verworfen werden. Dieſes einzige kann man vielleicht vorwenden, das Gemüthe könne in den Wirkungskräften der Materie einige fernere Verknüpfung zwiſchen der

Urſache

Urſache und der Wirkung begreifen: und zwar eine ſolche Verknüpfung, welche in den freywilligen Handlungen verſtändiger Weſen nicht ſtatt finde. Ob nun dem alſo ſey, oder nicht, kann nur allein durch Unterſuchung ausgemacht werden, und es liegt dieſen Weltweiſen ob, ihr Vorgeben zu erweiſen, indem ſie dieſe Nothwendigkeit erklären oder beſchreiben, und uns dieſelbe in den Wirkungen der materiellen Urſachen deutlich zeigen.

Es möchte in der That ſcheinen, daß die Menſchen die Unterſuchung dieſer Frage von der Nothwendigkeit und Freyheit von der unrechten Seite anfangen, wenn ſie ſich in dieſelbe durch die Unterſuchung der Kräfte und Fähigkeiten derſelben, des Einfluſſes des Verſtandes und der Wirkungen des Willens einlaſſen. Laſſet ſie zuerſt eine einfachere Frage erläutern und ausmachen, nämlich die Wirkungskräfte der lebloſen und unbeſeelten Materie; und verſuchen, ob ſie ſich da einigen Begriff von der Beziehung der Urſache und Wirkung und von der Nothwendigkeit machen können, ausgenommen den von einer beſtändigen Verbindung der Gegenſtände, und von einer daraus hergeleiteten Folgerung des Gemüthes von dem einen auf den andern. Wenn dieſe Umſtände wirklich das Ganze von derjenigen Nothwendigkeit ausmachen, welche wir in der Materie begreifen können; und wenn man eben ſo durchgehends geſteht, daß dieſe Umſtände in den Wirkungen des Gemüthes ſtatt finden: ſo hat die Streitigkeit ein Ende; oder man

muß doch wenigstens bekennen, daß es hinfort ein bloßer Wortstreit sey. Aber so lange wir vermessener Weise zum voraus setzen werden, daß wir einigen feruern Begriff von der Nothwendigkeit und von der Verknüpfung der Ursachen mit den Wirkungen in den Wirkungskräften äußerlicher Gegenstände haben, in der Zeit, da wir in den freywilligen Handlungen des Gemüthes nichts weiter finden können: so ist da keine Möglichkeit, die Streitigkeit zu einigem bestimmten Ausgange zu bringen, so lange wir auf solche falsche Voraussetzungen bauen. Der einzige Weg, uns nicht ferner zu betriegen, ist dieser, daß wir höher hinauf steigen; daß wir die engen Gränzen unserer Erkenntniß untersuchen, wenn sie auf materielle Ursachen angewendet wird; und daß wir uns selbst überzeugen, alles, was wir davon kennen, sey nichts anders, als die oben erwähnte beständige Verbindung, und die daraus gezogene Folgerung. Wir werden vielleicht finden, daß wir nicht ohne Schwierigkeit dahin gebracht werden, dem menschlichen Verstande so enge Schranken zu setzen: aber wir können hernach keine Schwierigkeit finden, wenn wir diese Lehre auf die Handlungen des Willens anwenden wollen. Denn da es klar und deutlich ist, daß diese eine regelmäßige und beständige Verbindung mit den Bewegungsgründen und Umständen und Charaktern haben, und da wir allezeit von den einen auf die andere Folgerungen ziehen: so werden wir verpflichtet seyn, auch mit Worten diese Nothwendigkeit zu gestehen, da wir

sie

ſie bereits in jeder Berathſchlagung und Ueberlegung unſers Lebens, und in jedem Schritte und Tritte unſers Verhaltens und Betragens bekennet haben *.

* Man kann noch aus einer andern Urſache Rechenſchaft geben, warum die Lehre von der Freyheit ſo ſehr überhand genommen, nämlich aus einem falſchen ſinnlichen Eindrucke, oder aus einer anſcheinenden Erfahrung, welche wir von der Freyheit oder Gleichgültigkeit in manchen von unſern Handlungen haben, oder haben können. Die Nothwendigkeit irgend einer Handlung, es ſey in der Materie oder in dem Gemüthe, iſt, eigentlich zu reden, nicht eine Beſchaffenheit in dem thätigen und handelnden Weſen, ſondern in irgend einigem denkenden oder verſtändigen Weſen, welches dieſe Handlung betrachten würde; und ſie beſteht hauptſächlich in der Beſtimmung ſeiner Gedanken, die Wirklichkeit dieſer Handlung aus einigen vorhergehenden Gegenſtänden zu ſchließen: Gleichwie die Freyheit, wenn ſie der Nothwendigkeit entgegengeſetzet wird, nichts iſt, als der Mangel dieſer Beſtimmung, und eine gewiſſe Ungebundenheit oder Gleichgültigkeit, die wir fühlen, indem wir von dem Begriffe eines Gegenſtandes zu dem Begriffe irgend eines andern darauf folgenden Gegenſtandes fortſchreiten, oder nicht. Nun können wir bemerken, daß wir einen ſolchen Mangel der Verbindung oder eine ſolche Gleichgültigkeit ſelten fühlen, wenn wir über die menſchlichen Handlungen nachdenken, ſondern daß wir gemeiniglich vermögend ſind, dieſelben mit nicht geringer Gewißheit aus ihren Bewegungsgründen, und aus den Beſchaffenheiten der handelnden

Allein, damit wir in dieſem Vorhaben fortfahren, die Fragen von der Freyheit und Nothwendigkeit zu vereinigen, darüber man in der Metaphyſik oder Grundlehre, dieſer an Zänkereyen allerreichſten Wiſſenſchaft, am meiſten gezanket: ſo werden nicht viele Worte nöthig ſeyn, um zu beweiſen, daß alle Menſchen jederzeit in der Lehre von der Freyheit eben ſowol mit einander übereingeſtimmet, als in der von der Nothwendigkeit; und daß alſo auch in dieſer Abſicht bishero alles in einem bloßen Wortſtreite beſtanden. Denn was wird durch die Freyheit verſtanden, wenn von willkührlichen Handlungen die Rede iſt? Gewißlich können wir dadurch nicht meynen,

den Perſon zu ſchließen und zu folgern. Aber doch trägt es ſich oft zu, daß wir etwas dergleichen empfinden, wenn wir die Handlungen ſelbſt verrichten: Und wie man bey Gegenſtanden, die einander gleichen, gar leicht den einen für den andern nehmen kann: ſo hat man ſich deſſen, als eines Beweiſenden, ja gar als eines anſchauenden Grundes der menſchlichen Freyheit bedienet. Wir fühlen, daß, in den meiſten Anläſſen, unſere Handlungen unſerm Willen unterworfen ſind, und wir bilden uns ein, wir fühlten, daß der Wille gar Nichts unterworfen ſey; denn wenn man dieſes leugnet, und uns auffordert, es zu verſuchen: ſo fühlen wir, daß der Wille ſich leicht auf jede Seite beweget, und ein Bild von ſich ſelbſt, (oder ein bloßes Wollen, a Velleity, wie man es in den Schulen nennet,) herfürbringet, auch ſelbſt gegen diejenige Seite, zu welcher er ſonſt nicht entſchloſſen war. Wir

bere-

meynen, daß die Handlungen so wenig Verknüpfung mit den Bewegungsgründen, Meynungen und Umständen haben, daß die eine nicht aus den andern mit einem gewissen Grade der Gleichförmigkeit folgen, und daß uns die eine keine Folgerungen an die Hand geben sollten, aus denen wir auf die Wirklichkeit der andern schließen könnten. Denn das sind deutliche und aus der Erfahrung, als gewiß, angenommene Sachen. Wir können also durch die Freyheit nichts anders verstehen, als ein Vermögen, den Entschließungen des Willens gemäß, zu handeln oder nicht zu handeln; das ist, wenn wir wählen, in Ruhe zu

bereden uns selbst, dieses Bild oder diese matte Bewegung, hätte zu dieser Zeit vollendet, vollständig, und die Sache selbst werden können; weil wir, wenn man dieses leugnet, bey einem zweyten Versuche finden, daß es itzo geschehen könne. Wir betrachten nicht, daß das fantastische Verlangen, unsere Freyheit zu zeigen, hier der Bewegungsgrund unserer Handlungen ist. So sehr wir uns auch einbilden, wir fühlten die Freyheit in uns selbst: so scheint es doch gewiß, daß ein Zuschauer gemeiniglich unsere Handlungen aus unsern Bewegungsgründen und aus unserm Charakter schließen könne: und selbst, wo er es nicht kann, schließt er doch überhaupt, er würde es thun können, wenn ihm ein jeder Umstand unsers Zustandes und unserer natürlichen Art, und die geheimesten Triebfedern unserer Beschaffenheit und Gemüthsfassung bekannt wären. Nun ist ja dieses, vermöge der vorhergehenden Lehre, das wahre und eigentliche Wesen der Nothwendigkeit.

bleiben, so können wirs; wenn wir wählen, uns zu bewegen, so können wirs auch. Nun gesteht man durchgehends, diese bedingte Freyheit komme jederman zu, der nicht ein Gefangener und in Ketten ist. Hier ist also kein Stoff zu einiger Streitigkeit.

Was für eine Erklärung wir auch immer von der Freyheit geben mögen: so sollten wir doch sorgfältig seyn, zwey erforderliche Umstände zu beobachten; erstlich, daß sie dem, was in der Erfahrung gegründet ist, nicht widerspreche; zweytens, daß sie sich selbst nicht widerspreche. Wenn wir diese Umstände beobachten, und unsere Erklärung verständlich machen: so bin ich versichert, daß man alle Menschen in Ansehung derselben gleich gesinnet finden wird.

Man giebt durchgehends zu, daß Nichts wirklich bestehe, ohne eine Ursache seiner Wirklichkeit, und daß der ohngefähre Zufall, wenn man die Sache genau untersuchet, ein bloß verneinendes Wort sey, und keine wirkliche Kraft anzeige, die irgendwo in der Natur ein wirkliches Wesen hätte. Allein man giebt vor, einige Ursachen wären nothwendig; andere aber nicht. Hier äußert sich also der wunderbare Nutzen und Vortheil der Erklärungen. Lasset jemand eine Erklärung von einer Ursache geben, ohne daß er eine nothwendige Verknüpfung derselben mit ihrer Wirkung, als einen Theil der Erklärung, mit darinnen begriffe; und lasset ihn den Ursprung des durch die Erklärung ausgedrückten Begriffes deutlich zeigen: so

will

will ich den ganzen Streit willig und aufrichtig aufgeben. Allein wenn die vorhergehende Erläuterung dieser Sache angenommen wird: so muß sich dieser schlechterdings nicht thun lassen. Wären keine Gegenstände, die eine regelmäßige und beständige Verbindung mit einander hätten: so würden wir niemals einigen Begriff von der Ursache und der Wirkung bekommen haben; und eben diese beständige Verbindung bringt diejenige Folgerung des Verstandes zuwege, welche die einzige Verknüpfung ist, die wir einiger Maßen begreiffen können. Wer sich je an die Erklärung einer Ursache waget, welche diese Umstände ausschließt, der wird genöthiget seyn, sich entweder unverständlicher Redensarten und Wörter zu bedienen, oder solcher, die eben das bedeuten, was das Wort, welches er sich zu erklären bestrebet*.

Und

* Wenn man zum Exempel eine Ursache erkläret, durch das, was ein Ding hervorbringt. So ist leicht zu bemerken, daß Hervorbringen eben das bedeutet, was die Ursache von etwas seyn. Erkläret man eine Ursache durch das, wodurch ein Ding wirklich besteht und ist: so ist diese Erklärung dem gleichen Einwurfe unterworfen. Denn was versteht man durch diese Worte, wodurch oder durch welches? Hätte man gesagt, eine Ursache wäre dasjenige, nach welchem irgend ein Ding beständig entsteht: So hätten wir die Ausdrückungen verstanden. Denn das ist in der That alles, was wir von dieser Sache wissen. Und diese Beständigkeit macht das eigentliche Wesen der Nothwendigkeit aus; und wir haben keinen andern Begriff davon. ....

Und wenn die obenerwähnte Erklärung zugelassen wird: So ist die Freyheit, wenn sie der Nothwendigkeit, nicht aber dem Zwange, entgegen gesetzet wird, einerley mit dem ohngefähren Zufalle, von welchem man durchgehends gesteht, daß er keine Wirklichkeit habe.

Zweyter Theil.

Es ist keine gemeinere, und doch auch keine tadelhaftere Weise zu schließen, als wenn man, in philosophischen Streitigkeiten, sich bemühet, eine Meynung mit dem Vorwande der gefährlichen Folgen derselben in der Religion und Sittenlehre zu widerlegen. Wenn eine Meynung zu wirklichen Ungereimtheiten führet: so ist sie gewiß falsch, aber es ist nicht gewiß, daß eine Meynung deswegen falsch sey, weil sie von einer gefährlichen Folge ist. Man sollte sich deswegen von solchen Gründen gänzlich enthalten, weil sie gar nichts zur Entdeckung der Wahrheit dienen, sondern nur dahin zielen, die Person eines Gegners verhaßt zu machen. Dieses bemerke ich nur überhaupt, ohne daß ich behaupte, einen Vortheil daraus zu ziehen. Ich unterwerfe mich willig und freymüthig einer Untersuchung von dieser Art, und unterstehe mich, zu behaupten, daß die Lehren, beydes von der Nothwendigkeit und von der Freyheit, wie sie vorher erläutert worden, nicht allein mit der Religion und Sittenlehre bestehen können, sondern auch denselben schlechterdings wesentlich sind.

Die

Die Nothwendigkeit kann auf zweyerley Weise erkläret werden, den zwey Erklärungen der Ursache gemäß, wovon sie einen wesentlichen Theil ausmacht. Sie besteht entweder in der beständigen Vereinigung und Verbindung gleicher Gegenstände, oder in der Folgerung des Verstandes von dem einen Gegenstande auf den andern. Nun hat man durchgehends, obschon stillschweigend, in den Schulen, auf den Kanzeln, und im gemeinen Leben, gestanden, daß die Nothwendigkeit in beyderley Sinne, (welcher in der That und im Grunde einer und eben derselbe ist), dem Willen des Menschen zukomme; und niemals hat sich jemand angemaßet, zu läugnen, daß wir in Ansehung der menschlichen Handlungen Folgerungen ziehen können, und daß diese Folgerungen auf die durch die Erfahrung bestätigte Vereinigung und Verbindung gleicher Handlungen mit gleichen Bewegungsgründen, Neigungen und Umständen gegründet seyn. Das einzige, worin etwa einer anders gesinnet seyn könnte, ist dieses, daß er sich vielleicht entweder weigern wird, dieser Eigenschaft der menschlichen Handlungen den Namen der Nothwendigkeit beyzulegen: allein, so lange die Bedeutung verstanden wird: so kann, wie ich hoffe, das bloße Wort keinen Nachtheil verursachen; oder daß er behaupten wird, es sey möglich in den Wirkungskräften der Materie etwas ferneres zu entdecken. Allein man muß bekennen, daß dieses in Ansehung der Religion und Sittlichkeit von keiner Folge seyn kann, was es

immer

immer in Ansehung der natürlichen Weltweisheit und Metaphysik seyn möchte. Wir können uns betriegen, wenn wir behaupten, daß man keinen Begriff von irgend einer andern Nothwendigkeit oder Verknüpfung in den Wirkungen der Körper habe: aber wir schreiben sicherlich den Handlungen und Wirkungen des Gemüthes Nichts zu, als was ein jeder thut, und frey gestehen muß. Wir ändern keinen Umstand in dem angenommenen rechtgläubigen Lehrgebäude in Ansehung des Willens, sondern allein in den Lehrsätzen von den materiellen Gegenständen und Ursachen. Wenigstens kann also nichts unschuldiger seyn, als diese Lehre.

Da alle Gesetze auf Belohnungen und Strafen gegründet sind: so setzet man, als einen fundamental Grundsatz zum Voraus, daß diese Bewegungsgründe einen regelmäßigen und gleichförmigen Einfluß auf das Gemüthe haben, und so wohl die guten Handlungen befördern, als den bösen vorbeugen. Wir mögen diesem Einflusse einen Namen geben, wie es uns beliebet: so muß doch derselbe, weil er gewöhnlich mit der Handlung verbunden ist, für eine Ursache gehalten, und als ein Exempel derjenigen Nothwendigkeit angesehen werden, welche wir fest setzen möchten.

Der einzige eigentliche Gegenstand des Hasses oder der Rache ist eine Person, oder ein Geschöpfe, welches mit dem Vermögen zu denken und mit dem Bewußtseyn begabet ist; und wenn irgend

gend einige lasterhafte oder beleidigende und beschimpfende Handlungen diese Leidenschaft erregen: so geschieht es nur wegen der Beziehung, die sie auf die Person haben, oder wegen der Verknüpfung, in welcher sie mit derselben stehen. Die Handlungen sind, ihrer eigenen Natur nach, augenblicklich und vorübergehend; und wenn sie nicht aus einiger Ursache in dem Charakter und in der Gemüthsbeschaffenheit der Person, welche dieselbe verrichtet, herkommen: so können sie weder zu ihrer Ehre gereichen, wenn sie gut sind, noch zu ihrer Schande, wenn sie böse sind. Die Handlungen selbst können scheltenswürdig seyn; sie können allen Regeln der Sittlichkeit und Religion zuwider seyn: aber die Person ist für dieselben nicht verantwortlich; und da sie von Nichts in derselben herkommen, welches dauerhaft und beständig ist, und auch Nichts von dieser Art auf sich zurücke lassen: so kann sie auch unmöglich, auf derselben Rechenschaft hin, ein Gegenstand der Strafe oder der Rache werden. Nach diesem Grundsatze also, welcher die Nothwendigkeit und folglich die Ursache läugnet, ist ein Mensch so rein und unbefleckt, nachdem er das schrecklichste Verbrechen begangen hat, als in dem ersten Augenblicke seiner Geburt, und sein Charakter hat nicht den geringsten Antheil an seinen Handlungen; weil dieselben nicht aus jenem herstammen, und die verfluchte Bosheit der einen kann niemals, als ein Beweis von der Verdorbenheit des andern, gebraucht werden.

Die

Die Menſchen werden nicht beſtrafet wegen ſolcher Handlungen, die ſie unwiſſender und zufälliger Weiſe begehen, welches auch immer die Folgen davon ſeyn mögen. Warum? Nur allein deswegen, weil die Grundſätze dieſer Handlungen augenblicklich ſind, und ſich in denſelben allein enden. Die Menſchen werden weniger getadelt wegen ſolcher böſen Handlungen, die ſie übereileter und unbeſonnener Weiſe begehen, als wegen ſolcher, die aus Vorbedacht und Ueberlegung herkommen. Und was iſt der Grund davon? Weil eine ungeduldige und hitzige Gemüthsart, ob ſie ſchon eine beſtändige Urſache oder Grundquelle in dem Gemüthe iſt, nur allein von Zeit zu Zeit wirket, und nicht den ganzen Charakter anſtecket. Die Reue und Buße hingegen tilget alle Laſter aus, wenn ſie mit der Beſſerung des Lebens und der Sitten begleitet iſt. Wie kann man hievon Grund und Urſache geben, als nur, wenn man behauptet, daß die Handlungen eine Perſon nur in ſo weit laſterhaft machen, als dieſelbe Beweisthümer von laſterhaften Leidenſchaften oder Grundſätzen in dem Gemüthe ſind; und daß dieſelben gleicherweiſe aufhören, laſterhaft zu ſeyn, wenn ſie, durch einige Aenderung dieſer Grundſätze, aufhören, richtige Beweisthümer zu ſeyn? Allein ohne die Lehre von der Nothwendigkeit wären ſie niemals richtige Beweisthümer, und folglich auch niemals laſterhaft.

Es wird gleichfalls leicht ſeyn, aus eben denſelben Gründen darzuthun, daß die Freyheit nach der

der obenerwähnten Erklärung, in welcher alle Menschen übereinstimmen, eben so wesentlich zur Sittlichkeit gehöre, und daß, wenn diese sehlete, keine menschliche Handlungen einige sittliche Beschaffenheiten an sich nehmen, oder der Gegenstand entweder der Billigung oder des Mißfallens seyn können. Denn da die Handlungen mir in so ferne Gegenstände unseren sittlichen Empfindungen sind, als sie Anzeigungen oder Proben des innerlichen Charakters, der Leidenschaften, und Neigungen sind: so können sie unmöglich, weder zum Lobe, noch zum Tadel, Ursache geben, wenn sie nicht aus diesen Grundsätzen herkommen, sondern ganz und gar von äußerlicher Macht und Gewaltthätigkeit herstammen.

Ich behaupte nicht, allen Einwürfen, die man wider diese Lehre von der Nothwendigkeit und Freyheit machen kann, vorgebogen, oder dieselben aus dem Wege geräumet zu haben. Ich kann andere Einwürfe vorher sehen, die von solchen Arten der Vernunftschlüsse hergenommen sind, von welchen hier mit gehandelt worden. Man kann, zum Exempel sagen: wenn die freywilligen Handlungen eben denselben Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen sind, wie die Wirkungen der Materie: so sey ja eine ununterbrochene Kettte von nothwendigen, vorher verordneten und vorher bestimmeten Ursachen, welche sich, von der ursprünglichen Ursache aller Dinge, bis auf ein jedes einzelnes Wollen eines jeden menschlichen Geschöpfes erstrecke. Keine Zufälligkeit irgendswo in der

Welt; keine Gleichgültigkeit; keine Freyheit. Weil wir handeln und wirken, werden wir zu gleicher Zeit von einer andern Kraft und Ursache getrieben und beweget. Der endliche und letzte Urheber von allem unsern Wollen ist der Schöpfer der Welt, welcher zuerst dieser unermeßlichen Maschine die Bewegung mitgetheilet, und alle Wesen in die besondere Lage gesetzet hat, woraus eine jede darauf folgende Begebenheit, durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit, entstehen muß. Die menschlichen Handlungen können demnach entweder gar keine Schändlichkeit haben, da sie von einer so guten Ursache herkommen; oder, wenn sie ja einige sittliche Schändlichkeit haben: so müssen sie unsern Schöpfer in die gleiche Schuld verwickeln, weil er für die letzte und endliche Ursache, und also für den Urheber derselben erkennet wird. Denn gleichwie der Mensch, der eine Mine anzündet, für alle die Folgen verantwortlich ist, das Lauffeuer, dessen er sich bedienet, mag kurz oder lang seyn; also auch, wo immer eine unterbrochene Kette von nothwendigen Ursachen befestiget ist: so ist das Wesen, es mag endlich oder unendlich seyn, welches die erste Ursache hervorbringt, gleicherweise der Urheber aller übrigen, und muß beydes den Tadel tragen und den Ruhm erlangen, der denselben zukömmt. Unsere kläresten und unveränderlichsten Begriffe von der Sittlichkeit setzen diese Regel auf unstreitige Gründe fest, wenn wir die Folgen irgend einer menschlichen Handlung untersuchen, und diese

Gründe

Gründe müssen noch größere Stärke haben, wenn sie auf den Willen und auf die Absichten eines unendlich weisen und mächtigen Wesens zugeeignet werden. Unwissenheit oder Unvermögen können für ein so eingeschränktes Geschöpfe, als der Mensch ist, zur Vertheidigung angeführet werden; aber diese Unvollkommenheiten finden bey unserm Schöpfer nicht Statt. Alle diese Handlungen der Menschen, die wir so vermessen für lasterhaft erklären, sahe er vorher, er verordnete sie, und setzete sich dieselben zu seinem Endzwecke vor. Und demnach müssen wir schließen, entweder, daß dieselbe nicht lasterhaft sind, oder daß die Gottheit, und nicht der Mensch, für dieselben verantwortlich ist. Da aber eine jede von diesen Folgen entweder ungereimt, oder gottlos ist, so muß folgen, daß die Lehre, aus welcher sie hergeleitet sind, unmöglich wahr seyn könne, weil sie eben denselben Einwürfen bloß gestellet ist. Eine ungereimte Folge beweiset, daß die ursprüngliche Lehre ungereimt sey, wenn jene nothwendig aus dieser fließt; eben so, wie lasterhafte Handlungen die ursprüngliche Ursache strafbar machen, wenn die Verknüpfung zwischen beyden nothwendig und unvermeidlich ist.

Dieser Einwurf besteht aus zweyen Theilen, die wir besonders untersuchen wollen; erstlich sagt man, wenn man den menschlichen Handlungen, durch eine nothwendige Kette, bis zu der Gottheit nachspühren könne: so können dieselben

nicht lasterhaft seyn; in Betrachtung der unendlichen Güte und Vollkommenheit desjenigen Wesens, von welchem dieselben herstammen, und welches nichts anders zur Absicht haben kann, als was ganz und gar gut und recht ist. Oder zweytens; wenn sie lasterhaft und strafbar sind: so müssen wir diese Eigenschaften der Vollkommenheit und Güte wiederrufen, welche wir der Gottheit zuschreiben, und bekennen, dieselbe sey der endliche und letzte Urheber der Schuld und der sittlichen Schändlichkeit in allen ihren Geschöpfen.

Die Antwort auf den ersten Einwurf scheint leicht, und überzeugend. Es giebt viele Weltweise, welche, nach einer genauen Untersuchung aller Erscheinungen der Natur, schließen, daß die ganze Welt, als ein einziger zusammen geordneter Bau betrachtet, in einem jeden Zeitlaufe ihres Daseyns, mit vollkommener Wohlthätigkeit und Güte eingerichtet sey; und daß, am Ende, die äußerstmögliche Glückseligkeit einem jeden erschaffenen Wesen daraus zufließen werde, ohne einige Vermischung von willkührlichem oder wirklichem Uebel und Elende. Ein jedes natürliches und physisches Uebel, sagen sie, macht einen wesentlichen Theil dieser gutthätigen Einrichtung aus, und könnte vielleicht so gar von der Gottheit selbst, wenn sie, als ein weises Wesen betrachtet wird, nicht gehoben werden, ohne ein größeres Uebel zuzulassen, oder ein größeres Gut auszuschließen, welches daraus erfolgen wird. Aus diesen Lehrsätzen

ſätzen leiteten einige Weltweiſe, und unter andern die alten Stoicker Troſtgründe mitten unter allen Widerwärtigkeiten her, indem ſie ihre Untergebenen lehreten, dieſe Uebel, unter denen ſie ſich bearbeiteten, wären in Anſehung des Ganzen in der That ein Gut; und für eine erweiterte Ausſicht, welche den ganzen Bau und die ganze Einrichtung der Natur faſſen könnte, wäre eine jede Begebenheit ein Gegenſtand der Freude und eines entzückenden Frohlockens. Allein obſchon dieſe Betrachtungen ſcheinbar und erhaben ſind: ſo fand man doch bald, daß ſie in der Ausübung ſchwach und unkräftig wären. Ihr würdet gewiß einen Menſchen, der unter den folternden Schmerzen der Gicht liegt, mehr reizen, als beſanftigen, wenn ihr ihm die Richtigkeit und Billigkeit dieſer allgemeinen Geſetze vorpredigtet, welche die ſchädlichen Feuchtigkeiten in ſeinem Leibe hervorbrachten, und ſie, durch dazu eigene untüchtige Canäle, zu den Nerven und Spannadern führeten, wo ſie ſolche ſtechende Martern erwecken. Dieſe erweiterte Ausſichten können für einen Augenblick, die Einbildung eines an die Betrachtung gewöhnten Menſchen beluſtigen, wenn er ſelbſt in Gemächlichkeit, Ruhe und Sicherheit ſitzet; aber ſie können nicht mit Beſtändigkeit auf ſeinem Gemüthe halten, wenn es gleich von den heftigen Aufwallungen und Bewegungen des Schmerzens und der Leidenſchaft ungeſtöret iſt; vielweniger können ſie ihren Platz behaupten, wenn ſie durch ſolche mächtige Gegner angegriffen werden. Die

Neigungen stellen eine genauere und natürlichere Besichtigung ihrer Gegenstände an; und durch eine Einrichtung, die sich besser für die Schwachheit der menschlichen Gemüther schicket, beschauen sie nur allein die Wesen, die rund um uns her sind, und werden wir durch solche Vorfälle in Bewegung gesetzet, welche einem jeden für sich in seiner besondern Einrichtung gut oder böse scheinen. Der Fall verhält sich in Ansehung des sittlichen Uebels eben so wie in Ansehung des natürlichen oder physischen Uebels; und man kann vernünftiger Weise nicht voraus setzen, daß diese entfernte Betrachtungen, welche in Ansehung des einen von so geringer Kraft und Wirkung befunden werden, einen mächtigern Einfluß in Ansehung des andern haben werden. Das Gemüthe des Menschen ist durch die Natur so gebildet, daß es bey dem Anblicke gewisser Charaktere, Gemüthsbeschaffenheiten und Handlungen, unmittelbar die Empfindungen der Genehmhaltung und des Beyfalles oder des Tadels fühlet; ja es sind auch keine Fühlungen oder innerliche Bewegungen, die wesentlicher zu desselben Natur und Einrichtung gehören, als eben diese. Die Charaktere, welche demselben den Beyfall abdringen, sind vornehmlich solche, welche zur Ruhe und Sicherheit der menschlichen Gesellschaft etwas beytragen; eben wie die Charaktere, welche dasselbe zum Misfallen und Tadel bewegen, solche sind, welche zu dem Nachtheile und Zerstörung derselben zielen. Daraus können wir vernünftiger

Weise

Weise muthmaßen, daß diese sittliche Empfindungen, entweder mittelbar, oder unmittelbar, aus einer Ueberlegung über diese entgegengesetzte Angelegenheiten entstehen. Ja, obschon philosophische Betrachtungen eine andere Meynung oder Muthmaßung behaupten, daß ein jedes Ding in Absicht auf das Ganze gut und recht sey, und daß die Eigenschaften, welche die Gesellschaft verwirren, überhaupt eben so wohlthätig seyn, und sich eben sowohl zu der ersten und vornehmsten Absicht der Natur schicken, als diejenige, welche die Glückseligkeit und Wohlfahrt derselben unmittelbarer befördern; sind denn solche entfernete und ungewisse Betrachtungen vermögend, denjenigen Empfindungen das Gegengewichte zu halten, welche aus dem natürlichen und unmittelbaren Anblicke der Gegenstände entstehen? Wenn jemand einer beträchtlichen Summe Geldes beraubet wird, findet er seine Bekümmerniß über diesen Verlust durch solche erhabene Ueberlegungen vermindert? Warum sollte man denn voraussetzen, daß dieser sittliche Widerwillen wider das Laster etwas widersprechendes sey? Oder warum sollte sich das Geständniß eines wirklichen Unterschiedes zwischen Tugend und Laster mit allen speculativischen Lehrgebäuden der Weltweisheit nicht eben so wohl vereinigen lassen, als das Geständniß eines wirklichen Unterschiedes zwischen persönlicher Schönheit und Häßlichkeit? Beyder Unterschied ist auf die natürlichen Empfindungen des menschlichen Gemüthes gegründet:

und an diesen Empfindungen muß keine philosophische Lehre oder Betrachtung etwas auszusetzen, oder zu ändern haben.

Auf den zweyten Einwurf kann man keine so leichte und genugthuende Antwort geben, weil es nicht möglich ist, deutlich zu erklären, wie die Gottheit die unmittelbare Ursache aller Handlungen der Menschen seyn könne, ohne auch der Urheber der Sünde und sittlichen Schändlichkeit zu seyn. Dieses sind Geheimnisse, zu deren Abhandlung die bloß natürliche und sich selbst überlassene Vernunft gar nicht geschickt ist, und was für ein Lehrgebäude sie immer annimmt: so muß sie sich doch selbst in unauflößliche Schwierigkeiten, ja gar in Widersprüche, bey jedem Schritte verwickelt finden, welchen sie thut, solche Vorwürfe zu erforschen. Die Gleichgültigkeit und Zufälligkeit der menschlichen Handlungen mit dem Vorherwissen zu vereinigen; oder die unbedingten Rathschlüsse zu vertheidigen, und doch die Gottheit rechtfertigen, daß sie nicht der Urheber der Sünde sey, das übersteiget, wie man bishero gefunden, alle Geschicklichkeit und Fähigkeit der Weltweisheit. Glücklich, wenn sie hieraus ihre Vermessenheit fühlen lehret, wenn sie ausspähende Blicke auf solche hohe Geheimnisse wirft; und wenn sie, mit Verlassung eines mit Dunkelheiten und Verwirrungen so angefüllten Auftrittes, in geziemender Bescheidenheit zu ihrem eigentlichen und wahren Gebiete, zu der Untersuchung des gemeinen Lebens,

bens, zurück kehret; wo sie Schwierigkeiten genug antreffen wird, ihre Nachforschungen anzuwenden, ohne sich auf ein so gränzenloses Meer des Zweifels, der Ungewißheiten und Widersprüche zu wagen.

* *

Anmerkungen
über den
achten Versuch.

Wenn man zu den Gründen, welche Herr Hume in diesem Versuche für die Nothwendigkeit in der Folge unserer Handlungen anführet, noch das hinzusetzet, was wir in den Anmerkungen über den siebenten Versuch gesagt haben, so wird man sich schwerlich enthalten können, der Lehre von der Nothwendigkeit Beyfall zu geben. Ich halte mit Herrn Hume dafür, daß alle Menschen das Wesentliche der Nothwendigkeit erkennen, und nur durch gewisse Vorurtheile sich scheuen, diese Lehre in ihrem völligen Umfang anzunehmen.

Mich dünkt, daß man zweyerley Gründe hievon angeben könne. Der erste ist die Vermischung zwey sehr verschiedener Begriffe. Man bildet sich ein, daß die Nothwendigkeit einen Zwang in sich schließe; und da gleichwol ein jeder fühlt, daß nichts von außen herkommt, das ihn zwingt,

zu handeln oder sich zu entschließen, so glaubet man, das Gegentheil der Nothwendigkeit zu fühlen. Allein die eifrigsten Verfechter der Nothwendigkeit haben niemals gelehret, daß unsre Handlungen irgend einem Zwange unterworfen seyn. Ihre Nothwendigkeit kömmt nicht von außen, sondern von uns selbst her. Wir fühlen es, daß wir unsern eigenen Gründen nicht widerstehen können. Aber das, was unsere Handlungen hervorbringt, ist eine Kraft, die uns eigenthümlich zugehöret, die einen Theil von uns ausmacht, die mit unserm Vorwissen und auf unser Gutheißen wirket. Was will man denn mehr haben, um frey zu seyn, als nur das thun, was man selbst gerne will. Wenn nun gleich unser gerne wollen eine nothwendige Folge der vorhergegangenen Vorstellungen ist, so ist es darum nichts desto weniger unser eigen Werk und unser eigener Trieb.

Denjenigen, welche sich eine andere Art von Freyheit zuschreiben, liegt ob, uns zu zeigen, daß es ihnen möglich ist, ihren eigenen Gründen und Einsichten entgegen zu handeln. Sie sollen bey der Liebe zum Leben in augenscheinlicher Lebensgefahr seyn, ohne sich zu fürchten, bey der Furcht ohne Bestrebung sich zu retten, nach der Errettung ohne Gefühl des Vergnügens: sie sollen versuchen ihre Freunde zu hassen, und ihren Feinden mit aller der Zärtlichkeit zu begegnen, die ihr Herz gegen ihre Freunde fühlt. Wenn ihnen dieses nicht gelingt, so sollen sie erkennen, daß jede Entschließung, jede Gesinnung, und jede Handlung

lung nicht eine Wirkung einer blinden Willkühr, sondern eine nothwendige Folge einer ihr eigenen vorhergegangenen Vorstellung ist. Und dabey sollen sie bedenken, daß wir nur in so ferne als jede Handlung eine vorhergehende Vorstellung erfordert, und von dieser natürlicher Weise hervorgebracht wird, derselben eine Nothwendigkeit zuschreiben, und daß wir nur das Freyheit nennen, wenn wir ohne Zwang, und mit unserm Gutheißen, aus uns eigenen Bewegungsgründen handeln.

Der andere Grund, warum man sich so sehr scheuet eine Nothwendigkeit der Handlungen zuzugeben, liegt in den vermeynten gefährlichen Folgen dieser Lehre. Man bildet sich ein, sie hebe allen Verdienst und alle Strafbarkeit auf, und mache allen Unterricht und alle Besserung durch Vermahnung und Bestrafung unmöglich, und sie führe durch unvermeidliche Folgen in den Abgrund der Gottlosigkeit, aus welchem alles Böse auf den Schöpfer, als die erste Ursache aller Kraft, zurück fällt. Meines Erachtens hat Herr Hume auf eine sehr gründliche Weise gezeiget, daß die Lehre von der Nothwendigkeit in Absicht auf die Moral und das sittliche Leben der Menschen nicht nur keinen schädlichen Einfluß habe, sondern daß vielmehr nur allein nach dieser Lehre, (wie auch schon von Leibnitzen bemerkt worden) Belohnungen und Strafen, Vermahnungen und Unterricht statt haben.

Den

Den zweyten Theil der Schwierigkeit hat unser Verfasser stärker gefühlt, als aufgelöset. Er scheint die Lehre von dem Zusammenhange aller Dinge und der daher entstehenden Unvollkommenheit einzeler Theile, welche dienen das Ganze vollkommener zu machen, nicht in ihrem ganzen Umfange eingesehen zu haben. Denn wenn die alten Stoiker diese Lehre dieß als eine Quelle von Trostgründen vorgetragen haben, ohne auf die Rettung der Ehre des höchsten Wesens gedacht zu haben, so haben die neuern, und insonderheit der Graf Schäftesbüry und der Herr von Leibnitz dieses berühmte Lehrgebäude in einer viel weitern Ausdehnung vorgetragen, welche die allermeisten Zweifel über den Ursprung des Uebels gänzlich zerstreuet.

Indessen wollen wir doch nicht läugnen, daß nicht bey denjenigen, welche dieses vortreffliche System in ihrer ganzen Kraft einsehen und annehmen, noch verschiedene Zweifel entstehen können, deren Auflösung erst nach einer nähern Untersuchung, die unserer Erkenntniß eine merkliche Erweiterung verschaffen muß, vollkommen seyn wird. Es kann nach der von uns vertheidigten Lehre von der Nothwendigkeit nicht geläugnet werden, daß Gott nicht die ganze Folge der Begriffe, Gesinnungen, Entschließungen und Handlungen eines jeden denkenden Wesens mit vollkommener Gewißheit voraus gesehen. Und hierauf muß man auch zugeben, daß jedes Wesen, mit allen seinen Einschränkungen sein Werk sey. Allein dieses folget hieraus nicht, daß diejenigen Einschränkungen,

gen, die wir böse nennen, einen Mangel der Macht oder Güte, oder Weisheit in dem höchsten Wesen zeigen. Wenn man annimmt, daß jedes denkende Wesen durch den allergeradesten und kürzesten Weg, der möglich ist, zu seiner Glückseligkeit hingeht, so kann alles Böse, wer immer der Urheber desselben seyn mag, weder von einem bösen Willen, noch von einem Mangel der Macht bey dem höchsten Wesen zeugen; oder, um mich besser auszudrücken, so wird das Böse ganz aus der Schöpfung wegfallen, und man wird sagen müssen, das Böse sey nur ein geringerer Grad des Guten, das böseste Wesen sey von dem guten nur durch einen geringern Grad des Guten unterschieden.

So sehr nun der Grundsatz, aus welchem diese Schlüsse folgen, der allgemeinen Meynung zuwider ist, so habe ich doch Hoffnung, daß derselbe mit der Zeit unter die unzweifelhaften Wahrheiten wird gezählet werden. Dazu wird in der That eine weitere Ausdehnung unserer philosophischen Erkenntniß erfodert, die man erst nach vielen Bemühungen der ernsthaftesten und scharfsinnigsten Weltweisen erwarten muß. Aber ich halte dafür, daß der Anfang dieser neuen Erweiterung dadurch wirklich gemacht ist, daß erwiesen, oder wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht worden, daß es eine widersprechende und folglich von der allerhöchsten Macht und Güte nicht zu erwartende Sache sey, daß ein endliches Geschöpf einen hohen Grad der Glückseligkeit erlangen könne, ohne durch eine Art von Kindheit oder Lehrstand zu gehen,

hen, in welchem Irrthum, verkehrte Handlungen, Misvergnügen und Leiden schlechterdings unvermeidlich sind *.

Wenn nun aber das Böse schlechterdings unvermeidlich, und für endliche Geschöpfe kein andrer Weg zur Glückseligkeit möglich ist, als der, welcher durch alle die Dornen des Bösen, das wir erfahren, durchführet, so kann dem höchsten Wesen niemals etwas zur Last gelegt werden, wenn man ihm gleich die erste Veranlassung des Uebels zuschreiben wollte. Wir wollen uns eine Familie vorstellen, welcher in ihrem Lande alle Wege empor zu kommen und Glücksgüter zu erwerben, gänzlich und vollkommen abgeschnitten wären, der aber ein einziger möglicher Weg zum Glück in fernen Welttheilen übrig und gewiß wäre. Würde man dem Haupte dieser Familie Schuld geben, daß er gar nicht für das Glück der Seinigen bekümmert sey, wenn er sie allen unvermeidlichen Gefahren und allem Ungemache einer nothwendigen Reise über das Meer aussetzte? würde diese Beschuldigung nicht weit gerechter seyn, oder vielmehr allein statt haben, wenn er die Schiffahrt gehindert hätte? Das

* Ich muß den Leser dieser Sachen halber auf eine Abhandlung von der Glückseligkeit der Geschöpfe verweisen, die er in den Schriften der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, in dem Jahre 1753 finden wird. Denn es würde viel zu weitläuftig und ganz außer dem Wege seyn, sich hier in eine genaue Untersuchung dieser Sachen einzulassen.

Das einzige Mittel, das der Schöpfer vorſah, nichts Böſes zuzulaſſen, war, keine Welt zu erſchaffen. Wenn das Uebel der Welt eben ſo weſentlich iſt, als die Ausdehnung dem Körper, ſo muß man daſſelbe auch bloß dem Weſen der Welt allein zuſchreiben und weder Urſache noch eine Veranlaſſung oder Zulaſſung deſſelben außer ihr ſuchen.

* *

Neunter Verſuch.

Von der

Vernunft der Thiere.

Alle unſere Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener oder wirklicher Dinge gründen ſich auf eine Art der Aehnlichkeit (Analogy,) welche uns leitet, von einer Urſache eben denſelben Erfolg zu erwarten, den wir von gleichartigen Urſachen ſchon vorher erfahren haben. Wenn die Urſachen gänzlich gleichartig ſind: ſo iſt die Aehnlichkeit vollkommen, und die Folgerung, die man daraus zieht, wird als gewiß und ſchlieſſend angeſehen; alſo, wenn jemand ein Stück Eiſen ſieht: ſo hegt er nicht den geringſten Zweifel, es werde eine Schwere und eine Feſtigkeit haben, wie in allen andern Beyſpielen, die er zu beobachten Gelegenheit gehabt. Allein wenn die Gegenſtände nicht ſo genau gleichartig ſind: ſo iſt die Aehnlichkeit

lichkeit nicht so vollkommen, und die Folgerung nicht so schließend; ob sie schon noch einige Stärke hat, die nach dem Maaße der Gleichartigkeit und Aehnlichkeit zunimmt. Die Beobachtungen der Zergliederungskunst; die über ein Thier angestellet worden, werden durch diese Art von Vernunftschlüssen auf alle Thiere ausgedehnet; und wenn man zum Exempel, klar bewiesen hat, daß der Umlauf des Geblütes in einem Thiere, als in einem Frosche, oder in einem Fische statt habe; so giebt dieses eine starke Vermuthung, daß er bey allen andern sich finde. Diese in der Aehnlichkeit gegründete Beobachtungen können noch weiter getrieben werden, und gar in der Materie von einigem Nutzen seyn, von welcher wir ihn handeln; und alle Lehrsätze, durche welche wir die Wirkungen des Verstandes, oder den Ursprung und die Verknüpfung der Leidenschaften in dem Menschen erklären, werden einen Zusatz der Glaubwürdigkeit erlangen, wenn wir finden, daß eben diese Lehrsätze erforderlich sind, um eben dieselben Erscheinungen (Phaenomena) bey allen andern Thieren zu erklären. Wir wollen hievon eine Probe in Ansehung derjenigen Meynung machen, durch welche wir in einem von den vorhergehenden Versuchen uns bestrebet haben, von allen in der Erfahrung gegründeten Vernunftschlüssen Grund und Ursache zu geben; und es ist zu hoffen, dieser neue Gesichtspunct werde dienen, alle unsere vorige Anmerkungen zu bestätigen.

Erstlich.

Erstlich. Es scheint unstreitig gewiß, daß die Thiere sowol, als die Menschen, von der Erfahrung lernen, und schließen, gleiche Erfolge würden allezeit aus gleichen Ursachen folgen. Durch diesen Grundsatz erlangen sie eine Erkenntniß von den gemeinern Eigenschaften der äußerlichen Gegenstände, und sammlen sich von ihrer Geburt an stufenweise eine Kenntniß von der Natur des Feuers, des Wassers, der Erde, der Steine, der Höhen, der Tiefen ꝛc. und von den Wirkungen, welche daher entstehen. Die Unwissenheit und Unerfahrenheit der Jungen läßt sich hier von der Geschicklichkeit und scharfsichtigen Verschlagenheit der Alten deutlich unterscheiden, welche durch eine lange Beobachtung gelernet haben, das zu vermeiden, was ihnen schadet, und dem nachzustreben, was zu ihrer Bequemlichkeit oder Ergötzlichkeit dienet. Ein Pferd, welches an die Felder gewöhnet worden, lernet die eigentliche Höhe kennen, die es springen kann, und wird niemals etwas wagen, das seine Stärke und Fähigkeit übersteigt. Ein altes Windspiel wird den ermüdendern Theil der Jagd den Jüngern überlassen, und sich so stellen, daß es den Hasen in seiner Rückkehr antreffen kann; und doch sind die Muthmaßungen, die es bey diesem Anlaß machet, auf nichts anders gegründet, als auf seine Beobachtung und Erfahrung.

Dieses ist noch augenscheinlicher aus den Wirkungen der Zucht und Erziehung bey allen Thieren, welche man durch eine geschickte Anwendung

der Belohnungen und Strafen eine Folge von Handlungen lehren kann, die ihren natürlichen Trieben und Neigungen am meisten zuwider sind. Ist es nicht die Erfahrung, welche einem Hunde die Furcht der Strafe einflößet, wenn ihr ihm drohet, oder die Peitsche aufhebet, um ihn zu schlagen? Ist es nicht selbst die Erfahrung, welche macht, daß er auf seinen Namen antwortet, und daß er schließet, ihr meynet vielmehr ihn, als einen andern von seinen Kameraden, durch diesen willkührlichen Schall, und ihr habet die Absicht, ihn zu rufen, wenn ihr denselben auf eine gewisse Weise, und mit einem gewissen Tone und Accent aussprechet.

In allen diesen Fällen können wir bemerken, daß das Thier über das, was unmittelbar seine Sinnen rühret, noch etwas anders folgert; und daß diese Folgerung gänzlich auf die vergangene Erfahrung gegründet ist, indem das unvernünftige Geschöpfe von dem gegenwärtigen Gegenstande eben dieselben Erfolge erwartet, welche, wie es in seiner Beobachtung gefunden, allezeit aus gleichartigen Gegenständen hergekommen sind.

Zweytens. Es ist unmöglich, daß die Folgerung eines Thieres auf irgend einige Folge von Beweisthümern oder Vernunftschlüssen gegründet seyn könne, durch welche es schließen sollte, gleiche Erfolge müßten aus gleichen Ursachen kommen, und der Lauf der Natur würde in seinen Wirkungskräften allezeit regelmäßig seyn. Denn wenn in der That irgend einige Gründe und Beweis-

weisthümer von dieser Natur vorhanden sind: so liegen sie doch gewiß viel zu versteckt, als daß sie von einem solchen unvollkommenen Verstande bemerket werden könnten; indem sie wohl die äußerste Sorgfalt und Aufmerksamkeit eines philosophischen Geistes erfordern, um entdecket und beobachtet zu werden. Die Thiere werden also in diesen Folgerungen nicht durch Vernunftschlüsse geleitet; eben so wenig, als die Kinder; eben so wenig, als der größte Theil des menschlichen Geschlechtes in seinen gewöhnlichen Handlungen und Schlüssen; ja eben so wenig, als die Weltweisen selbst, welche in allen den thätigen Theilen des Lebens überhaupt dem gemeinen Manne gleich sind, und durch eben dieselben Grundregeln regieret werden. Die Natur muß für einigen andern Grundsatz von einer schleunigen und allgemeinen Nutzbarkeit und Anwendung geforget haben; und eine Wirkungskraft, die in dem Leben von solcher unermeßlichen Wichtigkeit ist, als diejenige, welche aus den Ursachen die Wirkungen folgert, kann nicht dem ungewissen Verfahren der Vernunftschlüsse und der Schlußreden anvertrauet werden. Wäre dieses in Ansehung der Menschen zweifelhaft: so scheint es doch, es lasse keinen Zweifel zu in Ansehung der unvernünftigen Geschöpfe; und wenn der Schluß in Ansehung der einen einmal recht fest gesetzet ist: so haben wir, nach allen Regeln der Aehnlichkeit eine starke Vermuthung, daß man es durchgehends, ohne einige Ausnahme oder Vorbehalt, zugeben müsse. Die Ge-

wohnheit allein ist es, welche die Thiere treibt, aus einem jeden Gegenstande, der ihre Sinnen rühret, den gewöhnlichen Begleiter desselben zu folgern, und ihre Einbildungskraft hinreißt, aus der Erscheinung des einen den andern auf diejenige starke und lebhafte Weise zu begreifen, welche wir den Glauben und den Beyfall nennen. Man kann keine andere Erklärung von dieser Wirkung geben, weder in den höhern, noch in den niedrigern Classen der mit Empfindung und Sinnen begabeten Wesen, welche der Gegenstand unserer Erkenntniß und Beobachtung sind *.

Allein

* Weil alle Vernunftschlüsse in Ansehung der geschehenen und wirklichen Dinge oder der Ursachen bloß allein aus der Gewohnheit hergeleitet sind: so möchte man fragen, wie es komme, daß die Menschen die Thiere im Schließen so sehr übertreffen, und daß ein Mensch den andern so sehr übertrifft? Hat nicht eine gleiche Gewohnheit einen gleichen Einfluß auf alle?

Wir wollen uns hier bemühen, den großen Unterschied in dem menschlichen Verstande kürzlich zu erläutern: und hernach wird man den Grund des Unterschiedes zwischen Menschen und Thieren leicht begreifen.

1. Wenn wir eine Zeitlang gelebet haben, und an die Gleichförmigkeit der Natur gewöhnet worden sind: so erlangen wir eine allgemeine Fertigkeit, durch welche wir allezeit das Bekannte auf das Unbekannte hinüber bringen, und das Letztere so begreifen, als ob es dem Erstern ähnlich sey. Vermittelst dieses allgemeinen, durch die Fertigkeit erlangeten Grundsatzes betrachten wir so gar eine einzige Erfahrung, als den

Allein ob ſchon die Thiere manche Theile ihrer Erkenntniß aus der Beobachtung lernen: ſo ſind doch auch manche Theile davon, welche aus der urſprünglichen Hand der Natur herkommen, welche den Theil der Fähigkeit, die ſie bey gewöhnlichen Gelegenheiten beſitzen, weit übertreffen, und in welchem ſie durch die längſte Uebung und Erfahrung wenig oder nichts wachſen und zunehmen. Dieſe nennen wir Inſtincte und natürliche

den Grund der Vernunftſchlüſſe, und erwarten mit einigem Grade der Gewißheit einen gleichartigen Erfolg, wenn der Verſuch genau und ohne Vermiſchung fremder Umſtände gemacht werden iſt. Man betrachtet es deswegen, als eine Sache von großer Wichtigkeit, die Folgen der Dinge zu beobachten und zu bemerken; und da ein Menſch den andern an Aufmerkſamkeit, Gedächtniß und Beobachtung gar ſehr übertreffen kann: ſo wird dieſes in ihren Vernunftſchlüſſen einen gar großen Unterſchied machen.

2. Wo immer viele Urſachen zuſammen kommen, um irgend eine Wirkung hervorzubringen, da kann das eine Gemüthe fähiger und geſchickter ſeyn, als ein anderes, den ganzen Zuſammenhang der Gegenſtände zu begreifen, und daraus die Folgen richtig zu ziehen und zu ſchlieſſen.

3. Ein Menſch iſt vermögend, eine Kette von Folgen weiter fortzuſetzen, als ein anderer.

4. Wenige Menſchen können lange nachdenken, ohne die Begriffe zu vermengen, und den einen für den andern zu nehmen; und es giebt verſchiedene Grade dieſer Schwachheit.

5. Derjenige Umſtand, von welchem die Wirkung abhängt, iſt oft in andere Umſtände eingehüllet,

liche Triebe, und ſind ſo geneigt, dieſelben, als etwas ganz außerordentliches zu bewundern, welches ſich durch alle Unterſuchungen des menſchlichen Verſtandes nicht erklären laſſe. Aber unſere Bewunderung wird vielleicht aufhören, oder ſich doch vermindern, wenn wir betrachten, daß die Vernunftſchlüſſe aus der Erfahrung ſelbſt, die wir mit den Thieren gemein haben, und von welchen das

hüllet, welche fremd und äußerlich ſind. Die Abſonderung deſſelben erfordert alſo oft große Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Scharfſinnigkeit.

6. Es iſt eine recht kützliche Sache, welche eine feine Scharfſinnigkeit erfordert, allgemeine Grundregeln aus beſondern Beobachtungen zu ziehen; und nichts iſt, wegen der Uebereilung oder wegen der engen Schranken des Gemüthes, welches nicht auf alle Seiten ſiehet, gewöhnlicher, als in dieſem Falle Fehler zu begehen.

7. Wenn wir aus der Aehnlichkeit Vernunftſchlüſſe ziehen: ſo wird derjenige, welcher die größte Erfahrung oder die größte Fertigkeit hat, Aehnlichkeiten zu finden und ſich derſelben zu erinnern, am beſten ſchließen.

8. Neigungen von Vorurtheilen, Erziehung, Leidenſchaft, Partey ꝛc. haben mehr Gewichte bey dem einen Gemüthe, als bey einem andern.

9. Wenn wir ein Zutrauen zu dem Zeugniſſe, der Menſchen bekommen: ſo erweitern Bücher und Umgang den Bezirk der Erfahrung und der Gedanken bey einem Menſchen weit mehr, als bey einem andern.

Es wäre leicht, manche andere Umſtände zu entdecken, welche in dem Verſtande der Menſchen einen Unterſchied machen.

das ganze Verhalten und Betragen unſers Lebens abhängt, nichts anders ſind, als eine Art des Inſtinctes und natürlichen Triebes, oder eine mechaniſche Kraft, welche in uns, uns ſelbſt unbekannt, wirket, und in ihren vornehmſten Wirkungen, nicht durch ſolche Beziehungen oder Vergleichungen der Begriffe geleitet wird, welche die eigentlichen Gegenſtände der Fähigkeiten unſers Verſtandes ſind. Ob ſchon der Inſtinct verſchieden iſt: ſo iſt es doch ſtets ein Inſtinct, der den Menſchen lehret, das Feuer zu vermeiden; eben ſowol als der, welcher mit ſolcher Genauheit einen Vogel die Kunſt ſeine Eyer auszubrüten, und die ganze Einrichtung und Ordnung lehret, ſeine Jungen zu nähren.

* *

Anmerkungen
über den
neunten Verſuch.

Die Abſicht des Hrn. Hume bey dieſem Verſuch iſt an dem Beyſpiele der Thiere zu zeigen, daß die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß, in Anſehung der geſchehenen Dinge, ſich auf keine Art nothwendiger Schlüſſe gründe. Der ganze Zuſammenhang ſeiner Gedanken iſt ohngefähr dieſer: „Die Thiere haben in Abſicht „auf wirklich vorhandene Dinge und derſelben

„Verbindung und Wirkung eine Erkenntniß, „welche mit der Erkenntniß, die die Menſchen „davon haben, groſſe Aehnlichkeit hat, und nur in „Graden unterſchieden iſt. Da es nun aber eine „ausgemachte Sache iſt, daß die Thiere die tief„ſinnigen Ueberlegungen und Schlüſſe nicht ma„chen, durch die Verbindung der Urſache und „Wirkung deutlich könnte erkannt werden, ſo iſt „ihre Erkenntniß eine Art von Inſtinct, und „daraus folget eben, daß die menſchliche Erkennt„niß nichts anders, als ein ſolcher Inſtinct ſey.„ Ich habe ſchon in den Anmerkungen über den vierten Verſuch bewieſen, daß die Seele niemals ein Urtheil von einer Sache fällen, noch ihren Beyfall zu etwas geben kann, als wenn ſie Gründe dazu hat, und daß dieſe Gründe nichts anders, als eine Folge von Begriffen ſeyn können. Zugleich aber iſt auch angemerket worden, daß dieſe Folge von Begriffen, welche das Urtheil oder den Beyfall hervorbringt, bisweilen zu ſchnell oder zu dunkel iſt, als daß wir ſie uns deutlich vorſtellen können. Wiewol es Fälle giebt, die eine genaue Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, ſie uns deutlich erkennen läßt. Hier zeiget ſich nun aber eine neue Schwierigkeit in dieſer Sache. Denn wie ſollen wir die Urtheile der Thiere erklären? Daß ſie wirklich urtheilen und ſchlieſſen, iſt ſowol aus dem, was unſer Verfaſſer hier anführet, als aus tauſend andern Gründen ganz auſſer Zweifel. Sollen wir dieſen unvernünftigen Geſchöpfen eine Folge von Begriffen und Schlüſſen zuſchreiben, die bey ihnen

nen ein Urtheil hervorbringen, da wir in ſo vielen Fällen kaum an uns ſelbſt ſolche bemerken können?

Ich geſtehe es gerne. Es zeiget ſich hier ein merklicher Mangel unſerer philoſophiſchen Erkenntniß. Wie viele Sachen müſſen nicht vorher noch ausgemacht werden, ehe wir diese Schwierigkeiten, mit einigem zuverläßigen Grade der Gewißheit heben können. Ich wünſche, daß jeder philoſophiſcher Leſer dieſer Verſuche die Schwierigkeit recht fühlen möge. Vielleicht würde dieſes Gefühl manchen überzeugen, daß ungeachtet aller Entdeckungen und des großen Lichts, das uns in einigen Theilen der Weltweisheit angezündet worden, noch ſehr wichtige Mängel darinn ſind. Dieſes kann die gute Wirkung haben, daß wir durch anhaltendes Nachdenken und inſonderheit durch eine ſehr genaue Aufmerkſamkeit auf alle Bewegungen des Geiſtes, die Erkenntniß unſrer Natur und der denkenden Weſen überhaupt immer mehr erweitern. Daran iſt uns um ſo viel mehr gelegen, weil verſchiedene ſehr wichtige Zweifel ſonſt gar nicht können gehoben werden.

Ich habe von dem Denken und Urtheilen der Thiere eine Meynung, die vielen etwas ſeltſam vorkommen wird. Ich halte nämlich dafür, daß ſie urtheilen und ſchließen, und daß die Verrichtungen ihres Geiſtes von den Verrichtungen der menſchlichen Seelen nur darinn unterſchieden ſind, daß die Thiere alle ihre Urtheile und Schlüſſe bloß durch ſehr undeutliche und dunkele Be-

griffe machen; daher sie sich niemalen eines Nachdenkens bewußt seyn, noch ihren Zustand mit einem merklichen Grade der Deutlichkeit übersehen oder empfinden können. Diesem nach wäre ihr Zustand von dem Zustande der ersten Kindheit der Menschen, oder eines schwachträumenden oder eines unsinnigen nur wenig unterschieden. In allen diesen Zuständen aber beobachtet die Seele in ihren Urtheilen die ersten Regeln der Logik, und wird durch die allgemeinsten Grundsätze der Erkenntniß, wiewol sich wenig bewußt, in ihren Schlüssen geleitet. Zum Beweise dessen, dürfen wir nur auf die Reden eines träumenden oder wahnwitzigen Menschen genau Acht haben. Sie sind in einem hohen Grade abgeschmackt, wenn man den Menschen nach allen den Umständen, worinn er sich alsdenn wirklich befindet, betrachtet. Denn er wird aus Nacht Tag machen, seine Einbildungen schicken sich weder für die Zeit, noch für den Ort. Sie widersprechen dem Stande und Range den er unter seinen Mitbürgern hat. Daher wird man leicht auf die Gedanken verführet, es fehle seinen Reden an aller Wahrheit und an allem Zusammenhange mit den ersten Grundsätzen der Erkenntniß. Aber man habe Geduld, dem ersten Ursprunge der thörichten Reden, der Paßion oder der Empfindung nachzuführen, welche sie veranlasset haben, und setze dabey, daß die Sinnen diesem Menschen den Dienst versagen, ihn genau zu unterrichten, zu welcher Zeit, an welchem Orte, unter welchen Menschen er itzo

spricht,

spricht, oder daß eine heftige Leidenschaft ihn hindere auf dieses alles Achtung zu geben, so werden seine schwärmerischen Reden aufhören, ohne Vernunft zu seyn. Man wird sehen, daß jeder Begriff aus dem andern vermöge der allgemeinen Grundsätze der Erfahrniß folgen. Dem Don Quichotte begegnen Leute die mit Ketten gefesselt sind und mit bewaffneter Hand fortgetrieben werden. Eine gewisse Art von Wahnwitz hindert ihn auf den ganzen Zustand dieser Erscheinung Acht zu haben. Die Ketten der einen und die Waffen der andern sind das einzige, was er hier betrachtet. Er urtheilt man brauche hier Gewalt. Bey der Vorstellung der Gewalt ist er nicht ruhig genug zu überlegen, daß nicht alle Gewalt ein Unrecht mit sich führet, er urtheilete daher, daß den Gebundenen unrecht geschieht. Dieses erweckt seine Hauptleidenschaft, als ein irrender Ritter alles Unrecht zu rächen. Er dringt daher auf die Loslassung der Uebelthäter und stürmt auf die Diener der Gerechtigkeit los. Nichts kann unsinniger seyn, als dieses Betragen, wenn man es nach der ganzen Beschaffenheit des Vorfalls beurtheilet. Aber es wird vernünftig und der irrende Ritter wird zu einem richtig und großdenkenden Menschen, so bald wir von allen Umständen bloß die erwägen, die er in Betrachtung genommen hat.

Hieraus erhellet so viel, daß gewisse Sachen in dem ganzen Zusammenhange mit allem Uebrigen genommen, sehr unsinnig und ohne alle Vernunft schei-

scheinen, hingegen den Grundsätzen der Handlungen und des Urtheils vollkommen gemäß sind, wenn man sie nur unter einigen besondern Umständen betrachtet. Gar oft unterscheidet sich der Weise von den Thoren nur dadurch, daß er seine Ueberlegung von allen möglichen Seiten und Umständen der Sache hernimmt, da der andre nur auf wenige oder einzelne sieht. Deswegen aber können beyde den Verfolg ihrer Ueberlegung gleich richtig fortsetzen. Der Unterschied zwischen großen Geistern und schwachen Köpfen besteht nicht in der Art zu schließen und zu urtheilen, beyde folgen genau einerley Grundsätzen, von welchen auch die kleinsten Kinder in ihren Urtheilen geleitet werden. Wir können also daraus, daß uns viel Menschen wie wahnwitzig vorkommen, gar nicht schließen, daß es ihnen an der Kraft zu urtheilen fehle. Diese scheint vielmehr zu der wesentlichen Kraft eines jeden Geistes zu gehören. Daß aber das Urtheil mit der eigentlichen Beschaffenheit und der Verbindung der wirklichen Dinge übereinkomme, ist ein Werk der Aufmerksamkeit und des deutlichen Bewußtseyns aller Umstände.

Ich hoffe, daß aus diesen Betrachtungn so kurz und unausführlich sie auch sind, dieser Schluß ganz natürlich fließe, daß die Thiere, wiewol sie keine eigentliche Ueberlegung haben und sich nichts in dem wahren Zusammenhange deutlich vorstellen können; dennoch fähig sind, diejenigen Schlüsse zu machen, die aus den allerersten Grün-

den

den aller Erkenntniß unmittelbar folgen. Dergleichen sind die Schlüsse worauf sich die Erkenntniß der Nähe und Ferne der Gegenstände gründen. Und so werden wir eben so wenig bey den Thieren, als bey den Menschen, unsre Zuflucht zu einem echeimen und in der That gar nichts bedeutenden Instincte nehmen müssen, um zu begreifen, wie sie eine Erkenntniß der Ursachen und Wirkungen haben können.

Ich bin gar nicht willens zu behaupten, daß die Thiere durch förmliche auseinander gesetzte Schlüsse, die Ursache aus der Wirkung erkennen. Aber ich traue ihnen zu, daß sie von einer Handlung eine Wirkung erwarten, daß sie aus der beständigen Verbindung verschiedener Begebenheiten merken, daß eine solche Verbindung zwischen demselben seyn müsse, vermittelst welcher eine nothwendig aus der andern folget. Wenigstens sehe ich auf diese Weise, wenn ich das, was mir die Erfahrung von den Wirkungen des Verstandes, deren ich mir bewußt bin, dazu nehme, die Möglichkeit der Erkenntniß der Thiere ein, von welcher ich gar nichts begreife, wenn man mir sagt, sie sey ein Instinct, ein lebhaftes Gefühl, das aus keiner vorhergegangenen Vorstellung herkomme. Denn alles dieses ist gerade so viel, als wenn man gar nichts saget.

* *

Zehenter Verſuch.

Von den

Wunderwerken.

Erſter Theil.

In den Schriften des Doct. Tillerſons findet ſich ein Grund wider die wirkliche Gegenwart, der ſo kurz gefaßt, ſo ſchön und ſo bündig iſt, als man ſich immer einen Grund wider eine Lehre vorſtellen kann, die einer ernſthaften Widerlegung ſo wenig werth iſt. Man nimmt durchgehends als bekannt an, ſagt dieſer gelehrte Prälat, daß das Anſehen der Schrift ſowol, als der Tradition, einzig auf das Zeugniß der Apoſtel gegründet iſt, welche Augenzeugen von denjenigen Wunderwerken unſers Heilandes waren, durch welche er ſeine göttliche Sendung bewieſen hat. Die Gewißheit demnach, die wir von der Wahrheit der chriſtlichen Religion haben, iſt geringer, als die Gewißheit, die wir von der Wahrheit unſerer Sinne haben; weil dieſelbe, bey den erſten Stiftern unſerer Religion ſelbſt, nicht größer war; und weil es klar iſt, daß ſie ſich vermindern muß, indem ſie von denſelben auf ihre Jünger kömmt; und weil auch niemand von der Wahrheit ihres Zeugniſſes ſo gewiß ſeyn kann, als von den unmittelbaren Gegenſtänden ſeiner Sinne.

Sinne. Aber eine schwächere Deutlichkeit und Gewißheit kann niemals eine stärkere aufgeben; und wenn demnach die Lehre von der wirklichen Gegenwart noch so klar in der Schrift geoffenbaret wäre: so wäre es doch allen Regeln einer richtigen Art zu schließen schnurstracks entgegen, derselben unsern Beyfall zu geben. Sie widerspricht den Sinnen, da doch beydes die Schrift und die Traditionen, auf welche man sie gebauet zu seyn vorgiebt, nicht eine so deutliche Gewißheit mit sich führen, als die Sinne selbst; wenn sie, nämlich nur, als äußerliche Zeugnisse betrachtet werden, die nicht in eines jeden Herz durch die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes lebendig und kräftig gemacht werden.

Nichts ist so in dieser Sache so wohl angebracht als ein entscheidender Grund von dieser Art, welcher die stolzeste Heucheley und den hochmüthigsten Aberglauben wenigstens zum Stillschweigen bringen, und uns von ihren abgeschmackten Nöthigungen befreyen muß. Ich schmeichle mir, daß ich einen Grund von gleicher Art entdecket habe, welcher, wenn er richtig ist, für Weise und Gelehrte ein immerdauerndes Bewahrungsmittel wider alle Arten abergläubischer Täuschung, und folglich nützlich und brauchbar seyn wird, so lange, als die Welt bestehen wird. Denn so lange, wie ich vermuthe, wird man in allen weltlichen Geschichten Nachrichten von Wunderwerken und Wunderzeichen finden.

Obschon

Obschon die Erfahrung unser einziger Wegweiser ist, wenn wir in Ansehung geschehener und wirklicher Dinge Vernunftschlüsse machen: so muß man doch gestehen, daß dieser Wegweiser nicht ganz und gar unbetrieglich, sondern in einigen Fällen fähig ist, uns in Fehler und Irrthümer zu leiten. Einer, der in unserm Himmelsstriche in einer Woche des Brachmonats besser Wetter erwarten würde, als in einer Woche des Christmonats, würde richtig und der Erfahrung gemäß schließen; aber es könnte sich doch zutragen, daß er sich durch den Erfolg selbst betrogen fände. Gleichwol können wir bemerken, daß er in einem solchen Falle nicht Ursache haben würde, sich über die Erfahrung zu beklagen; weil sie uns gemeiniglich vor der Hand von dieser Ungewißheit durch diejenigen widrigen und entgegen stehenden Erfolge Nachricht giebt, die wir aus einer fleißigen Beobachtung lernen können. Alle Wirkungen folgen nicht mit gleicher Gewißheit aus ihren vorausgesetzten Ursachen. Man findet, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten gewisse Erfolge beständig mit einander vereiniget gewesen: von andern findet man, daß sie veränderlicher gewesen, und bisweilen unsere Erwartung betrogen; so, daß in unsern Vernunftschlüssen, in Ansehung geschehener und wirklicher Dinge, alle nur einzubildende Grade der Versicherung von der höchsten Gewißheit an, bis zu der niedrigsten Art der sittlichen Deutlichkeit anzutreffen sind.

Ein

Ein weiser Mann richtet demnach seinen Glauben nach dem Maaße der Deutlichkeit und Gewißheit ein. In solchen Schlüssen, die auf eine unbetriegliche Erfahrung gegründet sind, erwartet er den Erfolg mit dem höchsten Grade der Versicherung, und sieht seine vorige Erfahrung, als einen völligen Beweis von der künftigen Wirklichkeit dieses Erfolgs, an. In andern Fällen verfährt er mit mehrerer Vorsichtigkeit. Er wiegt die entgegen stehenden Erfahrungen ab: er betrachtet, welche Seite durch die größte Anzahl von Erfahrungen unterstützet werde: auf diese Seite neiget er sich, mit Zweifel und Bedenken; und wenn er zuletzt sein Urtheil fest setzet: so überschreitet doch die Gewißheit dasjenige nicht, was wir eigentlich Wahrscheinlichkeit nennen. Alle Wahrscheinlichkeit setzet also gewisse einander entgegen stehende Erfahrungen und Beobachtungen voraus, wo man findet, daß die eine Seite die andere überwäge, und einen Grad der Gewißheit hervorbringe, welcher mit diesem Uebergewichte in einem genauen Verhältnisse steht. Hundert Beyspiele oder Erfahrungen auf der einen Seite, und funfzig auf einer andern, bringen eine gar zweifelhafte Erwartung von einem Erfolge hervor; da doch hundert gleichförmige Erfahrungen, mit einer einzigen widersprechenden, einen ziemlich starken Grad der Versicherung erzeugen. In allen Fällen müssen wir die entgegen gesetzten Erfahrungen, wo sie gegen einander stehen, abwägen, und die kleinere Zahl von der größern abziehen, um die

genaue Kraft und Stärke der überlegenen Gewißheit zu erkennen.

Damit wir diese Grundsätze auf einen besondern Fall anwenden: so können wir bemerken, daß in dem menschlichen Leben keine Art von Vernunftschlüssen gemeiner, von mehrerm Nutzen, und so gar nothwendiger sey, als diejenige, welche aus dem Zeugnisse der Menschen, und aus den Aussagen der Augenzeugen und Zuschauer hergeleitet werden. Vielleicht möchte jemand läugnen, daß diese Art von Vernunftschlüssen auf die Beziehung der Ursache und der Wirkung gegründet sey. Ich will über ein Wort nicht streiten. Es wird genug seyn, zu bemerken, daß unsere Versicherung und Vertrauen zu irgend einigem Beweisthume von dieser Art aus keinem andern Grundsatze herkömmt, als aus unserer Beobachtung der Wahrhaftigkeit eines menschlichen Zeugnisses und der gewöhnlichen Gleichförmigkeit der Thaten und geschehenen Dingen mit den Aussagen der Zeugen. Da es eine allgemeine Grundregel ist, daß keine Gegenstände irgend eine zu entdeckende Verknüpfung mit einander haben, und daß alle Folgerungen, die wir von dem einen auf den andern ziehen können, nur allein auf unsere Erfahrung von ihrer beständigen und regelmäßigen Vereinigung gegründet sind: so ist es klar, daß wir keine Ausnahme von dieser Regel einem menschlichen Zeugnisse zu Liebe machen sollen, dessen Verknüpfung mit irgend einigen Erfolgen, an sich selbst, eben so wenig nothwendig scheint, als je eine andre.

Würde

Würde die Einbildungskraft der Menschen ihrem Gedächtnisse nicht natürlich folgen; hätten sie nicht gemeiniglich eine Neigung zur Wahrheit und eine Empfindung der Rechtschaffenheit; hätten sie kein Gefühl der Scham, wenn sie in einer Falschheit ertappet werden; hätte man, sage ich, nicht durch die Erfahrung entdecket, daß diese Eigenschaften der menschlichen Natur angeboren sind: so würden wir niemals das geringste Zutrauen auf ein menschliches Zeugniß setzen. Ein wahnwitziger Mensch, oder einer, der den Ruf der Falschheit und niederträchtigen Schelmerey hat, wird auf keine Weise einiges Ansehen oder einige Glaubwürdigkeit bey uns haben.

Wie nun die Deutlichkeit und Gewißheit, welche von Zeugen und vom menschlichen Zeugnisse herkömmt, auf vergangene Erfahrung gegründet ist: so ändert sie sich auch mit der Erfahrung, und wird entweder, als ein unbetrieglicher Beweisthum, oder als eine Wahrscheinlichkeit angesehen, je nachdem die Verbindung zwischen irgend einer besondern Art der Aussage, und zwischen irgend einer Art der Gegenstände, beständig oder veränderlich gefunden worden. Man muß bey allen Urtheilen von dieser Art eine Menge von Umständen in Betrachtung ziehen; und unsere endliche und letzte Grundregel, durch welche wir alle Streitigkeiten entscheiden, die in Ansehung derselben entstehen können, wird allezeit aus der Beobachtung und Erfahrung hergeleitet. Wo diese Erfahrung auf einer Seite nicht gänzlich gleich-

förmig ist: so wird sie von einem unvermeidlichen Gegensatze in unsern Urtheilen, und von eben derselben Entgegensetzung und wechselseitigen Zerstörung der Gründe begleitet, wie in einer jeden andern Art der moralischen Gewißheit und Deutlichkeit. Wir stehen oft in Ansehung der Aussagen anderer an. Wir wägen die entgegen stehenden Umstände ab, welche einigen Zweifel oder einige Ungewißheit verursachen; und wenn wir eine Ueberlegenheit auf irgend einer Seite entdecken: so neigen wir uns zu derselben; aber doch stets mit einer Verminderung der Versicherung, nach dem Verhältnisse, als die Gegengründe stark sind.

Diese einander entgegen stehende Deutlichkeit und Gewißheit kann in gegenwärtigem Falle aus mancherley verschiedenen Ursachen hergeleitet werden; aus dem Charakter oder aus der Zahl der Zeugen, aus der Art, wie sie ihr Zeugniß ablegen; oder aus der Vereinigung aller dieser Umstände. Wir hegen einigen Verdacht in Ansehung geschehener Dinge, wenn die Zeugen einander widersprechen; wenn derselben nur wenig, oder wenn sie von einem verdächtigen Charakter sind; wenn sie an dem, was sie aussagen, selbst Antheil nehmen, oder einigen Vortheil daraus ziehen; wenn sie ihr Zeugniß mit Zweifel, mit Anstehen oder Bedenklichkeit, oder im Gegentheile mit gar zu heftigen Betheurungen, ablegen. Es giebt noch manche andere besondere Fälle von dergleichen Art, welche die Stärke eines Beweisthumes, der

von einem menſchlichen Zeugniſſe hergenommen iſt, vermindern, oder gar aufheben und zerſtören.

Geſetzt, zum Exempel, daß die geſchehene Sache, welche dieſes Zeugniß feſt zu ſetzen ſich bemühet, auf etwas außerordentliches und wunderbares hinaus laufe: ſo bekömmt in dieſem Falle die, aus dem Zeugniß entſtehende Gewißheit, eine Verminderung, die nach dem Verhältniſſe größer oder geringer iſt, als die Sache mehr oder weniger ungewöhnlich iſt. Der Grund, warum wir den Zeugen und Geſchichtſchreibern einigen Glauben beymeſſen, kömmt nicht aus irgend einiger Verknüpfung, die wir zwiſchen dem Zeugniſſe und der Wirklichkeit a priori einſehen und begreifen, ſondern bloß daher, weil wir eine Gleichförmigkeit zwiſchen derſelben zu finden gewöhnet ſind. Aber wenn die bezeugte Sache eine ſolche iſt, die wir ſelten zu beobachten Gelegenheit haben, ſo iſt alsdenn ein Streit zwiſchen zweyen entgegen geſetzten Erfahrungen, von denen die eine die andere in ſo weit aufhebet und zerſtöret, als die Kraft derſelben ſich erſtrecket, und die Ueberlegene kann auf das Gemüthe nur allein mit derjenigen Kraft wirken, welche überbleibt. Der gleiche und eben derſelbe Grundſatz der Erfahrung, welcher uns einen gewiſſen Grad der Verſicherung, auf die Ausſage der Zeugen giebt, giebt uns auch in dieſem Falle einen andern Grad der Verſicherung wider die Sache, die ſie zu beſtätigen ſich bemühen; und von dieſem Widerſpruche entſpringt nothwendig ein Gegengewicht, und eine wechſel-

seitige Aufhebung und Zerstörung des Glaubens und des Ansehens.

Der Indianische Prinz, welcher sich weigerte, die ersten Nachrichten von den Wirkungen des Frostes zu glauben, machte richtige Vernunftschlüsse; und es wurde allerdings ein sehr starkes Zeugniß erfordert, ihn zum Beyfalle in Ansehung solcher Sachen zu verbinden, die von einem Zustande der Natur entstunden, der ihm ganz unbekannt war, und so wenige Aehnlichkeit mit denjenigen Erfolgen hatte, von welchen er eine beständige und gleichförmige Erfahrung gehabt. Ob sie schon seiner Erfahrung nicht entgegen und zuwider waren: so waren sie doch derselben nicht gleichförmig, und er konnte sie dazu nicht reimen *.

Aber,

* Kein Indianer, dieses ist klar, konnte eine Erfahrung haben, daß das Wasser in kalten Erdstrichen nicht gefriere. Das heißt, die Natur in eine Lage und Beschaffenheit setzen, die ihm gänzlich unbekannt ist; und es ist ihm unmöglich, a priori, zu sagen, was daraus entstehen werde. Das heißt, einen neuen Versuch machen, davon die Folge allezeit ungewiß ist. Einer kann bisweilen aus der Aehnlichkeit muthmaßen, was erfolgen werde; aber das ist doch allezeit eine bloße Muthmaßung. Und man muß gestehen, daß in dem gegenwärtigen Falle des Gefrierens der Erfolg wider die Regeln der Aehnlichkeit entsteht, und so beschaffen ist, daß ein vernünftiger Indianer denselben nicht voraus sehen könnte. Die Wirkungen der Kälte auf das Wasser äußern sich nicht Stufenweise, nach den Graden

Aber, um die Wahrſcheinlichkeit wider die Ausſage der Zeugen noch mehr zu verſtärken, laſſet uns ſetzen, die Sache, welche ſie behaupten, ſey nicht bloß wunderbar, ſondern ein wirkliches Wunder: und laßt uns auch ſetzen, das Zeugniß, wenn es allein und an und für ſich ſelbſt betrachtet wird, ſteige bis zu einem gänzlichen Beweisthume: ſo iſt in dieſem Falle Beweisthum wider Beweisthum, von denen der ſtärkeſte überwägen muß, doch allezeit mit einer Verminderung ſeiner Stärke, in dem Verhältniſſe der Stärke, welche der entgegen geſetzte hat.

Graden der Kälte: ſondern ſo bald ſie bis auf den Grad des Gefrierens kömmt: ſo geht das Waſſer auf einmal und in einem Augenblicke aus dem Stande der äußerſten Flüßigkeit in den Stand einer vollkommenen Härte über. Ein ſolcher Erfolg kann demnach außerordentlich genennet werden, und erfordert ein recht ſtarkes Zeugniß, um denſelben einem Volke in einem heißen Himmelsſtriche glaublich zu machen; doch iſt er noch kein Wunder, noch der gleichförmigen Erfahrung von dem Laufe der Natur in ſolchen Fällen entgegen, wo alle die Umſtände eben dieſelben ſind. Die Einwohner der Inſel Sumatra haben in ihrem eigenen Erdſtriche das Waſſer allezeit flüßig geſehen; und das Gefrieren ihrer Flüſſe könnte mit Recht für wunderbar gehalten werden: aber ſie ſahen niemals Waſſer in Moſcau, wahrend des Winters; und deswegen können ſie vernünftiger Weiſe nicht hartnäckig behaupten, was dort die Folge ſeyn würde.

Ein Wunderwerk ist eine Verletzung der Gesetze der Natur; und da eine stäte und unveränderliche Erfahrung diese Gesetze fest gesetzet hat: so ist der Beweisthum wider ein Wunderwerk aus der Natur der geschehenen Sache selbst so vollkommen, als man sich nur immer einen Grund aus der Erfahrung einbilden kann. Warum ist es mehr, denn wahrscheinlich, daß alle Menschen sterben müssen; daß das Bley nicht von sich selbst in der Luft aufgehängt bleiben kann; daß das Feuer das Holz verzehret, und durchs Wasser ausgelöschet wird, als nur deswegen, weil man diese Erfolge den Gesetzen der Natur gemäß findet, und weil eine Verletzung dieser Gesetze, oder mit andern Worten, ein Wunderwerk erfordert wird, denselben vorzubeugen? Nichts wird für ein Wunderwerk gehalten, was sich je in dem gemeinen Laufe der Natur zuträgt. Es ist kein Wunderwerk, daß ein Mensch von gutscheinender Gesundheit plötzlich sterben sollte; weil eine solche Todesart, ob sie schon ungewöhnlicher ist, als eine andere, doch, wie man bemerket, öfters vorgefallen. Aber das ist ein Wunderwerk, daß ein Todter wieder in das Leben kommen sollte; weil man dieses niemals in irgend einigem Lande, noch in irgend einiger Zeit wahrgenommen hat. Es muß demnach eine einförmige und gänzlich übereinstimmende Erfahrung wider jede wunderthätige Begebenheit zeugen; sonst würde die Begebenheit diese Benennung nicht verdienen. Da nun eine gleichförmige und übereinstimmende Erfah-

fahrung bis zu einem Beweisthume ſteigt: ſo iſt hier ein eigentlicher und völliger Beweisthum aus der Natur der geſchehenen Sache feſt ſt wider die Wirklichkeit irgend einiges Wunderwerkes; auch kann ein ſolcher Beweisthum nicht aufgehoben und zerſtöret, noch das Wunderwerk glaubwürdig gemacht werden, als nur allein durch einen entgegen geſetzten Beweisthum, der ſtärker und dem andern überlegen ſey *.

* Bisweilen kann es ſcheinen, als ob eine Begebenheit an ſich ſelbſt den Geſetzen der Natur nicht entgegen wäre, welche doch, wenn ſie wirklich wahr wäre, wegen einiger Umſtände ein Wunderwerk genennet werden könnte, weil ſie in der That dieſen Geſetzen entgegen ſind. Wenn zum Exempel eine Perſon, die ſich eines göttlichen Anſehens anmaßet, einem Kranken befehlen würde, geſund zu werden; einem Geſunden, todt zur Erde zu fallen; den Wolken, Regen auszuſchütten; den Winden, zu wehen; kurz, wenn er verſchiedenen natürlichen Begebenheiten befehlen würde, die auf ſeinen Befehl unmittelbar erfolgeten: ſo würde man ſie mit Recht für Wunderwerke halten, weil ſie wirklich in dieſem Falle den Geſetzen der Natur entgegen ſind. Denn wenn irgend einiger Verdacht überbleibet, daß die Begebenheit und der Befehl zufälliger Weiſe mit einander übereinſtimmen: ſo iſt da kein Wunderwerk und keine Verletzung der Geſetze der Natur mehr. Wenn dieſer Verdacht gehoben und aus dem Wege geräumet wird: ſo iſt da augenſcheinlich ein Wunderwerk und eine Uebertretung dieſer Geſetze; weil der Natur nichts ſo ſehr entgegen ſeyn kann, als daß die Stim-

Die natürliche und klare Folge hievon iſt dieſe, (und das iſt eine allgemeine, unſerer Aufmerkſamkeit würdige Grundregel); „daß kein Zeugniß zureichend iſt, ein Wunderwerk zu beſtätigen und feſt zu ſetzen, wofern nicht das Zeugniß von einer ſolchen Art iſt, daß die Falſchheit deſſelben noch ein größeres Wunder wäre, „als die geſchehene Sache, welche dieſes Zeugniß feſt zu ſetzen ſich bemühet: und auch gar in „dieſem Falle findet ſich eine wechſelſeitige Aufhebung und Zerſtörung der Gründe um Beweisthümer, und mir allein der Stärkere oder „Ueberlegenere giebt uns eine Verſicherung, die „mit demjenigen Grade der Stärke übereinkömmt, welcher, nach der Abziehung des Schwächern, überbleibt.„ Wenn mir irgend jemand ſagt,

Stimme oder der Befehl eines Menſchen einen ſolchen Einfluß haben ſollte. Ein Wunderwerk kann gar genau erkläret werden, „als eine „Verletzung eines Geſetzes der Natur durch einen beſondern Willen der Gottheit, oder durch „die Vermittelung eines unſichtbaren wirkenden Weſens.„ Ein Wunderwerk mag ſich unſern Sinnen entdecken oder nicht, dieſes ändert die Natur und das Weſen deſſelben nicht. Die Erhebung eines Hauſes oder Schiffes in die Luft iſt ein ſichtbares Wunderwerk. Die Erhebung einer Feder in die Luft, wenn dem Winde auch nur im geringſten die dazu erforderliche Kraft und Stärke mangelt, iſt ein eben ſo wirkliches Wunderwerk, ob ſchon in Anſehung unſer nicht ſo empfindlich und fühlbar.

ſagt, er habe einen Todten geſehen, welchem das Leben wieder gegeben worden: ſo erwäge ich unmittelbar bey mir ſelbſt, welches von beyden wahrſcheinlicher ſey, daß dieſe Perſon entweder betrügen wolle, oder ſelbſt betrogen worden ſeyn ſollte; oder daß die Sache, die ſie erzählet, ſich wirklich ſollte zugetragen haben. Ich wäge das eine Wunderwerk gegen das andere ab, und nach dem Uebergewichte oder nach der Ueberlegenheit, die ich entdecke, fälle ich mein entſcheidendes Urtheil, und verwerfe allezeit das gröſſere Wunderwerk. Wenn die Falſchheit dieſes Zeugniſſes ein größeres Wunderwerk wäre, als die Begebenheit, welche eine Perſon erzählet; alsdenn, und nicht eher, alsdenn, kann ſie behaupten, meinem Glauben oder meiner Meynung zu befehlen.

Zweyter Theil.

In den vorhergehenden Betrachtungen haben wir vorausgeſetzet, daß ein Zeugniß, auf welches ein Wunderwerk gegründet iſt, gar wohl bis zu einem gänzlichen Beweisthume ſteigen könte, und daß die Falſchheit dieſes Zeugniſſes eine Art eines Wunders ſeyn würde. Allein es iſt leicht zu zeigen, daß wir um einen großen Theil zu freygebig geweſen, da wir dieſes eingeſtanden, und daß niemals in irgend einiger Geſchichte eine wunderthätige Begebenheit auf eine ſolche völlige Gewißheit und Deutlichkeit gebauet und feſtgeſetzet geweſen.

Denn

Denn erſtlich kann man in der ganzen Geſchichte kein einziges Wunderwerk finden, welches durch eine zureichende Anzahl von Leuten von ſolchem unzweifelhaften guten Verſtande, Erziehung und Gelehrſamkeit wäre bezeuget worden, als erfordert wird, uns zu verſichern, daß ſie ſelbſt nicht bethöret worden; von ſolcher ungezweifelten Aufrichtigkeit und Redlichkeit, als nöthig iſt, dieſelben über allen Verdacht einiges Vorhabens, andere zu betriegen, zu ſetzen; von ſolchem Credite, gutem Rufe und Anſehen in den Augen der Menſchen, daß ſie ein großes zu verlieren hatten, im Falle ſie auf einiger Falſchheit wären entdecket worden; und die zu gleicher Zeit ſolche geſchehene Dinge bezeugen, die auf eine ſolche öffentliche Weiſe, und in einem ſo berühmten Theile der Welt verrichtet worden, als erforderlich iſt, die Entdeckung unvermeidlich zu machen: alle dieſe Umſtände werden erfordert, um uns eine völlige Verſicherung und Zutrauen auf das Zeugniß der Menſchen zu geben.

Zweytens. Wir können in der menſchlichen Natur einen Grundſatz wahrnehmen und bemerken, von welchem man, wenn man genau unterſuchet wird, finden wird, daß er die Verſicherung gar ſehr vermindere, die wir, auf ein menſchliches Zeugniß, von irgend einiger Art eines Wunders haben möchten. Die Grundregel, nach welcher wir uns insgemein in unſern Vernunftſchlüſſen richten, iſt dieſe, daß die Gegenſtände, von welchen wir keine Erfahrung haben, den-

denjenigen ähnlich seyn, von welchen wir eine haben; daß dasjenige, was wir das gewöhnlichste zu seyn befunden, allezeit das wahrscheinlichste sey; und daß wir da, wo entgegen gesetzte Gründe vorhanden sind, den Vorzug denjenigen geben sollen, welche auf die gröſste Anzahl vergangener Beobachtungen gegründet sind. Allein ob wir schon, wenn wir dieser Regel gemäß verfahren, so gleich eine jede That und Sache verwerfen, welche in einem ordentlichen Grade ungewöhnlich und unglaublich ist: so beobachtet doch das Gemüthe nicht allezeit eben dieselbe Regel, wenn es weiter fortgeht; sondern wenn eine ganz und gar ungereimte und wunderthätige Sache behauptet wird: so giebt es vielmehr desto bereitwilliger eine solche That oder Sache zu, eben um dieses Umstandes willen selbst, welcher alle Glaubwürdigkeit und alles Ansehen derselben aufheben und zernichten sollte. Die Leidenschaft des Erstaunens und des Bewunderns, die durch die Wunderwerke erreget wird, ist eine angenehme Bewegung und Aufwallung des Gemüthes, und lenket uns deswegen auf eine merkliche Weise, diejenigen Begebenheiten zu glauben, durch welche sie erreget wird. Und dieses geht so weit, daß selbst diejenigen, welche dieses Vergnügen nicht unmittelbar genieſsen, noch diejenigen wunderbaren Begebenheiten glauben können, von denen sie berichtet werden, dennoch dieses Vergnügens von der andern Hand, und gleichsam durch eine Zurückprallung, theilhaft werden wollen, und einen Stolz und eine Belusti-

lustigung darinn suchen, und die Bewunderung anderer zu erwecken.

Mit welcher Begierigkeit werden nicht die wunderbare Nachrichten der Reisenden, ihre Beschreibungen von Meer- und Landungeheuern, ihre Erzählungen von wundervollen Abentheuern, von seltenen Menschen, und von ungewöhnlichen rohen Sitten, angenommmen? Allein wenn der Geist der Religion sich selbst mit der Liebe zu Wundern vereiniget: so hat alle gesunde Vernunft ein Ende; und das menschliche Zeugniß verliert, in diesen Umständen, alle Ansprache an die Glaubwürdigkeit. Ein Bekenner der Religion kann ein Enthusiast seyn, und sich dasjenige zu sehen einbilden, was doch keine Wirklichkeit hat. Er kann aber auch wissen, daß seine Erzählung falsch ist, und doch auf derselben beharren, und das aus den besten Absichten von der Welt, nämlich um eine so heilige Sache zu befördern. Oder, wo auch gar diese Täuscherey und Verblendung nicht statt hat: so wirket doch die, durch eine so starke Versuchung erregete Eitelkeit auf ihn weit mächtiger, als auf die übrigen Menschen in irgend einigen andern Umständen; und der Eigennutz mit gleicher Stärke. Seine Zuhörer mögen, wie es gemeiniglich zutrifft, nicht genugsame Beurtheilungskraft haben, seine Deutlichkeit und Gewißheit zu untersuchen: die Beurtheilungskraft, die sie noch haben, verleugnen sie aus Grundsätzen, in diesen erhabenen und geheimnißvollen Vorwürfen: oder wenn sie auch noch so willig sind, dieselbe

ſelbe zu gebrauchen und anzuwenden: ſo unterbricht und ſtöret doch Leidenſchaft und eine erhitzte Einbildungskraft die Regelmäßigkeit ihrer Wirkungen. Ihre Leichtgläubigkeit vermehret ſeine Unverſchämtheit; und ſeine Unverſchämtheit überwältiget ihre Leichtgläubigkeit.

Beredtſamkeit, in ihrer gröſten Stärke, läßt der Vernunft oder der Ueberlegung wenig Raum; ſondern, indem ſie ſich gänzlich an die Einbildung oder an die Affecten und Neigungen richtet: ſo führet ſie die willigen Zuhörer gefangen, und unterwirft ſich ihren Verſtand. Glücklich, daß dieſe Höhe ſelten erreichet wird. Aber was ein Cicero oder Demoſthenes auf das verſammlete römiſche oder athenienſiſche Volk kaum wirken konnten, das kann ein jeder Capuciner, ein jeder herumreiſender oder an einem Orte ſtehender Lehrer über den gröſten Haufen der Menſchen, und zwar in einem höhern Grade ausrichten, indem er ſolche grobe und pöbelhafte Leidenſchaften rühret *.

Drit-

* Die vielfältigen Beyſpiele von erdichteten Wunderwerken, von Weißagungen und übernatürlichen Begebenheiten, welche zu allen Zeiten entweder durch entgegen geſetzte Deutlichkeit und Gewißheit entdecket worden, oder welche ſich ſelbſt durch ihre Ungereimtheit entdecken, zeigen gnugſam die ſtarke Neigung der Menſchen zu dem Außerordentlichen und Wunderbaren, und ſollten vernünftiger Weiſe wider alle Erzählungen von dieſer Art einen Verdacht erwecken. Dieſes iſt unſere natürliche Denkungsart, auch ſelbſt

Drittens. Das giebt uns eine sehr starke Vermuthung wider alle übernatürliche und wundervolle Erzählungen, daß sie allezeit unter unwissenden und barbarischen Völkern hauptsächlich im Ueberflusse gefunden werden; oder wenn je eine gesittete Nation einigen von denselben den Zutritt und Eingang gestattet: so wird man finden, daß dieses Volk dieselben von ihren unwissenden und barbarischen Vorfahren angenommen habe, welche dieselben auf ihre Nachkommen mit derjenigen unverletzlichen Bestätigung und mit dem

seyet-

selbst in Ansehung der gemeinesten und glaublichsten Vorfälle. Zum Exempel: keine Art von Nachrichten entsteht so leicht und breitet sich geschwinder aus, besonders auf dem Lande und in den Provinzstädten, als die, welche die Heirathen, betreffen. Dieses geht so weit, daß zwo junge Personen von gleichem Stande einander nie zweymal sehen, daß nicht die ganze Nachbarschaft sie unmittelbar mit einander verbinden sollte. Das Vergnügen eine so wichtige und anziehende Neuigkeit zu erzählen, auszubreiten und die erste Nachricht davon zu geben, streuet die Zeitung allenthalben aus. Und dieses ist so wohl bekannt, daß kein vernünftiger Mensch einige Achtung auf diese Nachrichten hat, bis er sie durch eine größere Gewißheit bestätiget findet. Sind es nicht eben diese, und noch andere viel stärkere Leidenschaften, welche dem großen Haufen der Menschen die Neigung einflößen, alle, die Religion betreffende Wunderwerke, mit der größten Heftigkeit und Versicherung zu glauben und auszubreiten.

feyerlichen Ansehen fortgepflanzet, so allezeit alte und durchgehends angenommene Meynungen begleiter. Wenn wir die ersten Geschichte aller Völker durchgehen: so sollten wir uns bald einbilden, wir wären in einige neue Welt versetzet worden, wo der ganze Bau und die Einrichtung der Natur aufgelöst ist, und ein jedes Element seine Wirkungskräfte auf eine ganz andere Weise äußert, als itzo. Schlachten, Staatsveränderungen, Pestilenz, Hungers-Noth und Tod, sind niemals Wirkungen derjenigen natürlichen Ursachen, die wir aus der Erfahrung kennen. Wunderzeichen, Vorbedeutungen, Ausspräche und Urtheile der Götter verdunkeln und überschatten gänzlich die wenigen natürlichen Begebenheiten, welche damit vermischet sind. Allein da dieselben mit einer jeden Seite seltener werden, so wie wir den durch Wissenschaft und Erkenntniß aufgeklärteren Zeiten näher kommen: so lernen wir bald, daß, da in dem Falle gar nichts geheimnißvolles oder übernatürliches ist, sondern daß alles von der gewöhnlichen Zuneigung der Menschen zu dem Wunderbaren und Außerordentlichen herkommet, und daß, obschon diese Neigung von Zeit zu Zeit durch Vernunft und Gelehrsamkeit einen Einhalt bekommen mag, dieselbe doch niemals völlig aus der menschlichen Natur ausgerottet werden kann.

Es ist etwas seltsames, sagt jeder verständiger Leser, bey dem Durchlesen dieser mit Wundern angefüllteten Geschichtschreiber, daß solche wun-

derbare Begebenheiten sich in unsern Tagen gar niemals zutragen. Aber dieses, wie ich glaube, ist nichts seltsames, daß die Menschen in allen Zeitaltern lügen sollten. Ihr müsset gewiß von dieser Schwachheit Exempel genug gesehen haben. Ihr habt selbst gehöret, wie man bey manchen solchen wunderbaren Erzählungen gestutzet, welche aber, da alle Weise und Vernünftige denselben mit Verachtung und Verspottung begegnet, endlich auch selbst von dem gemeinen Volke verworfen worden. Send versichert, daß diejenigen beruffenen Lügen, welche bis zu einer so ungeheuren Höhe sich ausgebreitet und geblühet haben, von einem gleichen Anfange entstunden; weil sie aber auf einem bequemern Grund und Boden ausgesäet worden: so schossen sie zuletzt zu solchen Wundern und Ungeheuern auf, die beynahe denen ähnlich sind, welche sie erzählen.

Es war eine verschmitzte Staatsklugheit bey jenem listigen und verschlagenen Betrüger, Alexander, welcher, obschon itzo vergessen, vor Zeiten einen sehr großen Ruf hatte, daß er den ersten Schauplatz seiner Betrügereyen in Paphlagonien aufschlug, wo, nach Lucians Berichte, das Volk äußerst unwissend und dumm, und bereitwillig war, auch selbst die größte Täuscherey und Verblendung zu verschlucken. Leute in einiger Entfernung, welche schwach genug sind zu denken, die Sache sey doch wohl einer Untersuchung werth, haben keine bequeme Gelegenheit, bessere Nachrichten einzuziehen. Die Histörchen kommen durch

durch hundert Umstände vergrößert zu ihnen. Thoren sind ämsig, die Bethörung und Verblendung fortzupflanzen; in der Zeit, da Weise und Gelehrte sich begnügen, die Ungereimtheit derselben überhaupt zu verlachen, ohne sich um Nachrichten von den besondern Dingen und Umständen zu bekümmern, durch welche sie deutlich widerleget werden konnte. Und so wurde der ebenerwähnte Betrüger in den Stand gesetzet, von seinen unwissenden Paphlagoniern, zur Anwerbung ergebener Anhänger, so gar unter den griechischen Weltweisen, und Leuten von dem höchsten Range und Stande in Rom, fortzuschreiten. Ja er konnte gar die Achtung jenes weisen Kaisers, des Marcus Aurelius, so weit gewinnen, daß er den Ausgang eines Feldzuges auf seine täuschende Weissagungen ankommen ließ.

Die Vortheile, unter einem unwissenden Volke einen Betrug auf die Bahn zu bringen, und dasselbe dadurch in Erstaunen zu setzen, sind so groß, daß, wenn auch schon die Verblendung zu grob seyn sollte, durch dieselbe das ganze Volk zu hintergehen, (welches bisweilen, wiewohl selten, der Fall ist,) daß dieselbe dennoch, sage ich, sich von dem Glücke in entferneten Ländern einen bessern Fortgang versprechen kann, als wenn der erste Auftritt davon in einer durch Künste und Wissenschaften berühmten Stadt gespielet worden wäre. Die Unwissendesten und Ungesittetsten von diesen Barbaren bringen diese Nachricht außer Lande. Keine von ihren Landsleuten haben ge-

mnasamen Briefwechsel, oder zureichenden Credit und Ansehen, dem Betruge zu widersprechen, und die Täuschung zu Boden zu schlagen. Der Menschen Neigung zu dem Wunderbaren hat eine völlig bequeme Gelegenheit, sich gänzlich zu zeigen. Und so wird ein Mährgen in einer Entfernung von tausend Meilen für eine gewisse Geschichte gehalten, darüber man an dem Orte selbst, wo es zuerst aufgebracht wurde, nur ein Gespötte treibt, und es durchgehends auspfeifet. Aber hätte Alexander seine Residenz zu Athen aufgeschlagen: so hätten die Weltweisen dieses berühmten Sitzes der Gelehrsamkeit unmittelbar durch das ganze römische Reich ihre Gedanken von dieser Sache ausgebreitet; und wenn dieselbe von einem so großen Ansehen unterstützet, und mit aller Stärke der Vernunft und Beredtsamkeit erläutert und vorgetragen worden wären: so hätten sie den Menschen die Augen vollkommen geöffnet. Es ist wahr; als Lucian von ohngefähr durch Paphlagonien reisete: so hatte er eine bequeme Gelegenheit, diesen guten Dienst zu leisten. Allein, so sehr es auch zu wünschen wäre: so trägt es sich doch nicht allezeit zu, daß ein jeder Alexander einen Lucian vor sich findet, der bereit und geneigt ist, seine Betriegereyen zu entdecken und aufzuheitern *.

Ich

* Man könnte vielleicht einwenden, ich verführe sehr vermessen, und bildete meine Vorstellungen vom Alexander nur aus der Nachricht, welche Luci-

Ich kann, als einen vierten Grund, welcher das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Wunderzeichen vermindert, hinzusetzen, daß kein einziges Zeugniß für irgend einiges von denselben, auch selbst für diejenigen, welche nicht ausdrücklich entdecket werden, vorhanden ist, welchem nicht eine unendliche Anzahl von Zeugen entgegen sind, so daß nicht allein das Wunderwerk die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses aufhebt und vernichtet: sondern daß auch das Zeugniß selbst das Wunderwerk aufhebet und zernichtet. Um dieses desto begreiflicher zu machen, lasset uns betrachten, daß in Religionssachen, alles was verschieden ist, auch einander entgegen sey, und daß es unmöglich sey, daß die Religionen des alten Roms, der Türken, der Königreiche China und Siam, alle auf irgend einiges gründliches Fundament fest gesetzet seyn sollten. Gleichwie

Lucian, sein offenbarer Feind, von ihm gegeben. Es wäre in der That zu wünschen, daß einige Nachrichten übergeblieben waren, welche seine Mitbafter und Anhänger selbst ans Licht gestellet hätten. Der Gegensatz und die Verschiedenheit zwischen dem Charakter und dem Betragen eben desselben Menschen, so wie sie von Freunden oder Feinden entworfen werden, ist auch selbst im gemeinen Leben, und noch vielmehr in Dingen, welche die Religion betreffen, so stark, als der Gegensatz zwischen irgend zwey Menschen in der Welt, zwischen diesem Alexander und dem heiligen Paulus, zum Exempel. Beseher einen Brief an den Ritter, Gilbert West, über die Bekehrung und über das Apostelamt des heiligen Paulus.

demnach ein jedes Wunderwerk, von welchem man vorgiebt, es sey in irgend einer von diesen Religionen gewirket worden, (wie denn alle an Wunderwerken einen Ueberfluß haben) die Bestätigung des besondern Lehrgebäudes, welchem dasselbe zugeschrieben wird, zu seinem eigentlichen Endzwecke hat: so hat es auch, wiewol nicht so eigentlich und so unmittelbar, die gleiche Stärke, ein jedes anderes Lehrgebäude umzustoßen. Wenn es nun ein widerstreitendes Lehrgebäude zerstöret: so zernichtet es gleicherweise, die Glaubwürdigkeit derjenigen Wunderwerke, auf welche dieses Lehrgebäude festgesetzet war; so daß alle die Wunder verschiedener Religionen anzusehen sind, als widereinanderstreitende Dinge, und die Zeugnisse für diese Wunder, sie mögen schwach oder stark seyn, als solche, von denen eines einem jeden andern entgegen gesetzet ist. Wenn wir, nach dieser Art zu schließen, irgend einiges Wunderwerk des Mahomets oder seiner Nachfolger glauben: so haben wir für unsere Währschaft das Zeugniß einiger weniger barbarischer Araber: und auf der andern Seite, haben wir das Ansehen des Titus Livius, des Plutarchs, des Tacitus, und kurz aller Griechischen, Chinesischen und Römischcatolischen Schriftsteller und Zeugen zu betrachten, welche irgend einige Wunderwerke in ihrer besondern Religion angeführet haben; wir haben, sage ich, ihr Zeugniß in eben demselben Lichte anzusehen, als ob sie dieses mahometanischen Wunderwerkes Meldung gethan, und demselben in ausdrücklichen

lichen Worten mit eben derjenigen Gewißheit widersprechen hätten, mit welcher sie die von ihnen selbst erzählten Wunder glauben. Dieser Grund mag gar zu subtil und zu gekünstelt scheinen: allein er ist doch in der That von den Vernunftschlüssen eines Richters nicht unterschieden, welcher voraussetzet, die Glaubwürdigkeit zweyer Zeugen, welche wider jemand ein Verbrechen behaupten, werde durch das Zeugniß zweyer anderer aufgehoben und zernichtet, welche aussagen, er sey in eben demselben Augenblicke, in welchem das Verbrechen begangen worden seyn soll, zweyhundert Meilen entfernet gewesen.

In der ganzen weltlichen Geschichte ist kein Wunderwerk, welches ein stärkeres Zeugniß für sich habe, als dasjenige, welches Tacitus von dem Vespasianus erzählet. Dieser Kaiser soll zu Alexandria, vermittelst seines Speichels einen Blinden, und durch eine bloße Berührung seines Fußes einen Lahmen geheilet haben. Beyde Kranke kamen aus Gehorsam gegen ein Gesicht von dem Gott Serapis zu dem Vespasian, um von ihm ihre Heilung zu erwarten. Man kann die Erzählung davon bey diesem vortrefflichen Geschichtschreiber * nachsehen; wo ein jeder Umstand diesem Zeugnisse ein Gewicht zu geben scheint, welches weitläuftig mit aller Stärcke der Gründe und der

* Histor. Libr. IV. Cap. 8.

Beredtsamkeit ausgeführet werden könnte, wenn itzo irgend einer Person daran gelegen wäre, die Gewißheit dieses ausgemerzten und abgöttischen Aberglaubens zu verstärken. Die Ernsthaftigkeit, die Gründlichkeit, das Alter, und die Redlichkeit eines so großen Kaisers, welcher sein ganzes Leben hindurch mit seinen Freunden und Aufwärtern so vertraut umgieng, und sich niemals derjenigen außerordentlichen hochmüthigen Anmaßungen der Gottheit unterstund, welche Alexander und Demetrius sich zumutheten: der Geschichtschreiber, welcher in dergleichen Zeit lebete, der wegen seiner Aufrichtigkeit und Liebe zur Wahrheit berühmt war, vielleicht überall der größte und scharfsichtigste Geist des Alterthums, und von allem Hange zum Aberglauben und zur Leichtgläubigkeit so frey ist, daß er im Gegentheile der Gottesverläugnung und Freygeisterey beschuldiget wird: die Personen, auf deren Aussage er das Wunderwerk erzählet, deren Charakter, Verstand und Wahrhaftigkeit wohl bestätiget war, wie wir voraus setzen können: diese waren Augenzeugen von dieser Begebenheit und bekräftigten ihre Aussage auch noch zu der Zeit nachdem die Familie der Flavier des Reiches beraubet war, und keine Belohnung mehr, als einen Preiß der Lüge, geben konnte. Vtrumque, qui interfuere, nunc quoque memorant, postquam nullum mendacio pretium. Wenn wir noch hinzusetzen, daß diese erzählten Begebenheiten öffentlich geschehen: so wird erhellen, daß man für eine so grobe und handgreifliche

che Falschheit wohl kein stärkeres Zeugniß vermuthen könne.

Es findet sich auch eine merkwürdige Geschichte, welche der Cardinal von Retz erzählet, und die unsere Betrachtung wohl verdienen mag. Als dieser unruhige und listige Staatsmann nach Spanien floh, die Verfolgung seiner Feinde zu vermeiden, gieng er durch Saragossa, die Hauptstadt von Arragonien, wo ihm in der Cathedralkirche ein Mann gezeiget wurde, welcher sieben und zwanzig Jahre, als Thürhüter der Kirche gedienet hatte, und in der Stadt jedermann wohl bekannt war, der jemals seine Andacht in dieser Kirche verrichtet. Man hatte diese ganze lange Zeit über gesehen, daß ihm ein Schenkel mangelte, welches Glied er aber wieder bekam, da er auf den Rumpf heiliges Oel rieb; und als der Cardinal denselben untersuchte, fand er, es sey ein wahrhaftig natürlicher Schenkel, wie der andere. Dieses Wunderwerk wurde nach allen Verordnungen der Kirche bekräftiget, und die ganze Bürgerschaft zur Bestätigung dieser Sache berufen, welche, wie der Cardinal, wegen ihrer eifrigen Andacht, befand, dieses Wunderwerk vollkommen glaubete. Hier lebte der, welcher es erzählet, auch in der gleichen Zeit, in welcher das vorgegebene Wunder geschehen; er war von einem ungläubigen und freygeisterischen Charakter sowol, als von einem großen Verstande; das Wunder von einer so ganz besondern Beschaffenheit, daß es kaum hätte nachgemacht werden kön-

nen; die Zeugen in recht großer Anzahl, und alle von denselben auf gewisse Weise Zuschauer der Sache, von welcher sie ihre Aussage thaten. Und was diesem Zeugnisse noch mehr Stärke geben, und unsere Erstaunung bey diesem Anlasse verdoppeln kann, ist dieses, daß der Cardinal, der dieses Histörchen erzählet, demselben gar keinen Glauben beyzumessen scheint, und also nicht in Verdacht gezogen werden kann, als ob er etwann zu diesem heiligen Betruge das Seinige habe beytragen wollen. Er bedachte richtig, daß es, um eine Begebenheit von dieser Natur zu verwerfen, eben nicht nöthig sey, das Zeugniß umständlich zu widerlegen, und die Falschheit desselben durch alle Umstände der Schelmerey und Leichtgläubigkeit, davon es eine Frucht und Wirkung war, zu zeigen. Er wußte, daß, gleichwie dieses gemeiniglich in einer geringen Entfernung der Zeit und des Ortes ganz unmöglich wäre, es auch höchst schwer seyn würde, wenn schon einer so gar unmittelbar gegenwärtig wäre, wegen des heuchlerischen Aberglaubens, der Unwissenheit, der Verschlagenheit und Büberey eines großen Theils der Menschen. Er schloß deswegen, als ein verständiger Mann, daß ein solches Zeugniß die Falschheit auf dem Gesichte trüge, und daß ein Wunderwerk, welches nur durch ein menschliches Zeugniß unterstützet wird, vielmehr der Verspottung, als einer Widerlegung würdig wäre.

Niemals ist gewiß eine so große Menge von Wundern je einer Person zugeschrieben worden, als

als diejenige, welche letzthin in Frankreich auf dem Grabe des Abtes Paris, dieses berühmten Jansenisten, mit dessen Heiligkeit die Leute so lange bethöret worden, gewirket worden seyn sollen. Kranke heilen, den Tauben das Gehöre, und den Blinden das Gesichte geben, sind Sachen, davon man allenthalben, als von gewöhnlichen Wirkungen dieses heiligen Grabes redet. Aber was noch außerordentlicher ist; manche von diesen Wundern wurden unmittelbar auf der Stelle selbst, vor Richtern von ungezweifelter Redlichkeit behauptet, und durch Zeugen von Stande und Ansehen, in einer gelehrten Zeit, und auf dem herrlichsten Schauplatze, der itzo in der Welt ist, bezeuget. Das ist noch nicht alles; eine Nachricht von denselben wurde öffentlich an das Licht gestellet und allenthalben ausgestreuet, ohne daß die Jesuiten im Stande gewesen, dieselben deutlich zu widerlegen oder den Betrug zu entdecken, ob sie schon eine so gelehrte Gesellschaft, von der weltlichen Obrigkeit unterstützet, und entschlossene, hitzige Feinde derjenigen Meynungen sind, zu deren Befestigung diese Wunder geschehen seyn sollen*.

Wo

* Dieses Buch wurde vom Herrn von Montgiron, einem Rathe oder Richter in dem Parlement zu Paris, geschrieben, von einem Manne von Ansehen, und der einen öffentlichen Charakter hatte, welcher nun aber, als ein Märtyrer für diese Sache wegen seines Buches irgendswo in einem Kerker sitzen soll.

Man

Wo werden wir eine solche Menge von Umständen finden, die alle zur Bekräftigung einer Sa-

che

Man hat auch ein anders Buch in drey Bänden, unter dem Titel: Sammlung der Wunderwerke des Abtes Paris, welches uns eine Nachricht von manchen dieser Wunderwerken giebt, und mit vorläufigen Betrachtungen begleitet ist, die gar wohl geschrieben sind. Dennoch findet sich in denselben vom Anfange bis zum Ende, eine lächerliche Vergleichung zwischen den Wunderwerken unsers Heilandes und den Wundern dieses Abtes; worinn behauptet wird, daß das Zeugniß für die letztere eben so gewiß sey, als das für die erstern: gerade, als ob das Zeugniß der Menschen mit dem Zeugnisse Gottes selbst, welcher die Feder der begeisterten Scribenten führete, jemals in ein Gleichgewicht gesetzet werden könnte. In der That, wenn diese Scribenten nur allein, als menschliche Zeugen zu betrachten wären: so ist der französische Verfasser in seiner Vergleichung gar bescheiden; indem er mit eigenem Scheine der Vernunft behaupten könnte, daß die jansenistischen Wunderwerke die andern an Gewißheit und Ansehen weit übertreffen. Die folgenden Umstände sind aus glaubwürdigen Schriften gezogen, welche in das vorerwähnte Buch eingefüget sind.

Manche von den Wunderwerken des Abtes Paris wurden, vor der Officialität, oder vor dem Gerichtshofe des Erzbischoffes zu Paris, unmittelbar durch Zeugen vor den Augen des Cardinals von Noaille erwiesen, welchem auch seine Feinde selbst den Charakter der Redlichkeit und Fähigkeit niemals bestritten haben.

Sein Nachfolger in dem Erzbischofthume war ein Feind der Jansenisten, und aus dieser Ursache

von

che übereinſtimmen? und was haben wir einer ſolchen Wolke von Zeugen entgegen zu ſetzen, als nur

von dem Hofe zu dieſem Sitze befördert worden. Nichts deſto weniger dranaen zwey und zwanzig Pfarrer von Paris bey ihm mit ungemeinem Ernſte darauf, daß er dieſe Wunder unterſuchen ſollte, von welchen ſie verſicherten, ſie waren der ganzen Welt bekannt, und unſtreitig gewiß: aber er unterließ es ganz klüglich.

Die Partey der Molinuſten hat verſuchet, dieſe Wunderwerke in einem einzigen Beyſpiele, nämlich in von dem der Jungfer le Franc, um allen Credit zu bringen. Allein außer dem, daß ihr Verfahren in verſchiedenen Abſichten das unregelmäßigſte von der Welt iſt, fürnehmlich, da ſie nur wenige von den janſeniſtiſchen Zeugen anführen, welche ſie durch allerhand Mittel auf ihre Seite gebracht: ſo fanden ſie ſich bald durch eine Wolke von neuen Zeugen, hundert und zwanzig an der Zahl, überwältiget, die meiſtentheils Leute von Credit und gutem Vermögen in Paris waren, und dieſe Wunderwerke eidlich beſtatigten. Dieſes war mit einer ernſtlichen und feyerlichen Berufung auf das Parlament begleitet, welchem aber von einer höhern Gewalt verboten wurde, ſich in dieſes Geſchäffte zu mengen. Wenigſtens hat man bemerket, daß da, wo die Menſchen durch Eifer und Enthuſiaſterey erhitzet werden, kein Grad eines menſchlichen Zeugniſſes ſo ſtark iſt, den man nicht mit der größten Ungereimtheit ſollte zuwege bringen können: und diejenigen, die ſo albern ſeyn wollen, die Sache durch dieſes Mittel zu erforſchen, und in dem Zeugniſſe beſondere Mängel und Richtigkeiten zu ſuchen, können beynahe verſichert ſeyn, verwirrt zu werden. Das muß in der That ein elender Betrug

ſeyn,

nur allein die gänzliche Unmöglichkeit, oder die wunderthätige Natur der Begebenheiten, die sie erzäh-

- seyn, welcher in diesem Streite nicht die Oberhand behält.

Alle, welche um diese Zeit in Frankreich gewesen, haben von dem großen Rufe des Herrn Herant, Oberaufsehers der Policey gehöret, von dessen Wachsamkeit, Scharfsinnigkeit, unermüdeter Thatigkeit, und ausnehmendem Verstande so viel gesprochen worden. Diese obrigkeitliche Person, die wegen der Beschaffenheit ihres Amtes, fast uneingeschränkt ist, wurde mit völliger Macht und Gewalt versehen, diese Wunderwerke zu unterdrücken, oder in Miscredit zu setzen; und er bemächtigte sich oft auf der Stelle der Zeugen und ihrer Vorwürfe, und untersuchte dieselben unmittelbar: aber er konnte niemals etwas Zureichendes wider sie aufbringen.

In dem Falle der Jungfer Thibault sendete er den berühmten De Sylva, sie zu untersuchen, und seine Aussage ist recht artig. Der Arzt erkläret sich, es sey unmöglich, daß sie so krank gewesen seyn könnte, als durch die Zeugen versichert worden; weil sie unmöglich, in einer so kurzen Zeit, so vollkommen wieder hätte hergestellet werden können, als er sie fand. Er urtheilete, als ein Mann von gutem Verstande, aus natürlichen Ursachen; aber die gegenseitige Partey sagte ihm, dieses alles wäre ein Wunderwerk, und seine eigene Erklärung und Aussage der beste Beweisthum davon.

Die Molinisten waren in einer traurigen Verwirrung und Verlegenheit. Sie durften nicht behaupten, daß ein menschliches Zeugniß schlechterdings nicht zureichend sey, ein Wunderwerk zu erweisen: sie waren genöthiget, zu sagen, diese

Wunder-

erzählen? Und dieſes wird auch ſicherlich in den Augen aller vernünftigen Leute, ſchon ganz allein, als

Wunderwerke würden durch Zauberey und von dem Teufel gewirket. Aber man ſagte ihnen, dieſes wäre die Ausflucht der alten Juden.

Kein Janſenift fand ſich jemals verwirrt und verlegen, von der Aufführung dieſer Wunder Grund zu geben, als der Kirchhof auf des Königs Befehl zugemauert wurde. Das Berühren des Grabes war es, welches dieſe außerordentliche Wirkungen hervor brachte; und da niemand mehr zu dem Grabe kommen konnte: konnten auch keine Wirkungen erwartet ſo werden. Es iſt wahr; Gott hätte in einem Augenblicke die Mauern zu Boden werfen können: aber er iſt der Meiſter ſeiner eigenen Gnaden und Werke, und es ſteht uns nicht zu, davon Rechenſchaft zu geben. Er ließ nicht die Mauern einer jeden Stadt auf den Schall eines Widderhorns einſinken, wie die zu Jericho, noch die Gefängniſſe eines jeden Apoſtels öffnen, wie des heiligen Paulus ſeines.

Ein nicht geringerer Mann, als der Herzog von Chatillon, ein Herzog und Pair von Frankreich, von dem höchſten Stande und Familie, giebt einer wunderbaren Heilung Zeugniß, die an einem von ſeinen Bedienten verrichtet worden, welcher manche Jahre in ſeinem Hauſe mit einer ſichtbaren und fühlbaren Schwachheit gelebet hatte.

Ich ende mit der Anmerkung, daß keine Geiſtlichkeit wegen ihrer eingezogenen Lebensart und guter Sitten mehr gerühmet wird, als die ſeculare Cleriſey von Frankreich; inſonderheit die Pfarrer von Paris, welche dieſen Betriegereyen ein ſolches Zeugniß geben.

Die

als eine zureichende Widerlegung angesehen werden.

Ist die Folge richtig, weil ein gewisses menschliches Zeugniß die äußerste Stärke und Glaubwürdigkeit in gewissen Fällen hat, wenn es zum Exempel, die Schlachten bey Philippen oder Pharsalia erzählet, daß deswegen alle Arten des Zeugnisses in allen Fällen gleiche Stärke und Glaubwürdigkeit haben müssen? Gesetzt, daß von den Parteyen des Cäsars und des Pompeius, eine jede sich des Sieges in diesen Schlachten gerühmet, und die Geschichtschreiber einer jeden Partey den Vortheil beständig und gleichförmig ihrer eigenen Partey zugeschrieben hätten; wie würden die Menschen, in der itzigen Entfernung, vermögend gewesen seyn, zwischen denselben zu entscheiden? Der Widerspruch zwischen den Wunderwerken, die Herodot oder Plutarch erzählen, und zwischen denen, die vom Mariana, Beda, oder andern Geschichtschreibern aus dem Mönchsorden angeführt werden, ist eben so groß.

Weise

Die Gelehrtheit, der scharfsinnige Geist und die Redlichkeit der Herren, und die strenge Lebensart der Nonnen von Port-Royal sind durch ganz Europa berühmt worden. Dennoch gaben sie alle einem Wunder Zeugniß, welches an der Nichte des berühmten Pascals verrichtet worden, dessen Heiligkeit des Lebens nicht weniger bekannt ist, als seine außerordentliche Fähigkeit; ob er schon in Ansehung dieses und vieler anderer Wunderwerke, davon er Nachricht einzuziehen, weniger Gelegenheit hatte, leichtgläubig war. Sehet sein Leben.

Weise Menschen geben den Nachrichten, welche der Leidenschaft desjenigen, der sie giebt, schmeichelt, einen zweifelhaften oder akademischen Beyfall, es sey nun, daß dieselbe sein Vaterland, seine Familie, oder ihn selbst erhebe, oder sonsten auf einige Weise mit seinen natürlichen Neigungen einschlage. Aber wo kann eine größere Versuchung seyn, als die, ein Gesandter, ein Prophet, ein Bevollmächtigter vom Himmel zu scheinen? Wer wollte nicht manche Gefahren laufen, und viele Schwierigkeiten über sich nehmen, um einen so hohen Charakter zu erlangen? Oder, wenn ein Mensch, vermittelst der Eitelkeit und einer erhitzten Einbildung zuerst aus sich selbst einen Neugelehrten gemacht hat, und sich im Ernste von der Bethörung und Verblendung einnehmen lassen, wie wollte er sich jemals ein Bedenken machen, zur Unterstützung einer so heiligen und verdienstlichen Sache, aus frommer Absicht Betrug zu gebrauchen?

Der geringste Funke kann sich hier in die grösseste Flamme entzünden, weil die Materialien dazu allezeit bereitet sind. Das avidum genus auricularum *, verschlingt ohne Untersuchung alles ganz begierig, was nur immer dem Aberglauben schmeichelt, und Wunder befördert.

Wie manche Histörchen von dieser Art sind nicht zu allen Zeiten in ihrer Kindheit entdecket und ausgepfiffen worden? Wie viel mehrere sind nicht für eine

* Lucretius.

eine Zeitlang berühmt gewesen, und hernach in Verachtung und Vergessenheit versunken? Wo demnach solche Gerüchte herumfliegen: so ist die Auflösung der Erscheinung (Phænomenon) leicht zu finden, und wir urtheilen in Gleichförmigkeit mit der regelmäßigen Beobachtung und Erfahrung, wenn wir aus den bekannten und natürlichen Grundsätzen der Leichtgläubigkeit, Bethörung und Verblendung davon Grund und Ursache geben. Und sollen wir denn lieber eine wundertätige Verletzung der bekanntesten und am meisten fest gesetzten Gesetze der Natur eingestehen, als zu einer so natürlichen Auflösung unsere Zuflucht nehmen?

Es ist nicht nöthig, zu erwähnen, wie schwer es sey, in irgend einer besondern oder gar öffentlichen Geschichte, in der Zeit und an dem Orte, wo sie sich zugetragen haben soll, die Falschheit zu entdecken; und wie viel schwerer es noch seyn müßte, wenn die Schaubühne auch nur in der geringsten Weite entfernet ist. Die Gerichtshöfe selbst, mit allem dem Ansehen, mit aller der genauen Aufmerksamkeit und Beurtheilungskraft, die sie anwenden können, finden sich oft selbst verlegen, wenn sie in Handlungen, die noch in ganz frischem Andenken sind, die Wahrheit von der Falschheit unterscheiden sollen. Allein die Sache kömmt gar niemals zu einigem Ausgange, wenn sie der gemeinen Weise des Streitens und Zankens, und der herumfliegenden Gerüchte überlassen wird; vornehmlich, wenn die Leidenschaften der Menschen auf der einen oder andern Seite Partey genommen haben.

In

In der Kindheit neuer Religionen halten weiſe und gelehrte Männer die Sache gemeiniglich nicht für wichtig und beträchtlich genug, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit oder Achtung verdienen ſollte: und wenn ſie nachwärts willig und gern den Betrug entdecken wollten, um das bethörte Volk aus ſeiner Verblendung heraus zu ziehen: ſo iſt alsdenn die Zeit vorbei, und die Urkunde und Zeugniſſe, welche die Sache aufheitern könnten, ſind unwiederbringlich, und ohne einige Hoffnung, ſie wieder zu bekommen, verloren.

Keine Mittel der Entdeckung bleiben übrig, als diejenigen, die man aus dem Zeugniſſe derer ſelbſt ziehen muß, welche es ablegen: und obſchon dieſe bey Verſtändigen und Gelehrten allezeit zureichend ſind: ſo ſind ſie doch insgemein zu fein, als daß ſie von dem Pöbel begriffen werden ſollten.

Aus allem dieſem erhellet alſo, daß kein Zeugniß für irgend einige Art von Wunderwerken jemals bis zur Wahrſcheinlichkeit, und noch viel weniger bis zu einem Beweisthume ſteigen könne; und wenn man auch ſchon voraus ſetzte, es ſtiege bis zu einem Beweisthume, daß demſelben dennoch ein anderer Beweisthum entgegen geſetzet ſey, welcher aus der Natur der geſchehenen Sache ſelbſt hergeleitet wird, welche man feſt zu ſetzen ſich bemüzet. Die Erfahrung iſt es allein, welche einem menſchlichen Zeugniſſe Anſehen und Glaubwürdigkeit giebt; und eben dieſelbe Erfahrung iſt es auch, welche uns von den Geſetzen der Natur

versichert. Wenn demnach diese beyden Arten der Erfahrung einander zwider sind: so können wir nichts anders thun, als die eine von der andern abziehen, und eine Meynung, entweder auf der einen oder auf der andern Seite, mit derjenigen Versicherung ergreifen, welche aus dem Ueberreste entsteht. Aber, vermöge der hier erläuterten Grundsätze steigt dieses Abziehen, in Ansehung aller pöbelhaften Religionen, bis zu einer gänzlichen Aufhebung und Zernichtung; und deswegen können wir dieses, als eine Grundregel fest setzen, daß kein menschliches Zeugniß zureichende Kraft und Stärke haben könne, ein Wunderwerk zu erweisen, und dasselbe zu einem richtigen Fundamente irgend eines solchen Lehrgebäudes der Religion zu machen *.

Diese

* Ich bitte, die hier gemachte Einschränkung zu bemerken, wenn ich sage, daß ein Wunderwerk nicht also erwiesen werden könne, um der Grund zu der Stiftung eines Religionslehrgebäudes zu seyn. Denn sonst gestehe ich, daß vielleicht Wunderwerke oder Verletzungen des gewöhnlichen Laufes der Natur von einer solchen Art seyn können, daß sie einen Beweisthum von einem menschlichen Zeugnisse zulassen; wiewol es vielleicht unmöglich seyn wird, ein einiges solches in allen Urkunden der Geschichte zu finden. Gesetzt also, daß alle Scribenten in allen Sprachen übereinstimmen, daß Anno 1600 von dem ersten Jenner an acht Tage lang eine gänzliche Finstermiß über die ganze Erde gewesen sey. Gesetzt, daß diese Tradition von dieser außerordentlichen Begebenheit noch allezeit unter Leuten stark und dauerhaft sey, daß alle Reisende,

Diese Art zu schließen gefällt mir um so viel desto besser, weil sie meinen Gedanken nach, die-

Reisende, die aus fremden Ländern zurück kommen, uns, ohne die geringste Aenderung oder Widerspruch von dergleichen Tradition Nachricht bringen: so ist es klar, daß unsere ganze Weltweise, an statt an dieser Sache zu zweifeln, dieselbe, als gewiß, annehmen, und nach den Ursachen forschen müßten, aus denen dieselbe hergeleitet werden könnte.

Aber gesetzt, daß alle Geschichtschreiber, die von Engelland handeln, übereinstimmen würden, die Königinn Elisabeth sey den ersten Jenner 1600 gestorben; sie sey sowol vor, als nach ihrem Tode, von ihren Aerzten und von dem ganzen Hofe gesehen worden, so wie es bey Personen von ihrem Range üblich ist; ihr Nachfolger sey von dem Parlament erkannt und öffentlich ausgerufen worden: aber einen Monat nach ihrer Begräbniß sey sie wieder erschienen, habe von dem Throne Besitz genommen, und Engelland noch drey Jahre beherrschet: so muß ich bekennen, ich würde über die Uebereinstimmung so mancher seltsamer Umstände bestürzt seyn, aber doch nicht die geringste Neigung haben, eine so wunderthätige Begebenheit zu glauben. Ich würde an ihrem vorgegebenen Tode, und an den andern darauf erfolgeten öffentlichen Umständen nicht zweifeln: ich würde allein behaupten, man habe dieses alles bloß vorgegeben, und es sey niemals wirklich geschehen. Ihr würdet mir umsonst einwenden, wie schwer, ja wie beynahe unmöglich es sey, die Welt in einem Geschäffte von dieser Wichtigkeit zu betrügen; ihr würdet mir vergebens die Weisheit, die Aufrichtigkeit und den rechtschaffenen Charakter

dieser

nen kann, diejenigen gefährlichen oder verstellten Feinde der christlichen Religion zu beschämen, welche dieser berühmten Königinn, nebst dem geringen oder gar keinem Vortheile einwerfen, den sie von einem so elenden und schlechten Kunstgriffe einerndten könnte. Alles dieses könnte mich in Erstaunen setzen: aber ich würde allezeit erwiedern, die Betrügerey, Bosheit und Thorheit der Menschen seyn so gemeine Erscheinungen, daß ich lieber glauben wollte, die außerordentlichsten Begebenheiten könnten aus der Vereinigung derselben entstehen, als eine so ungemeine Verletzung der Gesetze der Natur zugeben.

Wenn aber dieses Wunderwerk irgend einem neuen Religionsgebäude zugeschrieben werden sollte: so sind die Menschen in allen Zeiten mit lächerlichen Mährgen von dieser Art so sehr hintergangen worden, daß eben dieser Umstand ein vollkommener Beweisthum eines Betruges, und bey allen vernünftigen Menschen zureichend seyn würde, sie zu bewegen, nicht nur die Begebenheit zu verwerfen, sondern auch gar dieselbe ohne alle Untersuchung zu verwerfen. Ob schon das Wesen, welchem in diesem Falle das Wunderwerk zugeschrieben wird, allmächtig ist: so wird es doch, aus diesem Grunde, nicht um das geringste wahrscheinlicher; weil es für uns unmöglich ist, die Eigenschaften oder Handlungen eines solchen Wesens, anders zu erkennen, als aus der Erfahrung, die wir von den Hervorbringungen desselben in dem gewöhnlichen Laufe der Natur haben. Dieses bringt uns allezeit wieder auf vergangene Beobachtungen, und verbindet uns, die Exempel von der Verletzung der Wahrheit in dem Zeugnisse der Menschen, mit den Exempeln von der Verletzung der Gesetze der Natur durch

welche unternommen haben, dieſelbe durch die Grundſätze der menſchlichen Vernunft zu vertheidigen. Unſere heiligſte Religion iſt auf den Glauben, nicht auf die Vernunft gegründet; und das iſt ein ſicheres Mittel, ſie bloß zu ſtellen, wenn man ſie einer ſolchen Probe und Unterſuchung unterwirft, die ſie auf keine Weiſe auszuhalten geſchickt iſt. Laſſet uns, um dieſes deutlicher und augenſcheinlicher zu machen, diejenigen Wunderwerke unterſuchen, welche in der Schrift erzählet werden; und um uns ſelbſt auf einem allzu weiten Felde nicht zu verlieren: ſo wollen wir uns nur auf diejenige einſchränken, welche wir in den fünf Büchern Moſis finden, die wir unterſuchen werden, ſo wie es dieſe vorgegebene Chriſten haben wollten, nicht als das Wort oder Zeugniß Gottes ſelbſt, ſondern als das Werk eines bloß menſchlichen Scribenten und Geſchicht-

durch Wunderwerke, zu vergleichen, um zu urtheilen, welche von denſelben wahrſcheinlicher und glaublicher ſey. Da die Verletzungen der Wahrheit in einem Zeugniſſe, welches die zu Gunſte einer Religion verrichteten Wunderwerke betrifft, viel gemeiner ſind, als bey ſolchen Zeugniſſen, welche irgend einige andere geſchehene Dinge und Begebenheiten betreffen: ſo muß dieſes die Glaubwürdigkeit des erſtern Zeugniſſes gar ſehr vermindern, und uns zu einer allgemeinen Entſchließung bewegen, niemals einige Achtung darauf zu haben, mit was für einem ſcheinbaren Vorwande es auch immer überzogen und bedecket ſeyn möchte.

schreibers. Da haben wir denn erstlich ein Buch zu betrachten, welches uns durch ein ungesittetes und unwissendes Volk überliefert wird, welches in einer Zeit geschrieben worden, da dasselbe noch ungesitteter war, und aller Wahrscheinlichkeit nach, lange nach den geschehenen Dingen, die es erzählet; welches durch keine damit übereinstimmende Zeugnisse bekräftiget wird, und denjenigen fabelhaften Nachrichten gleich sieht, welche eine jede Nation von ihrem Ursprunge giebt. Bey dem Durchlesen finden wir dieses Buch voller Wunderwerke und wunderbarer Begebenheiten. Es giebt uns eine Nachricht von einem Zustande der Welt und der menschlichen Natur, der von dem itzigen völlig unterschieden ist; von unserm Falle aus diesem Stande; von dem Leben des Menschen, das sich fast auf tausend Jahre erstreckte; von der Zerstörung der Welt durch eine allgemeine Ueberschwemmung; von der willkührlichen Wahl eines Volkes, als der Lieblinge des Himmels; und dieses Volk sind die Landsleute des Verfassers: von desselben Befreyung aus der Knechtschaft durch die erstaunendesten Wunder, die man sich nur einbilden kann. Ich verlange, daß jemand seine Hände auf seine Brust lege, und nach einer ernsthaften Erwägung sich erkläre, ob er denke, die Falschheit eines solchen Buches, welches durch ein solches Zeugniß unterstützet wird, wäre außerordentlicher und ein größeres Wunderwerk, als alle die Wunderwerke, welche dasselbe erzählet; welches doch nothwendig ist, um

dasselbe,

daſſelbe, nach den eben feſtgeſetzten Regeln der Wahrſcheinlichkeit, annehmenswürdig zu machen.

Was wir von den Wunderwerken geſagt haben, kann ohne einige Veränderung auf die Weiſſagungen gezogen werden: weil in der That alle Weiſſagungen wirkliche Wunderwerke ſind, und nur allein, als ſolche, für Beweisthümer irgend einiger Offenbarung gelten können. Wenn es nicht die Fähigkeit der menſchlichen Natur überſtiege, künftige Begebenheiten vorher zu ſagen: ſo wäre es ungereimt, irgend einige Weiſſagung, als einen Beweisgrund für eine göttliche Sendung oder für ein Anſehen von dem Himmel anzuführen und zu gebrauchen. Wir können demnach aus dieſem allen ſchließen, die chriſtliche Religion ſey nicht allein im Anfange mit Wunderwerken begleitet geweſen, ſondern ſie könne, auch ſelbſt heut zu Tage, von keiner vernünftigen Perſon ohne ein Wunderwerk geglaubet werden. Die bloße Vernunft iſt nicht zureichend, uns von der Wahrheit derſelben zu überzeugen: und wer immer durch den Glauben bewogen wird, derſelben Beyfall zu geben, der iſt ſich in ſeiner eigenen Perſon eines beſtändigfortgeſetzten, ununterbrochenen Wunderwerkes bewußt, welche alle Grundſätze ſeines Verſtandes umkehret, und denſelben eine Beſtimmung giebt, das zu glauben, was der Gewohnheit und Erfahrung am meiſten zuwider und entgegen iſt.

Anmerkungen
über
den zehnten Versuch.

Mich dünkt, daß dieser Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Wunder etwas wesentliches fehle. Ein Wunder ist nach dem Geständniß aller Menschen eine Begebenheit, die in ihren Umständen wider die Gesetze der Natur streitet. Wer diesen Begriff von einem Wunderwerke hat, der setzt also zum voraus, daß es gewisse Gesetze in der Natur giebt, oder gewisse Kräfte, deren Wirkung nach gewissen festen Regeln gewisse Begebenheiten nothwendig hervorbringen, andere aber gar nicht hervorbringen können. Wenn man also annehmen wollte, es wären keine feste Gesetze, keine mit nothwendigen Wirkungen begleitete Kräfte in der Natur, so würde das Wort Wunder gar keinen Sinn haben. Alsdenn aber wäre es lächerlich zu untersuchen, ob gewisse Begebenheiten glaubwürdig sind oder nicht. Denn wenn keine gewisse Gesetze in der Natur sind, so ist alles gleich möglich. Wenn uns also ein ehrlicher und seiner Sinnen mächtiger Mann im Ernste versichert, diese oder jene Begebenheit gesehen zu haben, was für Gründe können wir haben, die Sache in Zweifel zu ziehen. Gewiß den nicht, weil die Sache noch niemals geschehen

ist. Denn erstlich, woher wissen wir, daß sie noch nicht geschehen ist, und zweytens, was hat das nicht Geschehene mit dem Geschehenen zu thun.

Herr Hume hat uns in dem vorgehenden bereden wollen, daß keine Kräfte in der Natur seyn, und daß man niemals sagen könne, eine Begebenheit müßte aus einer andern nothwendig folgen, oder sie könne nicht daraus folgen. Daher kann ich nicht wohl absehen, wie er auf die Gedanken gekommen ist, dem Zeugnisse der Wunderwerke zu widersprechen. Der, welcher sich als einen Zeuge eines Wunders angiebt, wird nimmer darüber lachen, wenn Herr Hume ihm sagen wird, die Sache könne nicht wahr seyn, weil sie sich noch niemals zugetragen habe; und doch wird er ihm sonst nichts entgegen setzen können. Lasset uns setzen, es hätte einer mit zwey Würfeln zwölf oder mehrmale hinter einander Doppelwürfe gethan, würde es uns deswegen unglaublich vorkommen, wenn man uns hernach berichtete, er habe das dreyzehntemal anders geworfen? Wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Würfel falsch sind, oder daß der Spieler einen besondern Griff braucht, vermöge dessen die Doubletten nothwendig werden, so ist auch nicht der geringste Grund da, warum wir nicht jeden andern Wurf erwarten. Es scheint zwar in der That, als wenn Herr Hume keinen eigentlichen Zufall oder Ohngefähr setze. Aber es ist doch eine nothwendige Folge der Lehre, daß keine nothwendige Verbindungen in der Natur seyn. Denn so bald man diese läugnet,

läugnet, so muß man nothwendig einen ungefähren Zufall annehmen. Wenn es also unsers Verfassers rechter Ernst gewesen ist, den Aberglauben an die falschen Wunder zu bestreiten, so hätte er sich hüten sollen, die Gesetze der Natur und die nothwendige Verbindung zwischen Ursache und Wirkung zu leugnen. Denn eben dadurch bahnt er dem Aberglauben den bereitesten und geradesten Weg zu den allerärgsten Irrthümern.

Allein es ist nicht meine Absicht, zur Vertheidigung des Aberglaubens den Herrn Hume beym Worte zu fassen, ich will annehmen, daß er bey dieser Untersuchung, in Ansehung der Ursache und Wirkung, seine vorige Lehre verlassen habe, und diesem Grundsatze zu Folge wollen wir sehen, ob die gänzliche Verwerfung des menschlichen Zeugnisses in Ansehung der Wunderwerke vernünftig und billig ist oder nicht. Es giebt also gewisse festgesetzte Regeln, nach welchen die Kräfte in der Natur wirken, und aus welchen gewisse Begebenheiten nothwendig folgen, andere aber niemals folgen können. Hier können wir aber wieder zweyerley Grundsätze annehmen, welche der Untersuchung ganz verschiedene Erfolge geben müßten. Diese Gesetze sind entweder schlechterdings nothwendig, oder sie sind von der willkührlichen Einrichtung eines Urhebers entstanden, und sind also in ihren Wirkungen nur so lange nothwendig, als es ihrem Urheber gefällt. In dem ersten Falle ist die Frage bald entschieden: indem die Möglichkeit eines jeden Wunders schlechterdings wegfällt, und

jeder

jeder Zeuge desselben, er sey wer er wolle, entweder zu einem Betrüger, oder zu einem wahnwitzigen Menschen wird. Allein dieser Grundsatz scheint nicht statt zu haben: denn wir können uns das Gegentheil jeder natürlichen Begebenheit so gut vorstellen, als die wirkliche Sache selber.

Es bleibt demnach zu der Untersuchung von der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für die Wunder kein anderer Grundsatz übrig, als der letzte, daß die Gesetze der Natur durch die willkührliche Einrichtung eines Wesens bestehen, das dieselben ändern kann. Nach diesem Grundsatze ist die Möglichkeit des Wunders eben so klar, als die Wirklichkeit jeder geschehenen Sache, weil das Wesen, welches der Natur die Gesetze gegeben hat, dieselbe auf eine Zeitlang aufheben und an deren statt andere geben kann. Hierüber kann also kein Streit entstehen. Wenn aber die Frage entsteht, ob das Zeugniß geschehener Wunder glaubwürdig ist oder nicht, so wird hier eine genaue und weitläuftige Untersuchung erfordert. Denn da der Urheber der Natur ihre Gesetze nicht aufheben kann, ohne Grund dazu zu haben, so wird zu Beurtheilung der Glaubwürdigkeit eines Wunders Zeugen erfordert, daß die Absichten des höchsten Wesens mit in Betrachtung gezogen werden. Denn es ist offenbar, daß kein Wunder einige Glaubwürdigkeit hat, wenn es nicht den Absichten des Urhebers der Natur gemäß ist, und mit der übrigen Einrichtung der Vorsehung harmoniret. Die Glaubwürdigkeit des Zeugen, muß

hernach

hernach noch besonders aus dessen Gemüthsbeschaffenheit, Absichten und Verbindung geprüfet werden. Und so entsteht eine ganz andere Theorie von der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für die Wunder; als die ist, welche der Herr Verfasser hier giebt, der gerade den wesentlichsten Theil der Untersuchung aus der Acht gelassen hat.

Da aber meine Absicht nicht ist, die von dem Herrn Hume berührten Fragen abzuhandeln, sondern bloß meine Meynung über die Grundsätze zu sagen, worauf er seine ungewöhnlichen und dreusten Entscheidungen gebauet hat, so finde ich nicht nöthig, mich hierüber weiter einzulassen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Eilfter Versuch.

Von

einer besondern Fürsehung

und von einem

künftigen Lebenszustande.

Ich hatte mich letzthin mit einem Freunde, welcher zweifelhafte seltsam scheinende Meynungen liebet; in eine Unterredung eingelassen, und ob er schon in derselben manche Grundsätze vorbrachte, die ich keineswegs gut heißen kann: so will ich sie doch hier, so genau, als

als möglich, aus dem Gedächtnisse abschreiben, um sie dem Urtheile des Lesers zu unterwerfen: weil sie der Neubegierde würdig scheinen, und einige Beziehung auf diejenigen Vernunftschlüsse haben, welche in diesen Versuchen ausgeführet werden.

Unsere Unterredung fieng sich mit meiner Bewunderung über das sonderbare gute Glück der Weltweisheit an. Denn da sie über alle andere Vorrechte eine völlige Freyheit erfordert, und hauptsächlich alsdenn blühet, wenn man Meynungen und Gründe einander frey entgegen setzen kann: so bekam sie den ersten Ursprung in einer Zeit und in einem Lande der Freyheit und der Duldung, und wurde niemals, auch selbst in ihren ausschweifendesten Grundsätzen, durch einige Glaubensartikel, Religionsbekanntnisse oder Strafgesetze eingeschränket. Denn, die Verbannung des Protagoras, und den Tod des Socrates ausgenommen, welche letztere Begebenheit doch zum Theile aus andern Bewegungsgründen herkam, sind in der alten Geschichte kaum einige Beyspiele von dieser abergläubischen Eifersucht und Verfolgung anzutreffen, womit die gegenwärtige Zeit so sehr geplaget ist. Epicur lebte zu Athen bis in ein hohes Alter in Ruhe und Zufriedenheit: Die Epicuräer * wurden so gar zu der priesterlichen Würde zugelassen, und ihnen erlaubet, in den allerheiligsten Gebräuchen ihrer Religion vor dem

* Luciani συμπ: ἢ, λαπιθαι.

dem Altare ihr Amt zu verrichten: und die öffentliche Aufmunterungen * durch Besoldungen und Belohnungen wurden von dem weisesten unter allen römischen Kaisern ** den Lehrern einer jeden Secte der Weltweisheit gleich gegönnet. Wie nöthig eine solche Begegniß der Weltweisheit in ihrem ersten Ursprunge gewesen, wird man leicht begreifen, wenn wir erwägen, daß sie selbst itzo, da man sie für stärker und dauerhafter halten kann, mit Mühe die Rauhigkeit der Witterung, und diejenigen strengen Winde der Verleumdung und Verfolgung erträgt, welche auf sie wehen.

Sie bewundern, sagte mein Freund, als ein sonderbar gutes Glück der Weltweisheit, was doch aus dem natürlichen Laufe der Dinge zu folgern, und bey einer jeden Nation und in allen Zeiten unvermeidlich zu seyn scheint, diese hartnäckige Scheinheiligkeit, darüber sie sich, als über etwas der Weltweisheit so fatales beklagen, ist in der That ein Kind derselben, welches sich mit dem Aberglauben verbindet, und deswegen den Vortheil seiner Zeugerinn gänzlich vergißt, und ihr unversöhnlichster Feind und Verfolger wird. Man kann weder begreifen, noch zugeben, daß speculativische Lehren und Grundsätze, der Religion diese itzige Veranlassungen solcher wüthenden Streitigkeiten, schon in den jungen und frühen Zeitaltern der Welt sich gefunden; da die Menschen

* Id. Eunuc.
** Id. et Dio.

schen, als gänzlich ungelehrt und unwissend, sich von der Religion einen Begriff machten, der sich mehr für ihre schwache Fähigkeit schickte, und ihre geheiligten Lehren hauptsächlich aus solchen Mährchen und Histörchen zusammen setzten, welche mehr der Gegenstand eines auf der Tradition beruhenden Glaubens, als der Beweisthümer oder einer vernünftigen Untersuchung, waren. Nachdem also der erste Lärmen vorbey war, welcher aus den neuen seltsam scheinenden Meynungen und Grundsätzen der Weltweisen entstund: so scheint es, sie haben nachwärts immer, durch alle Jahrhunderte des Alterthums durch, mit dem angeführten Aberglauben in großer Einigkeit gelebt, und das menschliche Geschlecht unter sich getheilet. Die erstere machte ihren Anspruch auf alle Gelehrte und Weise und der letztere hatte alles gemeine Volk und die Ungelehrten auf seiner Seite.

Es scheint also, sagte ich, sie lassen in dieser Frage die Staatsklugheit gänzlich aus der Acht, und sie setzen nicht voraus, daß eine weise Obrigkeit über gewisse Lehrsätze der Weltweisheit mit Recht eifersüchtig seyn könne, über solche, z. E. als des Epicurs seine waren, welcher dadurch, daß er das Daseyn der Gottheit, und folglich eine Fürsehung und künftiges Leben leugnet, größten Theils die Bande der Sittlichkeit aufzulösen scheint, so daß man solche Lehrsätze, aus diesem Grunde für den Frieden und die Ruhe der mensch-

lichen Gesellschaft der gefährlich und verderblich halten kann.

Ich weiß, versetzte er, daß, in der That selbst diese Verfolgungen niemals, zu einiger Zeit, von einer ruhigen Vernunft, oder von einiger Erfahrung der schädlichen Folgen der Weltweisheit hergenommen; sondern gänzlich aus Leidenschaft und Vorurtheil entsprungen sind. Allein, wie? Wenn ich noch weiter gehen und behaupten sollte, Epicur hätte, wenn er von einigen Ohrenbläsern oder Anklägern derselben Zeit vor dem Volke angeklaget worden wäre, seine Sache leicht vertheidigen und zeigen können, daß seine Grundsätze der Weltweisheit eben so nützlich und heilsam wären, als seiner Gegner die ihrige, welche sich mit so vielem Eifer bemüheten, ihn dem öffentlichen Hasse und Eifersucht bloß zustellen?

Ich wünsche, sagte ich, sie möchten ihre Beredsamkeit an einer so außerordentlichen Sache versuchen, und eine Schutzrede für den Epicur halten, welche nicht dem Pöbel von Athen, wo sie anders gestehen, diese alte und höflichgesittete Stadt habe einigen Pöbel gehabt, sondern dem philosophischern Theile des versammleten Volkes und solchen ein Genüge thun könnte, von denen man glauben kann, sie wären fähig, seine Gründe zu begreifen.

Die Sache, erwiederte er, würde unter diesen Bedingungen nicht schwer seyn; und wenn es ihnen gefällt: so will ich mich einen Augenblick an des Epicurs Stelle setzen, und sie sollen für das

über-

athenienſiſche Volk ſtehen, und ſo will ich ihnen eine Rede vorbringen, welche den ganzen Gerichtstopf mit weißen Steinen anfüllen, und keinem einzigen ſchwarzen Raum übrig laſſen ſoll, der Bosheit meiner Feinde zu willfahren.

Ganz gut: ſeyn ſie ſo gütig, und fahren ſie, auf ſolche Vorausſetzungen hin, fort.

Ich komme hieher, o ihr Athenienſer, um in euerer Verſammlung das zu rechtfertigen, was ich in meiner Schule behaupte, und deſſen ich mich ſelbſt durch wüthende Widerſacher vor euch gerichtlich beſchuldiget finde, an Statt, daß ſie mit ruhigen und von Leidenſchaften befreyeten Unterſuchungen die Sache vernünftig überlegen ſollten. Eure Berathſchlagungen, die von Rechts wegen auf Fragen, die das gemeine Beſte und den Vortheil des gemeinen Weſens betreffen, gerichtet ſeyn ſollten, werden auf Unterſuchungen einer bloß in der Betrachtung beſtehenden Weltweisheit abgekehret; und dieſe prächtige, aber vielleicht fruchtloſe Nachforſchungen; nehmen die Stelle eurer gemeinern und bekanntern, aber nützlichern Beſchäfftigungen ein. Allein, in ſo fern es bey mir ſtehe, will ich dieſem Misbrauche vorbeugen. Wir wollen hier nicht über den Urſprung und über die Regierung der Welten ſtreiten. Wir wollen nur unterſuchen, in wie weit der gemeine Nutzen und Vortheil an ſolchen Fragen Antheil habe. Und wenn ich euch überzeugen kann, ſie ſeyn zur Ruhe der Geſellſchaft und zur Sicherheit der Re-

gierung ganz und gar gleichgültig: so werdet ihr, wie ich hoffe, uns auf der Stelle in unsere Schulen zurück senden, um, da mit Muße die erhabenste Frage der ganzen Weltweisheit zu untersuchen, die aber auch unter allen am meisten in einer bloßen Betrachtung des Verstandes besteht.

Euere für die Religion eifrige Weltweise, die mit der Tradition eurer Vorältern, und mit den Lehren eurer Priester (welchen ich willig beystimme) nicht zufrieden sind, hängen einer vermessenen Neubegierde nach, indem sie versuchen, in wie weit sie die Religion auf die Grundsätze der Vernunft fest setzen können; und dadurch erwecken sie desto mehr die Zweifel, die aus einer genauen und überlegenden Untersuchung entstehen, an statt dieselben zu heben. Sie mahlen mit den prächtigsten Farben die Ordnung, Schönheit und weise Einrichtung der Welt ab; und denn fragen sie, ob eine so herrliche Anzeigung des Verstandes und der Weisheit von dem ungefähren Zusammenstoße der Atomen herkommen, oder ob der ohngefähre Zufall hervor bringen könnte, was die größten Geister nie genug bewundern können. Ich will die Richtigkeit dieses Grundes nicht untersuchen. Ich will zugeben, er sey so bündig, als meine Gegner und Ankläger es verlangen können. Es ist zureichend, wenn ich aus diesem Vernunftschlusse selbst zeigen kann, die Frage bestehe gänzlich in einer bloßen Betrachtung, und daß ich, wenn ich in meinen philosophischen Untersuchungen eine

Für-

Fürſehung und einen künftigen Zuſtand leugne, die Fundamente der Geſellſchaft und der Regierung keinesweges untergrabe, ſondern ſolche Grundſätze behaupte, welche ſie ſelbſt nach ihrer eigenen Art zu ſchließen, als gründlich und zureichend zugeben müßten, wenn ſie ſich in ihren Schlüſſen nicht ſelbſt widerſprechen wollen.

Ihr denn, die ihr meine Ankläger ſeyd, ihr habt geſtarben, der vornehmſte oder einzige Beweisthum von der Wirklichkeit eines göttlichen Weſens, welches ich niemals in Zweifel gezogen, ſey aus der Ordnung der Natur hergenommen; wo ſolche Merkmaale des Verſtandes und einer weiſen Abſicht ſich zeigen, daß ihr es für ausſchweifend haltet, entweder den ungefähren Zufall, oder die blinde und von keinem verſtändigen Weſen geleitete Kraft der Materie, als die Urſache davon anzugeben. Ihr bekennet, dieſes ſey ein Beweis, der aus den Wirkungen auf die Urſache gezogen wird. Aus der Ordnung des Werkes folgert ihr, es müſſe bey dem Werkmeiſter eine Abſicht, ein Vorhaben und ein Vorherbedacht geweſen ſeyn. Wenn ihr dieſen Punct nicht deutlich zeigen könnet: ſo bekennet ihr, euer Schluß ſey mangelhaft, und ihr behauptet nicht, den Schluß in einer größern Weite gelten zu machen, als die Erſcheinungen der Natur rechtfertigen können. Dieſes geſtehet ihr ſelbſt ein. Ich wünſche, ihr möchtet die Folgen davon wohl bemerken.

Wenn wir irgend eine besondere Ursache aus einer Wirkung schließen: so müssen wir die eine mit der andern in ein gleiches Verhältniß setzen; und man kann uns nicht zugeben, der Ursache irgend einige Eigenschaften zuzuschreiben, als nur solche, welche genau zureichend sind, die Wirkung hervor zu bringen. Wenn ein Körper von zehen Unzen auf einer Waagschale in die Höhe gezogen wird: so kann er zu einem Beweise dienen, daß das Gegengewichte zehen Unzen übersteige; aber er kann nimmer einen Grund an die Hand geben, daß es mehr sey, als hundert Unzen. Wenn die Ursache, die man von irgend einer Wirkung anzeiget, nicht zureichend ist, dieselbe hervorzubringen: so müssen wir entweder diese Ursache verwerfen, oder derselben solche Eigenschaften zulegen, die ihr ein richtiges Verhältniß mit der Wirkung geben können. Allein, wenn wir derselben fernere Eigenschaften zuschreiben, oder behaupten, sie sey vermögend, andere Wirkungen hervor zu bringen: so können wir allein einer ungebundenen Freyheit unserer Muthmaßungen nachhängen, und willkührlich ohne Grund und Ansehen, die Wirklichkeit und das Daseyn gewisser Eigenschaften und Kräfte voraus setzen.

Die gleiche Regel bleibt fest, die angegebene Ursache mag eine todte, sich selbst nicht bewußte Materie, oder ein vernünftiges und verständiges Wesen seyn. Wenn die Ursache nur allein aus der Wirkung bekannt ist: so müssen wir derselben niemals einige Eigenschaften über dasjenige zuschrei-

zuschreiben, was eben genau erforderlich ist, die Wirkung hervor zu bringen; auch können wir, nach keinen Regeln richtiger Vernunftschlüsse, von der Ursache wieder zurück kehren, und aus derselben durch Folgerungen andere Wirkungen über diejenigen schließen, durch welche allein sie uns bekannt ist. Aus dem bloßen Anschauen der Mahlereyen des Zeuxes konnte niemand wissen, ob er auch ein Bildhauer oder Bauverständiger, und in Stein und Marmel ein eben so geschickter Künstler gewesen, als in den Farben. Von den Talenten und von dem Geschmacke, die sich in einem besondern Werke uns zeigen, können wir sicher schließen, der Werkmeister habe dieselben besessen. Die Ursache muß mit der Wirkung in einem Verhältnisse stehen: und wenn wir dieselbe genau gleichförmig machen: so werden wir in derselben nimmer einige Eigenschaften finden, die uns weiter führen, oder uns in Ansehung einer andern Absicht oder Verrichtung eine Folgerung an die Hand geben. Solche Eigenschaften müßten etwas über dasjenige seyn, was bloß allein erforderlich ist, um die Wirkung hervor zu bringen, die wir untersuchen.

Wenn wir also gestehen, die Götter seyn die Urheber der Wirklichkeit oder der Ordnung der Welt: so folget, daß sie genau denjenigen Grad der Macht des Verstandes, der Weisheit und der Güigkeit besitzen, welcher sich in ihrem Werke zeiget; aber nichts ferner kann je erwiesen werden, es sey denn, daß wir die Vergrößerung und

Schmeicheley zu Hülfe rufen, um den Mangel der Beweisthümer und Vernunftschlüsse zu ersetzen. So weit die Spuren einiger Eigenschaften sich gegenwärtig zeigen, so weit können wir schliessen, daß diese Eigenschaften wirklich vorhanden seyn. Die Voraussetzung fernerer Eigenschaften ist eine bloß willkührlich angenommene Meynung, und noch vielmehr die Voraussetzung, daß in entfernten Abwechselungen der Zeit und des Raumes eine herrlichere Entwickelung dieser Eigenschaften, und ein Entwurf oder eine Ordnung der Einrichtung und Regierung gewesen sey, oder noch seyn werde, so sich besser zu diesen eingebildeten Tugenden schicket. Es kann uns niemals zugestanden werden, von der Welt, als der Wirkung, zum Jupiter, als zu der Ursache, herauf zu steigen; und denn wieder niederwärts herab zu steigen, um von dieser Ursache irgend eine neue Wirkung zu folgern; als ob die gegenwärtigen Wirkungen der herrlichen Eigenschaften, die wir dieser Gottheit zuschreiben, nicht gänzlich würdig wären. Da die Erkenntniß der Ursache einzig aus der Wirkung hergeleitet ist: so müssen sie sich, eine zu der andern, genau schicken, und die eine kann niemals auf etwas ferners weisen, oder der Grund irgend einer neuen Folgerung und eines neuen Schlusses seyn.

Ihr findet gewisse Erscheinungen in der Natur. Ihr suchet eine Ursache oder einen Urheber derselben. Ihr bildet euch ein, ihr habet ihn gefunden. Ihr werdet nachwärts so verliebt in diese Geburt

eures

eures Gehirnes, daß ihr euch einbildet, es sey unmöglich, daß er nicht etwas größeres und vollkommeneres hervorbringen sollte, als die gegenwärtige Schaubühne der Dinge, die so voll Uebels und Unordnung ist. Ihr vergesset, daß dieser sein im höchsten Grade vollkommene Verstand, und diese eben so unermeßliche Güte gänzlich eingebildet ist, oder wenigstens in der Vernunft keinen Grund hat, und daß ihr keine Ursache habt, ihm einige Eigenschaften zuzuschreiben, als nur diejenigen, von welchen ihr sehet, daß er sie wirklich in seinen Hervorbringungen geäußert und entwickelt hat. Machet denn, o ihr Weltweisen! daß eure Götter sich zu den gegenwärtigen Erscheinungen der Natur schicken, und maßet euch nicht an, durch willkührliche Voraussetzungen diese Erscheinungen zu ändern, um sie nach denjenigen Eigenschaften einzurichten, welche ihr euren Gottheiten mit so verliebtem Eifer zuschreibet.

Wenn Priester und Poeten, durch euer Ansehen unterstützet, o ihr Athenienser, von einem goldenen oder silbernen Zeitalter reden, welches vor der gegenwärtigen Schaubühne des Lasters und des Elends vorher gieng: so höre ich sie mit Achtsamkeit und Ehrerbiethung. Aber, wenn Weltweise, welche vorgeben, sie haben keine Achtung für das Ansehen, und sie halten sich nur allein an die Vernunft, eben dieselbe Sprache führen: so gestehe ich, ich kann ihnen nicht eben dieselbe folgsame Unterwerfung und fromme Ehrerbiethung erzeigen. Ich frage: wer führte sie in die himmli-

schen Gegenden, wer gab ihnen den Zutritt zu dem Rathe der Götter, wer öffnete ihnen das Buch des Verhängnisses, daß sie so vermessen behaupten, ihre Gottheiten haben über das, was wirklich erschienen ist, und sich gezeiget hat, irgend ein ander Vorhaben ins Werk gesetzet, oder sie werden es noch ins Werk setzen? Wenn sie mir sagen, sie seyn auf den Fußstapfen oder durch das stufenweise Hinaufsteigen der Vernunft so weit gekommen, indem sie aus den Wirkungen auf die Ursachen Folgerungen gezogen: so werde ich doch darauf bestehen, sie haben diesem Heraufsteigen der Vernunft durch die Flügel der Einbildungskraft geholfen; sonsten könnten sie die Weise und Art ihrer Folgerung nicht so ändern, und von den Ursachen auf die Wirkungen schließen, indem sie vermuthen, eine vollkommenere Hervorbringung, als die gegenwärtige Welt, würde so vollkommenen Wesen, als die Götter sind, gemeiner seyn, und dabey vergessen, daß sie keinen Grund haben, diesem himmlischen Wesen irgend einige Vollkommenheit oder Eigenschaft zuzuschreiben, als man in dieser gegenwärtigen Welt finden kann.

Daher kommt alle die fruchtlose Bemühung, von dem Uebel, so sich in der Natur zeiget, Rechenschaft zu geben, und die Ehre der Götter zu retten; in der Zeit, da wir die Wirklichkeit dieses Uebels und dieser Unordnung erkennen müssen, so in der Welt in so großer Menge ist. Die widerspänstigen und unbändigen Beschaffenheiten der Materie, sagt man uns, oder die Beobachtung

der

der allgemeinen Geſetze, oder ein anderer ſolcher Grund, ſind die einzigen Urſachen, welche der Macht und Güte des Jupiters widerſtunden, und ihn verpflichteten, die Menſchen und alle mit Empfindung begabete Geſchöpfe ſo unvollkommen und ſo unglücklich zu erſchaffen. Dieſe Eigenſchaften werden alſo, wie es ſcheint, ſchon vor der Hand angenommen, als ob ſie in ihrer größeſten Ausdehnung zugeſtanden würden. Und auf eine ſolche Vorausſetzung bekenne ich, kann man ſolche Muthmaßungen vielleicht, als ſcheinbare Auflöſungen von dem Uebel, das ſich in der Natur zeiget, zugeben. Aber ich fraze noch allezeit: warum nimmt man dieſe Eigenſchaften, als gewiß und erwieſen an, oder warum ſchreibt man der Urſache einige Beſchaffenheiten zu, als ſolche, welche in der Wirkung ſich in der That zeigen? Warum folteret ihr euer Gehirne, um den Lauf der Natur durch Muthmaßungen zu rechtfertigen, welche, ſo viel ihr wiſſet, ganz eingebildet ſeyn können, und davon in dem Laufe der Natur keine Spuren zu finden ſind?

Dieſe aus Eifer für die Religion willkührlich angenommene Meynung muß demnach bloß, als eine beſondere Lehrart angeſehen werden, von den ſichtbaren Erſcheinungen dieſer Welt Rechenſchaft zu geben: aber kein vernünftiger Menſch wird ſich jemals anmaßen, aus derſelben je eine beſondere Begebenheit zu folgern, und in einigen einzeln Stücken dieſe Erſcheinungen zu ändern, oder etwas dazu zu thun. Wenn ihr denket, daß die Erſcheinungen

nungen der Dinge diese Ursachen beweisen: so ist es euch erlaubet, eine Folgerung in Ansehung ihrer Wirklichkeit daraus zu ziehen. In solchen verwickelten und erhabenen Vorwürfen sollte einem jeden die Freyheit der Muthmaßungen und der Schlüsse vergönnet werden. Aber dabey solltet ihr stehen bleiben. Wenn ihr wieder rückwärts gehet, und aus euern gefolgerten Ursachen schließet, daß in dem Laufe der Natur eine andere Begebenheit gewesen sey, oder seyn werde, welche zu einer völligern Erklärung und Entwickelung besonderer Eigenschaften dienen möge: so muß ich auch erinnern: daß ihr von der Art der Vernunftschlüsse abgehet, die sich zu dem gegenwärtigen Vorwurfe schicken, und daß ihr zu den Eigenschaften der Ursache gewiß etwas über dasjenige müsset hinzugesetzet haben, was sich in der Wirkung zeiget; sonsten könntet ihr niemals in einem erträglichen oder eigentlichen Verstande etwas zu der Wirkung hinzu thun, welches dieselbe der Ursache würdiger machen möchte.

Wo ist denn das verhaßte Wesen derjenigen Lehre, welche ich in meiner Schule lehre, oder die ich vielmehr in meinen Garten untersuche? Oder was findet ihr in dieser ganzen Frage, woran die Sicherheit guter Sittenlehren, oder die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft den geringsten Antheil habe?

Ich läugne eine Fürsehung, saget ihr, und einen höchsten Beherrscher der Welt, welcher den Lauf der Begebenheiten leite, die Lasterhaften mit

Schande

Schande und Unglücke strafe, und die Tugendhaften mit Ehre und glücklichem Erfolge in allen ihren Unternehmungen belohne. Allein gewiß, läugne ich den Lauf der Begebenheiten selbst nicht, welcher einem jeden zur Untersuchung und Nachforschung vor Augen liegt. Ich bekenne, daß in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge die Tugend mit mehr Gemüthsruhe begleitet ist, und in der Welt eine günstigere Aufnahme antrifft, als das Laster. Ich bin versichert, daß vermöge der vergangenen Erfahrung der Menschen die Freundschaft die vornehmste Freude des menschlichen Lebens, und die Mäßigung die einzige Quelle der Zufriedenheit und Glückseligkeit sey. Ich sehe niemals an zwischen einem tugendhaften und lasterhaften Lebenslaufe; sondern ich bin sicher, daß für ein wohlbeschaffenes Gemüthe aller Vortheil auf der Seite des erstern ist. Und was könnet ihr mehrers sagen, wenn man auch gleich alle euere Vermuthungen und Vernunftschlüsse euch eingesteht? Ihr saget mir in der That, diese Einrichtung der Dinge komme aus dem Vorsatze und aus der Absicht eines verständigen Wesens her. Allein woher sie immer komme: so ist doch die Einrichtung selbst, von welcher unsere Glückseligkeit oder unser Elend, und folglich unsere Aufführung und unser Verhalten abhängt, allezeit eine und eben dieselbe. Es steht mir allezeit frey, sowol, als euch, mein Betragen nach meiner vergangenen Erfahrung von den Begebenheiten einzurichten. Und wenn ihr behauptet, wenn eine göttliche Für-

sehung

sehung und eine allerhöchste austheilende Gerechtigkeit in der Welt erkennet werde: so müßte ich mehr besondere Gunst für die Guten, und Bestrafung für die Bösen erwarten, über den ordentlichen Lauf der Begebenheiten: so finde ich da den gleichen falschen und betrieglichen Schluß, welchen ich vorhin zu entdecken mich bemühete. Ihr beharret auf der Einbildung, wenn wir das Daseyn eines göttlichen Wesens zugeben, für welches ihr so eifrig streitet: so könnet ihr daher sichere Folgen ziehen, und zu dem aus der Erfahrung bekannten Laufe der Natur etwas hinzusetzen, indem ihr Beweise aus den Eigenschaften herleitet, die ihr euern Göttern zuschreibet. Ihr erinnert euch, allem Ansehen nach, nicht, daß alle eure Vernunftschlüsse über diesen Vorwurf einzig aus den Wirkungen auf die Ursachen gezogen werden können; und daß ein jeder Beweisthum, der von den Ursachen auf die Wirkungen abgeleitet wird, nothwendig ein grober betrüglicher Schluß seyn muß; indem es euch unmöglich ist, etwas von der Ursache zu kennen, als was ihr schon vorher aus der Wirkung, nicht gefolgert, sondern völlig entdecket habt.

Aber was soll ein Weltweiser von denjenigen eitlen Grüblern urtheilen, welche, an statt das gegenwärtige Leben und den gegenwärtigen Auftritt der Dinge, als den einzigen Gegenstand ihrer Betrachtung, anzusehen, den ganzen Lauf der Natur in so weit umkehren, daß sie denselben nur zu einem Uebergange zu etwas fernern machen; zu

einem

einem Vorhofe, welcher zu einem grossern und ungemein verschiedenen Gebäude führet: zu einem Vorspiele, welches bloß allein dem Schauspiele zu einer Einleitung dienen, und demselben mehr Anmuth und mehr Einnehmendes geben soll? Woher, denket ihr, können solche Weltweise ihren Begriff von den Göttern herleiten? Gewiß, bloß allein aus ihrem eigenen Wahn und aus ihrer Einbildungskraft. Denn wenn sie denselben aus den gegenwärtigen Erscheinungen (Phænomena) herleiteten: so würde derselbe auf nichts ferner weisen, sondern er müßte sich genau zu diesen schicken. Daß die Gottheit gar wohl Eigenschaften besitzen könne, von denen wir niemals wirkliche und sichtbare Proben gesehen; daß sie sich in ihren Handlungen nach solchen Grundsätzen richten könne, von denen wir nicht entdecken können, daß sie wirklich ins Werk gesetzet worden: alles dieses wird man offenherzig gestehen. Allein dieses ist doch eine bloße Möglichkeit, und ein willkührlich angenommener Satz. Wir können niemals Grund haben, einige Eigenschaften, oder einige Grundsätze der Handlung in derselben zu folgern, als in so ferne wir wissen, daß dieselbe sich in der That geäußert und gezeiget haben.

Sind einige Merkmaale von einer austheilenden Gerechtigkeit in der Welt vorhanden? Wenn ihr diese Frage bejahend beantwortet: so schließe ich, es geschehe der Gerechtigkeit ein Genüge, weil sie sich selbst hier äußert. Wenn ihr eine verneinende Antwort versetzet: so schließe ich, ihr habet in dem

dem Falle keinen Grund, den Göttern die Gerechtigkeit zuzuschreiben. Wenn ihr den Mittelweg zwischen einer bejahenden und verneinenden Antwort nehmet, und saget, die Gerechtigkeit der Götter äußere sich zwar gegenwärtig zum Theil; aber nicht in ihrer gänzlichen Kraft und Stärke: so antworte ich, ihr habet keinen Grund, derselben einen besondern Grad beyzulegen, als nur in so ferne ihr sehet, daß sie sich gegenwärtig äußert.

Also, o ihr Athenienser, bringe ich den Streit mit meinen Gegnern zu einem kurzen Ausgange. Der Lauf der Natur liegt eben sowol zu meiner, als zu ihrer Betrachtung offen. Die durch die Erfahrung bekannte Reihe der Begebenheiten ist die große Regel, nach welcher wir alle unsere Aufführung einrichten. Man kann sich weder in dem Felde, noch in dem Rathe auf etwas anders berufen. Man sollte auch in der Schule oder in dem Cabinette von nichts anders hören. Umsonst möchte unser eingeschränkter Verstand durch diese Gränzen gerne hindurchbrechen, welche unsern hitzigen und thörichten Einbildungen zu enge sind. So lange wir aus dem Laufe der Natur den Beweis führen, und eine besondere verständige Ursache daraus folgern, welche die Ordnung in der Welt zuerst angeleget, und dieselbe noch beständig erhält: so nehmen wir einen Grundsatz an, der sowol ungewiß, als ohne Nutzen ist. Er ist ungewiß, weil der Vorwurf gänzlich über dem Bezirke der menschlichen Erfahrung liegt. Er ist

ohne

ohne Nutzen; denn weil unsere Erkenntniß von dieser Ursache gänzlich aus dem Laufe der Natur hergeleitet ist: so können wir niemals, nach irgend einigen Regeln richtiger Vernunftschlüsse, von der Ursache mit einigen neuen Folgerungen wieder zurücke kehren, oder, indem wir zu dem gemeinen und durch die Erfahrung bekannten Laufe der Natur Zusätze machen, irgend einige neue Grundsätze der Aufführung und des Verhaltens fest setzen.

Ich bemerke, sagte ich, als ich fand, daß er seine Rede geendet, daß sie den Kunstgriff jener alten Führer und Häupter des Volkes nicht versäumen; und da es ihnen beliebet, mich die Partey des Volkes vorstellen zu lassen: so schmeicheln sie sich selbst in meine Gunst, durch die Annehmung solcher Grundsätze, ein, von denen sie wissen, daß ich mich allezeit besonders daran gehalten. Allein, wenn ich ihnen zugebe, wie ich denn, meinen Gedanken nach, es allerdings thun muß, die Erfahrung zu der einzigen Grundregel unsers Urtheils in Ansehung dieser und aller andern Fragen von geschehenen und bestehenden Dingen zu machen: so zweifle ich gar nicht, es sey möglich, aus dieser Erfahrung selbst, darauf sie sich berufen, diese Vernunftschlüsse zu widerlegen, die sie dem Epikur in den Mund geleget haben. Wenn sie, zum Exempel, ein halbvollendetes Gebäude sähen, welches mit Ziegeln, mit Steinen, mit Märtel, und mit allen Werkzeugen des Mäurerhandwer-

kes umgeben wäre, könnten sie nicht aus der Wirkung schließen, daß es ein Werk einer Absicht, und einer vorbedachten Erfindung wäre? Und könnten sie nicht hinwiederum aus dieser gefolgerten Ursache neue Zusätze zu der Wirkung folgern, und schließen, das Gebäude würde bald zu Ende gebracht werden, und alle fernere Verbesserungen bekommen, welche die Kunst demselben geben könnte? Wenn sie an dem Strande des Meers den Eindruck eines menschlichen Fußes sähen, würden sie nicht schließen, daß ein Mensch diesen Weg gegangen sey, und daß er auch die Spuren des andern Fußes da gelassen habe, ob sie schon durch die Bewegung des Sandes oder durch die Ueberschwemmung des Wassers ausgelöschet wären? Warum weigern sie sich denn, eben diese Art der Vernunftschlüsse in Absicht auf die Ordnung der Natur zuzulassen? Betrachten sie die Welt und das gegenwärtige Leben bloß allein, als ein unvollkommenes Gebäude, aus welchem sie ein höchstweises und verständiges Wesen schließen können, warum sollten sie denn, indem sie von diesem höchstweisen Wesen, welches nichts unvollkommen lassen kann, die Gründe hernehmen, nicht auf einen mehr ausgearbeiteten und vollkommenern Entwurf und Grundriß schließen können, welcher seine Vollständigkeit in einigem entfernten Absatze des Raumes oder der Zeit erlangen wird? Sind nicht diese Arten der Vernunftschlüsse einander vollkommen gleich und ähnlich? Und unter was für einem Vorwande können sie

die

die einen annehmen, indem sie die andern verwerfen?

Der unendliche Unterschied der Gegenstände versetzte er, ist ein zureichender Grund, diesen Unterschied in meinen Schlüssen und Folgerungen zu rechtfertigen. In Werken von menschlicher Kunst und Erfindung ist es erlaubt, von den Wirkungen zu der Ursache fortzugehen, und hinwiederum von der Ursache zurück zu gehen, um neue Folgerungen in Ansehung der Wirkung zu machen, und die Aenderungen zu untersuchen, die in derselben wahrscheinlicher Weise vorgegangen, oder noch vorgehen können. Allein worauf gründet sich diese Art zu schließen? Ohne Zweifel darauf, daß der Mensch ein Wesen ist, welches wir aus der Erfahrung kennen; dessen Bewegungsgründe und Absichten uns bekannt sind, und dessen Anschläge und Neigungen vermöge der Gesetze, welche die Natur für die Regierung eines solchen Geschöpfes fest gesetzet hat, einen gewissen Zusammenhang und eine gewisse Verknüpfung haben. Wenn wir demnach finden, daß ein Werk von der Geschicklichkeit und Emsigkeit der Menschen hergekommen: so können wir, weil uns die Natur dieses beseelten Wesens schon anderwärts bekannt ist, hundert neue Folgerungen in Ansehung desjenigen ziehen, was von demselben erwartet werden mag; und diese Folgerungen werden alle auf die Erfahrung und Beobachtung gegründet seyn. Allein, wenn wir den Menschen nur bloß aus dem einzeln hervorgebrachten Werke

kenneten, welches wir untersuchen: so wäre es für uns unmöglich, auf diese Weise zu schliessen; denn weil in diesem Falle unsere Erkenntniß von allen denen Eigenschaften, die wir ihm zuschreiben, aus dieser Hervorbringung hergeleitet wird: so ist es unmöglich, daß sie auf etwas ferneres weisen, oder der Grund einiger neuer Folgerungen seyn könnten. Der Eindruck eines Fußes in den Sand, nur allein an und für sich selbst betrachtet, kann bloß erweisen, daß einige Figur vorhanden sey, welche sich dazu schicket, und durch welche derselbe hervorgebracht worden: aber der Eindruck eines menschlichen Fußes erweiset gleichfalls aus unserer anderweitigen Erfahrung, daß wahrscheinlich auch noch eine anderer Fuß gewesen, der auch seinen Eindruck hinterlassen, ob er schon durch die Zeit oder andere Zufälle ausgetilget worden. Hier steigen wir von der Wirkung zu der Ursache hinauf; und indem wir hinwiederum von der Ursache herabsteigen: so folgern wir Aenderungen in der Wirkung; aber dieses ist keine Fortsetzung eben derselben einfachen Kette von Vernunftschlüssen. Wir begreifen in diesem Falle hundert andere Erfahrungen und Beobachtungen in Ansehung der gewöhnlichen Gestalt und Glieder von dieser Art der lebendigen Wesen mit ein, ohne welche diese Weise zu schliessen, als ganz und gar betrüglich und verfänglich angesehen werden müßte.

Der Fall ist nicht eben derselbe in Ansehung unserer Vernunftschlüsse aus den Werken der Na-

tur.

tur. Die Gottheit iſt uns nur allein durch ihre Hervorbringungen bekannt, und ſie iſt in der ganzen Welt ein einzelnes Weſen, welches unter gar keiner Art oder Gattung begriffen wird, aus deren durch die Erfahrung bekannten Eigenſchaften oder Beſchaffenheiten wir durch die Aehnlichkeit einige Eigenſchaft und Beſchaffenheit in demſelben ſchlieſſen und folgern könnten. So wie die Welt Weisheit und Güte zeiget, folgern wir Weisheit und Güte: ſo wie ſie einen beſondern Grad dieſer Vollkommenheiten zeiget, folgern wir einen beſondern Grad derſelben, der ſich genau zu der Wirkung ſchicket, die wir unterſuchen. Aber niemals können wir durch einige Regeln richtiger Vernunftſchlüſſe befugt ſeyn, fernere Eigenſchaften oder fernere Grade eben derſelben Eigenſchaften zu folgern oder voraus zu ſetzen. Nun aber iſt es uns ohne eine ſolche Zulaſſung der Vorausſetzung unmöglich, aus der Urſache etwas zu ſchlieſſen, oder in der Wirkung einige Aenderung über dasjenige zu folgern, was von uns unmittelbar hat beobachtet werden können. Ein gröſſeres Gut, welches von dieſem Weſen hervorgebracht worden, muß ſtets einen gröſſern Grad der Güte beweiſen: eine unparteyiſchere Austheilung der Belohnungen und Beſtrafungen muß von einer höhern Achtung der Gerechtigkeit und Billigkeit herkommen. Ein jeder voraus geſetzter Zuſatz zu den Werken der Natur machet einen Zuſatz zu den Eigenſchaften des Urhebers der Natur; und folglich, da derſelbe ganz und gar durch keinen Grund

oder Beweisthum unterstützet ist, kann er nimmer zugegeben werden, es sey denn, als eine bloße Muthmaßung und willkührlich angenommene Meynung.

Ueberhaupt kann man, wie ich denke, dieses, als eine allgemeine Grundregel fest setzen, daß es da, wo irgend einige Ursache nur allein durch ihre besondere Wirkungen bekannt wird, unmöglich seyn müsse, einige neue Wirkungen, von dieser Ursache zu folgern; weil die Eigenschaften, die erfordert werden, diese neuen Wirkungen, zugleich mit den vorigen, hervor zu bringen, entweder unterschieden, oder höher, oder von einer sich weiter erstreckenden Wirkungskraft seyn müssen, als diejenigen, welche einfältig die Wirkung hervorbringen, durch welche, wie man voraus setzet, uns die Ursach allein bekannt wird *. Wir können demnach niemals

* Wenn man sagt, die neuen Wirkungen kämen einzig von der Fortsetzung eben derselben Kraft her, welche bereits aus den ersten Wirkungen bekannt ist: so wird das die Schwierigkeit nicht aufheben. Denn wenn man auch zugiebt, daß dieses der Fall sey, welches man doch selten voraus setzen kann: so ist doch eben diese Fortsetzung und Aeußerung von einer gleichen Kraft, (denn es ist unmöglich, daß sie schlechterdings eine und eben dieselbe seyn könne), so ist, sage, ich, diese Aeußerung der gleichen Kraft in verschiedenen Abschnitten des Raumes und der Zeit eine bloß willkührlich vorausgesetzte Meynung, und davon wohl gar keine Spuren in denjenigen Wirkungen seyn mögen, aus denen doch alle unsere Erkenntniß von der Ursache ursprünglich hergeleitet wird. Lasset uns die aus den Wirkun-

niemals einigen Grund haben, das wirkliche Daseyn dieser Eigenschaften voraus zu setzen.

Die grosse Quelle unsers Irrthums in dieser Sache, und der ungebundenen Freyheit in unsern Muthmaßungen, welcher wir nachhängen, ist dieses, daß wir uns selbst, als an der Stelle des höchsten Wesens betrachten, und schließen, dasselbe werde bey einem jeden Anlaß eben dasselbe Verfahren beobachten, welches wir selbst, an seinem Platze, als vernünftig und erwählenswürdig würden ergriffen haben. Aber benebst, daß der gewöhnliche Lauf der Natur uns überzeugen kann, daß beynahe ein jedes Ding nach Grundsätzen und Regeln eingerichtet ist, welche von den unsrigen ganz unterschieden sind; benebst diesem, sage ich, muß es ja augenscheinlich allen Regeln der Aehnlichkeit entgegen scheinen, aus den Absichten und Anschlägen der Menschen auf die Absichten eines Wesens zu schließen, welches so sehr von ihnen unterschieden, und so viel höher ist, als sie. In der menschlichen Natur ist eine gewisse aus der Erfahrung bekannte Uebereinstimmung und Verknüpfung der Absichten und Neigungen; so daß es, wenn wir aus einigen Dingen und Begebenheiten eine Absicht oder einen Endzweck eines Menschen entdecket haben, oft vernünftig seyn

 kann,

kungen gefolgerte Ursache, so wie es seyn muß, mit den bekannten Wirkungen in ein genaues Ebenmaaß und Verhältniß setzen: so wird sie unmöglich irgend einige Eigenschaften besitzen können, aus denen man neue oder verschiedene Wirkungen folgern könnte.

kann, aus der Erfahrung einen andern zu folgern, und eine lange Kette von Schlüssen, in Ansehung seines vergangenen oder künftigen Verhaltens zu ziehen. Aber diese Art von Vernunftschlüssen kann niemals in Absicht eines so entfernten und unbegreiflichen Wesens statt haben, welches mit irgend einigem andern Wesen in der Welt weniger Aehnlichkeit hat, als die Sonne mit einer Wachskerze, und welches sich selbst nur allein durch einige schwache Spuren und Züge entdecket, über welche wir keinen Grund haben, ihm irgend eine Eigenschaft oder Vollkommenheit zu zuschreiben. Was wir uns, als eine höhere Vollkommenheit einbilden, das kann wirklich ein Mangel der Vollkommenheit seyn. Oder wenn es auch noch eine so große Vollkommenheit wäre; so riechet es doch mehr nach Schmeicheley und Lobsprüchen, als nach richtigen Vernunftschlüssen und nach einer gesunden Weltweisheit, wenn wir dieselbe dem höchsten Wesen da zuschreiben, wo es sich klar zeiget, daß sich dieselbe in seinen Werken nicht wirklich geäußert habe. Alle Weltweisheit in der Welt demnach, und alle diejenigen Religionen, welche nichts, als eine Art der Weltweisheit sind, werden niemals vermögend seyn, uns über den gewöhnlichen Lauf der Erfahrung zu führen, oder uns Maaßregeln des Verhaltens und Betragens zu geben, welche von denjenigen unterschieden wären, welche uns die Betrachtungen und Ueberlegungen über das gemeine Leben an die Hand geben. Keine neue

Sache

Sache kann je aus den willkührlich angenommenen Religionsmeynungen gefolgert; keine Begebenheit daraus vorher gesehen oder vorher gesagt; keine Belohnung oder Bestrafung über dasjenige erwartet oder gefürchtet werden, was bereits durch die Erfahrung und Beobachtung bekannt ist. Also wird meine Schutzrede für den Epikur noch stets gründlich und genugthuend scheinen; und es wird erhellen, daß die politischen Angelegenheiten des Staats und der Gesellschaft mit den philosophischen Streitigkeiten über Metaphysik und Religion keine Verknüpfung haben.

Doch ist noch allezeit ein Umstand, erwiederte ich, welchen sie übersehen zu haben scheinen. Wenn ich schon ihre Vordersätze zugäbe: so muß ich doch stets ihren Schluß läugnen. Sie schließen, daß Lehren und Vernunftschlüsse aus der Religion keinen Einfluß auf das Leben haben können, weil sie keinen Einfluß haben sollten; aber sie betrachten nicht, daß die Menschen nicht aus eben solchen Betrachtungen schließen, wie sie, sondern aus dem Glauben von dem Daseyn eines göttlichen Wesens manche Folgen ziehen, und voraus setzen, die Gottheit werde noch über dasjenige, was sich in dem ordentlichen Laufe der Natur zeiget, das Laster mit Strafen belegen, und die Tugend mit Belohnungen beschenken. Ob dieser ihr Vernunftschluß richtig sey, oder nicht, ist nicht die Frage. Der Einfluß desselben auf ihr Leben und auf ihre Aufführung muß stets eben derselbe seyn. Und diejenigen, welche ihnen solche Vorurtheile benehmen

wollen, mögen, so viel ich weiß, wohl gute Vernunftkünstler seyn; aber ich kann nicht gestehen, daß sie gute Bürger und Staatsmänner seyn, weil sie die Menschen von einem Zaume ihrer Leidenschaften befreyen, und die Brechung der Gesetze der Billigkeit und Gesellschaft in gewisser Absicht, gemächlicher und sicherer machen.

Ich kann endlich vielleicht wohl mit ihren allgemeinen Schlüssen zu Gunste der Freyheit übereinstimmen, wiewol aus Vordersätzen, die von denjenigen ganz unterschieden sind, worauf sie dieselbe zu gründen sich bemühen. Ich halte dafür, ein Staat sollte alle Grundsätze der Weltweisheit dulden; weil man kein Exempel hat, daß je eine Regierung in ihren politischen Angelegenheiten durch eine solche Gelindigkeit etwas gelitten habe. Unter den Weltweisen giebt es keine Schwärmerey, ihre Lehren sind für das Volk nicht gar zu anlockend; und man kann ihren Vernunftschlüssen keinen Zwang auflegen, der nicht für die Wissenschaften, ja für den Staat selbst von gefährlicher Folge seyn müßte, weil man dadurch den Weg zur Verfolgung und Unterdrückung in solchen Stücken bahnet, welche alle Menschen und ihre Angelegenheiten überhaupt mehr und näher angehen.

Aber itzo fällt mir, fuhr ich fort, in Ansehung ihrer ganzen Schließungsart eine Schwierigkeit ein, welche ich ihnen bloß vorstellen will, ohne darauf zu dringen, damit sie uns nicht auf Vernunftschlüsse von einer gar zu feinen und subtilen Natur leite. Mit einem Worte, ich zweifle stark, ob es

mög-

möglich sey, daß eine Ursache nur allein durch ihre Wirkungen bekannt werden könne, wie sie durchgehends voraus gesetzet, oder daß sie von einer so besondern und einzeln Natur seyn könne, daß sie gar keine Aehnlichkeit oder Gleichartigkeit mit irgend einer andern Ursache oder mit einigem andern Gegenstande haben sollte, so jemals unter unsere Beobachtung gefallen. Nur allein, wenn wir finden, daß zwey Arten von Gegenständen beständig mit einander verknüpfet sind, können wir den einen aus dem andern folgern; und wenn sich eine Wirkung zeigete, die gänzlich einzeln wäre, und unter keiner bekannten Art begriffen werden könnte: so sehe ich gar nicht, wie wir überall irgend eine Muthmaßung oder Folgerung in Ansehung ihrer Ursache machen könnten. Wenn Erfahrung, Beobachtung und Aehnlichkeit in der That die einzigen Wegweiser sind, denen wir in Folgerungen von dieser Art vernünftiger Weise folgen können: so muß sowol die Wirkung, als die Ursache, einige Gleichartigkeit und Aehnlichkeit mit andern uns bekannten Wirkungen und Ursachen haben, von denen wir durch viele Beyspiele gefunden, daß sie mit einander verbunden sind. Ich überlasse es ihren eigenen Ueberlegungen, den Folgen dieses Grundsatzes ferner nachzuspüren. Ich will nur bemerken, daß da die Gegner des Epikurs allezeit voraussetzen: die Welt sey eine ganz und gar einzelne Wirkung, die ihres gleichen nicht habe, und dennoch ein Beweisthum von einer Gottheit, oder von einer Ursache, die nicht weniger

weniger einzeln und ohne ihres Gleichen ist, ihre hier vorgetragene Vernunftschlüsse über diese Voraussetzung wenigstens unsere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Es ist hier freylich, ich gestehe es, einige Schwierigkeit, wie wir jemals von der Ursache zu der Wirkung zurück gehen, und, indem wir aus unsern Begriffen von der erstern unsere Vernunftschlüsse herleiten, irgend einige Veränderung, oder einigen Zusatz in der letztern folgern können.

* *

Anmerkungen
über den
eilften Versuch.

Es wird in dieser Schutzrede für den **Epikur** eine Lehre vorgetragen, welche der genauesten Prüfung werth ist. Wir gestehen zwar gerne, daß die Tugend auch ohne die Erkenntniß eines unendlich vollkommenen Schöpfers und ohne Voraussetzung eines künftigen Zustandes nachdem Tode einigen Werth behält, in dem sie auch alsdenn das einzige Mittel bleibt, zu einem erträglichen Grade der Ruhe und Glückseligkeit zu gelangen. Daher halte ich auch dafür, daß der Mangel der Erkenntniß dieser zwey Hauptwahrheiten, keinen verständigen und dabey ernsthaften Menschen

ſchen von der Beſtrebung nach der Tugend und Ausübung der geſellſchaftlichen Pflichten abhalten wird. Deſſen ungeachtet aber halte ich die Erkenntniß jener Wahrheiten für das einzige Fundament einer gründlichen Gemüthsruhe und für die allerkräftigſte Aufmunterung die ein Menſch, er ſey ein Philoſoph, oder ein gemeiner Mann aus dem Pöbel, zu der Beſtrebung nach Tugend und Rechtſchaffenheit haben kann. Sollte es einem Zweifler gelingen, nur die Ueberzeugung von einer weiſen Einrichtung der Welt, und von der Hoffnung, daß Wahrheit und Tugend nur einen immer daurenden Fortgang zu wahrer Ruhe und Glückſeligkeit verſprechen, ſo verlange ich keinen Augenblick länger zu leben. Der Zuſtand da man weder fürchten noch hoffen kann, iſt immer beſſer, als der Zuſtand einer verdrüßlichen Hoffnung und Furcht. Ich habe einen ſehr geringen Begriff von den Einſichten des Menſchen, der noch nicht bemerket hat, daß die Ausſicht in die Zukunft das Einzige iſt, was der ganzen Schöpfung einen Werth giebt, welche ohne dieſes dem Werke eines Wahnſinnigen gleichen würde. So ungereimt die Lehre derjenigen iſt, welche die Welt durch Vorſtellung zukünftiger willkührlicher Belohnungen und Strafen zur Tugend anlocken und vom Laſter abſchrecken wollen, ſo ziehe ich doch eine ſolche Lehre, derjenigen unendlich weit vor, welche die Welt zu einem moraliſchen Chaos macht, wo weder Ordnung noch Regel iſt, wenn auch gleich eine ſolche Lehre auf

die

die allertiefſinnigſten Gründe der philoſophiſchen Erforſchungen ſollten gebauet ſeyn.

Laſſet uns alſo die Grundſätze unſers in dem vorigen Verſuch redenden Epikurs in genaue Prüfung nehmen. Der Hauptſatz, worauf er alle ſeine Zweifel gründet, iſt dieſer. Man kann durch einen Rückſchluß von der Schöpfung auf den Schöpfer, dieſem keine andere Eigenſchaften und in keinem andern Grade zuſchreiben, als die ſich unmittelbar in der Schöpfung zeigen; daß man alſo auch von dem, was in der Schöpfung wirklich geſchehen iſt, nicht den geringſten Schluß auf das machen kann, was künftig geſchehen wird.

Man muß ſich wundern, daß unſer Verfaſſer hier ſeine eigene Grundſätze aus den Augen geſetzt und ſich dießmal in ſeinen Zweifeln ſo ſehr gemäſſiget hat. Denn eigentlich hätte das Fundament zu der Vertheidigung des Epikurs nach dem, was er in dem virten Verſuche ſeiner Meynung nach bewieſen hat, auf einen weit ſtrengern Grundſatz ſollen gebaut werden. Und der Redner hätte ungefähr alſo ſprechen müſſen: „weil niemalen „irgend eine nothwendige Verbindung zwiſchen „Wirkung und Urſache iſt, ſo ſend ihr Athenienſer und alle übrige Griechen und Barbaren ſo „viel euer ſeyd, welche die Weisheit nicht in mei„nem Garten gelernet habet, Narren, daß ihr „aus einem Werke auf einen Urheber ſchlieſſen „wollet. Denn ſo wenig man aus den menſchli„chen Fußſtapfen, die man in dem Sande eines „See-

„Seestrandes findet, schließen kann, daß Men„schen da gewesen, so wenig folget aus dem Da„seyn der Welt, daß eine Ursache ist, welche die„selbe durch ihre Kraft hervorgebracht hat.„

Wir wollen diesen rednerischen Entscheidungen einige kaltsinnige Betrachtungen der Philosophie entgegen setzen. Unser Verfasser kennt nur eine einzige Art der Philosophie oder der gründlichen Erforschung. Diese besteht bloß in der Untersuchung der Uebereinstimmung abgezogener Begriffe. Der Geist bildet sich einen Begriff z. E. von einem Zirkel und untersucht hernach, was diesem Begriffe zukömmt oder nicht. Er nimmt also das Wesen eines Dinges an, und erforscht aus Betrachtung des Wesens seine Eigenschaften. Von dieser Art sind alle geometrische Betrachtungen über Größen und Zahlen. Der ganze Umfang dieser Art der Philosophie liegt allein in unserm Verstande und Einbildungskraft, und schließt keine wirklich vorhandene Dinge in sich. Man kann dieses die betrachtende Philosophie nennen. Außer dieser hat zu allen Zeiten noch eine andre Art der Philosophie ihre Liebhaber und Anhänger gehabt, welche man die erklärende oder erforschende nennen kann. Diese nimmt wirklich vorhandene Dinge zu ihrem Gegenstande an, erforschet und betrachtet ihre Eigenschaften und schließt von denselben auf ihr Wesen. Das Fundament dieser Art Philosophie ist der Satz, daß jedes wirklich vorhandene Ding einen Grund haben müsse. Wenn man also in einer Sache ver-

verschiedene wirklich vorhandene Eigenschaften wahrnimmt, und in Erforschung ihrer Gründe auf etwas kömmt, das den Grund aller Eigenschaften in sich hat, so hat man das Wesen der Sache entdecket.

Diese beyden Arten der Philosophie unterscheiden sich also auch darinn, daß die Methode der einen, der Methode der andern gerade entgegen gesetzt ist. Denn die eine schließt aus dem Wesen auf die Eigenschaften. Die andere schließt aus den Eigenschaften auf das Wesen. Aus diesen zwey Arten der Philosophie ist eine dritte Art der Untersuchung entstanden, in welcher man von dem Wesen, das man aus den Eigenschaften gefunden wieder zurück kehrt, theils den Zusammenhang dieser Eigenschaften näher zu betrachten, theils aber neue aus dem Wesen zu entdecken.

Daß die erklärende Art der Philosophie sowol als die vermischte Art keine bloße Erdichtungen, sondern wirkliche Mittel seyn, Wahrheiten von der eigentlichen Beschaffenheit wirklich vorhandener Dinge zu finden, kann wohl kein Mensch leugnen, der im Stande ist die Erkenntniß der Menschen gründlich zu beurtheilen. Wenn wir auf die Handlungen gewisser einzelnen Personen Achtung geben, so fällt es uns nicht schwer, mit völliger Zuverläßigkeit gewisse Absichten und Beweggründe wahrzunehmen, die der Grund ihrer Entschließungen, und Handlungen sind. Und wenn wir diese Betrachtungen mit gehöriger Sorgfalt eine Zeit lange fortgesetzet haben, so erlangen wir

wir eine Erkenntniß von dem Charakter der Person, welche gründlich und zuverläßig ist. Diese Erkenntniß ist ein Werk und eine Frucht der erforschenden Philosophie, welche uns die wesentliche Gemüthsbeschaffenheit der Personen, deren Handlungen wir betrachtet haben, entdeckt hat. Man müßte den allgemeinsten und durchgehenden Begriffen der Menschen und aller Erfahrung widersprechen, wenn man die Gründlichkeit einer solchen Art Erkenntniß leugnen wollte. Gleichwie man aber auf diese Art die wesentliche Gemüthsbeschaffenheit einer Person durch Erforschung erkennen kann, also kann man auch durch die vermischte Philosophie von der Betrachtung dieser wesentlichen Gemüthsbeschaffenheit wieder zurück schließen, und mit nicht weniger Gewißheit sagen, was aus einer solchen Gemüthsbeschaffenheit folgen kann oder nicht. Und diese Schlüsse sind eben so gewiß, als die geometrischen, weil sie auf eben dasselbe Fundament gebauet sind. Wenn wir aus den Handlungen des Achilles, die uns Homer in der Ilias erzählet, uns einen deutlichen Begriff gemacht haben, von der wilden und zornigen Gemüthsbeschaffenheit dieses Helden, wenn wir dabey seine Liebe gegen seinen Freund Patroclus noch dazu in Erwägung ziehen, so können wir alle die Grausamkeiten, und den Grimm, den er an dem überwundenen Hektor ausübet, mit der größten Gewißheit voraus sehen. Es ist uns ganz unmöglich uns vorzustellen, daß dieser so zornige

Mensch, der noch dazu durch den Tod seines Freundes in die äußerste Wuth gesetzt worden, gegen den überwundenen Mörder desselben sich sanftmüthig und gütig erzeigen soll; denn dieser streitet mit dem Begriffe, den wir von ihm haben, eben so sehr, als die gerade Linie mit dem Begriffe eines Zirkels streitet. Und wer würde den Homer nicht für unsinnig halten, wenn er uns von dem Verfahren des Achilles gegen den überwundenen Hektor, einen dem itzigen Berichte ganz entgegen gesetzten gegeben hätte?

Hieraus läßt sich also sehr offenbar schließen, daß in der erforschenden und vermischten Philosophie eben so gewisse Wahrheiten sind, als in der betrachtenden, und daß es in jenem eben so nothwendige, wenigstens eben so gewisse Uebergänge von einem Begriffe auf den andern giebt, als in dieser. Wenn wir aber nun dieses voraussetzen, was für ein Urtheil müßten wir von der obigen Rede des Epicurs fällen? Können wir uns enthalten zu sagen, daß er ein unwissender und dabey unverschämter Mensch ist, daß er sich unterstehet, in der Versammlung eines erleuchteten Volks so dreuste zu leugnen, was kein vernünftiger Mensch jemals geleugnet hat, und daß er die Unwissenheit, deren er schuldig ist, mit so vieler Verwegenheit seinen Mitbürgern aufdringen will? Sind wir nicht geneigt nach dem Ende seiner ausschweifenden Rede zu erwarten, daß das weise

Volk,

Volk, dem er mit so viel Verachtung begegnet, ihn auf ewig einsam in seinen Garten verbannt, oder ihn wenigstens mit einem höhnischen Gelächter dahin zurück treibet?

Es ist in der That gar nicht schwer zu sehen, daß alle hier angeführte Gründe des Epikurus gar nichts sagen. Die Erkenntniß des Schöpfers aller Dinge ist ein Werk der erforschenden Philosophie. Diese lehret uns nach den allerstrengsten Regeln der Erforschung, daß irgend ein nothwendiges Wesen da seyn muß, von welchem alles was nicht nothwendig ist, und also auch anders hätte seyn können, seine Einrichtung erhalten habe. Wie wir also überhaupt einen Urheber der Natur nothwendig erkennen müssen, so können wir auch aus Betrachtung seines Werks mit völliger Gewißheit auf seinen Charakter oder auf sein Wesen schließen. Wenn wir aber dieses erkennen, was sollte uns denn hindern, aus der Erkenntniß des Wesens, (wenigstens in so weit wir dasselbe erkennen) wiederum auf das zu schließen, was noch nicht geschehen ist, sondern erst geschehen soll? Oder auf das was schon muß geschehen seyn, ungeachtet seine Wirklichkeit uns durch die Erfahrung noch nicht bekannt worden? Kein Mensch zweifelt daran, daß es möglich sey, aus der Erkenntniß des Charakters und der Gemüthsbeschaffenheit einer Person vorher zu sagen, wie sie sich bey gewissen Umständen die sich ereignen sol-

len, betrogen werde. Wenn dieses gewiß ist, wie viel gewisser müssen unsre Erwartungen von dem Bezeigen eines Wesens seyn, dessen nothwendige Existenz uns versichert, daß sein Charakter unveränderlich ist?

Wir können also jener sophistischen Rede des Epikurs, diesen gewissen Satz entgegen stellen: die Schlüsse, die wir aus dem, was uns die Betrachtung der Welt unmittelbar von ihrem Urheber erkennen läßt, auf das machen, was wir nicht sehen, können allerdings ein sehr festes Fundament und eine völlige Gewißheit haben; und wir können aus dem, was wir erfahren, sichere Schlüsse auf das machen, was wir erwarten können.

Es ist aber hier der Ort nicht zu untersuchen, was es für Wahrheiten sind, die wir aus der Betrachtung der Schöpfung von dem Schöpfer erkennen, und welches die Erwartungen der noch unbekannten Wirkungen seiner Kraft seyn. Hiervon ist bereits von den Weltweisen sehr viel gründliches und gewisses, wiewol auch sehr viel ungewisses und ungereimtes vorgetragen worden. Eine einzige Anmerkung kann ich mich nicht enthalten, zu machen. Es scheint, als wenn einige Lehren, welche von einer übel erklärten Offenbarung herkommen, und die uns das höchste Wesen, als einen willkührlichen und beynahe eigensinnigen Beherrscher der Schöpfung vorstellen, der bloß wegen der Behauptung einiger Vorrechte, den größ-

ten-

ten Theil der Geſchöpfe in Jammer und Elend ſchmachten läßt, daß ſolche Lehren ſage ich, welche freylich im höchſten Grade ungereimt ſind, einige Philoſophen in Eifer gebracht, der ſie verleitet hat, allen Lehren von der Gottheit zu widerſprechen, weil ſie nicht Einſicht genug hatten, das Wahre von dem Falſchen abzuſondern, und lieber gar keinen Gott als einen mit widerſprechenden Eigenſchaften haben wollten.

* *

Zwölfter Verſuch.

Von der

akademiſchen oder ſceptiſchen

Weltweisheit,

oder

von der Secte,

die an allem zweifelt.

Ueber keinen Vorwurf hat man jemals mehrere philoſophiſche Vernunftſchlüſſe angebracht, als über den, das Daſeyn einer Gottheit zu beweiſen, und die betrieglichen und falſchen Schlüſſe der Gottesverläugner zu widerlegen; und doch ſtreiten die für die Religion eifrigſten

rigsten Weltweisen noch stets, ob je ein Mensch so verblendet seyn könne, ein theoretischer Gottesverleugner zu seyn. Wie wollen wir diese Widersprüche vereinigen? Die irrenden Ritter, die allenthalben herum schweiferen, um die Welt von Drachen und Riesen zu säubern, hegten in Ansehung dieser Ungeheuer niemals den geringsten Zweifel.

Der Zweifler ist ein anderer Feind der Religion, welcher natürlicher Weise alle Gottesgelehrte und ernsthaftere Weltweise zum Unwillen reizet; ob es schon gewiß ist, daß niemand jemals ein solches ungereimtes Geschöpfe angetroffen habe, oder mit einem Menschen umgegangen sey, der gar keine Meynung und gar keinen Grundsatz in Ansehung irgend einer Sache, sie betreffe die Ausübung, oder die Betrachtung, gehabt hätte. Daraus entsteht ganz natürlich die Frage: was versteht man durch einen Zweifler? Und wie weit ist es möglich, diese philosophischen Grundsätze des Zweifels und der Ungewißheit zu treiben?

Es giebt eine Art des allgemeinen Zweifels, welcher vor aller Untersuchung und Weltweisheit vorher geht, und welchen Des Cartes, und andre sehr einschärfen, als das bewährteste Mittel wider Irrthümer und übereilte Urtheile. Dieser Scepticismus empfiehlt uns einen allgemeinen Zweifel, nicht allein in Ansehung aller unserer vorigen Meynungen, sondern auch gar in Ansehung unserer Kräfte und Fähigkeiten, von deren Wahrhaftigkeit,

haftigkeit, wie sie sagen, wir uns selbst durch eine Kette von Vernunftschlüssen versichern müssen, die aus einigem ursprünglichen Grundsatze hergeleitet sind, welcher nicht falsch oder betrieglich seyn kann. Allein, entweder findet sich kein solcher ursprünglicher Grundsatz, welcher einen Vorzug über andere habe, die an sich selbst klar und überzeugend sind: oder, wenn es auch einen solchen gäbe, könnten wir einen einzigen Schritt über denselben weiter fortgehen, als eben durch den Gebrauch derjenigen Fähigkeiten selbst, in welche wir, wie man voraus setzet, bereits ein Mistrauen setzen? Wenn also je ein menschliches Geschöpfe zu dem Cartesianischen Zweifel gelangen könnte; (wie doch dieses sicher nicht geschehen kann): so wäre er ganz und gar unheilbar, und keine Vernunftschlüsse könnten uns je in Ansehung irgend einiges Vorwurfes in einen Stand der Gewißheit und der Ueberzeugung setzen.

Doch muß man gestehen, daß diese Art des Scepticismus, wenn er bescheidener und gemäßigter ist, in einem gar vernünftigen Sinne verstanden werden kann, und eine nothwendige Vorbereitung zu der Erlernung der Weltweisheit ist; indem er in unsern Urtheilen eine richtige Unparteylichkeit unterhält, und unser Gemüthe von allen denjenigen Vorurtheilen entwöhnet, die wir von der Erziehung oder von einer übereilten Meynung eingesogen haben. Bey klaren und an sich

selbst deutlichen Grundsätzen anfangen; mit furchtsamen aber sichern Schritten fortgehen; unsere Schlüsse öfters wieder übersehen, und alle Folgen derselben genau untersuchen; das ist die einzige Art und Weise, dadurch wir hoffen können, zur Wahrheit zu gelangen, und eine beständige Gewißheit in unsern Entscheidungen zu erreichen; ob wir schon durch diese Mittel beydes nur langsame und kurze Schritte in unsern Lehrgebäuden thun können.

Es giebt noch eine andere Art der scheptischen Weltweisheit, welche auf die Wissenschaft und Untersuchung folget; da man voraus setzet, die Menschen haben entweder die gänzliche Betrieglichkeit ihrer Gemüthsfähigkeiten, oder ihre Ungeschicklichkeit entdecket, zu einigen gewissen und festgesetzten Bestimmungen in Ansehung aller derjenigen die Neubegierde und den Vorwitz reizenden Vorwürfe zu gelangen, mit welchen dieselbe insgemein beschäfftiget sind. Weltweise von dieser Art ziehen so gar unsere Sinnen selbst in Zweifel, und die Grundregeln des gemeinen Lebens werden von ihnen eben sowol der Ungewißheit unterworfen, als die tiefsinnigsten Grundsätze oder Schlüsse der Metaphysik und Gottesgelahrheit. Da man diese paradore und seltsame Lehrsätze, wenn man sie so nennen kann, bey einigen Weltweisen, und die Widerlegung derselben bey verschiedenen von ihnen findet: so erwecken sie ganz natür-

natürlich unsere Neubegierde, und treiben uns zur Untersuchung der Beweisthümer an, auf welche dieselbe gegründet seyn möchten.

Es ist nicht nöthig, mich bey den abgenützten Gründen aufzuhalten, welche die Zweifler in allen Zeiten wider die deutliche Gewißheit der Sinne gebraucht haben, bey solchen, zum Exempel, die von der Unvollkommenheit und Betrieglichkeit unserer sinnlichen Werkzeuge bey unzählbaren Gelegenheiten; von dem gekrümmeten Anscheine eines Ruders in dem Wasser; von dem mannigfaltig verschiedenen Anblicke der Gegenstände nach ihren verschiedenen Entfernungen; von den doppelten Bildern, die aus dem Drücken eines Auges entstehen; und von manchen andern Erscheinungen von dieser Natur, hergenommen sind. Diese Gründe der Zweifler sind in der That bloß zureichend zu erweisen, daß man sich auf das Zeugniß der Sinne allein nicht blindlings verlassen solle; sondern daß wir die Deutlichkeit und Gewißheit derselben durch die Vernunft und durch solche Betrachtungen verbessern müssen, die aus der Natur der Gegenstände, aus ihrer Entfernung, und aus der Beschaffenheit des sinnlichen Werkzeuges hergeleitet sind, um dieselben in ihrem Bezirke, zu den eigentlichen Kennzeichen der Wahrheit und der Falschheit zu machen. Es giebt noch andere tiefsinnigere Gründe wider die Sinne, welche nicht so leicht aufgelöset werden können.

Es scheint klar und gewiß, daß das Gemüthe der Menschen durch einen natürlichen Instinct und Trieb zum voraus eingenommen sey, den Sinnen Glauben beyzumessen; und daß wir, ohne einige Vernunftschlüsse, oder auch wohl gar vor dem Gebrauche der Vernunft, allezeit eine äußerliche Welt voraus setzen, die nicht von unserer Wahrnehmung und Empfindung abhange, sondern wirklich bestehen würde, obschon wir und alle andere mit Empfindung und Sinnen begabte Geschöpfe abwesend oder zernichtet wären. Die unvernünftigen Geschöpfe selbst werden von einer gleichen Meynung beherrschet, und hegen diesen Glauben von äußerlichen Gegenständen in allen ihren Gedanken, Vorhaben und Handlungen.

Es scheint gleichfalls klar und gewiß, daß die Menschen, wenn sie diesem blinden und mächtigen Instincte und Triebe der Natur folgen, allezeit voraus setzen, die ihnen durch die Sinnen vorgestellte Bilder selbst seyn die äußerlichen Gegenstände, und daß sie niemals einigen Verdacht hegen, als ob die einen nichts, als die Vorstellungen der andern wären. Wir glauben, eben diese Tafel selbst, die unserm Gesichte weiß, und unserm Gefühle hart vorkömmt, sey unabhänglich von unserm Wahrnehmen und Fühlen wirklich da, und etwas außer unserm Gemüthe, welches dieselbe wahrnimmt. Unsere Gegenwart giebt derselben das Wesen nicht: unsere Abwesenheit vernichtet sie nicht.

nicht. Sie behält ihr Daseyn und ihre Wirklichkeit gleichförmig und ganz, ohne von der Stellung der verständigen Wesen abzuhangen, welche dieselben wahrnehmen oder betrachten.

Aber diese allgemeine und durch augenommene Meynung der Menschen wird bald durch die geringste Weltweisheit umgestossen, welche uns lehret, daß dem Gemüthe niemals etwas gegenwärtig seyn kann, als ein Bild oder Begriff, und daß die Sinne nur allein die Eingänge sind, durch welche wir diese Bilder erlangen, ohne jemals vermögend zu seyn, irgend einige unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Gemüthe und dem Gegenstande hervor zu bringen. Die Tafel, die wir sehen, scheint stets kleiner zu werden, jemehr wir uns von derselben entfernen: aber die wirkliche Tafel, welche unabhängig von uns ihr Daseyn hat, leidet keine Veränderung: also war es nichts, als das Bild derselben, welches dem Gemüthe gegenwärtig war. Dieses sind die klaren und deutlichen Aussprüche der Vernunft; und kein Mensch, welcher nachdenket, hat jemals gezweifelt, daß die Wirklichkeiten, welche wir betrachten, wenn wir sagen, dieses Haus und dieser Baum, etwas anders seyn, als Vorstellungen in dem Gemüthe, und flüchtige Abrisse oder Copeyen von andern Wirklichkeiten, welche gleichförmig und unabhänglich bleiben.

In so weit werden wir also durch Vernunftschlüsse genöthiget, von den ersten Instincten und Trieben

Trieben der Natur abzugehen, oder denselben zu widersprechen, und in Absicht auf die deutliche Gewißheit unserer Sinne ein neues Lehrgebäude anzunehmen. Aber hier findet sich die Weltweisheit selbst äußerst verlegen, wenn sie dieses neue Lehrgebäude rechtfertigen, und den Spitzfündigkeiten und Einwürfen der Zweifler begegnen möchte. Sie kann nicht länger zu ihrem Behufe den unbetrieglichen Trieb der Natur, welchem nicht zu widerstehen ist, anführen: denn dieser führet uns auf ein ganz verschiedenes Lehrgebäude, welches für fehlbar und irrig erkennet wird. Und es übersteigt die Kraft und das Vermögen aller menschlichen Geschicklichkeit und Fähigkeit, dieses vorgegebene philosophische Lehrgebäude durch eine Kette von klaren und überzeugenden Beweisthümern, oder auch nur durch einen Schein von Vernunftschlüssen zu rechtfertigen.

Durch welche Gründe kann man erweisen, daß die Begriffe und Vorstellungen des Gemüthes durch äußerliche Gegenstände verursachet werden müssen, welche von denselben ganz unterschieden sind, ob sie ihnen schon, wenn das möglich ist, gleichen; und daß sie nicht aus dem Vermögen des Gemüthes selbst, oder aus der Eingebung eines unsichtbaren und unbekannten Geistes, oder aus einer andern uns noch unbekanntern Ursache entstehen könnten? Man gesteht und erkennet, daß in der That manche von diesen Begriffen und Vorstellungen nicht von irgend einigem äußerlichen

chen Dinge herrühren, als wie in den Träumen, in der Unsinnigkeit, und in andern Krankheiten. Und nichts ist, das man mehr erklären könne, als die Weise und Manier, wie ein Körper jemals also auf das Gemüthe wirken sollte, daß er ein Bild von sich selbst einer Substanz beybringen könnte, welche, wie man voraussetzet, von einer so verschiedenen, ja gar entgegengesetzten Natur ist.

Das ist eine Frage über wirkliche und geschehene Dinge, ob die Begriffe und Vorstellungen der Sinne durch äußerliche Gegenstände, die denselben gleichen, hervor gebracht werden. Wie soll diese Frage entschieden werden? Ganz gewiß durch die Erfahrung, wie alle andere Fragen von gleicher Natur. Aber hier ist und muß die Erfahrung ganz stillschweigend seyn. Dem Gemüthe ist niemals etwas gegenwärtig, als die Begriffe und Vorstellungen, und es kann zu keiner Erfahrung von ihrer Verknüpfung mit den Gegenständen gelangen. Die Voraussetzung einer solchen Verknüpfung hat also in den Vernunftschlüssen nicht den geringsten Grund.

Wenn man zu der Wahrhaftigkeit des höchsten Wesens seine Zuflucht nimmt, um die Wahrhaftigkeit unserer Sinne zu beweisen: so machet man sicher einen ganz unerwarteten Zirkel im Schliessen. Wenn seine Wahrhaftigkeit an dieser Sache den geringsten Antheil hätte: so würden unsere

sere Sinne gänzlich unfehlbar seyn; weil dasselbe uns unmöglich jemals betriegen kann. Ich will nicht erwähnen, daß wir sehr verlegen seyn würden, Beweisthümer zu finden, durch welche wir das Daseyn dieses Wesens oder irgend eine von seinen Eigenschaften darthun könnten, wenn man einmal die äußerliche Welt in Zweifel zieht.

Dieses ist demnach eine Materie, in welcher die tiefsinnigern und philosophischen Zweifler allezeit triumphiren werden, wenn sie sich bemühen, in Ansehung aller Vorwürfe der menschlichen Erkenntniß und Untersuchung einen allgemeinen Zweifel einzuführen. Folget ihr, können sie sagen, den Trieben und Neigungen der Natur, wenn ihr euch auf die Wahrhaftigkeit eurer Sinne verlasset? Aber diese verleiten euch zu glauben, der Begriff oder das sinnliche Bild selbst sey der äußerliche Gegenstand. Verwerfet ihr dieses, um einen vernünftigern Grundsatz anzunehmen, daß die Begriffe nur Vorstellungen von etwas äußerlichem seyn? In diesem Falle gehet ihr von euern natürlichen Trieben und gewöhnlichen Empfindungen ab; und doch send ihr nicht vermögend, eurer Vernunft ein Genüge zu thun, welche aus der Erfahrung niemals einen überzeugenden Grund finden kann, um zu erweisen, daß die Begriffe und Vorstellungen mit einigen äußerlichen Gegenständen verknüpfet seyn.

Es giebt noch andere Gründe der Zweifler von gleicher Natur, welche aus der tiefsinnigsten Welt-

Weltweisheit hergenommen ſind, und unſere Achtſamkeit verdienen möchten, wenn es nöthig wäre, ſo tief hinunter zu tauchen, um Gründe und Vernunftſchlüſſe zu finden, welche zu irgend einigem ernſthaften Endzwecke ſo wenig dienen können. Alle neuere Weltweiſe geſtehen durchgehends, daß die ſinnlichen Beſchaffenheiten der Gegenſtände, als hart; weich, warm, kalt, weiß, ſchwarz ꝛc. bloß hergeleitet, und nicht in den Gegenſtänden ſelbſt wirklich vorhanden, ſondern nur Begriffe des Gemüthes ohne einiges äußerliches Urbild oder Muſter ſeyn, welches ſie vorſtellen. Geſteht man dieſes in Anſicht auf die zweyten und abſtammenden Beſchaffenheiten ein: ſo muß es auch folgen, in Abſicht auf die vorgegebenen erſten und urſprünglichen Beſchaffenheiten und Eigenſchaften der Ausdehnung und der Feſtigkeit; und dieſe letztern können zu dieſer Benennung kein beſſeres Recht haben, als die erſtern. Der Begriff von der Ausdehnung wird gänzlich durch die Sinne des Geſichts und des Gefühls erlanget, und wenn alle Beſchaffenheiten, welche durch die Sinne wahrgenommen werden, in dem Gemüthe, nicht in dem Gegenſtande ſind: ſo muß eben derſelbe Schluß ſich auch auf den Begriff von der Ausdehnung erſtrecken, welche gänzlich von ſinnlichen Begriffen oder von Begriffen der abſtammenden Beſchaffenheiten abhängt. Nichts kann uns von dieſem Schluſſe retten, als die Behauptung, daß man die Begriffe von dieſen erſten

und

und ursprünglichen Beschaffenheiten durch eine Abstraction oder Absonderung des Gemüthes erlange, allein man wird nach einer genauen Untersuchung finden, daß dieses unverständlich, ja gar ungereimt sey. Eine Ausdehnung, welche weder fühlbar noch sichtbar ist, läßt sich unmöglich begreifen: und eine fühlbare oder sichtbare Ausdehnung, die weder hart, noch weich, weder schwarz noch weiß ist, ist gleichfalls über den Bezirk der menschlichen Begreifungskraft. Lasset irgend einen Menschen versuchen, ein Dreneck überhaupt zu begreifen, welches weder ein Isoceles, noch ein Scalenum sey, oder nicht eine gewisse sonderbare Länge oder Verhältniß der Seiten habe: so wird er die Ungereimtheit aller scholastischen Begriffe in Ansehung der Abstraction oder Absonderung und der allgemeinen Begriffe bald wahrnehmen *.

Also

* Dieser Grund ist aus dem Doct. Berkeley genommen; und die meisten von den Schriften dieses recht sinnreichen und scharfsinnigen Verfassers geben in der That zu einem allgemeinen Zweifel die besten Anleitungen, die man entweder bey den alten oder neuen Weltweisen finden kann; Boyle selbst nicht ausgenommen. Doch bezeuget er auf dem Titelblatte, und zwar ohne Zweifel mit Wahrheit, er habe sein Buch eben sowol wider die Zweifler, als wider die Atheisten und Freydenker verfertiget. Daß aber alle seine Beweisthümer und Schlüsse in der That bloß skeptisch seyn, ob er schon eine andere Absicht hatte,

Alſo beſteht der erſte philoſophiſche Einwurf wider die Deutlichkeit der Sinne, oder wider die Meynung von dem wirklichen Daſeyn der äußerlichen Dinge darinn, daß ſolche Meynung, wenn man ſich auf den natürlichen Trieb verläßt, der Vernunft zuwider iſt; und wenn man ſich auf die Vernunft beruft: ſo iſt ſie dem natürlichen Triebe entgegen, und führet doch auch keine vernünftige Gewißheit mit ſich, um einen Menſchen zu überzeugen, der die Sache unparteyiſch unterſuchet. Der zweyte Einwurf gehet weiter, und ſtellet dieſe Meynung vor, als ob ſie wider die Vernunft ſtreite; wenigſtens, wenn dieſes ein Grundſatz der Vernunft iſt, daß alle ſinnliche Beſchaffenheiten in dem Gemüthe und nicht in dem Gegenſtande ſeyn.

Zweyter Theil.

Man kann es, als eine recht ausſchweifende Unternehmung betrachten, daß die Zweifler ſich bemühen, die Vernunft durch Vernunftſchlüſſe zu zerſtören; und doch iſt dieſes der große Endzweck aller ihrer Unterſuchungen. Sie bemühen ſich, beydes wider unſere abſtrakte oder abgezogene

hatte, erhellet daraus, daß ſie keine Antwort zulaſſen, und keine Ueberzeugung zuwege bringen. Ihre einzige Wirkung iſt, diejenige augenblickliche Erſtaunung, Unſchlüßigkeit und Verwirrung zu verurſachen, welche der endliche Erfolg des allgemeinen Zweifels iſt.

ne Vernunftschlüsse, und wider diejenigen, die wir über wirklich bestehende Dinge machen. Einwürfe zu finden.

Der vornehmste Einwurf wider alle abgezogene Vernunftschlüsse ist aus der Natur des Raums und der Zeit hergenommen, welche im gemeinen Leben und bey einem nachläßigen Anschauen ganz klar und verständlich scheinen: aber wenn sie in den tiefsinnigen Wissenschaften, von denen sie der vornehmste Gegenstand sind, in eine genaue Untersuchung gezogen werden: so versehen sie uns mit Grundsätzen und Begriffen, welche voller Ungereimtheit und Widerspruch sind. Keine priesterliche Lehrsätze, die in der Absicht erfunden worden, die rebellische Vernunft der Menschen zu zähmen und unter das Joch zu bringen, streiten so sehr wider die gesunde Vernunft, als die Lehre von der unendlichen Theilbarkeit der Ausdehnung mit ihren Folgen, wie sie von allen Lehrern der Geometrie und der Metaphysik so stolz mit einer Art von Triumph und Frohlocken ausgeleget werden. Eine wirkliche Größe, die unendlich kleiner ist, als irgend einige endliche Größe, und welche Größen in sich enthält, die unendlich kleiner sind, als sie selbst ist, und so fort bis in das Unendliche; dieses ist ein so kühnes und ungeheures Gebäude, daß es zu grob und zu schwer ist, durch irgend einige vorgegebene Beweise unterstützet zu werden, weil es die kläresten

und

und natürlichſten Grundſätze der menſchlichen Vernunft umſtößt *. Was aber die Sache noch außerordentlicher macht, iſt dieſes, daß dieſe ungereimte Meynungen durch eine Kette der klärеſten und natürlichſten Vernunftſchlüſſe unterſtützet werden; und es für uns unmöglich ſcheint, die Vorderſätze einzugeſtehen, ohne die Folgen zuzugeben. Nichts kann überzeugender ſeyn, als alle die Schlüſſe in Anſehung der Eigenſchaften der Zirkel und der Drenecke; und doch, wenn dieſe einmal angenommen werden, wie können wir läugnen, daß der Winkel des Berührens zwiſchen einem Zirkel und ſeinem Tangenten unendlich kleiner ſey, als irgend einiger rechtlinichter

* So viel man auch immer in Anſehung der mathematiſchen Puncte ſtreiten und diſputiren kann: ſo muß man doch geſtehen, daß es phyſiſche Puncte gebe, das iſt, Theile der Ausdehnung, welche weder durch das Auge, noch durch die Einbildungskraft zertheilet oder kleiner gemacht werden können. Dieſe Bilder demnach, welche der Fantaſie oder den Sinnen gegenwärtig ſind, ſind ſchlechterdings untheilbar, und folglich müſſen die Mathematici geſtehen, ſie ſeyn unendlich kleiner, als irgend einiger wirklicher Theil der Ausdehnung; und doch ſcheint der Vernunft nichts gewiſſers, als daß eine unendliche Anzahl von denſelben eine unendliche Ausdehnung ausmache. Wie vielmehr denn eine unendliche Anzahl von denjenigen unendlich kleinen Theilen der Ausdehnung, von denen man voraus ſetzet, ſie ſeyn noch ſtets unendlich theilbar.

Winkel, daß, da ihr den Durchmesser des Zirkel in infinitum vergrößern könnet, dieser Winkel des Berührens stets kleiner wird, auch selbst bis in das Unendliche, und daß der Winkel des Berührens zwischen andern krummen Linien und ihren Tangenten noch unendlich kleiner seyn könne, als der zwischen irgend einigem Zirkel und seinem Tangenten, und so bis ins Unendliche fort? Es scheint, man könne wider den Beweis dieser Grundsätze eben so wenig einwenden, als wider denjenigen, welcher beweiset, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zween rechten gleich seyn; ob schon die letztere Meynung natürlich und leicht zu begreifen, die erstere aber mit Widerspruche und Ungereimtheit angefüllet ist. Die Vernunft scheinet hier von einer gewissen Erstaunung und Unschlüßigkeit überfallen zu werden, welche macht, daß sie, auch ohne die Einblasungen irgend einiges Zweiflers, ein Mistrauen auf sich selbst, und auf den Grund und Boden setzet, welchen sie betritt. Sie sieht ein volliges Licht, welches gewisse Plätze erleuchtet; aber dieses Licht granzet an die tiefste Finsterniß. Und zwischen diesem Lichte und dieser Finsterniß wird sie so geblendet und verwirret, daß sie kaum in Ansehung irgend einiges Gegenstandes mit Gewißheit und Versicherung einen Ausspruch thun kann.

Die Ungereimtheit dieser kühnen Entscheidungen der abgezogenen Wissenschaften wird, wenn

wenn es möglich ist, noch fühlbarer in Absicht auf die Zeit, als in Absicht auf die Ausdehnung. Eine unendliche Anzahl wirklicher Theile der Zeit, die nach und nach auf einander folgen, und von denen einer nach dem andern erschöpfet wird, ist ein so sichtbarer Widerspruch, daß man denken sollte, kein Mensch, dessen Beurtheilungskraft nicht durch die Wissenschaften verderbet worden ist, an statt, dadurch gebessert zu werden, würde je vermögend seyn, denselben zuzugeben.

Doch muß die Vernunft stets unzufrieden und unruhig bleiben, auch selbst in Ansehung desjenigen allgemeinen Zweifels, zu welchem sie durch diese Ungereimtheiten und Widersprüche geleitet wird. Wie irgend ein klarer und deutlicher Begriff Umstände in sich fassen könne, welche sich selbst, oder je einem andern klaren und deutlichen Begriffe widersprechen, ist schlechterdings unbegreiflich; und vielleicht ein so ungereimter Satz, als je einer seyn kann. Nichts kann also sceptischer, oder mehr mit Zweifel und Ungewißheit angefüllet seyn, als dieser Scepticismus selbst, welcher aus einigen ungereimten Schlüssen der Geometrie oder der Wissenschaft der Größe entsteht *.

* Es dünkt mich, es sey nicht unmöglich, diese Ungereimtheiten und Widersprüche zu vermeiden, wenn man zugiebt, daß es eigentlich zu reden,

Die Einwürfe der Zweifler wider die moraliſche oder ſittliche Gewißheit, oder wider die Vernunftſchlüſſe in Anſehung geſchehener und wirklicher Dinge ſind entweder gemein oder philoſophiſch. Die gemeinen und nach dem Begriffe der Ungeleheten eingerichteten Einwürfe ſind hergenommen von der natürlichen Schwachheit des menſch-

den, keine abgezogene oder allgemeine Begriffe gebe; ſondern daß alle allgemeine Begriffe in der That beſondere ſeyn, die an ein allgemeines Wort gebunden worden, welches bey Gelegenheit anderer beſonderer uns wieder erinnert, welche in gewiſſen Umſtänden demjenigen Begriffe gleichen, der dem Gemüthe gegenwärtig iſt. Wenn zum Exempel, das Wort, Pferde, ausgeſprochen wird: ſo bilden wir uns ſelbſt unmittelbar den Begriff von einem ſchwarzen oder weißen Thiere von einer beſondern Größe oder Figur vor: aber da man gewöhnt iſt, dieſes Wort auch von Thieren von andern Farben, Figuren und Größen zu gebrauchen: ſo erinnert man ſich dieſer Begriffe leicht wieder, ob ſie ſchon der Einbildungskraft nicht wirklich gegenwärtig ſind, und unſere Vernunftſchlüſſe und Folgerungen verfahren eben ſo, als wenn ſie wirklich gegenwärtig wären. Wenn man dieſes zugiebt, wie es mir vernünftig vorkömmt: ſo folget, daß alle die Begriffe von der Größe, über welche die Mathematici ihre Vernunftſchlüſſe machen, nichts anders, als beſondere Begriffe ſeyn, die uns durch die Sinne und durch die Einbildungskraft beygebracht werden, und folglich nicht unendlich theilbar ſeyn können. Ueber-

haupt

menschlichen Verstandes; von den widersprechenden Meynungen, die man in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Volkern geheget; von den Aenderungen und Verschiedenheiten unserer Urtheile in Krankheit und Gesundheit, in der Jugend um in einem hohen Alter in dem Glücke und in dem Unglücke, von dem beständigen Wi-

haupt können wir sagen, die Begriffe von etwas gröſserm, kleinerm oder gleichem, welche die vornehmsten Gegenstände der Geometrie sind, seyn bey weitem nicht so genau oder bestimmt, daß sie das Fundament solcher außerordentlichen Folgerungen seyn könnten. Fraget einen Mathematicus, was er verstehe und wolle, wenn er sich erkläret, zwo Gröſsen seyn gleich: so wird er sagen, der Begriff von der Gleichheit sey einer von denjenigen, welche man nicht erklären könne, und es sey genug, zwey gleiche Gröſsen einem vor Augen zu legen, um ihm diesen Begriff beyzubringen. Nun ist dieses nichts anders, als sich auf den allgemeinen Anschein berufen, unter welchem die Gegenstände der Einbildungskraft oder den Sinnen vorkommen, und folglich kann man daraus niemals Schlüsse ziehen, die diesen Fähigkeiten schnurstraks zuwider sind. Es ist zureichend diese Winke gegeben zu haben, ohne sie weiter fortzusetzen. Es ist gewiß allen Liebhabern der Wissenschaft daran gelegen, sich nicht selbst durch ihre ungereimte Schlüsse dem Gespötte, und der Verachtung der Unwissenden bloß zu geben: und dieses scheint die geschwindeste und leichteste Auflösung dieser Schwierigkeiten zu seyn.

derspruche, in welchem die Meynungen und Gesinnungen eines jeden Menschen insbesondere stehen: und von manchen andern Gründen von dieser Art. Es ist unnöthig, sich bey diesem Puncte länger aufzuhalten. Diese Einwürfe sind nur schwach. Denn da wir in dem gemeinen Leben alle Augenblicke in Ansehung geschehener und wirklicher Dinge Vernunftschlüsse machen, und nicht wohl bestehen können, ohne uns solcher Beweisthümer zu bedienen: so müssen alle gemeine daher genommene Einwürfe unzureichend seyn, diese Gewißheit umzustoßen. Das, was den Pyrrhonismus, oder die übertriebenen Grundsätze eines allgemeinen Zweifels hauptsächlich umkehret und zerstöret, das sind die Handlungen, Verrichtungen und Beschäfftigungen des gemeinen Lebens. In den Schulen mögen sie blühen und triumphiren; wo es in der That schwer, wenn nicht unmöglich ist, sie zu widerlegen. Aber so bald sie den Schatten verlassen, und durch die Gegenwart der wirklichen Gegenstände, welche unsere Leidenschaften und Empfindungen beleben, den mächtigern Grundsätzen unserer Natur entgegen gesetzet werden: so verschwinden sie, wie Dampf, und lassen den entschlossensten Zweifler in eben derselben Beschaffenheit, wie andere Sterbliche.

Der Zweifler thut also besser, sich in seinem eigentlichen Bezirke zu halten, und diejenigen philoso-

losophischen Einwürfe auszukramen, welche aus tiefsinnigern Untersuchungen herkommen. Hier scheint er ein weites Feld des Triumphs zu haben, indem er mit Recht darauf dringt, daß alle unsere deutliche Gewißheit von irgend einigen geschehenen und wirklichen Dingen, welche über das Zeugniß der Sinne oder des Gedächtnisses liegen, gänzlich aus der Beziehung der Ursache und der Wirkung herrühre; daß wir von dieser Beziehung keinen andern Begriff haben, als den von zween Gegenständen, welche oft mit einander vereiniget gewesen; daß wir keine Gründe haben, uns zu überzeugen, Gegenstände, welche, nach unserer Erfahrung, oft verbunden gewesen, werden gleichfalls in andern Fällen auf eben dieselbe Weise vereiniget seyn; und daß uns nichts zu dieser Folgerung leite, als die Gewohnheit oder ein gewisser Trieb und Instinct der Natur, welchem in der That schwer zu widerstehen ist, der aber doch, gleich andern natürlichen Trieben, irrig und betrüglich seyn kann. So lange der Zweifler auf diese Gründe dringt, zeiget er seine Stärke, oder in der That vielmehr seine eigene und unsere Schwäche; und scheint wenigstens während dieser Zeit, alle Versicherung und Ueberzeugung aufzuheben und zu zerstören. Man könnte diese Gründe noch weiter treiben, wenn man erwarten könnte, es würde je einiges dauerhaftes Gut oder wahrer Nutzen für die Gesellschaft daraus entstehen.

Denn dieſes iſt der Einwurf, welcher diejenigen, welche den Zweifel übertreiben, hauptſächlich in Verlegenheit ſetzet und beſchämet, daß aus demſelben kein dauerhafter Nutze je herkommen kann, ſo lange derſelbe in ſeiner völligen Kraft und Stärke verbleibt. Wir dürfen einen ſolchen Zweifler nur fragen, was ſeine Abſicht ſey? Und was er bey allen dieſen ſeltſamen Unterſuchungen zu ſeinem Endzwecke habe? Er iſt im Augenblicke betreten, und weiß nicht, was er antworten ſoll. Ein Anhänger des Copernikus oder des Ptolomäus, von denen ein jeder ſein verſchiedenes Lehrgebäude der Sternkunſt, vertheidiget, mag hoffen, bey ſeinen Zuhörern eine ſtete und dauerhafte Ueberzeugung zuwege zu bringen. Ein Stoiker oder Epikuräer bringt Grundſätze vor, welche nicht allein dauerhaft ſeyn, ſondern auch eine mächtige Wirkung auf die Aufführung und auf das Verhalten haben können. Aber ein Zweifler oder Pyrrhoniſt kann ſich nicht vorſtellen, daß ſeine Weltweisheit irgend einigen dauerhaften Einfluß auf das Gemüthe haben werde, oder wenn ſie einen hätte, daß derſelbe zum Nutzen und zur Wohlfahrt der Geſellſchaft beytragen würde. Er muß im Gegentheile geſtehen, wenn er ja je etwas geſtehen will, daß alles menſchliche Leben unmittelbar zu Grunde gehen müßte, wenn ſeine Grundſätze durchgehends und beſtändig die Oberhand erlangen ſollten. Alle Unterredungen, alle Handlungen mußten unmittelbar aufhören, und

und die Menſchen in einer gänzlichen Schlafſucht verbleiben, bis die nicht befriedigten Nothwendigkeiten der Natur ihrem elenden und jämmerlichen Daſeyn ein Ende machten. Es iſt wahr; eine ſo klägliche Begebenheit iſt wenig zu beſorgen. Die Natur iſt allezeit ſtärker, als Grundſätze. Und obſchon ein Zweifler ſich ſelbſt oder andere durch dieſe tiefſinnige Vernunftſchlüſſe in eine augenblickliche Erſtaunung und Verwirrung ſetzen kann: ſo wird doch der erſte und gemeineſte Vorfall im Leben alle ſeine Zweifel und Bedenklichkeiten in die Flucht jagen, und er wird ſich bey einem jeden Puncte der Ausübung und der Betrachtung eben alſo verhalten, wie die Weltweiſen von einer jeden andern Secte, oder wie diejenigen, welche ſich niemals um einige philoſophiſche Unterſuchungen bekümmern. Wenn er von ſeinem Traume erwachet: ſo wird er der erſte ſeyn, der dem Gelächter über ihn beyſtimmen und bekennen wird, alle ſeine Einwürfe wären bloße Zeitvertreibe, und könnten kein anders Ziel haben, als den ſeltſamen und wunderlichen Zuſtand der Menſchen zu zeigen, welche handeln, ſchließen und glauben müſſen, ob ſie ſchon durch ihre fleißigſte Unterſuchungen nicht vermögend ſind, ſich ſelbſt in Anſehung des Fundaments dieſer Wirkungen ein Genüge zu thun, oder die Einwürfe aus dem Wege zu räumen, die man dawider machen kann.

Es giebt aber in der That auch eine gemäßigtere und gelindere Art der sceptischen oder akademischen Weltweisheit, welche sowol dauerhaft, als nützlich, und zum Theile die Frucht des Pyrrhonismus oder des übertriebenen Scepticismus seyn kann, wenn dessen ohne Unterschied angebrachte Zweifel durch den gesunden Verstand und durch das Nachdenken gewisser Maaße verbessert werden. Die meisten Menschen sind von Natur geneigt, ihre Meynungen mit Hartnäckigkeit zu behaupten; und weil sie die Gegenstände nur allein von einer Seite ansehen, und von den entgegen stehenden Gründen keinen Begriff haben: so lassen sie sich selbst von denjenigen Grundsätzen übereilt einnehmen, zu welchen sie geneigt sind; und sie haben keine Nachsicht gegen diejenigen, welche andere und entgegen gesetzte Gesinnungen und Meynungen hegen. Zweifeln, anstehen, sich bedenken, setzet ihren Verstand in Verlegenheit, hält ihre Leidenschaften zurück, und schiebt ihre Handlungen auf. Sie sind demnach ungeduldig, bis sie sich von einem Stande des Gemüthes los machen, welcher ihnen so unbequem ist; und sie glauben, sie könnten sich durch die Heftigkeit ihrer Behauptungen und durch die Hartnäckigkeit ihres Glaubens niemals weit genug von demselben entfernen. Könnte man solchen Menschen, die so hartnäckigt an ihren Meynungen hangen, die un-

ungemeinen Schwachheiten des menschlichen Verstandes, auch selbst, wenn er in seinem vollkommensten Stande, und in seinen Entscheidungen und Bestimmungen am sorgfältigsten und behutsamsten ist, begreiflich machen: so würde ihnen diese Ueberlegung mehr Bescheidenheit und Zurückhaltung einflößen, und ihre thörichte hohe Meynung von sich selbst, und ihre Vorurtheile wider ihre Gegner mindern. Die Ungelehrten können die Gemüthsbeschaffenheit der Gelehrten erwägen, welche, mitten unter allen den Vortheilen der Gelehrsamkeit und des Nachdenkens, dennoch gemeiniglich in ihren Entscheidungen bescheiden und zurückhaltend sind: und wenn einige von den Gelehrten, wegen ihres natürlichen Temperaments, zum Uebermuthe und zur Hartnäckigkeit geneigt sind: so kann eine kleine Mischung von der pyrrhonischen Secte ihren Hochmuth und Stolz niederschlagen und ihnen zeigen, daß die wenigen Vortheile, die sie über ihre Nebengeschöpfe erlanget haben mögen, ganz unbeträchtlich sind, wenn man sie mit der allgemeinen Verlegenheit und Verwirrung vergleichet, welche der menschlichen Natur anhänglich ist. Ueberhaupt giebt es einen Grad des Zweifels, der Behutsamkeit und Bescheidenheit, welcher in allen Arten der Untersuchung und Entscheidung denjenigen begleiten sollte, welcher richtig denket und schließt.

Eine andere Art, der gemäßigten und gelindern scheptischen Weltweisheit, welche den Menschen

schen einigen Vortheil schaffen, und der natürliche Erfolg der pyrrhonischen Zweifel und Bedenklichkeiten seyn kann, ist die Einschränkung unserer Untersuchungen und Betrachtungen auf solche Vorwürfe, welche sich für die enge Fähigkeit des menschlichen Verstandes am besten schicken. Die Einbildungskraft des Menschen ist natürlich erhaben, findet ihr Vergnügen an allem, was entfernet und außerordentlich ist, und läuft, ohne Einhalt, in die entlegensten Theile des Raumes und der Zeit, um die Gegenstände zu vermeiden, welche ihr die Gewohnheit zu bekannt und gemein gemacht. Eine richtige und verbesserte Beurtheilungskraft nimmt einen andern Weg; vermeidet alle entfernte und hohe Erforschungen, schränket sich selbst auf das gemeine Leben und auf solche Vorwürfe ein, welche uns die tägliche Ausübung und Erfahrung vor Augen stellet, und überläßt die erhabenern Vorwürfe der Auszierung der Dichter und Redner, oder den Künsten der Priester und Staatsleute. Um uns zu einer so heilsamen Entschließung zu bringen, kann nichts dienlicher seyn, als einmal von der Stärke des pyrrhonischen Zweifels, und von der Unmöglichkeit irgend eines Dinges, als der starken Kraft und Macht des natürlichen Triebes und Instincts, uns davon zu befreyen, durchaus überzeuget zu werden. Diejenigen, welche zu der Weltweisheit eine Neigung haben, werden dennoch ihre Untersuchungen fortsetzen; weil sie erwägen, daß, nebst dem

dem unmittelbaren Vergnügen, welches eine solche Beschäfftigung begleitet, die philosophischen Entscheidungen nichts anders sind, als die in Ordnung gebrachten und verbesserten Ueberlegungen und Betrachtungen des gemeinen Lebens. Aber sie werden niemals versuchet werden, über das gemeine Leben zu gehen, so lange, als sie die Unvollkommenheit derjenigen Kräfte und Fähigkeiten, derer sie sich bedienen, ihren engen Bezirk, und ihre nicht stets richtigen Wirkungen betrachten. So lange wir keinen zureichenden Grund geben können, warum wir nach tausend Versuchen und Erfahrungen glauben, ein Stein werde fallen, oder das Feuer brennen; können wir uns denn selbst jemals zureichend befriedigen, in Ansehung irgend einiger Entscheidungen, die wir in Absicht auf den Ursprung der Welten, und auf die Beschaffenheit der Natur von und bis zur Ewigkeit, machen mögen?

Diese enge Einschränkung unserer Erforschungen ist in der That in jeder Absicht so vernünftig, daß man nur den geringsten forschenden Blick auf die natürlichen Kräfte des menschlichen Gemüthes werfen, und dieselben mit ihren Gegenständen zusammen halten darf, um uns dieselbe zu empfehlen und beliebt zu machen. Wir werden denn bald finden, welches die eigentlichen Vorwürfe der Wissenschaft und Untersuchung seyn.

Es dünket mich, der einzige Gegenstand der abgezogenen Wissenschaften oder der Beweise sey

Grös-

Größe und Zahl, und alle Versuche und Bemühungen, diese vollkommenere Art der Erkenntniß über diese Gränzen auszudehnen, seyn lauter Täuschung und Verblendung. Da die Theile, aus welchen Größe und Zahl zusammen gesetzet sind, gänzlich gleichartig sind: so werden ihre Beziehungen versteckt und verwickelt; und nichts kann die Neubegierde mehr vergnügen, und von gröſserm Nutzen seyn, als durch mannigfaltige Mittelsätze ihrer Gleichheit oder Ungleichheit nach ihrem verschiedenen Anscheine nachzuspüren. Aber da alle andere Begriffe, je einer von dem andern, klar und deutlich unterschieden sind: so können wir durch unsere genaueste Untersuchungen nicht weiter gehen, als diese Verschiedenheit zu bemerken, und nach einer leichten Ueberlegung das Urtheil zu fällen, ein Ding sey nicht ein anderes. Oder wenn in diesen Entscheidungen sich einige Schwierigkeit findet: so kömmt sie nur von dem unbestimmten Verstande der Worte, welcher durch richtigere Erklärungen verbesser. wird. Daß das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der zwey andern Seiten gleich sey, kann man ohne einige Folge von Vernunftschlüssen und Untersuchungen nicht erkennen, die Wörter mögen auch noch so genau erkläret werden. Aber um uns von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, daß da, wo kein Eigenthum ist, auch keine Ungerechtigkeit seyn könne, ist nur nöthig, die Wörter zu erklären, und die Ungerechtigkeit durch eine

ne Verletzung des Eigenthumes zu beſchreiben. Dieſer Satz iſt in der That nichts anders, als eine unvollkommenere Erklärung. Der Fall verhält ſich eben alſo bey allen denjenigen vergegebenen ſyllogiſtiſchen Vernunftſchlüſſen, die man in einem jeden andern Zweige der Gelehrſamkeit finden kann, die Wiſſenſchaften der Größe und Zahl ausgenommen: und ſo kann man, wie ich denke, ſicher behaupten, dieſe allein wären die eigentlichen Gegenſtände der Erkenntniß und des Beweiſes.

Alle andere Unterſuchungen der Menſchen betreffen, allein geſchehene und wirkliche Dinge, welche augenſcheinlich des Beweiſes unfähig ſind. Was immer iſt, das könnte auch nicht ſeyn. Keine Verneinung eines geſchehenen oder wirklichen Dinges kann einen Widerſpruch in ſich ſchlieſſen. Das Nichtdaſeyn irgend eines Weſens ohne Ausnahme iſt ein ſo klarer und deutlicher Begriff, als ſein Daſeyn. Der Satz, welcher behauptet, es wäre nicht, iſt, ſo falſch er auch immer ſeyn mag, nicht weniger begreiflich und verſtändlich, als der, welcher behauptet, es wäre. Ganz anders verhält es ſich in den eigentlich ſo genannten Wiſſenſchaften. Ein jeder Satz, welcher nicht wahr iſt, iſt in denſelben dunkel, verwirrt und unverſtändlich. Daß die Cubikwurzel von 64. der Hälfte von 10. gleich ſey, iſt ein falſcher Satz, und kann niemals deutlich begriffen

werden. Aber, daß Cäsar, oder der Engel Gabriel, oder irgend ein ander Wesen, niemals in der Wirklichkeit gewesen, mag ein falscher Satz seyn, doch ist er vollkommen begreiflich, und schließt keinen Widerspruch ein.

Das Daseyn und die Wirklichkeit irgend einiges Wesens, kann also allein aus solchen Gründen bewiesen werden, welche von seiner Ursache oder von seiner Wirkung hergenommen sind; und diese Beweisthümer sind gänzlich auf die Erfahrung gegründet. Wenn wir a priori schließen: So wird es scheinen, irgend einiges Ding sey vermögend, irgend einiges anderes hervorzubringen. Das Fallen eines Kieselsteines mag, so viel wir davon wissen, die Sonne auslöschen, oder der Wunsch eines Menschen die Planeten in ihren Laufbahnen aufhalten. Die Erfahrung allein ist es, die uns die Natur und die Gränzen der Ursache und der Wirkung lehret, und uns geschickt machet, die Wirklichkeit eines Gegenstandes aus dem Daseyn eines andern zu folgern*.

Die-

* Die gottlose Grundregel der alten Weltweisheit, Ex nihilo nihil fit, durch welche die Schöpfung der Materie ausgeschlossen wurde, höret vermöge dieser Weltweisheit auf, eine Grundregel zu seyn. Nicht allein kann der Wille des höchsten Wesens die Materie erschaffen; sondern, so viel wir a priori wissen können, könnte auch der Wille irgend eines andern Wesens, oder irgend eine

Dieses ist das Fundament der moralischen Vernunftschlüsse, welche den grossten Theil der menschlichen Erkenntniß ausmachen, und die Quelle aller menschlichen Handlungen und des ganzen Verhaltens der Menschen sind.

Moralische Vernunftschlüsse beziehen sich entweder auf besondere, oder allgemeine geschehene und wirkliche Dinge. Alle Berathschlagungen im Leben beziehen sich auf die erstern; wie auch alle Untersuchungen in der Geschichte, Zeitrechnung, Erdbeschreibung und Sternkunst.

Die Wissenschaften, welche von den allgemeinen geschehenen oder wirklichen Dingen handeln, sind die Staatswissenschaft, die natürliche Weltweisheit, die Arztneykunst, die Chymie u. s. f. in denen man die Beschaffenheiten, Ursachen und Wirkungen einer ganzen Art von Gegenständen erforschet.

Die Gottesgelahrheit, in so ferne sie das Daseyn einer Gottheit und die Unsterblichkeit der Seele darthut, ist aus Vernunftschlüssen und Betrachtungen zusammen gesetzet, welche sich theils auf besondere, und theils auf allgemeine geschehene oder wirkliche Dinge beziehen. Sie ist in der Vernunft gegründet, in so weit sie durch die Erfahrung unterstützet wird. Aber das beste und

eine andere Ursache, welche die wunderlichste und ausschweifendeste Einbildungskraft angeben kann, dieselbe erschaffen.

gründlichste Fundament derselben ist Glaube und göttliche Offenbarung.

Die Sittenlehre und die Critik sind nicht so eigentliche Gegenstände des Verstandes, als des Geschmacks und der Empfindung. Die Schönheit, sie mag sittlich oder natürlich seyn, wird vielmehr gefühlet, als begriffen. Oder wenn wir in Ansehung derselben Betrachtungen und Vernunftschlüsse machen, und uns bemühen, die Regeln derselben fest zu setzen: so betrachten wir eine neue Sache, nämlich den allgemeinen Geschmack der Menschen, oder sonst so etwas, welches ein Gegenstand der Vernunftschlüsse und der Untersuchung seyn mag.

Wenn wir, von diesen Grundsätzen überzeuget, die Büchersäle durchgehen, welche Verheerung müssen wir nicht anrichten? Wenn wir irgend einen Band, zum Exempel von Schultheologie oder Metaphysik, in die Hand nehmen: so lasset uns fragen; enthält es einige abgezogene Vernunftschlüsse in Ansehung der Größe oder Zahl? Nein. Enthält es experimental Vernunftschlüsse, in Ansehung geschehener oder wirklicher Dinge? Nein. Schmeißet es denn ins Feuer; denn es kann nichts enthalten, als falsche und betriegliche Schlüsse und Verblendungen.

Anmer-

* *

Anmerkung
über den
zwölften Versuch.

Es würde eine allzuweitläuftige und zum Theil unnütze Bemühung seyn, alle Arten der Zweifel und Schwierigkeiten über die Erkenntniß, welche Hr. Hume hier vorträgt, zu untersuchen. Verschiedene davon sind so beschaffen, daß sie der practischen Ueberzeugung und den Handlungen nicht den geringsten Abbruch thun, und also unter unnütze Subtilitäten zu zählen, womit müßige Philosophen die Wissenschaften ekelhaft gemacht haben. Andre sind allbereits gründlich und überzeugend aufgelöset worden. Nur der seltsame Schluß womit Hr. Hume seiner ganzen Philosophie gleichsam das Siegel aufdrückt, verdient hier eine Anmerkung. Ich habe in den Anmerkungen über den eilften Versuch gezeiget, daß auch außer den Wissenschaften, die sich bloß mit Größen und Zahlen beschäfftigen, Gewißheit und vollkommene Wahrheit Statt habe. Ich kann so wenig glauben, daß Hr. Hume keinen von den dort angeführten Gründen einsehen sollte, daß ich es für eine vergebene Bemühung halte, seinen letzten Ausspruch zu widerlegen. Wir haben durch die ganze Fol-

ge dieſes Werks, ſo viel und ſo deutliche Proben, daß der Verfaſſer oft wider ſeine eigene Erkenntniß ſpricht, daß es ſcheint, es ſey ihm oft weniger um die Wahrheit zu thun, als um das Vergnügen etwas zu ſagen, das den gemeinen Begriffen der Weltweiſen widerſpricht. Es iſt in unſern Tagen zur Mode geworden, durch eine freywillige Verleugnung ſeiner Erkenntniß und Einſichten die Gewohnheit eines zwar an ſich verächtlichen, aber anderer Umſtände halber, ſehr anſehnlichen Theils der Geſellſchaft zu erwerben. Wiewohl ich gerne geſtehe, daß Hr. Hume dieſer philoſophiſchen Sünde weniger ſchuldig iſt, als viele andere, die ſich dadurch einen großen Ruhm erworben haben.

E N D E.

Herrn David Hume

Esqv.

Sittenlehre

der Gesellschaft.

Als dessen

vermischter Schriften

Dritter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churf. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Hamburg und Leipzig

bey G. Ch. Grund und Ad. Heinr. Holle. 1756.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt.

Der erſte Abſchnitt.

Von den allgemeinen Gründen der Sittlichkeit S. 1

Der zweyte Abſchnitt.

Von dem Wohlwollen 11

Der dritte Abſchnitt.

Von der Gerechtigkeit 35

Der vierte Abſchnitt.

Von der bürgerlichen Geſellſchaft 69

Der fünfte Abſchnitt.

Warum das, was nützlich iſt, gefällt 80

Der

Inhalt.

Der sechste Abschnitt.

Von Eigenschaften, die uns selbst nützlich sind 116

Der siebente Abschnitt.

Von Eigenschaften, die uns selbst unmittelbar angenehm sind 158

Der achte Abschnitt.

Von Eigenschaften, die andern unmittelbar angenehm sind 177

Der neunte Abschnitt.

Beschluß des ganzen Werkes 189

Erster Anhang.

Vom moralischen Gefühle 218

Zweyter Anhang.

Welcher einige weitere Betrachtungen über die Gerechtigkeit enthält 235

Ein Gespräch 246

Der erſte Abſchnitt.

Von den allgemeinen Gründen der Sittlichkeit.

Keine gelehrte Streitigkeiten ſind ekelhafter, als die, ſo man mit Leuten führet, die hartnäckig auf ihrer Meynung beſtehen, wo nicht vielleicht die Streitigkeiten noch verhaßter ſind, wenn man mit ſolchen Leuten zu thun hat, die in der That das nicht glauben, was ſie behaupten, ſondern aus Liebe zum Sonderbaren, aus einem Geiſte des Widerſpruches, oder aus Begierde ihre vorzügliche Scharfſinnigkeit und Freymüthigkeit zu zeigen, ſich in den Streit einlaſſen. Von beyden muß man gleiche Hart-

näckigkeit in ihren Schlüssen, gleiche Verachtung ihrer Gegner, und eine gleich heftige Neigung zur Sophisteren und Falschheit erwarten. Und da Vernunftschlüsse nicht die Quellen sind, woraus solche Leute ihre Meynungen schöpfen, so hoffet man vergebens, daß irgend eine Logik, die nicht zu den Leidenschaften redet, sie bewegen werde, gesundere Grundsätze anzunehmen.

Diejenigen, so die Wirklichkeit eines moralischen Unterschiedes geläugnet haben, können zu der letzten Classe, zu den unredlichen Philosophen, gerechnet werden, und es ist unbegreiflich, daß irgend ein menschliches Geschöpf im Ernste glauben könne, daß alle Charactere und Handlungen ein gleiches Anrecht zu der Neigung und Achtung aller Menschen haben. Der Unterschied, den die Natur zwischen einem Menschen und dem andern gemacht hat, ist so groß, und dieser Unterschied wird ferner durch die Erziehung, durch das Beyspiel und durch die Uebung dermaßen erweitert, daß kein Scepticismus so gewissenhaft und kaum eine Ueberzeugung vom Gegentheile so entscheidend ist, um allen Unterschied zwischen zween Gegenständen zu läugnen, die in der entgegengesetzten Art die äußersten sind, wenn selbige auf einmal zur Untersuchung dargestellet werden. Ein Mensch mag noch so unempfindlich seyn, so muß er doch durch die Bilder des Rechts und Unrechts gerühret werden; und seine Vorurtheile mögen noch so halsstarrig seyn, er muß es wahrnehmen, daß andere gleicher

Eindrücke

Eindrücke fähig ſind. Der einzige Weg alſo, einen Gegner von dieſer Art zu bekehren, iſt dieſer, daß man ihn ſich ſelbſt überläßt. Denn wenn er niemand findet, der den Streit mit ihm aufnehmen will, ſo wird er allem Vermuthen nach, von ſelbſt, bloß aus Müdigkeit, zu der geſunden Vernunft übertreten.

Es iſt neulich ein Streit aufgeworfen, welcher der Unterſuchung weit würdiger iſt. Dieſer Streit betrifft den Grund der Sittlichkeit: es wird nämlich gefraget, ob dieſelbe aus der Vernunft, oder aus der Empfindung, herzuleiten ſey; ob wir die Wiſſenſchaft derſelben durch eine Kette von Schlüſſen und Folgerungen, oder durch ein unmittelbares Gefühl, und durch einen feinen innern Sinn erlangen: ob die Sittlichkeit, gleich allem geſunden Urtheile von Wahrheit und Falſchheit, bey jedem verſtändigen Weſen einerley und gleich ſey, oder ob ſie, gleich der Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit, in der beſondern Bildung und Einrichtung des menſchlichen Geſchlechts gegründet ſey.

Obgleich die alten Philoſophen oft behaupten, daß die Tugend nichts als eine Gleichförmigkeit mit der Vernunft ſey: ſo ſcheinen ſie doch überhaupt die Sittlichkeit ſo anzuſehen, als wäre ſie dem Geſchmacke und der Empfindung ihr Daſeyn ſchuldig. Auf der andern Seite haben ſich unſere neuern Philoſophen gemeiniglich bemühet, durch metaphyſiſche Vernünfteleyen, und durch Folgerungen aus den abgezogenſten Grundſätzen

des menschlichen Verstandes von dem sittlichen Unterschiede Rechenschaft abzulegen, ob sie gleich ebenfalls viel von der Schönheit der Tugend und der Häßlichkeit des Lasters reden. Eine so große Verwirrung herrschte in dieser Materie, daß ein Widerspruch von der äußersten Wichtigkeit zwischen einem System und dem andern, und selbst in den Theilen eines jeden besondern Systems, statt finden konnte, ohne daß derselbe eher, als vor ganz kurzer Zeit, von jemand bemerket worden. Der zierliche und erhabene Lord **Shaftesbury**, der zuerst Gelegenheit gab, diesen Unterschied zu entdecken, und der überhaupt den Grundsätzen der Alten anhieng, ist selbst von dieser Verwirrung nicht ganz frey.

Man muß gestehen, daß beyde Seiten dieser Frage scheinbare Gründe für sich haben. Man könnte sagen: der moralische Unterschied kann durch die bloße Vernunft entdeckt und entschieden werden: woher sollten sonst die vielen Streitigkeiten entstehen, die im gemeinen Leben und in der Philosophie hierüber geführet werden: warum sollte man eine lange Kette von Beweisen auf beyden Seiten anführen; warum sollte man sich auf Beyspiele und auf das Ansehen berufen; warum sollte man nach der Analogie schließen, Falschheiten entdecken, Folgerungen machen, und die verschiedenen Schlüsse ihren gehörigen Gründen anpassen? Ueber die Wahrheit läßt sich streiten; nicht über den Geschmack. Was in der Natur der Dinge existiret, ist das Richtmaaß unsers Ur-

Urtheils; was ein jeder Mensch in sich selbst fühlet, ist das Richtmaaß der Empfindung. Lehrsätze in der Meßkunst lassen sich beweisen, über physikalische Lehrgebäude kann man streiten; aber die Harmonie eines Verses, die Zärtlichkeit der Leidenschaft, das Glänzende des Witzes, muß ein unmittelbares Vergnügen geben. Niemand vernünftele über des andern Schönheit; aber sehr oft vernünftelt man über die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit seiner Handlungen. Bey jedem Verhör der Missethäter bemühet sich der Beklagte zuerst, die angeführten Beweise zu widerlegen, und die That zu läugnen, die ihm Schuld gegeben wird; sein zweyter Gegenstand ist dieser, darzuthun, daß selbst, wenn die That auch wirklich geschehen wäre, dieselbe sich als unschuldig und gesetzmäßig rechtfertigen lasse. Offenbar wird der erste Punct durch Vernunftschlüsse ausgemacht; wie können wir also annehmen, daß eine andere Fähigkeit des Geistes angewandt werde, den zweyten fest zu setzen.

Auf der andern Seite können diejenigen, die alle moralische Entscheidungen in ein Gefühl auflösen wollen, sich bemühen, zu zeigen, daß es der Vernunft unmöglich sey, jemals Schlüsse von dieser Art zu machen. Der Tugend, sagen sie, kömmt es zu, liebenswürdig zu seyn, und dem Laster, verhaßt zu seyn. Dieß macht ihre Natur und Wesen aus, kann aber wohl die Vernunft, oder können Schlüsse irgend einem Gegenstande diese Beywörter beylegen, oder a priori entscheiden,

daß dieſer Vorwurf Liebe, und jener Haß verurſachen müſſe? oder was können wir ſonſt für einen Grund dieſer Leidenſchaften angeben, als die urſprüngliche Bildung und Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welches von Natur geformet iſt, ſie anzunehmen?

Der Endzweck aller moraliſchen Unterſuchungen iſt dieſer, uns unſere Pflicht zu lehren, und durch gehörige Vorſtellungen der Häßlichkeit des Laſters, und der Schönheit der Tugend, damit übereinſtimmende Fertigkeiten hervorzubringen, und uns zu bewegen, das eine zu meiden, und der andern anzuhängen. Aber kann man dieſes jemals von Folgerungen und Schlüſſen des Verſtandes erwarten, die an und für ſich ſelbſt die Neigungen nicht angreifen, noch die thätigen Kräfte der Menſchen in Bewegung und Beſchäfftigung ſetzen können? Sie entdecken die Wahrheit: aber wo die Wahrheiten, die ſie entdecken, gleichgültig ſind, und weder Verlangen noch Abſcheu wirken, da können ſie keinen Einfluß auf die Aufführung und auf das Verhalten haben. Was rühmlich, was ſchön, was anſtändig, was großmüthig, was edel iſt, das bemächtiget ſich des Herzens, und bewegt uns, es anzunehmen, und auszuüben. Was verſtändlich, was offenbar, was wahrſcheinlich, was wahr iſt, erlanget bloß den kaltſinnigen Beyfall des Verſtandes, und endiget unſer Nachforſchen, indem es einen grübelnden Vorwitz befriediget.

Man

Man lösche alles warme Gefühl, und alle vorgefaßte Neigung für die Tugend, und allen Haß und Abscheu gegen das Laster aus; man mache die Menschen ganz gleichgültig gegen beyde: so wird die Moral nicht mehr eine thätige und wirksame Wissenschaft seyn, und zur Einrichtung unsers Lebens und unserer Handlungen nichts mehr beytragen.

Diese Gründe auf beyden Seiten (und man könnte derselben noch weit mehr anführen) sind so scheinbar, daß ich auf die Gedanken gerathen möchte, daß sie beyderseits richtig und zureichend sind, und daß **Vernunft** und **Empfindung** fast in allen moralischen Entscheidungen und Schlüssen zusammen kommen. Es ist wahrscheinlich, daß das Endurtheil, welches Characterе und Handlungen für liebenswürdig oder hassenswerth, für preiswürdig, oder tadelnswerth erkläret, welches ihnen das Gepräge der Ehre oder der Schande, des Beyfalls oder des Tadels aufdrücket; welches die Sittlichkeit zu einem thätigen Grundsatze machet, und in die Tugend unsere Glückseligkeit und in dem Laster unser Elend setzt, es ist wahrscheinlich, sage ich, daß dieses Endurtheil von einem innern Sinne oder Gefühle abhange, das die Natur unserm ganzen Geschlechte allgemein gemacht hat. Denn was sonst kann einen Einfluß von dieser Art haben? Aber um diesem Gefühle den Weg zu bahnen, und den Menschen eine gehörige Einsicht des Gegenstandes zu geben, finden wir,

daß oft viele Vernunftschlüsse vorangehen müssen, und daß es nöthig sey, genaue Unterscheidungen zu machen, richtige Folgerungen zu ziehen, entfernte Vergleichungen anzustellen, genaue Verhältnisse zu untersuchen, und allgemeine Begebenheiten festzusetzen und zu bestimmen. Einige Arten der Schönheit, vornehmlich der natürlichen, fordern, so bald wir sie erblicken, unsere Neigung und unsern Beyfall auf; und wo sie dieser Wirkung verfehlen, ist kein Vernunftschluß vermögend, ihren Einfluß herzustellen, oder sie besser nach unserm Geschmacke und Gefühle anzurichten. Aber in vielen Gattungen der Schönheit, vornehmlich in den Schönheiten der feinern Künste, wird ein weitläuftiger Gebrauch der Vernunft erfordert, wenn wir die gehörige Empfindung haben sollen; und hier kann ein falscher Geschmack durch Schlüsse und Betrachtungen verbessert werden. Wir haben guten Grund zu schließen, daß die moralische Schönheit sehr viel von dieser letztern Art hat, und den Beystand unserer vernünftigen Fähigkeiten erfordert, wenn sie den gehörigen Einfluß auf das menschliche Gemüth haben soll.

Aber obgleich diese Frage über den allgemeinen Grund der Sittlichkeit sehr merkwürdig und wichtig ist, so ist es doch nicht nöthig, daß wir zur Untersuchung derselben itzund mehr Mühe anwenden. Denn wenn wir so glücklich seyn können, in dem Verfolge dieser Untersuchung den wahren Ursprung der Sittlichkeit zu bestim-

bestimmen, so wird es alsdann leicht erhellen, in wiefern Entscheidungen von dieser Art ein Werk der Vernunft oder der Empfindung sind *. Unterdessen wird es uns kaum möglich seyn, bevor dieser Streit völlig entschieden ist, so genau zu verfahren, als es in den Wissenschaften erfordert wird; daß wir nämlich mit genauen Beschreibungen der Tugend und des Lasters anfangen, welches die Gegenstände unserer gegenwärtigen Untersuchung sind. Wir wollen dagegen etwas thun, das vollkommen eben die Dienste leistet. Wir wollen diese Materie als einen Gegenstand der Erfahrung ansehen. Wir wollen eine jede Eigenschaft oder Handlung des Gemüths, die von dem allgemeinen Beyfalle der Menschen begleitet wird, tugendhaft nennen, und lasterhaft sollen alle die Eigenschaften heißen, die Gegenstände des allgemeinen Tadels sind. Wir wollen uns bemühen, diese Eigenschaften zu sammlen, und nachdem wir auf beyden Seiten die verschiedenen Umstände, worinn sie übereinkommen werden, untersucht haben, so werden wir hoffentlich den Grund der Sittenlehre erreichen, und die allgemeinen Grundsätze ausfinden, woraus aller moralischer Tadel oder Beyfall zuletzt hergeleitet wird. Da es hier auf wirkliche Dinge ankömmt, und diese Sache nicht zu den abstracten Wissenschaften gehöret: so werden wir uns nur alsdenn mit der Hoffnung eines glücklichen

* Siehe den ersten Anhang.

Erfolges schmeicheln können, wenn wir der Erfahrung folgen, und aus der Vergleichung besonderer Fälle allgemeine Grundsätze abziehen. Die andere Methode, deren man sich in den Wissenschaften bedienet, wo ein allgemeiner abgezogner Grundsatz zuerst festgesetzet, und hernach in eine Mannichfaltigkeit von Folgerungen und Schlüssen vertheilet und verbreitet wird, ist vielleicht vollkommener, aber der Unvollkommenheit der menschlichen Natur nicht so angemessen, und ist gemeiniglich eine Quelle von Betrug und Irrthümern sowol in dieser als in andern Materien. Die Menschen sind itzund von ihrer Leidenschaft für Hypothesen und Systeme in der Naturlehre geheilet, und wollen keinen andern Beweisen, als solchen, die aus der Erfahrung hergeleitet werden, Gehör geben. Es wäre endlich einmal Zeit, daß sie in allen moralischen Untersuchungen eine gleiche Verbesserung vernehmen, und jedes moralische Lehrgebäude, wenn es auch noch so spitzfündig oder scharfsinnig wäre, verwerfen möchten, wofern es nicht auf Erfahrungen und Beobachtungen gegründet ist.

* *

Der zweyte Abschnitt.

Von dem Wohlwollen.

Erster Theil.

Es ist ein Grundsatz, der bey vielen herrschen soll, und der gänzlich mit aller Tugend und moralischen Empfindung streitet; und so wie derselbe nur aus der verderbtesten Gesinnung entstehen kann, so zielet er dagegen dahin ab, diese Gesinnung immer mehr und mehr zu nähren und aufzumuntern. Es ist dieser Grundsatz, daß alles Wohlwollen Heucheley, Freundschaft ein Betrug, patriotische Gesinnung ein Possenspiel, und Treue eine Schlinge sey, um sich Vertrauen zu erwerben: und da wir alle im Grunde nur unserm eigenem Vortheile nachjagen: so glaubet man, vermöge dieses Grundsatzes, daß wir diese schönen Masken nur tragen, um andere sorglos und sicher zu machen, und sie unsern Ränken und Betrügereyen desto mehr bloß zu stellen. Was der für ein Herz haben muß, der solche Grundsätze bekennet, und der keine innere Empfindung fühlet, die eine solche verderbliche Theorie Lügen strafe, kann man sich leicht vorstellen; auch kann man leicht gedenken, was für eine Neigung und Wohlwollen

len ein solcher Mensch gegen ein Geschlecht haben könne, das er mit so verhaßten Farben schildert, und das er für so unfähig zur Dankbarkeit und Gegenliebe hält. Oder wenn wir diese Grundsätze nicht gänzlich einem verderbten Herzen zuschreiben wollen: so müssen wir wenigstens die Ursache derselben in der nachläßigsten und übereiltesten Untersuchung setzen. Leute, die obenhin denken, und manches falsche Vorgeben bey den Menschen bemerken, und vielleicht durch ihre eigene Gemüthsart nicht sehr zurückgehalten werden, können den allgemeinen und übereilten Schluß machen, daß alles gleich verderbt sey, und daß die Menschen von allen andern Thieren, und in der That von allem, was existiret, unterschieden, keine Stufen des Guten oder Bösen zulassen, sondern unter verschiedenen Verkleidungen und Gestalten, allemal einerley und eben dieselbigen Geschöpfe sind.

Es ist noch ein anderer Grundsatz, der dem erstern etwas ähnlich ist, den viele Philosophen behauptet und bey manchem schönen System zum Grunde geleget haben. Nach diesem Grundsatze ist und kann keine Leidenschaft uneigennützig seyn, was ein Mensch auch immerhin für eine Neigung fühlen oder sich einbilden mag, gegen andere zu fühlen; die großmüthigste Freundschaft, sie mag auch noch so aufrichtig seyn, ist nichts, als eine besondere Art der Selbstliebe, und wir suchen selbst, wider unser Wissen, bloß unsere Befriedigung, wenn es scheint, daß wir in Entwürfen

zur

zur Erhaltung der Freyheit und Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts vertiefet ſind. Durch eine Wendung der Einbildungskraft, durch ein gar zu feines Nachdenken, durch einen Enthuſiasmus der Leidenſchaft ſcheinen wir an dem Vortheile anderer Theil zu nehmen, und bilden uns ein, daß wir von allen eigennützigen Abſichten und Betrachtungen weit entfernet ſind: aber im Grunde hat der großmüthigſte Patriot und der filzigſte Geizhals, der tapferſte Held und die feigſte Memme, ein jeder in jeder Handlung, gleiche Achtung für ſeine eigene Glückſeligkeit und Wohlfahrt.

Wer aus der anſcheinenden Folge und Abzweckung dieſer Meynung ſchließt, daß diejenigen, die derſelben zugethan ſind, keine wahre Empfindung des Wohlwollens, noch einige Achtung für ächte Tugend, haben könne, wird ſich oft ſehr betrogen finden. Redlichkeit und Ehre waren dem Epikur und ſeiner Secte keine Fremdlinge. Es ſcheint, daß Atticus und Horaz eben ſo freundſchaftliche und großmüthige Geſinnungen von Natur gehabt, und durch das Nachdenken genähret haben, als irgend ein Schüler der ſtrengen Schulen. Und unter den Neuern lebeten Hobbes und Locke, die das eigennützige Syſtem der Moral behaupteten, ſehr unſträflich, obgleich der erſtere von der Religion nicht eingeſchränket ward, die die Mängel ſeiner Philoſophie hätte erſetzen können.

Ein

Ein Epikuräer oder ein Hobbesianer giebt gern zu, daß Freundschaft ohne Heucheley und Verstellung in der Welt sey, ob er sich gleich bemühet, durch eine philosophische Chymie die Elemente dieser Leidenschaft, wenn ich so reden darf, in den Urstoff einer andern aufzulösen, und jede Neigung für Selbstliebe zu erklären, welche, seiner Meynung nach, in eine Mannichfaltigkeit von Gestalten und Erscheinungen gedrehet und gemodelt wird. Da aber eben diese Wendung der Einbildungskraft nicht bey jedem Menschen statt findet, noch der ursprünglichen Leidenschaft eben dieselbige Richtung giebt: so ist dieses schon zureichend, selbst nach dem eigennützigen System, den weitesten Unterschied zwischen den Charactern der Menschen zu machen, und einen Menschen tugendhaft und freundschaftlich, und einen andern lasterhaft und auf eine niederträchtige Art eigennützig zu nennen. Ich schätze den Mann hoch, dessen Selbstliebe, durch was für Mittel es auch geschehen mag, so gerichtet ist, daß sie ihn vermag, sich um andere zu bekümmern und der Gesellschaft Dienste zu leisten: so wie ich denjenigen hasse oder verachte, der auf sonst nichts als auf seine eigene elende Befriedigung sieht, und nur für sein Vergnügen sorget. Vergebens würde man einwenden, daß diese Charactere, die dem Anscheine nach sich so entgegen gesetzt sind, im Grunde eben dieselbigen sind, und daß eine sehr unbeträchtliche Wendung der Einbildungskraft den ganzen Unterschied unter ihnen ausmachet.

chet. Jeder Character ſcheint mir, ungeachtet dieſes unbeträchtlichen Unterſchiedes, in der Ausübung ziemlich dauerhaft und unveränderlich zu ſeyn. Und ich finde hier ſo wenig, als bey andern Gelegenheiten, daß die natürlichen Empfindungen, die aus dem allgemeinen Anſcheine und der Geſtalt der Dinge entſtehen, durch gekünſtelte Betrachtungen über den geringen Urſprung dieſer Geſtalten, leicht aufgehoben und vernichtet werden. Flößet mir nicht die lebhafte und muntere Farbe eines Geſichts Vergnügen und Wohlgefallen ein, ob ich gleich aus der Phyſik lerne, daß aller Unterſchied der Geſichtsfarbe aus dem kleinſten Unterſchiede der Dicke in den kleinſten Theilen der Haut entſteht; durch welchen Unterſchied eine Oberfläche ſo eingerichtet iſt, daß ſie eine von den urſprünglichen Farben des Lichts zurück wirft, und die andere verſchluckt?

Aber obgleich die Streitfrage über die allgemeine oder beſondere Eigennützigkeit der Menſchen, in Anſehung der Sittlichkeit und der Ausübung, nicht ſo wichtig iſt, als man ſich gemeiniglich einbildet: ſo iſt ſie doch gewiß in der ſpeculativiſchen Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur von den größten Folgen, und ein würdiger Gegenſtand der Wißbegierde und der Nachforſchungen. Es iſt alſo vielleicht nicht undienlich, hier einige Betrachtungen über dieſelbe anzuſtellen *.

Der

* Das Wohlwollen theilet ſich natürlicher Weiſe in zwo Arten, in das allgemeine und beſondere.

Der bekannteste und gemeinste Einwurf gegen die eigennützige Hypothese ist dieser, daß sie dem gemeinen Gefühle und unsern natürlichsten Meynungen und Begriffen widerspricht, und daß die Philosophie ihren höchsten Schwung nehmen muß, um ein so außerordentliches Paradoron fest zu setzen. Bey der nachläßigsten Aufmerksamkeit entdecken wir, daß es solche Gesinnungen, als Wohlwollen und Großmuth, solche Neigungen, als Liebe, Freundschaft, Mitleid und Dankbarkeit, giebt. Diese Empfindungen

dere. Das Wohlwollen ist allgemein, wenn wir keine Freundschaft, keine Hochachtung gegen eine Person haben, oder sonst mit derselben in einer Verbindung stehen, sondern bloß eine allgemeine Sympathie gegen sie fühlen, ein Mitleiden mit ihren Schmerzen und ein Wohlgefallen an ihrem Vergnügen haben. Die andere Art des Wohlwollens gründet sich auf die Meynung der Tugend, auf Dienste, die uns geleistet werden, oder auf einige besondere Verbindungen. Man muß zugeben, daß beyde Empfindungen wirklich in der menschlichen Natur da sind: aber ob sie sich in einige seine Absichten und Betrachtungen der Selbstliebe auflösen lassen, ist eine mehr merkwürdige als wichtige Frage. Von der ersten Empfindung, nämlich von dem allgemeinen Wohlwollen, oder der Menschlichkeit, oder der Sympathie, werden wir oft Gelegenheit haben, in dem Verfolge dieser Versuche zu handeln, und ich nehme aus der allgemeinen Erfahrung ohne weitere Beweise an, daß es wirklich existiret.

dungen haben ihre Urſachen, Wirkungen, Gegenſtände und Handlungen, die durch die gemeine Sprache und Beobachtung bezeichnet und deutlich von den eigennützigen Leidenſchaften unterſchieden werden. Und da dieſes der gemeine Anſchein der Dinge iſt: ſo muß man demſelben ſo lange trauen, bis eine Hypotheſe entdecket wird, die tiefer in die menſchliche Natur eindringt und beweiſt, daß die erſtern Neigungen nichts als beſondere Arten der letztern ſind. Alle Verſuche, ſo man desfalls gemacht hat, ſind bisher fruchtlos geweſen, und ſcheinen ihren Urſprung bloß der Liebe zum Einfachen (Simplicity) zu verdanken, welche die Quelle ſo vieler falſchen Grübeleyen in der Philoſophie geweſen. Ich will mich hier in keine Weitläuftigkeit über dieſe Materie einlaſſen. Viele geſchickte Philoſophen haben die Unzulänglichkeit dieſer Syſteme gezeiget. Und ich werde das als ausgemacht annehmen, was, meiner Meynung nach, das geringſte Nachdenken einem jeden unparteyiſchen Nachforſcher deutlich und überzeugend machen muß.

Aber die Natur der Sache ſcheint uns auf den Verdacht zu bringen, daß niemals ein beſſer Lehrgebäude werde können erdacht werden, um den Urſprung der geſelligen Neigungen von den eigennützigen herzuleiten, und alle verſchiedene Bewegungen des menſchlichen Gemüths auf eine vollkommene Einfachheit und Einförmigkeit zurück zu bringen. Es verhält ſich in dieſem Theile der Philoſophie ganz anders, als in der Natur-

lehre. Man hat gefunden, daß manche Hypotheſe in der Naturlehre, die dem erſten Anſcheine ganz entgegen war, bey einer genauern Unterſuchung gründlich und zulänglich geweſen. Die Beyſpiele von dieſer Art ſind ſo häufig, daß ein vernünftiger und witziger Philoſoph * ſich unterſteht zu behaupten: wenn ein Phänemenon auf mehr als auf eine Art könne hervorgebracht werden, ſo wäre eine allgemeine Vermuthung, daß es aus den Urſachen entſtehe, die am wenigſten in die Sinne fallen, und die am unbekannteſten ſind. Aber bey allen Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Leidenſchaften, und der innern Wirkungen des Gemüths, muß man das Gegentheil vermuthen, die einfachſte und am meiſten in die Sinne fallende Urſache, die man von einer Sache angeben kann, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach, die wahre. Wenn ein Philoſoph, um ſein Syſtem zu erklären, genöthiget wird, zu einigen ſehr verwickelten und ſpitzfindigen Betrachtungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſie zur Hervorbringung einer Leidenſchaft für weſentlich und nothwendig zu halten; ſo haben wir Urſache, gegen eine ſo betrügliche Hypotheſe auf unſerer Hut zu ſeyn. Die Neigungen nehmen von Künſtlern der Vernunft oder der Einbildungskraft keine Eindrücke an; und man hat allezeit gefunden, daß eine ſtarke Anwendung dieſer letztern Fähigkeiten, wegen des eingeſchränkten Vermögens des menſchlichen Gemüths, alle Wirkſamkeit

* Monſ. Fontenelle.

ſamkeit und Thätigkeit in den erſtern vernichtet. Unſer überwiegender Bewegungsgrund, oder herrſchende Abſicht iſt uns zwar oft ſelbſt verborgen, wenn dieſer Bewegungsgrund mit andern vermenget und vermiſchet iſt, denen das Gemüth aus Eitelkeit oder Stolz gern eine größere Kraft und einen ſtärkern Einfluß zuſchreiben will: aber davon hat man kein Beyſpiel, daß uns der wahre Bewegungsgrund unſerer Handlungen darum verborgen geweſen, weil er zu ſpitzfindig und zu tief ausgedacht war. Ein Mann, der einen Freund und Gönner verloren hat, kann ſich vielleicht ſchmeicheln, daß ſein ganzer Schmerz aus edeln Empfindungen herrühre, die mit keinen eingeſchränkten und eigennützigen Betrachtungen vermiſcht ſind; aber wie können wir glauben, daß die ganze ſehnſuchtsvolle Zärtlichkeit eines Mannes, der um einen ſchätzbaren Freund trauert, der ſeines Beyſtandes und Schutzes bedurfte, aus einigen metaphyſiſchen Zurückſichten auf ſeinen eigenen Vortheil herrühret, da doch dieſer Vortheil keinen Grund und keine Wirklichkeit hat? Eben ſo leicht läßt es ſich gedenken, daß kleine Rädergen und ſubtile Triebfedern, wie die Räder in einer Taſchenuhr ſind, einen beladenen Wagen bewegen können, als daß feine und ausgekünſtelte Betrachtungen unſre Leidenſchaften erregen und in Bewegung ſetzen.

Man findet, daß die Thiere einer Art von Freundſchaft, gegen ihr eigenes Geſchlecht ſowohl, als gegen das unſerige, fähig ſind, und in dieſem

Falle können wir keinen Verdacht einer Aeglist oder Verstellung hegen. Sollen wir den Grund ihrer Empfindungen etwa auch in gekünstelten Schlüssen des Eigennutzes suchen? oder nach welcher Regel der Analogie können wir der obern Classe der Geschöpfe ein uneigennütziges Wohlwollen absprechen, wenn wir dasselbe in der niedern Art zugeben?

Die Liebe zwischen den beyden Geschlechtern wirket ein Wohlgefallen und eine gute Gesinnung, die sehr weit von der Befriedigung einer Begierde unterschieden sind. Die Zärtlichkeit gegen das, was von ihnen geboren ist, vermag bey allen Wesen, die einer Empfindung fähig sind, schon allein, den stärksten Bewegungsgründen der Eigenliebe das Gewicht zu halten, und hängt auf keine Art von dieser Neigung ab. Was für einen Vortheil kann eine verliebte Mutter zur Absicht haben, wenn sie durch die unermüdete Pflege und Wartung eines kranken Kindes ihre Gesundheit zusetzet, und sich hernach zu Tode grämet, wenn sie durch den Tod dieses Kindes von ihrer Sclaverey erlöset wird?

Ist die Dankbarkeit nicht eine Regung der menschlichen Brust, oder ist dies ein leerer Schall ohne Bedeutung? Ist uns der Umgang eines Menschen nie lieber und angenehmer, als die Gesellschaft eines andern; und wünschen wir nicht das Wohl unseres Freundes, wenn uns gleich die Abwesenheit oder der Tod verhindern sollte, daran Theil zu nehmen? Oder was sonst,

als

als unſere Neigung und Hochachtung für ihn, machet, daß wir alsdenn, wenn wir leben, und bey ihm ſind, daran Theil nehmen?

Dieſe und tauſend andere Fälle ſind Merkmaale eines großmüthigen Wohlwollens in der menſchlichen Natur, wo kein wirklicher Vortheil uns an den Gegenſtand bindet. Und wie ein eingebildeter Vortheil, der dafür erkannt und ausgegeben wird, der Urſprung einer Leidenſchaft oder Regung ſeyn könne, ſcheint ſchwer zu erklären zu ſeyn. Keine Hypotheſe von dieſer Art, die der Sache volle Genüge thut, iſt bisher entdeckt worden; und es iſt auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der künftige Fleiß der Menſchen einen glücklichern Erfolg haben werde.

Aber, wenn wir die Sache recht unterſuchen, werden wir ferner finden, daß die Hypotheſe, die ein uneigennütziges, von der Eigenliebe unterſchiedenes Wohlwollen annimmt, in der That weit einfacher und der Analogie der Natur weit gemäßer iſt, als die, welche alle Freundſchaft und Menſchlichkeit in Eigenliebe auflöſen will. Es giebt körperliche Bedürfniſſe oder Begierden, die von einem jeden zugeſtanden werden, und die nothwendig vor allem ſinnlichen Genuſſe vorhergehen, und uns unmittelbar leiten und antreiben, den Beſitz ihres Gegenſtandes zu ſuchen. So haben Hunger und Durſt das Eſſen und Trinken zu ihrem Endzwecke; und aus der Befriedigung dieſer urſprünglichen und erſten Begierden entſteht ein Vergnügen, welches den Gegen-

ſtand einer andern Art von Begierde oder Neigung werden kann, welche nachgemacht und eigennützig iſt. Auf gleiche Weiſe giebt es Leidenſchaften der Seele, durch welche wir unmittelbar angetrieben werden, beſondere Gegenſtände, als Ruhm, oder Macht, oder Rache zu ſuchen, ohne daß wir dabey auf unſern Vortheil ſehen; und wenn dieſe Gegenſtände erreicht ſind, erfolget ein ergötzender Genuß, der die Wirkung von unſern befriedigten Neigungen iſt. Die Natur muß uns, durch die innere Bildung und Einrichtung unſeres Gemüths, einen urſprünglichen Hang zum Ruhme geben, ehe wir ein Vergnügen davon einerndten, oder demſelben aus Bewegungsgründen der Selbſtliebe und aus einem Verlangen nach Glückſeligkeit, nachjagen können. Wenn ich nicht eitel bin: ſo ergötzet mich kein Lob. Bin ich nicht ehrgeizig: ſo gewähret mir die Macht keinen Genuß. Bin ich nicht zornig: ſo iſt mir die Beſtrafung eines Feindes ganz gleichgültig. In allen dieſen Fällen giebt es eine Leidenſchaft, die unmittelbar auf den Vorwurf geht, und denſelben zu unſerm Gute oder zu unſerer Glückſeligkeit macht: ſo wie es andere zwote Leidenſchaften giebt, die hernach entſpringen, und nach dem Vorwurfe als einem Theile unſerer Glückſeligkeit ſtreben, wenn derſelbe einmal durch unſere urſprünglichen Begierden dazu gemacht iſt. Gäbe es keine vor der Selbſtliebe vorhergehende Begierden: ſo würde ſich dieſe Neigung kaum jemals äußern können, weil wir

in

in dieſem Falle wenige und geringe Schmerzen oder Vergnügungen fühlen, und wenig Elend oder Glückſeligkeit würden zu vermeiden oder zu ſuchen haben.

Was für Schwierigkeiten können uns nun abhalten, zu glauben, daß es ſich mit dem Wohlwollen und der Freundſchaft eben ſo verhalten könne; und daß wir, vermöge der urſprünglichen Einrichtung unſeres Gemüthes, ein Verlangen nach eines andern Glückſeligkeit oder Wohl fühlen, welches, vermittelſt dieſer Neigung, unſer eigenes Wohl wird, und um welches wir hernach aus den vereinigten Bewegungsgründen des Wohlwollens und unſers eigenen Vergnügens, uns bemühen? Wer ſieht nicht, daß die Rache bloß aus Leidenſchaft ſo eifrig kann geſuchet werden, daß wir mit unſerm Wiſſen, jede Betrachtung der Bequemlichkeit, des Vortheils oder der Sicherheit darüber aus der Acht laſſen, und gleich einigen rachſüchtigen Thieren in die Wunden, die wir unſern Feinden beybringen, ſelbſt unſere Seele einhauchen? * Und was für eine bösartige Philoſophie muß das ſeyn, die der Menſchlichkeit und Freundſchaft nicht eben die Vorrechte zugeſtehen will, die den ſchwärzern Leidenſchaften, der Feindſchaft und der Rache, eingeräumet werden? Eine ſolche Philoſophie gleicht mehr einer Satyre, als einer wahren Abſchilderung oder

* Animaſque in vulnere ponunt. *Virg.*
Dum alteri noceat, ſui negligens, ſaget Seneca vom Zorne. De Ira. Lib. I.

Beſchreibung der menſchlichen Natur, und kann bey einer witzigen und ſcharfſinnigen Spötterey, aber nicht bey Vernunftſchlüſſen und wahren Betrachtungen, zum Grunde geleget werden.

Zweyter Theil.

Man mag es vielleicht für überflüßig und unnöthig halten, zu beweiſen, daß die ſanften Neigungen des Wohlwollens tugendhaft ſind; und wo ſie ſich nur zeigen, die Hochachtung, den Beyfall und die Neigung der Menſchen an ſich ziehen. Die Beywörter: geſellig, gutherzig, menſchlich, mitleidig, dankbar, freundſchaftlich, großmüthig, wohlthätig, ſind in allen Sprachen bekannt, und drücken allenthalben das höchſte Verdienſt aus, das die menſchliche Natur nur immer erreichen kann. Wo dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften von einer hohen Geburt, von Macht, und vorzüglichen Fähigkeiten begleitet werden, und ſich durch eine gute Regierung oder durch einen nützlichen Unterricht des menſchlichen Geſchlechts äußern, da ſcheinen ſie ihre Beſitzer ſelbſt über den Rang der menſchlichen Natur zu erhöhen und gewiſſermaßen nahe an die göttliche zu ſetzen. Eine erhabene Fähigkeit, ein unerſchrockener Muth, ein glücklicher Fortgang, dieſe Dinge dienen bisweilen nur dazu, einen Held oder einen Staatsmann dem Neide und der Bosheit des Volkes bloß zu ſtellen: aber ſo bald die Lobſprüche, menſchlich

und

und wohlthätig, hinzu gefüget werden; wenn Beyſpiele ſeiner Gelindigkeit, Zärtlichkeit oder Freundſchaft angeführet werden: ſo iſt der Neid ſelbſt ſtumm, oder vereiniget auch ſein Lob mit der allgemeinen Stimme des Beyfalls und des Zurufes.

Als **Perikles**, der große athenienſiſche Staatsmann und Feldherr, auf ſeinem Todbette lag, gaben ſeine um ihn herum ſtehende Freunde, welche glaubeten, daß er ſchon ohne Empfindung ſey, ihrem Schmerze über den Verluſt ihres Lehrers Raum, und fingen an ſeine groſſen Eigenſchaften und ſein vormaliges Glück, ſeine Eroberungen und Siege, die ungewöhnliche Länge ſeiner Staatsverwaltung, und ſeine über die Feinde der Republik errichteten neun Trophäen herzuzählen. Wie ſie alles dieſes anführeten, rief ihnen der ſterbende Held zu, der alles angehöret hatte: **Ihr vergeſſet mein beſtes und gröſtes Lob, da ihr euch unterdeſſen bey den gemeinen Vortheilen, woran das Glück einen wichtigen Antheil hat, ſo lange aufhaltet. Ihr habet nicht angeführet, daß noch nie ein Athenienſer durch meine Schuld Trauer getragen hat** *.

Bey Leuten von gewöhnlichern Talenten und Fähigkeiten, werden die geſelligen Tugenden, wenn es möglich iſt, noch immer nothwendiger und unentbehrlicher; weil ſich bey ihnen nichts ausnehmendes findet, das den Mangel derſelben

* *Plut.* in Pericl.

erſetzen, oder eine ſolche Perſon vor unſerm bitterſten Haſſe und Verachtung bewahren kann. Ein großer Ehrgeiz, ein erhabener Muth, verunartet, wie Cicero ſaget *, bey einem unvollkommenen Character ſehr leicht in ſtürmiſche und wilde Frechheit. Die geſelligen und ſanften Tugenden werden da vornehmlich geſchätzet, die ſind allezeit gut und liebenswürdig.

Der vornehmſte Vortheil, den Juvenal in der ausgedehnten Fähigkeit des menſchlichen Geſchlechtes entdeckt, beſteht darinn, daß ſie unſer Wohlwollen auch zugleich ausdehnet, und uns größere Gelegenheit giebt, als die niedere Schöpfung haben kann, unſern gütigen Einfluß zu verbreiten **. Man muß in der That geſtehen, daß nur durch Wohlthun ein Menſch die Vortheile ſeiner Erhabenheit und Größe wahrhaftig genießen kann. Sein erhabener Stand an und für ſich ſelbſt ſetzet ihn dem Sturme und dem Donner nur noch mehr aus. Sein einziger Vorzug iſt dieſer, daß er den Niedern, die unter ſeinem Schirm und Schutze ruhen, zu einer Zuflucht dienet.

Doch ich vergeſſe, daß es itzund mein Verhaben nicht ſey, die Großmuth und das Wohlwollen anzupreiſen, oder alle ächten Reitze der geſelligen Tugenden in ihren wahren Farben zu malen. In der That, ſo bald man ſie einſieht, nehmen ſie jedes Herz ein; und es iſt ſchwer, ſich aller

* Cic. de officiis. L. I. ** Sat. XV. 139 et ſeq.

aller Lobſprüche zu enthalten, wenn ſie im Reden oder in einer Betrachtung vorkommen. Da aber unſer Gegenſtand hier mehr der ſpeculativiſche, als der thätige oder practiſche Theil der Sittenlehre iſt: ſo wird es genug ſeyn, wenn ich anmerke, was meiner Mennung nach, ein jeder einräumen wird, daß keine Eigenſchaften einen gröſſern Anſpruch auf die allgemeine Neigung und den Beyfall der Menſchen haben, als Wohlthätigkeit und Menſchlichkeit, als Freundſchaft und Dankbarkeit, als natürliche Liebe und patriotiſche Geſinnung, oder was ſonſt für Eigenſchaften aus einer zärtlichen Sympathie und aus einer groſsmüthigen Sorge für unſer Geſchlecht entſpringen. Wo dieſe ſich nur zeigen, da ſcheint es gewiſſer maßen, als wenn ſie ſich in jeden, der ſie ſieht, ergieſſen, und zu ihrem Beſten eben die günſtigen und gütigen Empfindungen hervorbringen, die ſie ſelbſt gegen alles, was um ihnen iſt, auslaſſen.

Dritter Theil.

Man bemerket, daß bey den Lobſprüchen, die einem menſchlichen und wohlthätigen Manne ertheilet werden, ein Umſtand immer ſehr weitläuftig berühret und angeführet wird, nämlich die Glückſeligkeit und das Vergnügen, ſo der Geſellſchaft durch ſeine Vermittelung und durch ſeine guten Dienſte erwachſen iſt. Seinen Aeltern, pflegt man von einem ſolchen Manne zu ſagen,

sagen, ist er durch seine kindliche Ergebenheit und pflichtmäßige Aufmerksamkeit viel werther und lieber geworden, als durch die natürliche Verbindung und Verwandschaft. Seine Kinder suchten nie sein väterliches Ansehen, als nur alsdenn, wenn es zu ihrem Vortheile angewandt wird. Bey ihm sind die Bande der Liebe durch Wohlthaten und Freundschaft befestiget und stark gemacht. Die Bande der Freundschaft kommen bey einer einnehmenden Beobachtung jeder verbindlichen Dienstleistung den Banden der Liebe und der Neigung nahe. Seine Bedienten und Clienten haben an ihm eine sichere Zuflucht und Hülfe, und fürchten die Streiche des Schicksals nur in sofern, als sie ihn treffen. Von ihm empfängt der Hungerige Speise, der Nackte Kleidung, der Unwissende und Faule Geschicklichkeit und Fleiß. Gleich der Sonne ist er ein niederer Diener der Vorsehung, und belebt, stärket und unterhält die ihn umgebende Welt.

Ist er auf ein Privatleben eingeschränket: so ist die Sphäre seiner Thätigkeit enger; aber sein Einfluß ist immer gütig, immer wohlthätig. Ist er zu einem höhern Stande erhaben: so erndtet das menschliche Geschlecht und die Nachkommenschaft die Früchte seiner Arbeiten ein.

Können wir nicht daraus, daß Lobsprüche von dieser Art allezeit, und allezeit mit glücklichem Erfolge, angebracht werden, wenn wir für jemand Hochachtung einflößen wollen, können wir, sage ich, daraus nicht schließen, daß der

Nutzen

Nutzen, der aus den geſelligen Tugenden entſpringt, wenigſtens einen Theil ihres Verdienſtes ausmache, und eine Quelle des Beyfalls und der Achtung ſey, die ihnen ſo allgemein gezollet wird.

Selbſt wenn wir ein Thier oder eine Pflanze als nützlich und wohlthätig anpreiſen, ſo legen wir ihnen ein Lob bey, das ihrer Natur gemäß iſt. So wie auf der andern Seite die Betrachtung über den giftigen Einfluß dieſer Dinge allezeit die Empfindungen des Abſcheues in uns erreget. Das Auge wird durch den Anblick der Kornfelder und fruchtbaren Weinberge durch graſende Pferde und weidende Heerden beluſtiget, aber es flieht den Anblick der Dornen und wilden Geſträuche, die eine Wohnung und Zuflucht der Wölfe und Schlangen ſind.

Eine Maſchine, ein Hausgeräth, ein Kleid, oder ein Haus, das zum Gebrauche und zur Bequemlichkeit wohl eingerichtet iſt, iſt inſofern ſchön, und wird mit Vergnügen und Beyfall betrachtet. Ein erfahrnes Auge empfindet hier manche Vortrefflichkeiten, die unwiſſenden und ununterrichteten Perſonen entwiſchen.

Kann zum Lobe einer Handthierung, als der Kaufmannſchaft, oder der Manufacturen, etwas ſtärkeres geſaget werden, als wenn man die Vortheile bemerket, die der Geſellſchaft durch dieſelbe zuwachſen? und wird nicht ein Mönch und Inquiſitor raſend, wenn man ſeinen Orden und ſeinen Beruf als eine Sache vorſtellet, die dem

dem menſchlichen Geſchlechte unnütz oder ſchädlich ſey?

Der Geſchichtſchreiber frohlocket, wenn er die Wohlthaten und die Vortheile erzählet, die aus ſeinen Arbeiten fließen. Der Romanſchreiber verkleinert oder leugnet die übeln Folgen, die ſeinen Schriften beygemeſſen werden.

Ueberhaupt, wie viel Lob enthält nicht das bloße Beywort, nützlich? Wie viel Tadel das entgegenſtehende?

Eure Götter, ſaget Cicero *, wenn er wider die Epicuräer redet, können mit Recht keinen Anſpruch auf Verehrung oder Anbethung machen, ſo viel eingebildete Vollkommenheiten, ſie eurer Meynung nach, auch beſitzen mögen. Sie ſind ganz unnütz und unthätig. Und ſelbſt die Aegyptier, die ihr ſo lächerlich machet, haben nie ein Thier, als wegen ſeiner Nutzbarkeit, vergöttert.

Die Sceptiker behaupten **, obgleich auf eine ungereimte Art, daß der Urſprung aller gottesdienſtlichen Verehrung lebloſer Gegenſtände, als der Sonne und des Mondes, aus ihrer Nutzbarkeit in Abſicht auf die Erhaltung und die Glückſeligkeit der Menſchen herzuleiten ſey. Dieß iſt auch die gemeine Urſache, welche die Geſchichtſchreiber von der Vergötterung großer Helden und Geſetzgeber angeben ***.

Einen

* De Nat. Deor. L. 1.
** Sext. Emp. adverſus Math. Lib. 8.
*** Diod. Sic. paſſim.

Einen Baum pflanzen, ein Feld anbauen, Kinder zeugen, waren nach der Religion des Zoroasters verdienſtliche Handlungen.

Bey allen moraliſchen Entſcheidungen wird auf dieſen Umſtand des öffentlichen Nutzens hauptſächlich geſehen; und wenn im gemeinen Leben, oder in der Philoſophie über die Gränzen der Pflicht ein Streit entſteht, ſo kann derſelbe auf keine Art mit mehrerer Gewißheit entſchieden werden, als wenn man zeiget, auf welcher Seite der wahre Vortheil des menſchlichen Geſchlechts erhalten wird. Wenn eine falſche Meynung, zu der man ſich durch den Schein hat verleiten laſſen, unter den Menſchen herrſchen ſollte, ſo widerrufen ſie ihre erſte Empfindung, und machen eine neue Gränzſcheidung in Anſehung des moraliſchen Guten und Böſen, ſo bald eine größere Erfahrung oder eine geſundere Beurtheilung ihnen richtigere Begriffe von den menſchlichen Händeln beybringt.

Natürlicherweiſe werden die Almoſen, die man gemeinen Bettlern giebt, geprieſen, wie es ſcheint, daß ſie den Nothleidenden und Dürftigen Hülfe verſchaffen: aber wenn wir bemerken, daß der Müßiggang und die Liederlichkeit dadurch aufgemuntert und befördert wird, ſo ſehen wir dieſe Art der Mildthätigkeit mehr für eine Schwachheit, als für eine Tugend an.

Die Ermordung der Tyrannen, oder der unrechtmäßigen Regenten, ward in den alten Zeiten ſehr geprieſen; weil ein ſolcher Mord theils die Men-

Menſchen von vielen dieſer Ungeheuer befreyete, und theils die übrigen, die der Dolch und das Gift nicht erreichen konnte, in Ehrfurcht zu erhalten ſchien. Aber nachdem wir ſeit der Zeit durch die Geſchichte und Erfahrung überzeuget worden, daß dieſer Gebrauch den Argwohn und die Grauſamkeit der Prinzen vermehret: ſo werden ein Timoleon und ein Brutus, ob man ihnen gleich in Anſehung der Vorurtheile ihrer Zeiten mit Nachſicht begegnet, itzund für ſehr unſchickliche Muſter der Nachahmung gehalten.

Die Freygebigkeit wird bey den Prinzen als ein Merkmaal ihrer wohlthätigen Geſinnung angeſehen: wenn wir aber finden, daß das nothdürftige Brodt des ehrlichen und arbeitſamen Bürgers durch dieſelben oft in köſtliche Leckerbiſſen für den Müßiggänger und Verſchwender verwandelt wird, ſo nehmen wir unſer unüberlegtes Lob bald zurück. Die Klagen jenes Prinzen, daß er einen Tag verloren habe, waren edel und großmüthig: war aber das ſeine Abſicht, ihn mit großmüthigen Handlungen gegen ſeine hungerigen Hofleute zuzubringen, ſo war es beſſer, daß er ihn verlor, als daß er ihn auf dieſe Art ſchlecht anwandte.

Die Ueppigkeit oder ein Grübeln und Nachſinnen über die Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens iſt lange für die Quelle jeder Verderbniß und Unordnung in einem Staate, und für die unmittelbare Urſache der Meutherey, des Aufruhrs, der bürgerlichen Kriege und des

gänz-

gänzlichen Verluſtes der Freyheit gehalten worden. Jedermann ſah dieſelbe alſo als ein Laſter an, und alle Satyrenſchreiber und ſtrenge Sittenlehrer eiferten dagegen. Diejenigen, welche beweiſen, oder verſuchen zu beweiſen, daß ein ſolches Grübeln und Nachſinnen über die Vergnügungen zur Vermehrung und Verbeſſerung des Fleißes, der Höflichkeit und der Künſte abziele, nehmen eine neue Einrichtung mit unſern moraliſchen ſowohl als politiſchen Empfindungen vor, und ſtellen das als löblich und unſchuldig dar, was vormals als verderblich und tadelnswerth angeſehen ward.

Ueberhaupt, alſo ſcheint es unläugbar zu ſeyn, daß wirklich in der menſchlichen Natur ein uneigennütziges Wohlwollen da ſey, daß nichts einem menſchlichen Geſchöpfe mehr Verdienſte gebe, als wenn es daſſelbe in einem vorzüglichen Grade beſitzt, und daß wenigſtens ein Theil von dem Verdienſte dieſes Wohlwollens daher entſtehe, daß es auf die Beförderung des Vortheils unſers Geſchlechts und der Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft abzielet. Wir dringen mit unſern Blicken in die heilſamen Folgen eines ſolchen Characters, und einer ſolchen Geſinnung; und was nur irgends einen ſo gütigen Einfluß hat, oder einen ſo wünſchenswerthen Endzweck befördert, wird mit Wohlgefallen und Vergnügen betrachtet. Nie werden die geſelligen Tugenden ohne ihre wohlthätigen Folgen, betrachtet, oder als unnütz und

unfruchtbar angesehen. Die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, die Ordnung der Gesellschaft, die Einigkeit der Familien, die gegenseitige Unterstützung der Freunde, werden als die Wirkungen ihrer sanften Herrschaft über die menschliche Brust betrachtet.

Was für einen beträchtlichen Theil ihres Verdienstes wir ihrer Nützlichkeit zuschreiben müssen, wird aus den folgenden Untersuchungen * besser erhellen; und daraus werden wir auch die Ursache einsehen **, warum dieser Umstand eine so unwiderstehliche Gewalt über unsere Hochachtung und unsern Beyfall hat.

* Vierter und fünfter Abschnitt.
** Fünfter Abschnitt.

Der

* *

Der dritte Abſchnitt.

Von der Gerechtigkeit.

Erſter Theil.

Es würde etwas Ueberflüßiges ſeyn, wenn man beweiſen wollte, daß die Gerechtigkeit der Geſellſchaft nützlich ſey, und daß ſie folglich wenigſtens einen Theil ihres Verdienſtes dieſer Betrachtung zu danken habe. Daß der allgemeine Nutzen der einzige Urſprung der Gerechtigkeit ſey, und daß die Betrachtungen über die wohlthätigen Folgen dieſer Tugend, der einzige Grund ihres Verdienſtes ſind; dieſer Satz iſt merkwürdiger und wichtiger, und verdienet weit mehr unſere Aufmerkſamkeit und Unterſuchung.

Laſſet uns annehmen, die Natur habe dem menſchlichen Geſchlechte einen ſo großen Ueberfluß von allen äußerlichen Bequemlichkeiten verliehen, daß ohne einige Ungewißheit über den Erfolg, ohne einige Sorge und Arbeit von unſerer Seite, eine jede Perſon ſich mit allem dem reichlich verſehen befände, was nur ihre gefräßigſten Begierden bedürfen, oder die üppige Einbildungskraft wünſchen oder verlangen könnte.

Lasset uns annehmen, daß die natürliche Schönheit der Menschen allen gesuchten und erlangten Schmuck übertreffe, daß die beständige Gelindigkeit der Luft alle Kleidung oder Bedeckung unnütz mache, daß das rohe Futter für ihn die köstlichste Speise, und die klare Quelle das beste Getränk sey, daß keine arbeitsame Beschäfftigung, kein Ackerbau, keine Schifffahrt erfordert werde, sondern daß die Musik, die Dichtkunst und das Nachdenken, alle seine Geschäffte, und der Umgang, die Munterkeit und die Freundschaft seinen ganzen Zeitvertreib, ausmachen.

Es scheint offenbar zu seyn, daß in einem solchen glücklichen Zustande, eine jede andere gesellige Tugend blühen, und einen zehnfachen Wachsthum haben würden; aber von der vorsichtigen, der eifersüchtigen Tugend, der Gerechtigkeit würde niemanden träumen. Warum sollte man eine Eintheilung der Güter machen, wo man in der That mehr als genug hat? warum sollte man ein Eigenthum aufrichten, wo man sich einander nicht unrecht thun kann? warum sollte ich einen Gegenstand mein nennen, wenn ich nur die Hand ausstrecken darf, um mich eines andern zu bemächtigen, der eben so viel werth ist, als der, den ein anderer vor mir hingenommen hat? Da die Gerechtigkeit in diesem Falle gänzlich unnütz seyn würde, so würde sie ein müßiges Ceremoniel seyn, und unter den Tugenden keinen Platz einnehmen können.

Wir

Wir sehen, daß selbst bey dem gegenwärtigen dürftigen Zustande des menschlichen Geschlechts, wir eine solche Wohlthat und Bequemlichkeit, so die Natur in uneingeschränktem Ueberflusse gewähret, unter allen Menschen gemein lassen und keine Abtheilungen von Recht oder Eigenthum darinn vornehmen. Wasser und Luft, ob es gleich die allernothwendigsten Gegenstände sind, maßet sich niemand besonders an; und es ist auch unmöglich, daß wir durch den verschwenderischsten Gebrauch und Genuß dieser schätzbaren Dinge jemand unrecht thun können. In fruchtbaren und weitläuftigen Ländern, wo wenig Einwohner sind, wird es mit den Ländereyen eben so gehalten. Und auf keinem Grunde bestehen diejenigen, die die Freyheit der Seen vertheidigen, mehr als auf dem unerschöpflichen Gebrauche und Nutzen derselben bey der Schifffahrt. Wären die Vortheile, die durch die Schifffahrt erlanget werden, eben so unerschöpflich, so würden diese Leute keine Gegner zu widerlegen haben; und niemand würde auf eine besondere und alle andere ausschließende Herrschaft über den Ocean Anspruch gemacht haben.

Es kann sich in einigen Ländern zu gewissen Zeiten zutragen, daß ein Eigenthum im Wasser, nicht aber in Ländereyen errichtet wird *; wenn letztere in größerm Ueberflusse sind, als daß sie alle von den Einwohnern können gebrauchet wer-

* Gen. Cap. XIII. und XXIV.

den, und das erstere nur mit Mühe und in geringer Maaße gefunden wird.

Man nehme hinwiederum an, daß, obgleich die Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts so bleiben, wie sie gegenwärtig sind, doch das Gemüth so erweitert und mit Freundschaft und Großmuth dergestalt erfüllet sey, daß ein Mensch für den andern die äußerste Zärtlichkeit habe, und um den Vortheil anderer Menschen eben so sehr, als um sein eigenes Bestes, bekümmert sey. Es scheint offenbar zu seyn, daß in diesem Falle der Gebrauch der Gerechtigkeit durch ein so ausgedehntes Wohlwollen würde aufgehoben seyn, und daß man an die Abtheilungen und Bollwerke des Eigenthums und der Verbindlichkeit nicht denken würde. Warum sollte ich einen andern durch einen Contract, oder durch ein schriftliches Versprechen verbinden, mir einen Dienst zu leisten, wenn ich weiß, daß er schon durch die stärkste Neigung, meine Glückseligkeit zu suchen, dazu angetrieben wird, und von selbst den verlangten Dienst leisten werde, wofern er sich nur nicht dadurch mehr schaden, als er mir helfen könnte; denn er weiß, daß ich in diesem Falle, vermöge meiner angebornen Menschlichkeit und Freundschaft der erste seyn würde, der sich seiner unbesonnenen Großmuth widersetzte? Warum sollte ich zwischen meinem und meines Nachbarn Felde Gränzen abzeichnen, wenn mein Herz seinen und meinen Vortheil durch keine Gränze abgesondert hat; sondern an allen seinen Freuden und Bekümmer-

kümmernissen mit eben der Stärke und Lebhaftigkeit Theil nimmt, als wenn es mein eigen wäre? Da bey solchen Gesinnungen ein jeder seinem Nebenmenschen ein ander Ich seyn würde, so würde auch ein jeder alle seine Angelegenheiten der Willkühr eines andern ohne Verdacht, ohne Theilung, ohne Unterschied, anvertrauen. Und das ganze Geschlecht der Menschen würde nur eine Familie ausmachen: worinn man alles gemein haben, und ohne Achtung auf das Eigenthum frey gebrauchen würde; aber auch zugleich versichtig, und mit einer so vollkommnen Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse einer jeden Person, gebrauchen würde, als wenn es unserer eigenen Angelegenheiten Vortheil beträfe.

Bey der gegenwärtigen Gesinnung des menschlichen Herzens würde es vielleicht schwer seyn, vollkommene Beyspiele von so erweiterten Neigungen auszufinden; doch bemerken wir, daß der Fall, wie es in Familien gehalten wird, einem solchen Zustande sehr nahe kömmt; und daß er sich demselben um desto mehr nähere, je stärker das gegenseitige Wohlwollen unter den Verwandten ist, bis sich alle Unterscheidung des Eigenthums in grosser Maaße verliert und unter solchen Personen vermengt wird. Die Gesetze sehen zum voraus, daß zwischen verehelichen Personen das Band der Freundschaft so stark sey, daß es alle Theilung der Güter aufhebe, und oft hat es in der That die Wirkung, die demselben zugeschrieben wird. Auch bemerket man, daß

während der Hitze neuer Schwärmereyen, wo jeder Grundsatz bis zur Ausschweifung getrieben wird, häufig der Versuch gemacht werden, die Gemeinschaft der Güter einzuführen, und nichts als die Erfahrung von den Unbequemlichkeiten, die wegen der zurückkehrenden oder verkleideten Eigennützigkeit der Menschen daraus entstehen, könnte die unbesonnenen Schwärmer bewegen, die Begriffe der Gerechtigkeit und des abgetheilten Eigenthums von neuem wieder anzunehmen. So wahr ist es, daß diese Tugend ihr Daseyn bloß ihrem zum Umgange und zur Gesellschaft der Menschen nothwendigem Gebrauche zu danken hat.

Um diese Wahrheit noch augenscheinlicher zu machen: so lasset uns das Gegentheil von dem annehmen, was wir vorher zum voraus setzten. Lasset uns alles, bis auf das entgegen gesetzte Aeusserste, treiben, und sehen, was aus diesen neuen Umständen erfolgen müßte. Man nehme an, daß eine Gesellschaft in einen solchen Mangel aller gemeinen Bedürfnisse geriethe, daß ungeachtet der genauesten Sparsamkeit und des äußersten Fleißes, die größte Anzahl umkommen, und das Ganze die äußerste Noth leiden müßte. Man wird, wie ich glaube, leicht zugeben, daß bey so bedrängten Umständen die genauen Gesetze der Gerechtigkeit aufgehoben sind, und daß sie den stärkern Bewegungsgründen der Noth und der Selbsterhaltung weichen müssen. Ist es ein Verbrechen, wenn man sich nach einem Schiffbruche

bruche alles deſſen, wodurch man ſich nur irgends retten kann, ohne darauf zu ſehen, wem es vorher zugehöret hat, bemächtiget? Oder können wir glauben, daß die Menſchen in einer belagerten und ausgehungerten Stadt Lebensmittel vor ſich ſehen, und aus einer gewiſſenhaften Achtung und Scheu vor dasjenige, was in andern Umſtänden Geſetze der Billigkeit und Gerechtigkeit ſeyn würden, lieber umkommen wollten? Der Nutzen und die Abzweckung (tendency) dieſer Tugend iſt, vermittelſt der Erhaltung guter Ordnung in der Geſellſchaft, Glückſeligkeit und Sicherheit zu verſchaffen: wo aber die Geſellſchaft im Begriffe ſteht, für äußerſter Noth umzukommen; da kann von der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit kein größer Uebel befürchtet werden; und in dieſem Falle kann ein jeder durch alle Mittel, die ihm die Klugheit eingiebt, oder die Menſchlichkeit erlaubet, für ſich ſelbſt ſorgen. Selbſt bey nicht ſo dringender Noth öffnet der Staat die Kornböden ohne die Einwilligung der Eigener; weil er mit Recht glaubet, daß ſich das Anſehen der Obrigkeit ſo weit erſtrecke, ohne daß die Billigkeit verletzet werde: wenn ſich aber eine Anzahl Menſchen ohne die Bande der Geſetze und der bürgerlichen Rechtſprechung verſammlete, würde da eine gleiche Austheilung des Brodtes in einer Hungersnoth wohl für ein Verbrechen oder für Unrecht gehalten werden, wenn ſie auch, ohne die Einwilligung des Eigeners, vorgenommen würde?

Man nehme ferner an, daß ein tugendhafter Mann das Schicksal hätte, fern von dem Schutze der Gesetze und der Regierung in eine Gesellschaft von Bösewichter zu gerathen, was für eine Aufführung müßte er in einem so melancholischen Zustande beobachten? Er sieht eine so verzweifelte Raubsucht herrschen, er erblickt eine solche Geringschätzung der Billigkeit, eine solche Verachtung der Ordnung, eine so dumme Blindheit gegen die künftigen Folgen, daß es nothwendig das traurigste Ende haben muß, und daß der Untergang der größten Anzahl und die Zerstörung der ganzen übrigen Gesellschaft die nothwendigen Wirkungen davon seyn werden. Ihm bleibt unterdessen kein ander Mittel übrig, als daß er die Waffen ergreift, wenn auch das Schwerdt oder der Schild, dessen er sich bemächtiget, zugehören mag: daß er auf alle Mittel zur Vertheidigung und Sicherheit denke; und da ihm seine besondere Achtung für die Gerechtigkeit weiter zu seiner oder anderer Sicherheit nichts mehr hilft: so muß er bloß die Eingebungen der Selbsterhaltung zu Rathe ziehen, ohne sich um die zu bekümmern, die seine Fürsorge und Aufmerksamkeit nicht mehr verdienen.

Wenn sich selbst in der bürgerlichen Gesellschaft ein Mensch durch seine Verbrechen strafbällig macht, und dem Staate verschuldet: so wird er nach den Gesetzen an seiner Person und an seinen Gütern gestraft, das ist, die ordentlichen Regeln der Gerechtigkeit werden in Absicht

auf

auf ihn aufgehoben, und es wird billig, ihm, zum Vortheil der Gesellschaft, ein Uebel zuzufügen, womit man ihn sonst, ohne unrecht und unbillig zu handeln, nicht hätte belegen können.

Was ist die Wuth und Gewaltthätigkeit öffentlicher Kriege anders, als eine Aufhebung der Gerechtigkeit unter den kriegenden Parteyen, welche einsehen, daß diese Tugend ihnen nicht weiter nützlich noch vortheilhaft ist? Die Gesetze des Krieges, die alsdenn auf die Gesetze der Billigkeit und der Gerechtigkeit folgen, sind Regeln, die zum Vortheil und zum Nutzen des besondern Zustandes, worinn sich die Menschen alsdenn befinden, ausgerechnet sind. Und wäre eine gesittete Nation mit Barbaren in Krieg verwickelt, die selbst die Gesetze des Krieges nicht einmal beobachten: so müßte erstere die Beobachtung derselben, weil sie weiter zu nichts helfen, gleichfalls unterlassen, und jede Schlacht oder Scharmützel für die ersten Angreifer, so viel nur möglich, blutig und verderblich machen.

Auf diese Art hangen die Gesetze der Billigkeit oder Gerechtigkeit gänzlich von dem besondern Zustande ab, worinn die Menschen sich befinden, und haben ihren Ursprung und ihr Daseyn bloß dem Nutzen zu danken, der dem gemeinen Wesen aus einer genauen und regelmäßigen Beobachtung derselben erwächst. Man nehme irgend eine beträchtliche Veränderung mit dem Zustande der Menschen vor; man bringe den größten Ueberfluß oder die äußerste Dürftigkeit hervor; man

man eine vollkommene Mäßigung und Menschlichkeit, oder die äußerste Raubsucht und Bosheit, in die menschliche Brust: in allen diesen Fällen wird man die Gerechtigkeit völlig unnütze machen, und eben dadurch ihr Wesen gänzlich vernichten, und alle Verpflichtung und Verbindlichkeit zu derselben aufheben.

Der gemeine Zustand der Gesellschaft liegt zwischen diesen äußersten Gränzen in der Mitte. Wir sind von Natur gegen uns und gegen unsere Freunde parteyisch; wir sind aber fähig, die Vortheile zu lernen, die aus einer unparteyischen Aufführung entstehen. Wenige von denen Dingen, die uns einen Genuß gewähren, werden uns aus der offenen und freygebigen Hand der Natur gegeben; oder durch Kunst, durch Arbeit und Fleiß können wir sie uns in großem Ueberflusse aus derselben nehmen. Daher wird der Begriff vom Eigenthume in allen bürgerlichen Gesellschaften nothwendig. Daher wird die Gerechtigkeit dem gemeinen Wesen nützlich, und daher allein entsteht ihr Verdienst und unsere Verbindlichkeit zu derselben.

Diese Schlüsse sind so natürlich und in die Augen fallend, daß sie selbst den Dichtern nicht entwischt sind, wenn sie die Glückseligkeit des goldenen Weltalters oder der Regierung des Saturnus beschreiben. Die Jahreszeiten waren in dieser ersten Periode der Natur so gemäßiget, daß, wenn wir diesen angenehmen Erdichtungen glauben wollen, die Menschen nicht nöthig hatten,

ten, ſich wider die Gewalt der Hitze und Kälte mit Kleidern oder Häuſern zu verſehen. Die Bäche floſſen von Wein und Milch: die Eichen lieferten Honig, und die Natur brachte ihre größten Koſtbarkeiten von freyen Stücken hervor. Aber hierinn beſtanden noch nicht die wichtigſten Vorzüge dieſes glücklichen Weltalters. Stürme und Ungewitter waren nicht nur aus der Natur verbannt, ſondern auch jene weit wüthendere Stürme, welche itzund ſolchen Tumult und Verwirrung anrichten, waren der menſchlichen Bruſt unbekannt. Man hörete nichts von Geiz, von Ehrſucht, Grauſamkeit oder Eigennutz; herzliche Neigung, Mitleiden, Sympathie, waren die einzigen Regungen, die das Gemüth noch kannte. Selbſt der ſorgfältige Unterſchied des Mein und Dein war von dieſem glücklichen Geſchlechte der Sterblichen verbannet, und hatte ſelbſt den Begriff des Eigenthums, der Verbindlichkeit, der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit mit ſich hinweggenommen.

Dieſe poetiſche Erdichtung des goldenen Weltalters iſt in einigen Abſichten mit der philoſophiſchen Erdichtung des Standes der Natur von einem Stücke; bloß daß das erſtere als der reizendeſte und ruhigſte Zuſtand, der ſich nur gedenken läßt, vorgeſtellet wird. Dahingegen der Stand der Natur als ein Stand beſtändiger Kriege und Gewaltthätigkeiten beſchrieben wird, wobey ſich zugleich die äußerſte Dürftigkeit finden ſoll. Man ſagt uns, daß bey dem erſten

erſten Urſprunge des menſchlichen Geſchlechtes die Unwiſſenheit und die wilde Natur der Menſchen dergeſtalt herrſcheten, daß ſie ſich unter einander nicht trauen konnten, ſondern ein jeder mußte ſich auf ſich ſelbſt, und auf ſeine eigene Stärke und Liſt, wegen ſeines Schutzes und ſeiner Sicherheit verlaſſen. Von keinem Geſetze ward gehöret; keine Regel der Gerechtigkeit war bekannt; kein Unterſchied des Eigenthums ward geachtet. Nur nach der Macht ward das Recht abgemeſſen; und ein beſtändiger Krieg aller gegen alle war die Wirkung ihrer ungezähmten Eigennützigkeit und Barbarey *.

Ob

* Von dieſer Erdichtung eines Standes der Natur, als eines Standes des Krieges, iſt nicht Hobbes, wie man gemeiniglich glaubet, der erſte Urheber. Plato bemühet ſich, eine ſehr ähnliche Hypotheſe zu widerlegen in dem zweyten, dritten und vierten Buche von der Republik. Cicero hingegen nimmt dieſe Meynung als ausgemacht an, in folgender ſchönen Stelle, die ich allein zur Beſtätigung anführen will: weil ich in dieſem Stücke dem Beyſpiele des Puffendorfs und ſelbſt des Grotius nicht folgen will, welche glauben, daß ein Vers aus dem Ovid, oder Plautus, oder Paconius, als eine nothwendige Gewährleiſtung für jede moraliſche Wahrheit anzuſehen ſey, nach dem Beyſpiele des Woolaſton, der in dieſer Abſicht beſtändig zu rabbiniſchen und arabiſchen Schriftſtellern ſeine Zuflucht nimmt. Quis enim veſtrûm, judices, ignorat, ita naturam rerum tuliſſe, ut quodam tempore homines, nondum

Ob ein ſolcher Zuſtand der menſchlichen Natur jemals hat ſeyn können, oder, wenn er hat ſeyn können, ob er ſo lange dauren konnte, daß er die Benennung eines Standes verdiene, daran kann mit Recht gezweifelt werden. Die Menſchen müſſen wenigſtens in einer Familiengeſellſchaft geboren werden, und werden von ihren Aeltern zu einigen Regeln der Aufführung angewieſen. Aber das muß eingeräumet werden, daß, wenn ein ſolcher Zuſtand von beſtändigen Kriegen und Gewaltthätigkeiten jemals ſtatt gefunden

dum neque naturali, neque civili iure deſcripto, fuſi per agros ac diſperſi vagarentur, tantumque haberent, quantum manu ac viribus, per caedem ac vulnera, aut eripere, aut retinere potuiſſent? Qui igitur primi virtute et conſilio praeſtanti extiterunt, ii perſpecto genere humanae docilitatis atque ingenii, diſſipatos, unum in locum congregarunt, eosque ex feritate illa ad iuſtitiam ac manſuetudinem transduxerunt. Tum res ad communem utilitatem, quas publicas appellamus, tum conuenticula hominum, quae poſtea civitates nominatae ſunt, tum domicilia conjuncta, quas urbes dicamus, inuento et divino et humano jure, moenibus ſepſerunt. Atque inter hanc vitam, perpolitam humanitate, et illam immanem nihil tam intereſt, quam IVS atque VIS Horum utro uti nolimus, altero eſt utendum Vim volumus extingui? Ius valeat, neceſſe eſt, id eſt, iudicia, quibus omne ius continetur. Iudicia diſplicent, aut nulla ſunt? vis dominetur neceſſe eſt. Haec vident omnes. Pro Sext. I. 24.

funden hat, die Aufhebung aller Geſetze der Gerechtigkeit wegen ihrer gänzlichen Unnützlichkeit, eine nothwendige und unfehlbare Folge deſſelben geweſen.

Je mannichfaltiger die Ausſichten, und je neuer und ungewöhnlicher die Geſichtspuncte ſind, woraus wir das menſchliche Leben überſchauen; deſto mehr werden wir überzeuget werden, daß der Urſprung der Gerechtigkeit, den wir hier angegeben haben, wahr und wirklich iſt.

Wäre eine Art von Geſchöpfen mit den Menſchen vermengt, die zwar vernünftig, aber am Leibe und an der Seele ſo ſchwach wären, daß ſie keinen Widerſtand thun, noch bey der äußerſten Beleidigung und Herausforderung uns die Wirkungen ihrer Rache könnten fühlen laſſen: ſo würde, meiner Meynung nach, dies die nothwendige Folge ſeyn, daß wir durch die Geſetze der Menſchlichkeit verpflichtet wären, dieſen Geſchöpfen gelinde zu begegnen; aber eine Gerechtigkeit würden wir, im eigentlichen Verſtande, ihnen nicht ſchuldig ſeyn, auch könnten ſie wider den Willen ſolcher willkührlichen Herren kein Recht zu einem Eigenthume haben. Unſer Umgang mit ihnen könnte nicht eine Geſellſchaft genannt werden, denn die ſetzet einen Grad der Gleichheit zum voraus; ſondern er würde auf der einen Seite in einer uneingeſchränkten Herrſchaft, und auf der andern in einem knechtiſchen Gehorſame beſtehen. Was wir nur verlangen würden, müßten ſie ſogleich einräumen; unſere Erlaub-

Erlaubniß würde das einzige Recht ſeyn, unter welchem ſie ihre Güter beſitzen, und unſer Mitleiden und unſere Güte das einzige Zwangsmittel ſeyn, wodurch ſie unſern geſetzloſen Willen bändigen könnten: und da aus der Ausübung einer ſo feſt in der Natur gegründeten Macht niemals einige Unbequemlichkeiten erfolgen können: ſo würden auch die Einſchränkungen der Gerechtigkeit und des Eigenthums, als welche völlig unnütz ſeyn würden, bey einer ſo nützlichen Verbindung niemals ſtatt finden.

Dieſes iſt offenbar das Verhältniß der Menſchen gegen die Thiere, und in wie fern man von dieſen ſagen könne, daß ſie Vernunft beſitzen, überlaſſe ich andern zu beſtimmen. Der große Vorzug geſitteter Europäer vor barbariſchen Indianern, hat uns verführet zu glauben, daß wir uns gegen ſie eben ſo verhielten, und verleitet, allen Zwang der Gerechtigkeit und ſelbſt der Menſchlichkeit in unſerm Umgange mit ihnen abzuwerfen. Bey vielen Völkern iſt das weibliche Geſchlecht in gleiche Sclaverey geſtürzet, und alles Eigenthums im Gegenſatze ſeiner gebietheriſchen Herren, untähig gemacht. Aber obgleich die Männer in allen Ländern, wenn ſie ſich vereinigen, Kräfte genug haben, dieſe ſtrenge Tyrannen zu behaupten: ſo ſind doch die Reize, das einſchmeichelnde Weſen und die liſtigen Künſte ihrer ſchönen Geſellſchafterinnen ſo mächtig, daß ſie gemeiniglich im Stande ſind, den Bund der Männer zu trennen, und mit dem überlegenen

Geſchlechte alle Rechte und Vorzüge der Geſellſchaft zu theilen.

Wäre das menſchliche Geſchlecht von Natur ſo eingerichtet, daß eine jede einzelne Perſon in ſich ſelbſt jedes Vermögen beſäße, das ſowol zu ihrer eigenen Erhaltung, als zur Fortpflanzung ihrer Art erfordert wird. Wäre alle Geſellſchaft und aller Umgang zwiſchen einem Menſchen und dem andern durch die erſte Abſicht des Schöpfers abgeſchnitten: ſo ſcheint es ausgemacht zu ſeyn, daß ein ſo einſames Weſen zur Gerechtigkeit eben ſo unfähig, als zu geſelligen Unterredungen und zum Umgange, ſeyn würde. Wo die Enthaltſamkeit und gegenſeitige Achtungen zu nichts dienen würden, da würden ſie auch nie die Aufführung eines vernünftigen Mannes beſtimmen und leiden können. Der jähe Lauf der Leidenſchaften würde durch kein Nachdenken über künftige Folgen gehemmet werden. Und da wir hier zum voraus ſetzen, daß ein jeder Menſch nur ſich allein liebet, und nur von ſich und ſeinen Beſtrebungen nach der Sicherheit und Glückſeligkeit abhänge: ſo würde er ſich bey aller Gelegenheit nach ſeinem äußerſten Vermögen den Vorzug vor einem jeden andern Weſen anmaßen, mit dem er durch keine Bande der Natur und des Eigennutzes verbunden wäre.

Aber man nehme an, daß die Natur die Vereinigung der beyden Geſchlechter feſtgeſetzet und geordnet habe, ſo entſteht ſo gleich eine Familie; und da beſondere Regeln zur Erhaltung der-

derſelben nöthig befunden werden: ſo werden ſelbige ſo gleich angenommen, ohne indeſſen den übrigen Theil der Menſchen unter dieſen Vorſchriften einzuſchließen. Man nehme an, daß ſich verſchiedene Familien in eine Geſellſchaft vereinigen, die von den übrigen Menſchen ganz abgeſondert iſt: ſo erſtrecken ſich die Regeln, die Friede und Ordnung erhalten, auf alle Glieder dieſer Geſellſchaft; treibt man ſie aber über die Gränzen derſelben: ſo verlieren ſie ihre Kraft, weil ſie ganz unnütz ſind. Man nehme aber ferner an, daß verſchiedene abgeſonderte Geſellſchaften eine Art von Unterhandlung zur gegenſeitigen Bequemlichkeit und zum allgemeinen Vortheil unterhalten: ſo werden die Gränzen der Gerechtigkeit immer mehr und mehr erweitert, je mehr die Ausſichten der Menſchen erweitert werden, und je ſtärker die Kraft ihrer Verbindungen unter einander iſt. Die Geſchichte, Erfahrung, und Vernunft unterrichten uns zur Genüge von dieſem natürlichen Fortgange der menſchlichen Geſinnungen, und lehren uns, daß unſere Achtung für die Gerechtigkeit und für das Eigenthum in der Maaße immer größer geworden, wie wir den weitläuftigen Nutzen dieſer Tugend eingeſehen haben.

Zweyter Theil.

Wenn wir alle die beſondern Geſetze unterſuchen, nach welchen die Gerechtigkeit verwaltet,

und das Eigenthum bestimmet wird: so wird uns eben dieser Schluß in die Augen leuchten. Das Beste des menschlichen Geschlechts ist der einzige Gegenstand aller dieser Gesetze und Anordnungen. Es wird nicht nur zur Ruhe und zum Vortheil der Gesellschaft erfordert, daß die Güter der Menschen abgesondert sind; sondern es sind auch die Regeln, nach welchen diese Absonderung und Abtheilung der Güter gemacht wird, so eingerichtet, das Beste der Gesellschaft noch weiter zu befördern.

Wir wollen annehmen, daß ein Geschöpf, das Vernunft besitzt, aber die menschliche Natur nicht kennet, bey sich überlege, was für Regeln der Gerechtigkeit und des Eigenthums das allgemeine Beste am meisten befördern und Frieden und Sicherheit auf das bequemste fest setzen und gründen könnten. Der Gedanke müßte demselben zuerst einfallen, die größten Güter der größten Tugend zu verleihen, und einem jeden nach Maaßgebung seiner Neigung Gutes zu thun, auch das Vermögen dazu zu geben. In einer vollkommenen Theocratie, wo ein unendlich weises Wesen, durch besondere Aussprüche und Befehle herrschete, würde diese Einrichtung gewiß Plaz finden, und die weisesten Endzwecke befördern; aber sollten die Menschen ein solches Gesez zur Vollziehung bringen: so würde, wegen der Ungewißheit des Verdienstes, die theils aus der natürlichen Dunkelheit desselben, theils aus der eitelen Einbildung und dem Stolze eines jeden

den Menſchen herrühret, dieſes daraus erfolgen, daß man nicht wiſſen würde, wie man dabey verfahren ſolle; und die gänzliche Trennung der Geſellſchaft würde eine unmittelbare Wirkung dieſer Anordnung ſeyn. Schwärmer mögen glauben, daß die Herrſchaft auf die Gnade gegründet ſey, und daß die Heiligen allein das Land beſitzen ſollen; aber die bürgerliche Obrigkeit handelt ſehr gerecht, wenn ſie dieſen Leuten mit ihrer erhabenen Theorie, wie gemeinen Räubern, begegnet, und ſie durch die ſtrengſte Zucht lehret, daß eine Anordnung beym Nachdenken ſehr vortheilhaft für die Geſellſchaft ſcheinen könne, dennoch, wenn ſie zur Ausübung gebracht wird, höchſt ſchädlich und verderblich könne befunden werden.

Daß es, während der bürgerlichen Kriege in **England**, religiöſe Schwärmer von dieſer Art gegeben, lehret uns die Geſchichte; ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die in die Augen fallende Folgen, und die Abzweckung dieſer Grundſätze, ein ſolches Grauſen bey den Menſchen erreget hat, das dieſe gefährlichen Enthuſiaſten bald nöthigte, ihren Lehrſätzen abzuſagen, oder ſie wenigſtens zu verhehlen. Vielleicht waren die **Lavellers**, die eine gleiche Vertheilung des Eigenthums verlangten, eine Art von politiſchen Schwärmern, die aus der religiöſen Gattung entſtanden, und ihre Forderungen freymüthiger bekannt machten, weil es, dem Anſehen nach, wahrſcheinlicher war, daß dieſen Forderungen ein Genüge geſchehen

konnte, und daß sie der menschlichen Gesellschaft nützlich seyn würden.

Man muß es in der That gestehen, die Natur ist so freygebig gegen die Menschen, daß ein jeder alle nothwendige Bedürfnisse, und selbst die meisten von den Annehmlichkeiten des Lebens, genießen würde, wenn alle ihre Geschenke unter den Menschen gleich vertheilet, und durch Kunst und Fleiß verbessert wären; es würde auch in diesem Falle niemand einigen Uebeln unterworfen seyn, als solchen, die nothwendiger Weise aus dem schwachen Bau und der kränklichen Beschaffenheit seines Körpers entstehen. Man muß ferner gestehen, daß, wo wir von dieser Gleichheit abweichen, wir dem Armen mehr Vergnügen rauben, als wir dem Reichen zugeben, und daß die geringe Befriedigung einer nichtswürdigen Eitelkeit bey einem Menschen oft viele Familien, und selbst ganze Provinzen, mehr als das Brod kostet. Es möchte so gar scheinen, daß das Gesetz, so wie es höchst nützlich wäre, auch nicht ganz und gar unmöglich zu vollziehen sey; sondern daß dasselbe wenigstens in einem unvollkommenen Grade in einigen Republiken statt gefunden, vornehmlich in Sparta, wo es, dem Vorgeben nach, von den wohlthätigsten Folgen begleitet ward. Nicht zu gedenken, daß die Gesetze von einer gleichen Austheilung der Aecker, worauf man in Rom so oft drang, und die in vielen griechischen Städten zur Vollziehung gebracht wurden, alle daher rühreten, daß man

eine

eine ſolche Einrichtung durchgehends für ſehr nützlich hielte.

Aber die Geſchichtſchreiber, und ſelbſt die geſunde Vernunft, kann uns lehren, daß, ſo ſcheinbar dieſe Begriffe von einer vollkommenen Gleichheit auch ſeyn mögen, ſie dennoch wirklich im Grunde nicht auszuführen ſind; und daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft äußerſt ſchädlich ſeyn würden, wenn ſie das nicht wären. Man theile die Güter der Menſchen noch ſo gleich ein: ſo werden doch die verſchiedenen Grade ihrer Kunſt, ihrer Bemühung, und ihres Fleißes dieſe Gleichheit ſo gleich aufheben; oder wenn man dieſen Tugenden Einhalt thun will, ſo verſetzet man die Geſellſchaft in die äußerſte Dürftigkeit, und macht den Mangel und die Armuth, anſtatt ihnen bey wenigen vorzubeugen, dem ganzen gemeinen Weſen unvermeidlich: auch werden die ſtrengſten Unterſuchungen erfordert, um über jede Ungleichheit bey ihrem erſten Ausbruche zu wachen, und das ſchärfſte Gericht, um ſie zu beſtrafen, und abzuſtellen. Aber außer daß ein ſo großes Anſehen bald in Tyranney verunarten müßte, und mit großer Parteylichkeit würde ausgeübet werden: ſo konnte ja auch in den Umſtänden, die hier zum voraus geſetzet werden, niemand daſſelbe beſitzen. Eine vollkommene Gleichheit der Güter, ſchwächet, weil ſie alle Unterwürfigkeit aufhebt, das Anſehen der Obrigkeit ungemein, und muß alle Gewalt, ſo

wie das Eigenthum, beynahe auf eine völlige Gleichheit heruntersetzen.

Wir können also hieraus den Schluß machen, daß, wenn wir Gesetze zur Einrichtung des Eigenthums festsetzen wollen, wir die Natur und den Zustand des Menschen kennen, allen Schein, der, wenn er gleich schön ist, doch falsch seyn kann, verwerfen, und solche Regeln suchen müssen, die im Ganzen am nützlichsten und wohlthätigsten sind. Ein gemeiner Verstand und eine geringe Erfahrung sind zu dieser Absicht hinlänglich, wenn man sich nur nicht einer zu eigennützigen Habsucht, oder einem zu großen Enthusiasmus überläßt.

Wer zum Exempel sieht nicht ein, daß alles das, was durch die Kunst oder durch den Fleiß eines Menschen hervorgebracht oder verbessert ist, sein sicheres Eigenthum bleiben müsse, damit so nützliche Beschäfftigungen und Fähigkeiten aufgemuntert werden? Ferner, daß um eben diesen nützlichen Endzweck zu erreichen, das Eigenthum auf Kinder und Verwandte kommen müsse? daß man es durch eine Einwilligung veräußern könne, um das Gewerbe und die Unterhandlung zu befördern, die für die menschliche Gesellschaft so wohlthätig ist? und daß alle Contracte und Versprechungen genau müssen erfüllet werden, damit das gegenseitige Vertrauen befestiget werde, wodurch das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechts so sehr befördert wird?

Man

Man ſehe die Schriftſteller nach, die über die Geſetze der Natur geſchrieben haben, man wird finden, daß ſie allemal, mit was für Grundſätzen ſie auch anfangen mögen, hiemit endigen, und die Bequemlichkeit und die Nothdurft des menſchlichen Geſchlechts als die letzte Urſache einer jeden Regel, die ſie feſtſetzen, angeben. Ein Bekenntniß, das im Gegenſatze der Syſteme ſo erzwungen wird, hat mehr anſehen, als wenn ſie es ihrem Syſteme zu Folge abgeleget hätten.

In der That, was für eine andere Urſache konnten die Schriftſteller angeben, warum dieſes mein, und jenes eines andern iſt; da die ununterrichtete Natur nie einen ſolchen Unterſchied gemacht hat? Dieſe Gegenſtände ſind, an und für ſich, nur fremd; ſie ſind gänzlich von uns getrennet und abgeſondert, und durch nichts, als durch den allgemeinen Vortheil der Geſellſchaft konnten ſie mit uns verbunden werden.

Bisweilen kann der Vortheil der Geſellſchaft eine Regel der Gerechtigkeit in einem beſondern Falle erfordern, ohne eine beſondere Regel unter verſchiedenen, die alle gleich wohlthätig ſind, zu beſtimmen. In dieſem Falle ergreift man die geringſte Analogie, um der Unentſchiedenheit und Zweydeutigkeit zuvor zu kommen, ſo die Quelle beſtändiger Zänkereyen und Uneinigkeiten ſeyn würden. So iſt feſtgeſetzet, daß der Beſitz allein, und der erſte Beſitz, ein Eigenthum giebt, wo ſonſt niemand eine frühere Forderung, oder einen ältern Anſpruch hat. Viele von den

Schlüssen der Rechtsgelehrten sind von dieser analogischen Art, und hangen von sehr geringen Verbindungen der Einbildungskraft ab.

Macht man sich jemals ein Gewissen, in außerordentlichen Fällen alle Achtung für das besondere Eigenthum einzelner Personen zu verletzen, und dem öffentlichen Vortheile eine Unterscheidung aufzuopfern, die um dieses Vortheils willen gemacht worden? Das Wohl des Volks ist das höchste Gesetz! alle andere Gesetze sind diesem untergeordnet, und hängen davon ab: und wenn man in dem gemeinen Laufe der Dinge ihnen folget, und darauf hält, so geschicht es bloß darum, weil die öffentliche Sicherheit und das allgemeine Beste gemeiniglich eine solche gleiche und unparteyische Verwaltung erfordert.

Bisweilen mangelt beyde der Nutzen und die Analogie, und lassen die Gesetze der Gerechtigkeit in gänzlicher Ungewißheit. So ist es höchst nothwendig, daß die Verjährung oder ein langer Besitz ein Eigenthum gebe; aber wie viel Tage, oder Monate, oder Jahre zu dieser Absicht erfordert werden, das kann die Vernunft allein unmöglich bestimmen. Hier ersetzen die bürgerlichen Gesetze die Stelle des Gesetzbuchs der Natur, und bestimmen nach dem verschiedenen Nutzen, den der Gesetzgeber zur Absicht gehabt hat, einen verschiedenen Zeitraum zur Verjährung. Wechselbriefe und schriftliche Zusagen verjähren, nach den Gesetzen der meisten Länder,

in

in kürzerer Zeit, als Verſchreibungen, Hypotheken und Contracte, wobey mehr Förmlichkeiten beobachtet werden.

Ueberhaupt bemerken wir, daß alle Streitfragen über das Eigenthum dem Anſehen und der Entſcheidung der bürgerlichen Geſetze unterworfen ſind, welche die Regeln der natürlichen Gerechtigkeit, ſo wie es einer jeden Geſellſchaft zuträglich iſt, ausdehnen, einſchränken, modeln und verändern. Die Geſetze beziehen ſich, oder müſſen ſich beſtändig auf die Beſchaffenheit der Regierung, der Sitten, der Himmelsgegenden, der Religion, der Handlung und der Lage einer jeden Geſellſchaft beziehen. Ein neuerer Schriftſteller von großem Genie und von weitläuftiger Gelehrſamkeit hat dieſe Materie vollſtändig abgehandelt, und auf dieſe Gründe das beſte Syſtem von politiſcher Wiſſenſchaft gebauet, das vielleicht jemals der Welt vorgeleget iſt *.

Was

* Der Verfaſſer des Werkes: L'eſprit des Loix. Dieſer berühmte Schriftſteller fängt indeſſen mit einer andern Theorie an, und ſetzet zum voraus, daß alles Recht auf gewiſſe Rapports oder Verhältniſſe gegründet ſey, welches ein Syſtem iſt, das ſich, meiner Meynung nach, nie mit einer wahren Philoſophie vertragen kann. Der Pater Mallebranche iſt, ſo viel ich weiß, der erſte, der dieſe abſtracte Theorie der Moral aufgebracht hat, die hernach vom Dr. Clarke und andern angenommen worden: und

Was iſt das Eigenthum eines Mannes? Eine Sache, die er, und er allein geſetzmäßig gebrauchen kann. Aber was für eine Regel

und da es alle Empfindung ausſchließt, und alles auf Vernunft gründen will: ſo konnte es demſelben in unſern philoſophiſchen Zeiten nicht an Anhängern fehlen. Siehe Abſchnitt I. und Anhang I. In Abſicht auf die Gerechtigkeit, wovon wir hier handeln, ſcheint der Schluß gegen dieſe Theorie kurz und bündig zu ſeyn. Man giebt zu, daß das Eigenthum von bürgerlichen Geſetzen abhängt. Ferner giebt man zu, daß die bürgerlichen Geſetze keinen andern Gegenſtand haben, als den Vortheil der Geſellſchaft; man muß alſo auch zugeſtehen, daß dieſer Vortheil der einzige Grund des Eigenthums und der Gerechtigkeit ſey. Nicht zu gedenken, daß ſelbſt unſere Verbindlichkeit der Obrigkeit und ihren Geſetzen zu gehorchen auf nichts, als auf den Vortheil der Geſellſchaft gegründet iſt.

Wenn die Begriffe von dem, was gerecht iſt, nicht allemal mit den Einrichtungen des bürgerlichen Geſetzes überein ſtimmen: ſo werden wir finden, daß dergleichen Fälle, anſtatt Einwürfe gegen unſere Theorie zu ſeyn, dieſelbe vielmehr beſtätigen. Wo ein bürgerliches Geſetz ſo verkehrt iſt, daß es der Geſellſchaft zum Nachtheil gereichet, da verliert es ſein ganzes Anſehen, und die Menſchen urtheilen nach den Begriffen der natürlichen Gerechtigkeit, die ihrem Vortheile beförderlich ſind. Bisweilen erfordern auch die bürgerlichen Geſetze, zur Erreichung nützlicher Abſichten, eine Ceremonie oder Formalität; und wo die fehlet,

Regel haben wir, nach welcher wir dieſe Dinge unterſcheiden können? Hier müſſen wir zu Verordnungen, zu Gewohnheiten, zum Herkommen, zu Analogien, und zu hundert andern Umſtänden unſere Zuflucht nehmen, wovon einige beſtändig und unwandelbar, andere veränderlich und willkührlich ſind. Aber der letzte Punct, wohin zuletzt alles abzielet, iſt offenbar der Vortheil und das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft. Wenn wir dieſes nicht in Betrachtung ziehen: ſo kann nichts ſo abgeſchmackt, ſo unnatürlich,

let, widerſprechen ſie der gewöhnlichen Vorſchrift der Gerechtigkeit; aber derjenige, der ſich ſolche Chikanen zu Nutze machet, wird nicht für einen ehrlichen Mann gehalten. So erfordert das Beſte der Geſellſchaft, daß die Contracte erfüllet werden; und dies iſt das wichtigſte Stück beydes der natürlichen und der bürgerlichen Gerechtigkeit. Aber die Auslaſſung eines nichts bedeutenden Umſtandes kann, nach den Geſetzen, einen Contract oft ungültig machen, in foro humano, aber nicht in foro conſcientiae, wie ſich die Gottesgelehrten ausdrücken. Man ſetzet zum voraus, daß in dieſen Fällen die Obrigkeit ſich nur ihrer Macht auf das Recht zu dringen, begiebt, nicht aber, daß ſie das Recht verändert. Wo ſich ihre Abſicht auf das Recht erſtrecket, und dem Vortheile der Geſellſchaft gemäß iſt, da muß ſie immer das Recht verändern. Ein deutlicher Beweis von dem Urſprunge der Gerechtigkeit und des Eigenthums, wie wir ihn oben angegeben haben.

türlich, und ſelbſt abergläubiſch ſcheinen, als alle oder die meiſten Geſetze der Gerechtigkeit und des Eigenthums.

Diejenigen, die einen pöbelhaften Aberglauben lächerlich machen, oder die Thorheit einer beſondern Achtung für Speiſen, Tage, Oerter, Geberden und Kleidung zeigen, übernehmen eine leichte Arbeit; wenn ſie alle Eigenſchaften und Verhältniſſe ſolcher Gegenſtände unterſuchen, und keine vollſtändige Urſache der Neigung oder Antipathie, der Verehrung oder des Abſcheues entdecken können, die auf einen beträchtlichen Theil des menſchlichen Geſchlechts einen ſo mächtigen Einfluß haben. Ein Syrer würde eher vor Hunger geſtorben ſeyn, als Tauben eſſen; ein Aegyptier würde um alles in der Welt keinen Speck gegeſſen haben. Prüfet man aber dieſe Speiſen durch die Sinnen des Geſichts, des Geruchs oder Geſchmackes, oder unterſuchet man ſie durch die Chymie, Arzneykunſt, oder Naturlehre: ſo findet man nichts, worinn ſie von andern Arten Speiſen unterſchieden ſind, und man kann den Umſtand nicht entdecken, worauf ſich eine ſolche religiöſe Leidenſchaft gründen könne. Ein Vogel iſt am Donnerſtage eine geſetzmäßige Speiſe; aber am Freytage abſcheulich. In dieſem Hauſe, oder in dieſem Kirchſpiele iſt es erlaubt, in der Faſtenzeit Eyer zu eſſen; und hundert Schritte davon iſt es eine verdammliche Sünde. Dieſe Erde oder dieſes Gebäude war geſtern unheilig; heute iſt es durch das Hermurmeln

meln einiger Worte heilig und geweihet worden. Man kann sicher sagen, daß dergleichen Anmerkungen in dem Munde eines Philosophen zu bekannt sind und zu sehr in die Augen fallen, als daß sie einigen Einfluß haben sollten; weil sie allemal beym ersten Anblick einem jeden Menschen einleuchten müssen, und wo sie das nicht von selbst thun, da liegt die Schuld gewiß an der Erziehung, an Vorurtheilen und Leidenschaften, und nicht an der Unwissenheit und am Irrthume.

Wenn man obenhin denkt, oder vielmehr, wenn man gar zu tief nachgrübelt: so könnte man auf den Gedanken gerathen, daß ein gleicher Aberglaube bey allen Achtungen für die Gerechtigkeit statt finde, und daß wir bey der genauesten Prüfung, wenn wir das, was wir Eigenthum nennen, durch die Sinnen und Wissenschaften untersuchen, keinen Grund zu dem Unterschiede antreffen, den das moralische Gefühl machet. Ich kann, den Gesetzen gemäß, von diesem Baume essen, aber es ist ein Verbrechen, wenn ich einen andern von eben der Art, der zehn Schritte davon steht, anrühre. Hätte ich dieses Kleid vor einer Stunde getragen, so hätte ich die schärfste Strafe verdienet; aber itzund hat es jemand, indem er einige wenige Zauberworte gesprochen, zu meinem Gebrauche und Dienste geschickt gemacht. Stünde dieses Haus in dem benachbarten Gebiete, so würde es ein Verbrechen seyn, wenn ich darinn wohnte; nun aber,

da

da es dießseits des Flusses gebauet ist, steht es unter andern Gesetzen, und ich kann es bewohnen, ohne getadelt zu werden. Man möchte denken, eben die Art zu schließen, welche mit so glücklichem Erfolge die Thorheit des Aberglaubens bloß stellet, müßte auch auf die Gerechtigkeit passen; denn es ist in einem Falle eben so unmöglich, als in dem andern, in dem Gegenstande, dem eigentlichen Umstande, oder die besondere Eigenschaft, worauf sich die Empfindung gründet, zu entdecken und anzugeben.

Aber es ist dieser wesentliche Unterschied zwischen dem Aberglauben und der Gerechtigkeit, daß der erstere nichtswürdig, unnütz, und beschwerlich, die letztere aber zum Wohlseyn des menschlichen Geschlechtes und zur Erhaltung der Gesellschaft unentbehrlich ist, wenn wir auf diesen Umstand nicht sehen wollen (denn er ist zu offenbar, als daß wir ihn jemals aus Unachtsamkeit übersehen könnten) so müssen wir gestehen, daß alle Achtung für das Recht und Eigenthum eben so ungegründet scheint, als der gröbste und pöbelhafteste Aberglaube. Beträfe es nicht das Wohl der Gesellschaft: so wäre es eben so unbegreiflich, wie gewisse articulirte Töne eines andern, die eine Einwilligung ausdrücken. Die Natur meiner Handlungen in Absicht auf einen besondern Gegenstand verändern können, dieses, sage ich, wäre in diesem Falle eben so unbegreiflich, als wie das Herbethen der Liturgie, so von einem Priester in einer gewissen Kleidung und Stellung

Stellung vollbracht wird, einen Haufen von Steinen und Holz einweichen, und denſelben von nun an bis in Ewigkeit heilig machen könne *.

Dieſe

* Es iſt offenbar, daß der Wille oder die Einwilligung allein niemals ein Eigenthum verleihet, noch die Verbindlichkeit eines Verſprechens ausmachet; (denn von beyden gilt einerley) ſondern der Wille muß durch Worte oder Zeichen ausgedrücket ſeyn, wenn er die Menſchen verbinden und verpflichten ſoll. Wenn man einmal annimmt, daß der Ausdruck zu der Einwilligung gehöret: ſo wird derſelbe bald der wichtigſte Theil einer Verſprechung; und ein Menſch iſt darum nicht weniger an ſein Wort gebunden, wenn er gleich in geheim ſeinen Worten eine andere Deutung giebt, und ſeine wahre Abſicht zurück hält. Aber ob gleich der Ausdruck bey den meiſten Gelegenheiten das Ganze einer Zuſage ausmachet: ſo thut er es doch nicht allezeit; und wenn ſich ein Menſch eines Ausdruckes bedienen ſollte, deſſen Bedeutung ihm unbekannt iſt, und den er gebrauchet, ohne die Folgen deſſelben einzuſehen: ſo wird er keinesweges dadurch gebunden werden. Ja, wenn er auch die Bedeutung deſſelben weiß, und er gebrauchet dieſen Ausdruck bloß im Scherze und auf eine ſolche Art, die deutlich anzeiget, daß er nicht die Abſicht habe, ſich im Ernſte wozu zu verbinden: ſo wird ihn nichts verpflichten, das zu leiſten, was er geſaget hat; ſondern es iſt nothwendig, daß die Worte ſeinen Willen voll-

Dieſe Betrachtungen ſchwächen keinesweges die Verbindlichkeit zur Gerechtigkeit, und verringern

kommen und ohne einige Anzeigen des Gegentheils ausdrücken müſſen. Selbſt dieſes müſſen wir nicht ſo weit treiben, daß wir uns einbilden, es ſey ein Menſch, von dem wir, vermöge unſerer Scharfſichtigkeit, aus gewiſſen Merkmaalen muthmaßen, daß er die Abſicht habe, uns zu betrügen, durch ſeine Worte oder ausdrückliche Zuſage nicht gebunden, wenn wir ſie annehmen; ſondern wir müſſen dieſen Schluß auf ſolche Fälle einſchränken, wo die Merkmaale, woraus wir ſchließen, daß es nicht ſeine wahre Abſicht ſey, von den Anzeigen eines Betruges unterſchieden ſind. Von allen dieſen Widerſprüchen kann man leicht Grund angeben, wenn die Gerechtigkeit bloß aus dem Nutzen entſteht, den ſie der Geſellſchaft verſchaffet, aber nach keiner andern Hypotheſe wird man ſie erklären und auflöſen können.

Es iſt merkwürdig, daß die moraliſchen Entſcheidungen der Jeſuiten und anderer leſen Caſuiſten gemeiniglich auf ſolche ſpitzfündige Schlüſſe, worauf ich hier ziele, gegründet wurden, und nicht weniger aus der Fertigkeit eines ſcholaſtiſchen Grübelns, als aus einem verderbten Herzen entſprungen, wenn wir der Meynung des Bayle beytreten wollen. Siehe ſ. Wörterb. Art. Loyola. Und warum haben dieſe Caſuiſten ſich einen ſo heftigen Unwillen von den Menſchen zugezogen? Bloß darum, weil ein jeder einſah, daß die menſchliche Geſellſchaft nicht beſtehen könne, wenn man nach ihren Entſcheidungen verführe, und daß

die

ringern im geringſten nicht die heiligſte Aufmerkſamkeit und Achtung für das Eigenthum, vielmehr erhält die Verpflichtung zur Gerechtigkeit durch dieſe Betrachtungen eine neue Stärke. Denn wie kann man einen ſtärkern Grund zu einer Pflicht wünſchen oder ausdenken, als wenn man bemerket, daß die menſchliche Geſellſchaft, oder ſo gar die menſchliche Natur, nicht beſtehen könne, wo dieſe Pflicht nicht feſt geſetzet wird, und daß ſie immer zu einer höhern Stufe der Glückſeligkeit und Vollkommenheit gelangen werde, je größer die Achtung iſt, die man für dieſe Pflicht bezeuget?

Es ſcheint alſo überhaupt, daß wir nunmehr die Stärke des Grundes, worauf wir beſtehen,

die Moral allezeit ſo müßte abgehandelt werden, daß man mehr auf den öffentlichen Nutzen, als auf philoſophiſche Genauigkeit ſehe. Wenn die geheime Abſicht, ſagte ein jeder verſtändiger Mann, einen Contract ungültig machen kann, wo iſt dann Sicherheit zu haben? Und doch konnte ein metaphyſiſcher Schullehrer glauben, daß, wo eine Abſicht als nothwendig erfordert wird, keine Verbindlichkeit ſtatt finden könne, wenn dieſe, ſeiner Meynung nach, nothwendige Abſicht, nicht wirklich da geweſen iſt. Vielleicht ſind die caſuiſtiſchen Spitzfindigkeiten nicht größer, als der Rechtsgelehrten ihre, deren ich oben erwähnet habe; aber weil die erſtern ſchädlich, und die letztern unſchuldig, und ſo gar nothwendig ſind: ſo iſt dieſes die Urſache, warum ſie von den Menſchen mit ſo verſchiedenen Augen angeſehen und beurtheilet werden.

einsehen, und bestimmen können, was für ein Grad der Hochachtung, oder des moralischen Beyfalls aus der Betrachtung des öffentlichen Vortheils und Nutzens entstehe. Daß die Gerechtigkeit zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendig und unentbehrlich ist, dieses ist der einzige Grund dieser Tugend; und da keine Tugend höher geschätzt wird, so können wir den Schluß machen, daß dieser Umstand der Nutzbarkeit überhaupt die völligste Gewalt über unsere Neigungen, und den stärksten Einfluß auf unsere Empfindungen hat. Der Nutzen muß folglich auch die Quelle eines beträchtlichen Theils von dem Verdienste seyn, das der Menschlichkeit, dem Wohlwollen, der Freundschaft, der patriotischen Gesinnung und andern geselligen Tugenden von gleicher Art zugeschrieben wird: so wie er die einzige Quelle des moralischen Beyfalls ist, den man der Treue, der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit, der Aufrichtigkeit und den andern schätzbaren und nützlichen Eigenschaften und Grundsätzen zollet. Es ist den Regeln der Philosophie und selbst der gesunden Vernunft vollkommen gemäß, daß wir einem Grunde, von dem man findet, daß er in einem Falle eine große Stärke und Wirksamkeit hat, eine gleiche Stärke in allen ähnlichen Fällen zuschreiben *.

* Dieses ist Sir Isaac Newtons zweyte Regel beym Philosophiren. Principia Lib. 3.

Der

* *

Der vierte Abschnitt.

Von der bürgerlichen Gesellschaft.

Wäre ein jeder Mensch so scharfsichtig, daß er zu aller Zeit den starken Vortheil einsähe, der ihn zu der Beobachtung der Gerechtigkeit und Billigkeit verbindet, und besäße ein jeder so viel Stärke des Geistes, daß er sich beständig bemühete, einen allgemeinen und entfernten Nutzen zu befördern, ohne sich durch die Lockungen eines gegenwärtigen Vergnügens und Vortheils von dieser Bemühung abschrecken zu lassen: so würde es in diesem Falle nie eine Regierung, oder eine bürgerliche Gesellschaft gegeben haben; sondern ein jeder hätte seiner natürlichen Freyheit gefolget, und mit allen andern in vollkommenem Frieden, und in einer ununterbrochenen Harmonie gelebet. Wozu sind bürgerliche Gesetze nöthig, wenn die natürliche Gerechtigkeit für sich selbst schon eine zureichende Einschränkung ist? Warum sollte man Obrigkeiten einsetzen, wenn nie eine Unordnung oder Unbilligkeit entsteht? Warum sollten wir unsere angeborne Freyheit einschränken, wenn die völligste

Ausübung derselben in jedem Falle unschuldig und wohlthätig befunden wird? Es ist offenbar, daß keine Regierung statt finden würde, wenn sie völlig unnütz wäre, und daß der einzige Grund der Pflicht des Gehorsams der Vortheil ist, den sie der Gesellschaft verschaffet, indem sie den Frieden und die Ordnung unter den Menschen erhält.

Wenn eine Anzahl von bürgerlichen Gesellschaften errichtet wird, die viel mit einander zu schaffen haben, so entdecket man sogleich, daß neue Regeln in diesen besondern Umständen nützlich sind, und folglich werden sie unter dem Titel der Völkerrechte festgesetzet. Von dieser Art ist die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Gesandten, ferner gehöret dahin, daß man sich giftiger Waffen enthalte, daß man im Kriege Quartier gebe, und was dergleichen mehr ist; alle diese Gesetze sind offenbar zum Vortheile der Staaten und Königreiche bey ihrem Verkehr und Umgange unter einander ausgerechnet.

Die Gesetze der Gerechtigkeit, so wie sie unter einzelnen Personen obwalten, sind nicht ganz und gar unter bürgerlichen Gesellschaften aufgehoben. Alle Prinzen geben vor, daß sie eine Achtung für die Rechte anderer haben; und einige geben dieses ohne Zweifel im Ernste und ohne Heucheley vor. Bündnisse und Tractaten werden täglich zwischen unabhängigen Staaten geschlossen, wodurch man nur das Pergament verderben würde, wenn man nicht durch die Erfahrung

rung gefunden hätte, daß sie einigen Einfluß und Ansehen haben. Aber hierinn besteht der Unterschied zwischen Königreichen und einzelnen Personen. Die menschliche Natur kann ohne Vereinigung einzelner Personen auf keine Weise bestehen, und diese Vereinigung könnte nie bestehen, wenn man für die Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit keine Achtung hätte. Unordnung, Verwirrung, der Krieg aller gegen alle, dieses würden die nothwendigen Folgen einer so wilden Aufführung seyn. Aber Nationen können blühen, ohne eine Art von Umgange mit andern zu unterhalten. Sie können sogar gewissermaßen bey einem allgemeinen Kriege bestehen. Ob ihnen gleich die Beobachtung der Gerechtigkeit gegen einander nützlich ist: so wird sie doch nicht durch eine so starke Nothwendigkeit bewähret und eingeschärfet, als bey einzelnen Personen, und die moralische Verbindlichkeit ist stärker oder schwächer, nachdem der Nutzen größer oder kleiner ist. Alle Staatskundige und die meisten Philosophen werden zugeben, daß in besondern Nothfällen Staatsursachen von den Gesetzen der Gerechtigkeit lossprechen, und einen Tractat oder ein Bündniß ungültig machen können, wenn die genaue Beobachtung eines solchen Tractats einer von den schließenden Partenen in einem beträchtlichen Grade schädlich seyn sollte. Aber nichts, als die äußerste Noth, kann bey einzelnen Personen den Bruch einer Zusage, oder einen Anfall auf das Eigenthum anderer, rechtfertigen.

In einer verbrüderten Republik, wie vormals die Achäische Republik war, und zu unsern Zeiten die Schweizer Cantons und die vereinigten Provinzen sind, haben die Bedingungen der Vereinigung eine besondere Heiligkeit und ein vorzügliches Ansehen, weil der Bund hier einen besondern Nutzen hat; und die Verletzung derselben würde eben so ein groß Verbrechen, und vielleicht noch ein größer Verbrechen seyn, als eine Privatbeleidigung, oder Ungerechtigkeit.

Die lange und hülflose Kindheit des Menschen erfordert, daß sich die Aeltern zur Erhaltung ihrer Kinder vereinigen; und diese Vereinigung erfordert die Tugend der Keuschheit oder der ehelichen Treue. Man wird gern zugeben, daß ohne einen solchen Nutzen, man nie an eine solche Tugend würde gedacht haben *.

Eine

* Die einzige Antwort, die Plato auf alle die Einwürfe giebt, die man ihm gegen die Gemeinschaft der Weiber machen konnte, die er in seine einsgebildete Republik einführen wollte, ist diese: Καλὸν γὰρ δὴ τοῦτο καὶ λεγόμενον καὶ λεχθέν, ὅτι τὸ μὲν ὠφέλιμον καλὸν τὸ δὲ βλαβερὸν αἰσχρόν. Scite enim istud et dicitur et dicetur: Id quod utile sit honestum esse, quod autem inutile sit, turpe est. De Rep. Lib. 5. p. 457. Ex edit. Serr. Und dieser Grundsatz leidet keinen Zweifel, wenn es das öffentliche Beste betrifft, welches die Meynung des Plato ist. Und in der That, wozu dienen auch sonst alle Begriffe von Keuschheit und Sittsamkeit?

Nisi

Eine Untreue von dieser Art ist bey den Weibern weit schädlicher als bey den Männern. Daher ist das eine Geschlecht weit genauer an die Gesetze der Keuschheit gebunden, als das andere *.

Nisi utile est quod facimus, frustra est gloria, saget Phädrus: Καλον των ὀλαβερων νόον. Nihil eorum, quae damnosa sunt, pulchrum est, saget Plutarch de vitioso pudore. Eben dieses war die Meynung der Stoiker: Φασιν ουν οι Στωικοι αγαθον ειναι ωφελειαν η ουκ ετεραν ωφελειας, ωφελειν μεν λεγοντες την αρετην και την σπουδαιαν πραξιν. Sext. Emp. Lib. III. Cap. 20.

* Diese Gesetze beziehen sich alle auf die Zeugung, und doch hält man dafür, daß die Weiber, die keine Kinder mehr gebären können, eben so wohl an dieselben gebunden sind, als Frauenzimmer, die noch in der Blüthe der Jugend und der Schönheit sind. Allgemeine Regeln werden oft über den Grund ausgedehnet, woraus sie zuerst entstanden; und dieses geschicht in allen Dingen, wo es auf Geschmack und Empfindung ankömmt. Man erzählet in Paris, daß während der Raserey des Mississippi-Handels ein bucklichter Kerl alle Tage nach der Rüe de Quincempoix, wo sich die Actienhändler in großer Menge versammleten, gegangen, und sich viel verdienet habe, indem er ihnen erlaubte, sich seines Buckels zum Schreibepulte zu bedienen, worauf sie ihre Contracte zeichnen konnten. Wird ihn das Geld, das er sich durch seinen Buckel erwarb, zu einem hübschen Kerle gemacht haben, ob es gleich

Diejenigen, die in einer Familie leben, haben so viele Gelegenheit zur Unkeuschheit, daß nichts im Stande wäre, die Reinigkeit der Sitten zu erhalten, wenn die Ehen unter den nächsten Verwandten erlaubt wären, oder wenn die Gesetze oder die Gewohnheit unter ihnen Liebeshändel billigten und bestätigten. Da also die Blutschande in einem vorzüglichen Grade schädlich ist, so ist auch eine vorzügliche Schande und moralische Häßlichkeit damit verbunden.

Warum konnten sich nach den griechischen Gesetzen Halbgeschwister, die einen Vater hatten, nicht aber die, so von einer Mutter waren, unter einander heirathen? Offenbar war dieses die Ursache, die griechischen Sitten waren so eingezogen,

gleich nicht zu läugnen ist, daß die persönliche Schönheit den Begriffen des Nutzens sehr viel zu danken habe? Auf die Einbildungskraft wirken die Vereinigungen (associations) der Ideen, welche, ob sie gleich zuerst ihren Grund in der Beurtheilungskraft haben, doch hernach bey jeder besondern Ausnahme, die uns vorkömmt, nicht leicht durch dieselbe verändert werden. Hiezu kömmt in dem gegenwärtigen Falle noch dieses, daß das Beyspiel der Alten den Jungen schädlich seyn würde, und daß Weiber, die beständig denken würden, daß endlich eine Zeit kommen würde, wo sie ihren Begierden frey nachhängen könnten, diesen Zeitpunct natürlicher Weise näher setzen, und von dieser ganzen Pflicht, die der Gesellschaft so nothwendig ist, viel geringschätziger denken würden.

zogen, daß eine Mannsperson sich nie der Wohnung des Frauenzimmers nähern durfte, wenn sie gleich in einer Familie lebten, außer wenn er seine Mutter besuchte. Seine Stiefmutter und ihre Kinder waren eben so vor ihm verschlossen, als wenn sie zu einer andern Familie gehöret hätten, und also war kein sträflicher Umgang in diesem Falle zu besorgen. Oheime und Nichten konnten sich aus eben der Ursache in Athen heirathen; aber weder diese, noch Halbgeschwister, konnten zu Rom ein eheliches Bündniß schließen, wo der Umgang zwischen beyden Geschlechtern viel freyer war. Der öffentliche Nutzen ist die Ursache aller dieser Abweichungen.

Zu eines andern Schaden etwas wiederholen, das ihm in einer besondern Unterredung entfallen ist, oder sich zu dem Ende seiner vertrauten Briefe bedienen, ist ein Verfahren, das höchst getadelt wird. Der freye und gesellige Umgang müßte sehr eingeschränkt werden, wenn man nicht solche Regeln fest gesetzt hätte.

Selbst wenn wir eine Erzählung wiederholen, wovon wir keine schlimme Folgen voraus sehen können, wird es doch für unbedachtsam, wo nicht gar für unmoralisch gehalten, wenn wir den Urheber derselben nennen. Diese Erzählungen, die von Mund zu Mund gehen, und alle gewöhnliche Veränderungen und Abweichungen leiden, kommen oft den Personen, die sie angehen, zu Ohren, und bringen Feindschaft und Streitigkeiten

keiten unter Leuten hervor, deren Absichten ganz unschuldig und unschädlich sind.

Geheimnisse ausspähen, anderer Leute Briefe öffnen oder lesen, ihre Worte, Blicke und Handlungen ausspioniren, alles dieses sind Dinge, die in der Gesellschaft höchst unbequem und folglich auch höchst tadelns werth sind.

Dieses ist auch der Grund von dem größten Theile der Regeln einer guten Lebensart, einer Art von geringerer Sittlichkeit, die zur Bequemlichkeit der Gesellschaft und des Umganges eingerichtet ist. Zu viel oder zu wenig Ceremonie, beydes wird getadelt; und alles, was ohne eine unanständige Vertraulichkeit die Bequemlichkeit befördert, ist nützlich und lobenswürdig.

Die Beständigkeit in Freundschaften, Neigungen und Vertraulichkeiten, ist gemeiniglich sehr lobens werth, und wird erfordert damit das Vertrauen und gute Vernehmen in der Gesellschaft unterstützet werde. Aber an Oertern, wo jedermann, obgleich nur zufällig, zusammen kömmt, und wo das Verlangen nach Gesundheit und Vergnügen die Menschen in vermischten Haufen versammlet, hebt die öffentliche Bequemlichkeit dieses Gesetz auf, und die Gewohnheit befördert da einen offenherzigen Umgang auf die Zeit; sie erlaubet aber, hernach alle mittelmäßige Bekanntschaften fahren zu lassen, ohne daß man dadurch wider die Höflichkeit oder die guten Manieren sündiget.

So gar in Gesellschaften, die auf Grundsätzen gebauet sind, die höchst unmoralisch und dem Vortheile der allgemeinen Gesellschaft höchst zuwider sind, werden gewisse Regeln und Grundgesetze erfordert, zu deren Beobachtung die Glieder einer solchen Gesellschaft, sowol eine Art von falscher Ehre, als auch ihr besonderer Vortheil verbindet. Man hat oft angemerket, daß Straßenräuber und Seeräuber ihre verderbliche Verbindung nicht erhalten könnten, wenn sie nicht eine neue Gerechtigkeit unter sich aufrichteten und die Gesetze der Billigkeit wieder einführeten, die sie, in Absicht auf die übrigen Menschen, aufgehoben haben.

Ich hasse einen Saufbruder, saget ein griechisches Sprüchwort, der niemals vergißt. Die Thorheiten des letzten Gelags sollten in ewige Vergessenheit begraben werden, damit die Thorheiten des nächsten Gelags desto weniger eingeschränkt seyn möchten.

Unter Völkern, wo eine unmoralische Galanterie, wofern sie nur mit einem dünnen Schleyer des Geheimnisses bedeckt ist, durch die Gewohnheit gebilliget wird, entstehen so gleich gewisse Regeln, die zur Bequemlichkeit solcher Liebeshändel eingerichtet sind. Der berühmte Gerichtshof, oder das Parlament der Liebe in Provence, entschied förmlich alle schwere Fälle von dieser Art.

In Spielgesellschaften werden, zur Einrichtung des Spieles, Gesetze erfordert, und diese Gesetze sind bey jedem Spiele verschieden. Ich gestehe es, der Grund dieser Gesellschaften ist nichtswürdig; und die Gesetze sind größtentheils wo nicht ganz und gar widersinnig und willkührlich. In sofern ist ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und den Gesetzen der Gerechtigkeit, der Treue, und des bürgerlichen Gehorsams. Die allgemeinen Gesellschaften der Menschen werden unumgänglich erfordert, wofern die Menschen bestehen sollen, und der öffentliche Nutzen, der die Sittlichkeit einrichtet, hat in der Natur des Menschen und der Welt, worinn er lebet, einen unumstößlichen Grund. In diesen Absichten also ist die Vergleichung sehr unvollkommen. Bloß das können wir daraus lernen, daß Regeln allezeit nothwendig sind, wenn die Menschen mit einander etwas zu schaffen haben.

Sie können sich so gar ohne Regeln nicht auf der Landstraße vorbey fahren. Fuhrleute, Kutscher und Postknechte haben Gesetze, nach welchen sie einander ausweichen, und diese Gesetze sind vornehmlich auf ihrer allgemeinen Bequemlichkeit gegründet. Bisweilen sind sie auch willkührlich, oder hängen höchstens von einer Art eigensinniger Analogie ab, wie viele Schlüsse und Ausführungen der Rechtsgelehrten *.

Um

* Daß die leichtere Maschine der schwerern ausweicht, und wenn sie von gleicher Art sind, daß

Um die Sache noch weiter zu führen, können wir anmerken, daß es den Menſchen ſo gar unmöglich iſt, ſich ohne Ordnungen und Geſetze, und ohne einen Begriff der Gerechtigkeit und Ehre, unter einander zu ermorden. Der Krieg hat ſeine Geſetze ſowol als der Friede; und ſelbſt die ſcherzhafte Art des Krieges unter Ringern, Balgern und Klopffechtern, wird nach feſtgeſetzten Grundſätzen und Anordnungen eingerichtet. Der gemeinſchaftliche Vortheil und Nutzen muß nothwendig eine Regel des Rechts und Unrechtes zwiſchen den Parteyen aufbringen.

daß die leere der beladenen ausweicht. Dieſe Regel gründet ſich auf die Bequemlichkeit. Daß diejenigen, die nach der Hauptſtadt gehen, vor denen, die zurück kommen, den Vorzug haben; dieſes ſcheint auf eine Idee von der Würde der Hauptſtadt und des Vorzuges der zukünftigen vor dem vergangenen gegründet zu ſeyn. Aus gleicher Urſache giebt die rechte Hand, unter den Fußgängern, ein Recht an der Wand zu gehen, und dieſes Geſetz beugt dem Drängen und Stoßen vor, welches für friedfertige Leute ſehr unbequem und unangenehm iſt.

Der fünfte Abschnitt.

Warum das,

was nützlich ist, gefällt.

Erster Theil.

Wenn wir das Lob, das wir den geselligen Tugenden beylegen, auf die Rechnung ihres Ruhmes schreiben: so scheint dieses ein so natürlicher Gedanke zu seyn, daß man erwarten sollte, denselben bey allen moralischen Schriftstellern, als den vornehmsten Grund ihrer Schlüsse und Untersuchungen, anzutreffen. Im gemeinen Leben sehen wir, daß man sich allezeit auf den Umstand des Nutzens beruft; und man glaubet nicht, daß man einem Menschen ein gröſseres Lob geben könne, als wenn man zeiget, daß er dem gemeinen Wesen nützlich gewesen, und wenn man die Dienste herzählet, die er dem menschlichen Geschlechte und der Gesellschaft geleistet hat. Was ist es nicht selbst für ein lobloses Ding für ein Lob, wenn es durch die Regelmäßigkeit und Zierlichkeit seiner Theile zu nützlichen Absichten nicht ungeschickt wird! Und wie vollkommen wird eine Unregelmäßigkeit oder eine anscheinende Häßlichkeit gerechtfertiget, wenn wir zeigen

zeigen können, daß diese besondere Einrichtung erfordert ward, um den vorgesetzten Endzweck zu erreichen. Ein Schiff, woran das Vordertheil weiter und ausgedehnter ist, als das Hintertheil, scheint einem Künstler, oder einem Menschen, der sich nur einigermaßen auf die Schifffahrt versteht, weit schöner zu seyn, als wenn es wider alle Gesetze der Mechanik mit einer genauen geometrischen Regelmäßigkeit gebauet wäre. Ein Gebäude, dessen Fenster und Thüren vollkommene Vierecke wären, würde eben durch diese Regelmäßigkeit das Auge beleidigen, weil es der menschlichen Figur, zu deren Gebrauche das Gebäude dienen soll, schlecht angemessen ist. Wie können wir uns also verwundern, daß ein Mensch, dessen Handlungen und ganze Aufführung der Gesellschaft schädlich, und für einen jeden, der mit ihm zu schaffen hat, gefährlich und beleidigend ist, aus dieser Ursache ein Gegenstand des Mis-allens ist, und einem jeden, der ihn sieht, Empfindungen des Ekels und Hasses einflößet *.

Aber

* Wir müssen uns nicht einbilden, daß, weil ein lebloser Gegenstand eben sowol, als ein Mensch, nützlich seyn könne derselbe nach diesem System auch das Beywort tugendhaft verdienen müsse. Die Empfindungen, die durch die Nutzbarkeit erreget werden, sind in den beyden Fällen sehr unterschieden; mit der einen ist Neigung, Hochachtung, Beyfall u. s. f. vermischt, nicht aber mit der andern. Auf gleiche Art kann ein lebloser Gegenstand eine gute Farbe

Aber vielleicht hat die Schwierigkeit von dieſen Wirkungen der Nutzbarkeit und ihres Gegentheils den Grund anzugeben, die Philoſophen abgehalten, dieſelben in ihre moraliſchen Lehrgebäude

und ein ſchönes Verhältniß ſewol als ein menſchlicher Körper haben. Aber können wir uns jemals in den erſten verlieben? Es giebt ſehr viele Leidenſchaften und Empfindungen, wovon, vermöge der urſprünglichen Einrichtung der Natur, denkende vernünftige Weſen die einzigen gehörigen Gegenſtände ſind: und wenn gleich eben dieſelbigen Eigenſchaften unempfindlichen lebloſen Weſen beygeleget werden: ſo können ſie doch nicht eben dieſelbigen Empfindungen einflößen. Die wohlthätigen Eigenſchaften der Kräuter und Mineralien werden zwar bisweilen Tugenden genannt; aber dieſes iſt eine Wirkung des Eigenſinns der Sprache, worauf man bey philoſophiſchen Unterſuchungen nicht ſehen muß. Denn wenn gleich eine Art des Beyfalls ſelbſt lebloſen Gegenſtänden, wenn ſie wohlthatig ſind, zugeſtanden wird: ſo iſt doch derſelbe ſo ſchwach, und von dem Beyfalle, den man wohlthätigen Obrigkeiten oder Staatsleuten giebt, ſo unterſchieden, daß man ſie nicht in eben die Claſſe, oder unter eben die Benennung, bringen muß.

Eine ſehr geringe Veränderung des Gegenſtandes, ſelbſt wenn auch eben dieſelben Eigenſchaften beybehalten werden, kann eine Empfindung vernichten. So bringt einerley Schönheit, wenn ſie auf ein anderes Geſchlecht übergetragen wird, nicht mehr eben dieſelbige verliebte Leidenſchaft hervor, wofern die Natur nicht äußerſt verderbt iſt.

bäude aufzunehmen, und ſie vermocht, zur Erklärung des ſittlichen Guten und Böſen, ſich eines andern Grundes zu bedienen. Aber es iſt keine rechtmäßige Urſache, einen Grund zu verwerfen, den die Erfahrung beſtätiget, weil wir ſeinen Urſprung nicht gehörig und zureichend angeben, noch im Stande ſind, ihn in andere allgemeinere Gründe aufzulöſen. Und wenn wir der gegenwärtigen Materie nur ein wenig nachdenken wollten: ſo würden wir nicht verlegen ſeyn, wie wir von dem Einfluſſe der Nutzbarkeit Rechenſchaft geben, und denſelben aus Grundſätzen herleiten ſollten, die am bekannteſten ſind, und am allgemeinſten in der menſchlichen Natur angenommen werden.

Aus der in die Augen fallenden Nutzbarkeit der geſelligen Tugenden haben die Scepticker, beyde die alten und neuern, den Schluß machen wollen, daß alle moraliſche Unterſcheidungen aus der Erziehung herrühren, und durch die Künſte der Staatsleute zuerſt erfunden und hernach aufgemuntert und befördert worden, um die Menſchen biegſamer zu machen, und ihre natürliche Frechheit und Eigennützigkeit zu zähmen, wodurch ſie zur Geſellſchaft unfähig gemacht wurden. Man muß in der That geſtehen, daß dieſer Grund der Erziehung und des Unterrichtes in ſofern einen mächtigen Einfluß hat, daß dadurch die Empfindung des Abſcheues oder des Beyfalls oft weit über ihr natürliches Maaß könne vermehret oder verringert werden; und daß ſo gar

in besondern Fällen dadurch, ohne einen natürlichen Grund, eine neue Empfindung von dieser Art könne hervorgebracht werden; wie man bey allen abergläubischen Gebräuchen und Beobachtungen deutlich wahrnimmt; aber daß alle moralische Neigungen oder Abneigungen diesen Ursprung haben, wird kein vernünftiger Nachforscher jemals zugestehen können. Hätte die Natur nicht solche Unterscheidungen gemacht, und sie auf die ursprüngliche Bildung und Einrichtung der Seele gegründet: so würden die Worte, ehrwürdig und schändlich, liebenswürdig und verhaßt, edel und verächtlich, nie in einer Sprache Statt gefunden haben; und es wäre den Staatsleuten, wenn sie diese Ausdrücke erfunden hätten, nie möglich gewesen, sie verständlich zu machen, oder ihren Zuhörern dadurch einige Begriffe beyzubringen. Es kann also nichts schlechter und mehr obenhin gedacht seyn, als dieses Paradoxon der Scepticker; und es wäre zu wünschen, daß wir die Anfälle und Spöttereyen dieser Secte in den tiefsinnigen Wissenschaften der Logik und Metaphysik eben so leicht abweisen könnten, als in den thätigern und verständlichern Wissenschaften der Staatskunst und der Sittenlehre.

Man muß also zugeben, daß die geselligen Tugenden eine natürliche Schönheit und Liebenswürdigkeit haben, die zuerst vor allem Unterrichte und Erziehung vorher geht, und sie der Hochachtung der ununterrichteten Menschen anpreist,

und

und ihnen ihre Neigung erwirbt. Und da die Nutzbarkeit dieser Tugenden der vornehmste Umstand ist, dem sie ihr Verdienst zu danken haben: so folget, daß der Endzweck, den sie zu befördern dienen, auf einige Art uns angenehm seyn, und unsere natürliche Neigung angreifen müsse. Es muß derselbe entweder aus Betrachtungen des Eigennutzes, oder aus großmüthigen Bewegungsgründen und Betrachtungen gefallen.

Man hat oft behauptet, daß, weil ein jeder Mensch in einer starken Verbindung mit der Gesellschaft steht, und die Unmöglichkeit allein und für sich zu bestehen einsieht, er aus dieser Ursache alle die Gewohnheiten und Grundsätze liebgewinne, welche die Ordnung in der Gesellschaft befördern, und ihm den ruhigen Besitz eines so unschätzbaren Glücks versichern. So hoch wir unsere eigene Glückseligkeit und Wohlfahrt schätzen, so hoch müssen wir auch die Ausübung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit schätzen, wodurch allein das gesellige Band erhalten werden, und ein jeder die Früchte des allerseitigen Beystandes und Schutzes einernden kann.

Dieser Lehrbegriff, wodurch die Sittlichkeit aus der Selbstliebe und aus dem Eigennutze hergeleitet wird, ist von der Art, daß man leicht darauf gerathen kann, und er ist nicht ganz und gar aus den muthwilligen Einfällen und dem Spiegelfechten der Scepticker entstanden. Damit ich keine andere anführe, so hat Polybius eine der ernsthaftesten, vernünftigsten und sitt-

lichsten Schriftsteller des Alterthums, von allen unsern Empfindungen der Tugend diesen eigennützigen Ursprung angegeben *. Aber obgleich der gründliche, practische Verstand dieses Schriftstellers, und sein Widerwillen gegen alle eitle Spitzfindigkeiten, seinem Ansehen in dieser Sache ein großes Gewicht geben; so ist dieses doch keine Sache, die sich durch das Ansehen entscheiden läßt, und die Stimme der Natur und der Erfahrung scheinen der eigennützigen Theorie deutlich zu widersprechen.

Wir preisen oft tugendhafte Handlungen, die in sehr entfernten Zeitaltern, und in weit entlegenen Ländern vollbracht sind, wo der äußerste Scharfsinn der Einbildungskraft keinen Schein eines Eigennutzes zu entdecken, noch einen Zusammenhang unserer gegenwärtigen Glückseligkeit

* Der Ungehorsam gegen Aeltern wird von dem menschlichen Geschlechte gemisbilliget: προορωμενους το μελλον, και συλλογιζομενους οτι το παραπλησιον εκαστοις αυτων συγκυρησει. So auch aus einer gleichen Ursache die Undankbarkeit, (ob er gleich hierinn eine großmüthigere Betrachtung einzumischen scheint.) Συναγανακτουντας μεν τω πελας, αναφεροντας δ' επ' αυτους το παραπλησιον εξ ων υπογιγνεται τις εννοια παρεκαστω του καθηκοντος δυναμεως και θεωριας. Lib. 6 Cap. 4. Vielleicht wollte auch der Geschichtschreiber weiter nichts sagen, als daß unsere Sympathie und Menschlichkeit lebhafter werde, wenn wir die Aehnlichkeit unsers Zustandes mit dem Zustande der leidenden Person betrachten, welches ein richtiger Gedanke ist.

keit und Sicherheit mit Begebenheiten, die so weit von uns entfernet sind, einzusehen vermag.

Eine großmüthige, eine tapfere und edle That, die von einem Feinde vollbracht ist, fordert unsern Beyfall auf, wenn wir gleich einsehen, daß sie in ihren Folgen unserm besondern Vortheile schädlich seyn können.

Wo sich ein besonderer Vortheil mit der allgemeinen Neigung für die Tugend vereiniget, da entdecken und gestehen wir leicht die Mischung dieser verschiedenen Empfindungen, die sehr verschieden gefühlet werden, und einen sehr unterschiedenen Einfluß auf das Gemüth haben. Wir rühmen vielleicht mit mehrerer Freudigkeit, wenn die großmüthige, menschliche Handlung zu unserm besondern Vortheile beyträgt, aber dasjenige, das wir zum Grunde unserer Lobsprüche legen, ist sehr weit von diesem Umstande entfernet. Wir versuchen sogar andere zu unserer Meynung über zu bringen, ohne uns zu bemühen, sie zu überzeugen, daß sie einigen Vortheil von den Handlungen einernbten, die wir ihrer Hochachtung und ihrem Beyfalle empfehlen.

Man entwerfe das Muster eines preiswürdigen Characters, und gebe demselben alle moralische Tugenden, die am liebenswürdigsten sind: man gebe Fälle an, wo sie sich auf eine ausnehmende und außerordentliche Art äußern; man wird für diesen Character sogleich die Hochachtung und den Beyfall aller seiner Zuhörer gewinnen, die sich nicht einmal darum bekümmern

werden, zu welcher Zeit und in welchem Lande die Person, die diese edlen Eigenschaften besessen, gelebet habe; ein Umstand, der doch für die Eigenliebe und für die Sorge für unsere persönliche Glückseligkeit der allerwesentlichste und wichtigste ist.

Es war einsmal ein Staatsmann bey einem Streite der Parteyen, so mächtig, daß er durch seine Beredtsamkeit die Verbannung eines geschickten Gegners auswirkte, dem er in geheim folgte, ihm sein Geld, zu seinem Unterhalte im Elende, anboth, und ihn durch allerhand Trostgründe über sein Unglück beruhigte. Worauf der verbannte Staatsmann ausrief: **Ach, wie ungern muß ich meine Freunde in dieser Stadt verlassen, wo die Feinde selbst so grosmüthig sind!** Hier gefiel ihm die Tugend, obgleich in einem Feinde: und auch wir geben derselben den gerechten Tribut des Ruhms und des Beyfalls, auch wiederrufen wir diese Empfindungen nicht, wenn wir hören, daß diese Handlung in Athen vor ungefähr zwey tausend Jahren geschehen, und daß die Personen **Eschines** und **Demosthenes** geheißen haben.

Was geht mich das an? Es sind wenig Gelegenheiten, wo man diese Frage nicht mit Recht anbringen kann: und hätte sie den allgemeinen, unfehlbaren Einfluß, den man ihr zuschreibt, so würde sie jede Schrift, jede Unterredung lächerlich machen, worinn Menschen und Sitten gepriesen oder getadelt werden.

Es

Es iſt nur eine ſchwache Ausflucht, wenn man, um dieſen Erfahrungen und dringenden Beweiſen auszuweichen, vorgiebt, daß wir uns durch die Stärke der Einbildungskraft, in entfernte Zeiten und Länder verſetzen, und den Vortheil betrachten, den wir von dieſen Charactern würden eingeerndtet haben, wenn wir die Zeitgenoſſen dieſer Perſonen geweſen wären, oder einigen Umgang mit ihnen gehabt hätten. Es läßt ſich nicht begreifen, wie eine wirkliche Empfindung oder Leidenſchaft aus einem dafür erkannten, eingebildeten Vortheile jemals entſtehen könne; vornehmlich wenn wir unſern wirklichen Vortheil dabey immer vor Augen haben, und oft geſtehen, daß er gänzlich von dem eingebildeten unterſchieden, und demſelben ſogar bisweilen entgegen geſetzet ſey.

Ein Menſch, der an den Rand eines Abgrundes gebracht iſt, kann, ohne zu zittern, nicht herab ſehen; und die Empfindung einer eingebildeten Gefahr bewegt ihn, wenn er gleich von ſeiner wirklichen Sicherheit überzeuget iſt. Aber hier kömmt die Gegenwart eines rührenden Gegenſtandes der Einbildungskraft zu Hülfe; und doch kann ſie nichts ausrichten, wenn ihr nicht gleichfalls auch die Neuigkeit und der ungewöhnliche Anblick des Gegenſtandes zu Hülfe kömmt. Die Gewohnheit macht uns die Höhen und Abgründe bald erträglich, und entkräftet dieſen falſchen und täuſchenden Schrecken. Das Gegentheil nehmen wir wahr, wenn wir Cha-

racteren und Sitten schätzen, und je mehr wir uns zu einer genauen Erforschung moralischer Eigenschaften gewöhnen, ein desto zärteres Gefühl von dem geringsten Unterschiede zwischen Laster und Tugend erlangen wir. Wir haben so oft Gelegenheit im gemeinen Leben, alle Arten von moralischen Entscheidungen zu fällen, daß kein Gegenstand von dieser Art uns neu und ungewöhnlich seyn kann; es könnten sich auch keine falsche Aussichten oder Vorurtheile gegen eine so gemeine und bekannte Erfahrung erhalten. Da Erfahrung und Gewohnheit hauptsächlich die Verbindungen der Ideen bilden: so ist es unmöglich, daß eine solche Verbindung der Ideen, die diesen Gründen gerade entgegen steht, statt haben, und sich erhalten könne.

Die Nutzbarkeit ist angenehm und gewinnt unsern Beyfall. Dieses ist eine Sache, die wirklich geschieht, und die die tägliche Erfahrung bestätiget. Aber, nützlich? wozu? gewiß, zu irgend eines Menschen Besten. Zu welches Besten dann? Nicht bloß zu unserm eigenen Besten: denn unser Beyfall erstrecket sich sehr oft weiter. Es muß also zum Besten derer jenigen seyn, denen der Character oder die Handlung, die wir billigen, zum Vortheile gereichet; und wir können sicher schließen, daß diese, so entfernet sie auch seyn mögen, uns nicht gänzlich gleichgültig sind. Wenn wir diesen Grund eröffnen, werden wir das große Geheimniß der moralischen Unterscheidungen entdecken.

Zwey-

Zweyter Theil.

Die Selbſtliebe iſt in der menſchlichen Natur ein Grundtrieb von ſo ausgedehnter Kraft, und der Vortheil einer jeden einzelnen Perſon iſt überhaupt mit dem Vortheile der ganzen Geſellſchaft ſo genau verknüpfet, daß die Philoſophen zu entſchuldigen waren, die ſich einbildeten, daß alle Sorge für das gemeine Weſen ſich vielleicht in eine Sorge und Aufmerkſamkeit für unſere eigene Glückſeligkeit und Erhaltung auflöſen laſſe. Sie ſahen alle Augenblicke Beyſpiele des Beyfalls oder Tadels, des Vergnügens oder Misvergnügens über Charactere und Handlungen; ſie nannten die Gegenſtände dieſer Empfindungen **Tugenden** oder **Laſter**; ſie bemerketen, daß die erſten auf die Vermehrung der Glückſeligkeit, und die letztern auf das Elend der Geſellſchaft abzieleten; ſie fragten, ob es möglich ſey, daß wir eine allgemeine Sorge für die Geſellſchaft, oder eine uneigennützige Empfindung von der Wohlfahrt oder der Beleidigung anderer Menſchen haben können; ſie fanden, daß es einfach ſey, alle dieſe Empfindungen als Arten der Selbſtliebe zu betrachten: und ſie entdeckten zum wenigſten einen Vorwand für dieſen einfachen Grund in der genauen Verknüpfung, die man zwiſchen der Geſellſchaft und einer jeden einzelnen Perſon entdecket.

Aber ungeachtet dieſer häufigen Verwirrung der Vortheile, ſo iſt es doch leicht, zu demjenigen

gen zu gelangen, was die Naturlehrer, nach dem Lord Bacon, das Experimentum crucis genannt haben, oder zu dem Experimente, das uns den Weg zeiget, den wir bey einem Zweifel, oder bey einer Unschlüßigkeit, einschlagen sollen. Wir haben Beyspiele gefunden, wo der besondere Vortheil von dem allgemeinen abgesondert, und wo er so gar demselben zuwider war: und doch bemerkten wir, daß das moralische Gefühl fortdauerte, ungeachtet dieser Trennung der Vortheile. Und wo diese verschiedenen Vortheile auf eine merkliche Art zusammen kamen, da fanden wir allezeit einen merklichen Anwachs des Gefühls, und eine wärmere Neigung für die Tugend und einen lebhaftern Abscheu gegen das Laster, oder das, was wir eigentlich Dankbarkeit und Rache nennen. Durch diese Beyspiele gezwungen, müssen wir der Theorie absagen, die die Selbstliebe, als den Grund alles moralischen Gefühls, angiebt. Wir müssen eine allgemeinere Neigung annehmen, und zugestehen, daß die Vortheile der Gesellschaft an und für sich selbst betrachtet, uns nicht ganz gleichgültig sind. Die Nutzbarkeit ist bloß eine Abzweckung zu einer gewissen Absicht; und es ist ein offenbarer Widerspruch, daß ein Ding als ein Mittel zu einer Absicht gefalle, wo uns die Absicht oder der Endzweck selbst auf keine Weise rühret oder angeht. Ist also die Nutzbarkeit eine Quelle des moralischen Gefühls, und wird diese Nutzbarkeit nicht allemal mit einer Beziehung auf uns selbst betrachtet; so folget,

daß

daß jede Sache, die zu der Glückseligkeit der Gesellschaft beyträgt, sich von selbst unserm Beyfalle und unserer Neigung empfehle. Hier ist ein Grundsatz, der großentheils den Ursprung der Sittlichkeit bestimmet, und warum sollen wir dunkle und entfernte Lehrgebäude aufsuchen, da ein so leichtes und natürliches sich uns darbiethet *.

Haben wir einige Schwierigkeit, die Stärke der Menschlichkeit und des Wohlwollens zu begreifen? oder uns vorzustellen, daß selbst der Anblick

* Es ist unnöthig, unsere Untersuchungen so weit zu treiben, daß wir fragen, warum wir eine Menschlichkeit oder eine Sympathie mit andern haben. Genug, die Erfahrung lehret uns, daß dieses ein Grundtrieb in der menschlichen Natur sey. Wir müssen irgendwo in unserer Erforschung der Ursachen stehen bleiben; und es sind in jeder Wissenschaft einige allgemeine Gründe, über die wir keinen allgemeinern Grund finden können. Kein Mensch ist bey dem Glück und Elend anderer Menschen völlig gleichgültig. Das erstere wirket natürlicher Weise in ihm Vergnügen; und das andere Verdruß. Dieses findet ein jeder bey sich selbst. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich diese Gründe in einfachere und allgemeinere auflösen lassen, so viel Mühe man sich auch diesfalls geben möchte. Aber wenn es auch möglich wäre, so gehöret es hier nicht her. Und wir können diese Gründe sicher als ursprünglich (original) annehmen: und sind glücklich, wenn wir alle Folgen derselben zureichend deutlich und einleuchtend machen können.

Anblick der Glückſeligkeit, der Freude, des Wohlſeyns, Vergnügen gewähre; daß der Anblick des Schmerzens, der Leiden, und des Grams Verdruß in uns erregе? Das Geſicht des Menſchen, ſaget Horaz *, borget vom Geſichte des Menſchen Lächeln oder Thränen. Man bringe einen Menſchen in die Einſamkeit, er wird alles Vergnügens, außer das, was im Grübeln und Nachdenken beſteht, verlieren; und zwar darum, weil die Bewegungen ſeines Herzens durch übereinſtimmende Bewegungen in ſeinen Mitgeſchöpfen nicht befördert werden. Die Zeichen des Grams und der Trauer, ob ſie gleich willkührlich ſind, machen uns ſchwermüthig; aber die natürlichen Umſtände, Thränen und Geſchrey und Seufzer, flößen uns immer Mitleiden und Unruhe ein. Und wenn die Wirkungen des Jammers uns ſo lebhaft rühren, iſt es zu glauben, daß wir gegen die Urſache deſſelben ganz unempfindlich und gleichgültig ſind, wenn uns ein boshafter oder verrätheriſcher Character vorgeſtellet wird?

Laſſet uns annehmen, wir treten in ein bequemes, warmes und wohl eingerichtetes Zimmer; wir genießen nothwendiger Weiſe ein Vergnügen ſelbſt bey dem Anblicke deſſelben, weil es uns die gefallenden Ideen der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Genuſſes darſtellet. Der geſtrenge,

* Ut ridentibus arridеnt, ita flentibus adflent Humani vultus. *Hor.*

frene, wohl aufgeräumte, gut gesinnte Wirth läßt sich sehen. Gewiß dieser Umstand muß das Ganze verschönern; und wir können uns nicht leicht erwehren, mit Vergnügen an die Zufriedenheit zu gedenken, die einem jeden durch seinen Umgang und durch seine gute Dienste erwächst.

Seine ganze Familie drückt durch die Freyheit, durch die Ruhe, durch das Zutrauen und durch die stille Zufriedenheit, die über ihrer aller Gesichter verbreitet sind, ihre Glückseligkeit zur Genüge aus. Ich habe eine ergötzende Sympathie bey dem Anblicke so vieler Freude, und kann die Quelle derselben nie ohne die angenehmsten Regungen betrachten.

Er erzählet mir, daß ein ungerechter und mächtiger Nachbar sich bemühet hat, ihn aus dem Besitze seines Erbguts zu setzen, und daß er lange Zeit alle seine unschuldigen und geselligen Vergnügungen gestöret. Ich fühle sogleich einen Unwillen über eine solche Gewaltthätigkeit und Beleidigung in mir aufwallen.

Aber es ist kein Wunder, setzet er hinzu, daß ein Mann Privatpersonen beleidiget, der ganze Länder in die Knechtschaft gestürzet, Städte entvölkert, und Menschenblut auf dem Felde und auf der Blutbühne stromweise vergossen hat. Ein Grausen überfällt mich bey der Erblickung eines so großen Jammers, und ich werde von der stärksten Antipathie gegen den Urheber desselben hingerissen.

Ueberhaupt iſt es gewiß, daß, wo wir auch nur gehen, woran wir nur gedenken, oder womit wir uns beſchäfftigen mögen, jedes Ding uns eine Ausſicht vom menſchlichen Glücke oder Elende darſtellet, und in unſerer Bruſt eine ſympathetiſche Regung vom Vergnügen oder Verdruß hervor bringt. In unſern ernſthaften Beſchäfftigungen, in unſern ſorgenloſen Zeitvertreiben äuſſert dieſer Grundtrieb ſtets ſeine wirkſame Kraft.

Ein Menſch, der von dem Schauplatze tritt, wird ſogleich durch den Anblick einer ſo großen Menge, die an einem gemeinſchaftlichen Vergnügen Theil nimmt, gerühret, und fühlet ſelbſt durch dieſen Anblick belebt, eine größere Empfindlichkeit, oder Fähigkeit, von jeder Empfindung gerühret zu werden, die er mit ſeinen Mitgeſchöpfen theilet.

Er bemerket, daß die Schauſpieler durch den Anblick einer ſo zahlreichen Verſammlung von Zuſchauern belebt und zu einem Grade des Enthuſiasmus erhaben werden, worein ſie ſich in einem ruhigen oder einſamen Augenblicke nicht ſetzen können.

Jede Bewegung des Schauplatzes wird von einem geſchickten Dichter gleichſam durch eine Zauberey den Zuſchauern mitgetheilet, welche weinen, zittern, knirſchen, ſich freuen, und von allen den verſchiedenen Leidenſchaften erhitzet werden, die die verſchiedenen Perſonen des Schauſpiels in Bewegung ſetzen.

Wenn

Wenn wider unsere Wünsche ein trauriger Zufall das Glück der geliebten Personen unterbricht: so fühlen wir Angst und Kummer. Entsteht aber ihr Leiden aus der Verrätherey, Grausamkeit oder Tyranney eines Feindes: so empfinden wir die lebhafteste Rache gegen den Urheber dieser Unfälle.

Hier wird es für eine Beleidigung der Regeln der Kunst gehalten, wenn etwas kalt und gleichgültig vorgestellet wird. Ein entfernter Freund, oder ein Vertrauter, der nicht unmittelbar an der Catastrophe Theil nimmt, muß, wo möglich, von dem Dichter vermieden werden, weil durch eine solche Person den Zuschauern eine ähnliche Gleichgültigkeit mitgetheilet, und der Fortgang der Leidenschaften gehemmet wird.

Keine Art von Gedichten belustiget mehr, als Schäfergedichte; und ein jeder sieht, daß die Hauptquelle von den Vergnügungen derselben in den Bildern der sanften und zärtlichsten Ruhe besteht, die diese Gedichte in ihren Personen darstellen, und wovon sie den Lesern eine gleiche Empfindung mittheilen. Sannazarius, der die Scene dieser Gedichte an die Seeküste versetzte, wird wegen seiner Wahl getadelt, ob er uns gleich den prächtigsten Gegenstand in der Natur vorstellet. Die Idee der Mühseligkeit, der Arbeit und der Gefahr, so die Fischer auszustehen haben, erwecket Verdruß, vermöge einer unvermeidlichen Sympathie, wovon jede Vorstellung vom menschlichen Glücke oder Elende begleitet wird.

Als ich zwanzig Jahre alt war, saget ein französischer Dichter, wählete ich mir den Ovid; nun ich vierzig bin, erkläre ich mich für den Horaz. Es ist gewiß, wir werden weit leichter von Empfindungen eingenommen, die denen gleichen, die wir alle Augenblicke fühlen: aber keine Leidenschaft, wenn sie wohl vorgestellet ist, kann uns gänzlich gleichgültig seyn; weil es keine Leidenschaft giebt, wovon nicht ein jeder Mensch in sich selbst, wenigstens den Saamen und die ersten Gründe hat. Es ist das Geschäffte der Dichtkunst durch lebhafte Malerey und Beschreibung jeden Gegenstand zu nähern und ihm das Ansehen der Wahrheit und der Wirklichkeit zu geben: ein gewisser Beweis, daß, wo sich nur diese Wirklichkeit finden läßt, unser Gemüth eingerichtet sey, sich stark dadurch rühren zu lassen.

Eine neue Begebenheit, oder irgend eine Neuigkeit, die das Schicksal der Staaten, Provinzen, oder vieler einzelnen Personen betrifft, ist selbst für diejenigen, deren Wohlfahrt sie nicht unmittelbar angeht, ungemein einnehmend. Eine solche Nachricht wird schnell ausgebreitet, begierig angehöret, und mit Aufmerksamkeit und Mühe ausgeforschet. Bey dieser Gelegenheit scheint die Angelegenheit der Gesellschaft, einigermaßen die Angelegenheit einer jeden einzelnen Person zu seyn. Die Einbildungskraft wird gewiß eingenommen, obgleich die Leidenschaften, die erreget worden, vielleicht nicht allemal so stark

und

und dauerhaft ſind, daß ſie einen großen Einfluß in die Aufführung und das Verhalten haben.

Das Durchleſen einer Geſchichte ſcheint ein ruhiges Vergnügen zu ſeyn; es würde aber gar kein Vergnügen ſeyn, wenn nicht unſer Herz von Bewegungen klopfete, die mit denen Bewegungen harmoniren, die der Geſchichtſchreiber beſchreibt.

Thucydides und Gvicciardin unterhalten kaum unſere Aufmerkſamkeit, wenn der erſte die läppiſchen Scharmützel der kleinen Städte Griechenlandes, und der letzte die unſchädlichen Kriege der Stadt Piſa beſchreibt. Die wenigen Perſonen, auf deren Angelegenheit es ankömmt, und die kleinen Angelegenheiten ſelbſt, füllen weder die Einbildungskraft, noch erregen ſie die Neigungen. Der große Jammer des zahlreichen athenienſiſchen Heeres vor Syrakus; die Gefahr, die Venedig ſo nahe drohete, dieſe Dinge verurſachen Mitleiden, dieſe erregen Schrecken und Angſt.

Die gleichgültige, uneinnehmende Schreibart des Svetonius, und der meiſtermäßige Pinſel des Tacitus, beyde können uns von der grauſamen Bosheit des Nero oder des Tiberius überzeugen: aber welch ein Unterſchied von Empfindung! wenn der erſte die Begebenheiten kaltſinnig erzählet, und der andere die ehrwürdigen Bilder eines Soranus und eines Thraſea, vor Augen malet, die unerſchrocken in ihrem Schickſale, bloß durch den ſchmelzenden Gram ihrer Freunde

und Verwandten gerühret werden, welche Sympathie bewegt alsdann jedes menschliche Herz! welch ein Grimm gegen den unmenschlichen Tyrannen, dessen ungegründete Furcht oder ungereizte Bosheit eine solche abscheuliche Barbarey verursachte.

Bringen wir diese Dinge näher, entfernen wir allen Verdacht einer Erdichtung und eines Betruges; mit welcher Heftigkeit nehmen wir alsdenn Antheil, und wie viel mächtiger ist in manchen Fällen dieses Theilnehmen, als die eingeschränkten Neigungen der Selbstliebe und des Eigennutzes! Meutherenen des Pöbels, der Eifer der Partenen, ein geschworner Gehorsam gegen aufrührische Anführer; dieses sind die sichtbarsten, obgleich am wenigsten lobenswürdigen Wirkungen dieser geselligen Sympathie in der menschlichen Natur.

Wir bemerken, daß auch die Nichtigkeit des Gegenstandes nicht im Stande ist, uns gegen das, was das Bild einer menschlichen Empfindung und Neigung an sich trägt, ganz gleichgültig zu machen.

Wenn jemand stottert, oder eine schwere Aussprache hat: so rühret uns selbst diese geringe Unbequemlichkeit, und wir leiden für einen solchen Menschen. Und es ist eine Regel der Kunstrichter, daß eine jede Zusammensetzung der Sylben oder Buchstaben, die beym Hersagen Mühe verursachet, vermöge einer Art der Sympathie,

auch

auch dem Ohre hart und unangenehm klinge. Ja ſogar, wenn wir ein Buch mit den Augen durchlaufen, empfinden wir eine ſolche übelklingende Zuſammenſetzung, weil wir uns immer vorſtellen, daß es uns jemand herſage, und ſich mit der Ausſprache dieſer rauhen Töne quälen müſſe. So fein (delicate) iſt unſere Sympathie.

Bequeme und ungezwungene Stellungen und Bewegungen ſind immer ſchön; ein geſundes und ſtarkes Anſehen iſt angenehm; Kleider, die den Leib wärmen, ohne ihn zu belaſten, welche die Glieder bedecken, ohne ſie einzukerkern, ſitzen gut. Bey einem jeden Urtheile von der Schönheit kommen die Empfindungen und das Gefühl der Perſonen, bey denen ſie ſich findet, in Betrachtung, und theilen den Zuſchauern ähnliche Empfindungen vom Verdruß oder Vergnügen mit *. Was iſt es alſo für ein Wunder, daß wir über die Characters und Handlungen der Menſchen kein Urtheil fällen können, ohne dasjenige, worauf ſie abzielen, und die Glückſeligkeit und das Elend, das durch dieſelben der Geſellſchaft erwächſt, in Betrachtung zu ziehen? Welche Verbindung der Ideen würde jemals

* Decentior equus cuius aſtricta ſunt ilia; ſed idem velocior. Pulcher adſpectu ſit athleta, cuius lacertos exercitatio expreſſit; idem certamini paratior. Nunquam enim *ſpecies* ab *utilitate* dividitur. Sed hoc quidem diſcernere, modici iudicii eſt. *Quintilian.* Inſt. Lib. 8. cap. 3.

wirken können, wenn dieser Grund hier gänzlich unwirksam wäre *?

Wenn

* Nach Maaßgebung des Standes, worinn sich ein Mensch befindet, der Verhältnisse, worein er gesetzt ist, erwarten wir allezeit einen gröſsern oder geringern Grad des Guten von ihm, und tadeln ihn, wenn wir uns in dieser Erwartung betrogen finden, wegen seiner Unnützlichkeit; und noch weit mehr tadeln wir ihn, wenn sein Verhalten schädlich und nachtheilig ist. Wenn der Vortheil und die Angelegenheiten eines Landes mit dem Vortheile eines andern streiten: so schätzen wir die Verdienste eines Staatsmannes nach dem Guten oder Uebel, das seinem Vaterlande aus seinen Maaßregeln und Rathschlagen erwächst, ohne auf den Nachtheil zu sehen, den er seinen Feinden und Nebenbuhlern verseget. Seine Nebenbürger sind die Gegenstände, die uns am nächsten vor Augen liegen, wenn wir seinen Character bestimmen. Und da die Natur einem jeden eine vorzügliche Neigung zu seinem Vaterlande eingepflanzet hat: so erwarten wir niemals, daß er für die entfernten Nationen sorgen sollte, sobald der Vortheil derselben mit dem Besten seines Vaterlandes nur im geringsten streitet. Nicht zu gedenken, daß wir einsehen, daß alsdenn, wenn ein jeder das Beste seiner Gesellschaft in Betrachtung zieht, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechts besser befördert werde, als durch gar zu weitläuftige und unbestimmte Absichten auf das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts, woraus, aus Mangel eines gehörig eingeschränkten Gegenstandes,

an

Wenn ein Menſch, wegen einer kalten Unempfindlichkeit, oder wegen einer eingeſchränkten eigennützigen Gemüthsart, bey den Bildern menſchlicher Glückſeligkeit, oder menſchlichen Jammers ungerühret bleibt: ſo muß er auch auf gleiche Art gegen die Bilder des Laſters und der Tugend gleichgültig ſeyn. So wie man im Gegentheile allezeit findet, daß eine warme Theilnehmung an dem, was unſer Geſchlecht angeht, von einem feinen Gefühle aller moraliſchen Unterſcheidungen, von einer ſtarken Empfindlichkeit über das Unrecht, das den Menſchen zugefüget wird, und von einer lebhaften Billigung ihres Wohlſtandes begleitet wird. Ob man gleich bemerket, daß in dieſem Stücke ein Menſch vor dem andern einen großen Vorzug hat: ſo iſt doch niemand ſo vollkommen gleichgültig gegen das Wohlſeyn ſeiner Nebengeſchöpfe, daß er nach Beſchaffenheit oder verſchiedenen Abzweckungen und Folgen der Handlungen und Grundſätze, nicht einen Unterſchied zwiſchen dem moraliſchen Guten und Böſen einſehen ſollte. In der That, wie können wir uns von einem, der ein menſchliches Herz hat, vorſtellen, daß, wenn ein Character oder eine Aufführung, die ſeinem Geſchlechte und ſeiner Geſellſchaft vortheilhaft iſt, und zugleich ein anderer Character, der den Menſchen ſchädlich iſt, ihm zur Prüfung vorgeleget

an dem ſie ſich auslaſſen könnten, gar keine wohlthätige Handlung erfolgen könnte.

würde, er nicht einmal dem ersten einen kaltsinnigen Vorzug einräumen, noch das geringste Verdienst zugestehen werde? Man nehme an, daß ein solcher Mensch auch noch so eigennützig, noch so sehr auf seinen besondern Vortheil erpicht sey: so muß er doch in den Fällen, wo es auf seinen Vortheil nicht ankömmt, nothwendig einige Neigung zu dem Besten des menschlichen Geschlechts fühlen, und dasselbe vorziehen, wenn sonst auf beyden Seiten alles gleich ist. Sollte wohl ein Mensch, der spatzieren geht, eben so gern auf eines andern Kranken Zehen, wenn er keinen Streit mit ihm hat, als auf die harten Steine und auf das Pflaster treten? Gewiß, beydes ist nicht einerley. Wir ziehen ganz gewiß das Glück und das Elend anderer in Betrachtung, wenn wir die verschiedenen Bewegungsgründe zu einer Handlung abwägen, und neigen uns zu dem ersten, wenn keine besondere Absichten uns verführen, unsern eigenen Vortheil durch die Beleidigung und Verletzung anderer zu befördern. Und wenn diese Triebe der Menschlichkeit fähig sind, in vielen Fällen auf unsere Handlungen zu wirken: so müssen sie zu allen Zeiten einige Gewalt über unsere Empfindungen haben, und verursachen, daß wir überhaupt das billigen, was der Gesellschaft nützlich ist, und das tadeln, was gefährlich oder schädlich ist. Ueber die Stufen dieser Empfindungen läßt sich vielleicht streiten, aber die Wirklichkeit ihres Daseyns muß,

muß, meiner Meynung nach, in jedem Lehrbegriffe oder Systeme eingeräumet werden.

Ein gänzlich boshaftes und übel gesinntes Geschöpf, wo es dergleichen in der Natur giebt, müßte noch ärger, als bloß gleichgültig gegen die Bilder des Lasters und der Tugend seyn. Alle Empfindungen desselben müßten verkehrt, und denenjenigen, die unter den Menschen herrschen, gerade entgegen gesetzt seyn. Alles, was zu dem Wohl des menschlichen Geschlechts beyträgt, muß, weil es seinen beständigen Wünschen und Begierden zuwider läuft, Verdruß und Misfallen bey demselben erwecken; und im Gegentheile alles, was eine Quelle der Unordnung und des Elendes in der Gesellschaft ist, muß aus eben der Ursache von demselben mit Vergnügen und Wohlgefallen betrachtet werden. Timon, der wahrscheinlicher Weise mehr, wegen seiner angenommenen Verdrießlichkeit und Widerwillen, als wegen einer verhärteten Bosheit, der Menschenfeind genennet ward, umarmete, wie man saget, den Alcibiades mit großer Zärtlichkeit, und rief ihm zu: Glück zu, mein Sohn! erwirb dir das Zutrauen des Volkes, du wirst, ich sehe es zum voraus, demselben dereinst viel Unglück verursachen *. Könnten wir die zwey Principia der Manichäer annehmen, so würde unfehlbar folgen, daß ihre Empfindungen von den menschlichen Handlungen,

* *Plutarch.* in Alcib.

und überhaupt von allen Dingen, einander ganz entgegen gesetzet seyn müßten, und daß eine jede Ausübung der Gerechtigkeit und Menschenliebe wegen ihrer nothwendigen Folgen der einen Gottheit gefallen, und der andern mißfallen müßte. Alle Menschen gleichen insofern der guten Gottheit, daß sie alsdann, wenn weder Eigennutz, noch Rache, noch Neid ihre Gesinnungen verderbt, wegen ihrer natürlichen Menschenliebe allezeit geneigt sind, der Glückseligkeit, der Gesellschaft, und folglich der Tugend vor beyder Gegentheil, den Vorzug zu geben. Eine gänzliche, ungereizte, uneigennützige Bosheit hat vielleicht nie in einer menschlichen Brust Platz gefunden; oder wo es geschehen ist, da hat sie alle Empfindungen der Sittlichkeit, sowol als das Gefühl der Menschlichkeit, verkehren müssen. Wenn man zugiebt, daß die Grausamkeit des Nero völlig freywillig, und nicht vielmehr die Wirkung einer beständigen Furcht und Rache gewesen, so ist es offenbar, daß Tigellinus vorzüglich vor dem Seneca oder Burrhus seinen beständigen und einformigen Beyfall gehabt hat.

Einen Staatsmann oder Patrioten, der unserm Vaterlande, zu unserer Zeit, dienet, schätzen und lieben wir immer mehr, als einen andern, dessen wohlthätiger Einfluß sich in entfernten Zeiten oder bey entlegenen Völkern geäußert hat;

hat; wo das Gute, das aus ſeiner großmüthigen Menſchenliebe gefloſſen, uns dunkler ſcheint, und eine nicht ſo lebhafte Sympathie in uns hervorbringt, weil es weniger mit uns verbunden iſt. Wir können geſtehen, daß beyder Verdienſt gleich groß ſey; ob gleich unſere Empfindungen in beyden Fällen nicht zu einer gleichen Höhe ſteigen. Die Beurtheilungskraft verbeſſert hier die Ungleichheiten unſerer innern Regungen und Empfindungen; auf eben die Art, wie uns dieſelbe bey den verſchiedenen Abweichungen und Ungleichheiten der Bilder, die unſern äußern Sinnen vorgeſtellet werden, vor Irrthümern bewahret. Wenn wir einerley Gegenſtand in einer doppelten Entfernung ſehen, ſo wirft derſelbe in der That ein Bild, das nur halb ſo groß iſt, in unſer Auge; und doch bilden wir uns ein, daß der Gegenſtand bey der einfachen und doppelten Entfernung gleiche Größe habe; weil wir wiſſen, daß das Bild deſſelben, wenn wir näher hinzu treten, ſich unſern Sinnen erweitern und ausdehnen wird, und daß der Unterſchied nicht in dem Gegenſtande, ſondern in unſerer Lage gegen denſelben, beſtehe. Und in der That, ohne eine ſolche Verbeſſerung des Anſcheins, beydes bey dem innern und äußern Gefühle würden die Menſchen über keinen Vorwurf gleichförmig und auf eine beſtändige Art denken oder reden können; indem ihre veränderlichen Stellungen eine beſtändige Veränderung bey den Gegenſtänden hervorbringen,

bringen, und sie in ganz verschiedene Gesichtspuncte und Lagen bringen würden *.

Je mehr wir mit den Menschen umgehen, und je größer die gesellige Unterhandlung ist, die wir mit ihnen unterhalten, desto bekannter und geläufiger werden uns die allgemeinen Vorzüge

* Aus einer gleichen Ursache sehen wir bey unsern moralischen Entscheidungen, oder allgemeinen Urtheilen, auf die Abzweckungen, der Handlungen und Characterе, nicht auf ihre zufällige Folgen; ob wir gleich nach unserm wirklichen Gefühle, uns nicht erwehren können, einen Tugendhaften, der, vermöge seines Standes, der Gesellschaft wirklich nützlich ist, höher zu schätzen, als einen andern, der die geselligen Tugenden bloß durch gute Absichten und wohlgesinnte Neigungen ausübet. Wenn wir den Character, vermöge einer leichten und nothwendigen Anwendung des Gedankens, von dem Glücke absondern: so erklären wir diese Personen für gleich, und geben beyden einerley allgemeines Lob. Die Urtheilskraft verbessert oder bemühet sich den Anschein zu verbessern; aber sie kann das Gefühl doch nicht ganz überwältigen.

Warum saget man, daß ein Pfirschbaum besser sey, als ein anderer? Aus keiner andern Ursache, als weil er mehr oder bessere Früchte bringt. Und würde man ihm nicht eben dasselbe Lob geben, wenn gleich Vögel oder Ungeziefer die Frucht verderbt hätten, ehe sie zur Reife kommen können? Heißt es in der Moral nicht gleichfalls: Der Baum wird an seinen Früchten erkannt? Und können wir nicht in einem Falle sowol, als in dem andern, einen Unterschied zwischen der Natur und dem Zufalle machen?

züge und Unterſcheidungen, ohne welche wir uns einander unſere Geſpräche und Unterredungen kaum verſtändlich machen könnten. Ein jeder hat einen ihm beſondern Vortheil, und man kann ſich nicht vorſtellen, daß die Abneigungen und Begierden, die daraus entſpringen, andere in gleicher Maaße rühren. Da die allgemeine Sprache alſo zum allgemeinen Gebrauche gebildet iſt, ſo muß ſie nach allgemeinen Ausſichten gemodelt ſeyn, und die Beywörter, die Lob und Tadel ausdrücken, denen Empfindungen gemäß austheilen, die aus den allgemeinen Angelegenheiten und Vortheilen des gemeinen Weſens entſpringen. Und wenn dieſe Empfindungen bey den meiſten Menſchen nicht ſo ſtark ſind, als diejenigen, die ſich auf ihren beſondern Vortheil beziehen; ſo mußten doch, vermöge derſelben, auch die verderbteſten und eigennützigſten Menſchen einige Unterſcheidung machen, und mit einem wohlthätigen Verhalten den Begriff des Guten, und mit dem Gegentheile deſſelben den Begriff des Böſen verknüpfen. Wir wollen es zugeben, daß die Sympathie viel ſchwächer ſey, als unſere Sorge für uns ſelbſt, und daß die Sympathie mit Perſonen, die uns fremd ſind, weit ſchwächer ſey, als die Sympathie mit Leuten, die uns nahe angehen; aber eben aus dieſer Urſache iſt es nothwendig, daß wir in unſern ruhigen Beurtheilungen und Unterſuchungen über die Charactere der Menſchen alle dieſe Unterſcheidungen aus den Augen ſetzen, und unſere Empfindun-

pfindungen patriotiſcher und geſelliger machen. Außer, daß wir in dieſem Stücke unſere Lage oft verändern, treffen wir täglich Perſonen an, die ſich in einer andern Lage befinden, als wir, und die niemals auf eine billige Art mit uns umgehen könnten, wenn wir ſtets in der Lage und in dem Geſichtspuncte bleiben wollten, der uns eigen iſt. Die Unterhandlung alſo oder Gemeinſchaft der Empfindungen in der Geſellſchaft und im Umgange macht, daß wir ein allgemeines unveränderliches Richtmaaß annehmen, wornach wir Charactere und Sitten billigen, oder misbilligen können. Und obgleich das Herz an dieſen allgemeinen Begriffen nicht völligen Antheil nimmt, noch allen ſeine Liebe und ſeinen Haß, nach dem allgemeinen abgezogenen Unterſchiede des Laſters und der Tugend, ohne einige vorzügliche Achtung für uns ſelbſt, oder für die Perſonen, mit denen wir in einer genauern Verbindung ſtehen: ſo haben doch dieſe moraliſche Unterſcheidungen einen beträchtlichen Einfluß, und ſind, da ſie zum wenigſten zur Unterredung zureichen, zur Erreichung aller unſerer Abſichten im Umgange auf der Kanzel, auf dem Schauplatze und in den Schulen beförderlich *.

In

* Es iſt eine weiſe Anordnung der Natur, daß beſondere Verbindungen gemeiniglich allgemeine Ausſichten und Betrachtungen überwiegen, denn ſonſt würden unſere Neigungen und Handlungen aus Mangel eines gehörig eingeſchränkten Gegenſtandes, zerſtreuet und verloren werden.

In welchem Lichte wir also diese Materie betrachten mögen: so scheint das Verdienst, das den geselligen Tugenden zugeschrieben wird, stets einförmig, und entsteht hauptsächlich aus der Achtung, die wir, vermöge der natürlichen Empfindung des Wohlwollens, für den Vortheil und das Beste des menschlichen Geschlechts und der Gesellschaft hegen. Wenn wir die Triebfedern des menschlichen Baues betrachten, so, wie wir sie durch tägliche Erfahrung und Bemerkung wahrnehmen: so müssen wir a priori schließen, daß ein solches Geschöpf, wie der Mensch ist, unmöglich gegen das Wohl und das Elend seiner Mitgeschöpfe gleichgültig seyn könne, und daß es unmöglich sey, daß ein Mensch, wofern ihn nichts auf eine besondere Seite lenket, nicht von selbst und ohne eine weitere Betrachtung dasjenige, das die Glückseligkeit anderer Menschen befördert, für gut, und das, was zu ihrem Unglücke abzielet, für böse erklären sollte. Hier ist also wenigstens ein schwacher Abriß einer allgemeinen

den. So erreget eine kleine Wohlthat, die uns selbst, oder unsern nächsten Freunden, erwiesen ist, lebhaftere Empfindungen der Liebe und des Beyfalls, als eine große Wohlthat, die einem entfernten Staate erzeiget worden. Aber auch hier wissen wir, wie bey allem sinnlichen Gefühle, durch Nachdenken diese Ungleichheiten zu verbessern, und behalten ein allgemeines Richtmaaß des Lasters und der Tugend, das sich hauptsächlich auf allgemeine Nutzbarkeit gründet.

meinen Unterscheidung der Handlungen; und in der Maaße, wie man annimmt, daß die Menschlichkeit einer Person wächst, daß ihre Verbindung mit beleidigten oder glücklich gemachten Menschen stärker wird, und ihre Vorstellungen von ihrem Elende, oder ihrer Glückseligkeit lebhafter werden; in eben dem Maaße erlanget der hierauf folgende Tadel oder Beyfall bey einer solchen Person mehrere Stärke und Kräfte. Es ist nicht nothwendig, daß eine großmüthige That, die in einer alten Geschichte oder in einem auswärtigen Zeitungsblatte bloß erwähnet wird, ein starkes Gefühl des Beyfalls oder der Bewunderung mittheile. Wenn die Tugend in eine solche Entfernung gesetzt ist: so gleicht sie einem Fixsterne, der, wenn er gleich dem Auge des Verstandes eben so helle scheinen mag, als die mittägliche Sonne, doch so unendlich weit entfernet ist, daß er die Sinnen weder durch Licht noch durch Hitze rühret. Man bringe diese Tugend näher, man mache uns mit den Personen bekannt, oder verbinde uns mit ihnen, oder nähere auch die Tugend nur durch eine beredte Erzählung des Falles, worauf es ankömmt: sogleich wird unser Herz eingenommen, unsere Sompathie belebt, und unser kaltsinniger Beyfall in die wärmsten Empfindungen der Freundschaft und Hochachtung verwandelt. Dieses scheinen nothwendige und unfehlbare Folgen der allgemeinen Triebfedern der menschlichen Natur zu seyn, so

wie

wie sie sich im gemeinen Leben und in den Handlungen entdecken lassen.

Hinwiederum kehre man diese Betrachtungen und Schlüsse um, man betrachte die Sache a posteriori, man erwäge die Folgen, und untersuche, ob das Verdienst aller geselligen Tugenden nicht aus dem Gefühle der Menschlichkeit herzuleiten sey, das es allen denen, die es wahrnehmen, einflößet und mittheilet. Es ist offenbar, daß es wirklich geschieht, und daß es die Erfahrung bestätiget, daß der Umstand der Nutzbarkeit bey allen Gegenständen eine Quelle des Lobes und Beyfalls ist; daß man sich in allen moralischen Aussprüchen über das Verdienst oder die Sträflichkeit einer Handlung auf denselben beruft; daß er die einzige Quelle der großen Achtung ist, die der Gerechtigkeit, der Treue, der Ehre, dem bürgerlichen Gehorsame und der Keuschheit gezollet wird; daß er sich von allen andern geselligen Tugenden, von der Menschlichkeit, Großmuth, Mildthätigkeit, Leutseligkeit, Gelindigkeit, von dem Mitleiden und der Mäßigung nicht absondern läßt; und mit einem Worte, daß er der Grund des vornehmsten Theils der Sittenlehre ist, die auf die Menschen und die Gesellschaft eine Beziehung hat.

Es zeiget sich auch bey unserer Billigung und Beurtheilung der Charactere und Sitten, daß die nützliche Abzweckung der geselligen Tugenden uns nicht vermittelst einer Zurücksicht auf unsern eigenen Vortheil bewege, sondern, daß sie einen

weit allgemeinern und ausgedehntern Einfluß habe. Es erhellet, daß dasjenige, was zu dem öffentlichen Besten und zu der Beförderung des Friedens, der Harmonie und der Eintracht in der Gesellschaft abzielet, uns darum für die geselligen Tugenden einnimmt, weil es die unserer Bildung natürlichen Triebe des Wohlwollens angreift. Und es erhellet, als eine beyläufige Bestätigung, daß diese Triebe der Menschlichkeit und der Sympathie sich so sehr in alle unsere Empfindungen mischen, und einen so mächtigen Einfluß haben, daß sie vermögend sind, den stärksten Tadel und Beyfall zu wirken und hervor zu bringen. Diese Theorie ist weiter nichts, als das, was sich aus allen denen Folgerungen ergiebt, welche alle auf eine einförmige Erfahrung und Beobachtung sich zu gründen scheinen.

Wäre es zweifelhaft, ob in unserer Natur ein Trieb der Menschlichkeit oder Fürsorge für andere wäre: so müßten wir doch daraus, daß alles das, was zur Beförderung des Vortheils der Gesellschaft abzwecket, wie wir in unzähligen Fällen sehen, höchst gebilliget wird, die Stärke dieses Triebes abnehmen, weil es unmöglich ist, daß uns eine Sache als ein Mittel zu einem Endzwecke gefallen könne, wenn uns der Endzweck selbst gänzlich gleichgültig ist. Wäre es, auf der andern Seite zweifelhaft, ob in unsere Natur ein allgemeiner Grund des moralischen Tadels und Beyfalls geleget sey: so müßten wir, aus dem Einflusse der Menschlichkeit,

keit, den wir in unzähligen Fällen wahrnehmen, den Schluß machen, daß eine jede Sache, die das Beste der Gesellschaft befördert, Vergnügen, und das, was ihr schädlich ist, Verdruß verursachen müßte. Wenn aber alle diese verschiedene Betrachtungen und Anmerkungen sich vereinigen, einerley Schluß fest zu setzen, müssen sie dann demselben nicht eine unstreitige Gewißheit und Deutlichkeit geben?

Wir hoffen indessen, daß der Fortgang dieses Beweises die gegenwärtige Theorie noch weiter bestätigen werde, wenn es sich zeigen wird, daß andere Empfindungen der Hochschätzung und Achtung aus eben denselbigen, oder ähnlichen, Gründen entstehen.

* *

Der sechste Abschnitt.

Von Eigenschaften, die uns selbst nützlich sind.

Erster Theil.

Nichts ist den Philosophen gewöhnlicher, als daß sie den Sprachlehrern ins Amt greifen, und über Worte streiten, wenn sie sich in die wichtigsten und angelegentlichsten Streitigkeiten eingelassen zu haben glauben. So möchten sich auch viele einbilden, wir hätten uns in eine der tiefsten Erforschungen der Sittenlehre eingelassen, wenn wir behaupteten, oder läugneten, daß alle lobenswürdige Eigenschaften des Gemüths, als Tugenden, oder moralische Eigenschaften, zu betrachten sind; da doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Streit über diesen Satz größtentheils ein bloßer Wortstreit seyn würde. Um also, so viel möglich, alle nichtige Spitzfündigkeiten und Zänkereyen zu vermeiden, wollen wir uns begnügen, anzumerken, erstlich, daß im gemeinen Leben, die Empfindungen des Tadels oder Beyfalls, die durch Gemüthseigenschaften von jeder Art erreget werden, sich alle sehr gleich sind; und zweytens,

zweytens, daß alle alte Sittenlehrer (die beſten Muſter) unter denſelben wenig, oder gar keinen Unterſchied machen.

Erſtlich. Es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß das Gefühl eines bewußten Werthes, die Selbſtzufriedenheit, die einem Menſchen die Muſterung ſeiner eigenen Aufführung, und ſeines Characters verſchaffet; es ſcheint gewiß zu ſeyn, ſage ich, daß dieſe Empfindung, welche, ob ſie gleich die allergemeinſte iſt, in unſerer (der engliſchen) Sprache keinen eigenen Namen hat *, aus dem Muthe, der Fähigkeit, dem Fleiße und der Geſchicklichkeit, ſowol als aus andern Trefflichkeiten des Gemüths, entſtehe. Wer wird auf der andern Seite nicht höchſt gedemüthiget, wenn er ſeine Thorheit und Lüderlichkeit überdenkt, und wer fühlet nicht einen geheimen Stachel, oder einen Gewiſſensbiß, wenn ihm ſein Gedächtniß einen Vorfall zurück bringt, wo er ſich dumm

* Das Wort, Stolz, (pride) wird gemeiniglich im ſchlimmen Verſtande genommen; aber dieſe Empfindung ſcheint von der Art zu ſeyn, daß ſie entweder gut oder böſe wird, nachdem ſie wohl oder ſchlecht gegründet iſt, und nach Beſchaffenheit der Umſtände, wovon ſie begleitet wird. Die Franzoſen drücken dieſe Empfindung durch das Wort amour propre aus, da ſie aber auch die Eigenliebe ſowol, als die Eitelkeit, durch eben dieſen Ausdruck bezeichnen: ſo entſteht daher beym Rochefaucault, und vielen ihrer moraliſchen Schriftſtellern, eine große Verwirrung.

und ungesittet aufgeführet hat. Keine Zeit vermag die grausamen Vorstellungen auszulöschen, die sich ein Mensch von seinem schlechten Verhalten, oder von einer Schmach machet, die er sich durch Frenheit oder Unverschämtheit zugezogen hat. Wie ein Gespenst beunruhigen sie seine einsamen Stunden, schlagen seine kühnsten Gedanken nieder, und zeigen ihm sein eigen Bild in den verächtlichsten und hassenswürdigsten Farben, die nur zu erdenken sind.

Was sind wir auch mehr bedacht vor andern zu verhehlen, als solche Schnitzer, Schwachheiten und Niederträchtigkeiten; oder was fürchten wir mehr, der Spötterey und der Satyre bloß zu stellen? Und ist nicht unsere Tapferkeit, oder Gelehrsamkeit, unser Witz, oder gute Lebensart, unsere Beredtsamkeit, oder unser Anstand, unser Geschmack, oder unsere Geschicklichkeit, sind nicht diese Dinge die vornehmsten Gegenstände der Eitelkeit? Diese kramen wir mit Sorgfalt, wo nicht mit Prahlerey, aus; und wir zeigen gemeiniglich mehr Ehrgeiz, darinn vortrefflich zu seyn, als in den geselligen Tugenden selbst, die doch in der That von einer so erhabenen Vortrefflichkeit sind. Gutherzigkeit und Ehrlichkeit, vornehmlich die letzte, werden so unumgänglich erfordert, daß, obgleich der gröste Tadel eine Verletzung dieser Pflichten begleitet, auf die gemeine Ausübung derselben, die zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft wesentlich und nothwendig zu seyn scheint, doch kein ausnehmendes Lob folget. Und

dieses ist, meiner Meynung nach, die Ursache, warum die Menschen, die doch so freygebig die Eigenschaften ihres Herzens rühmen, sich doch so sehr scheuen, die Gaben ihres Verstandes zu preisen, weil man nämlich bemerket hat, daß diese letztern Tugenden, wegen ihrer Seltenheit, die gewöhnlichern Gegenstände des Stolzes und der Eitelkeit sind, und uns dieser Fehler, wenn wir sie rühmen, sehr verdächtig machen.

Es läßt sich schwerlich sagen, ob man den Character eines Mannes mehr beleidiget, wenn man ihn für einen Schelm, oder wenn man ihn für eine feige Memme, schilt; und ob ein viehischer Prasser oder Trunkenbold nicht eben so verhaßt und verächtlich sey, als ein eigennütziger, unedelmüthiger Geizhals. Man lasse mir die Wahl: so will ich lieber zu meiner eigenen Glückseligkeit und zu meinem Selbstgenuß ein freundschaftliches, menschliches Herz haben, als alle andere Tugenden des Demosthenes und Philippus vereinigt besitzen; aber von der Welt möchte ich lieber für einen Mann von weitläuftigem Genie und unerschrockenem Muthe gehalten werden: und alsdenn kann ich mir auf weit stärkere Beweise eines allgemeinen Beyfalls und der Bewunderung Rechnung machen. Die Figur, die ein Mensch im gemeinen Leben vorstellet, die gute Art, womit er in der Gesellschaft empfangen wird, die Hochachtung, die seine Bekannte für ihn hegen; alle diese Vortheile hängen eben so sehr von seinem Verstande und

richtigen Beurtheilungskraft, als von irgend einem andern Theile seines Characters, ab. Hätte ein Mensch die beste Absicht von der Welt, und wäre er noch so sehr von aller Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit entfernet: so wird er doch nie, ohne wenigstens einen mäßigen Antheil von Talenten und Verstand zu haben, vermögend seyn, sich große Hochachtung und ein Ansehen zu erwerben.

Worüber können wir also streiten? wenn es offenbar ist, daß Verstand, Muth, Mäßigkeit, Fleiß, Witz und Wissenschaft einen beträchtlichen Theil des persönlichen Verdienstes ausmachen; wenn ein Mensch, der diese Dinge besitzt, sowol mit sich selbst besser zufrieden, als auch ein größeres Anrecht zu der Neigung, Hochachtung, und zu den Dienstleistungen anderer hat, als ein Mensch, der derselben ganz beraubet ist; kurz, wenn die Empfindungen gleich sind, die diese Gaben, und die die geselligen Tugenden erregen, können wir alsdann noch irgend Grund und Ursache haben, uns wegen eines Worts so große Bedenklichkeit zu machen, oder zu zweifeln, ob diese Gaben zu dem Namen Tugend berechtiget sind *. Man kann in der That vorgeben, daß die

* Mich deucht, daß in unserer Sprache, Muth, Mäßigkeit, Fleiß, Genügsamkeit u. s. f. nach der gemeinen Art zu reden, Tugenden genannt werden; wenn wir aber von einem Manne sagen, daß er tugendhaft sey, oder wenn wir ihm

die Empfindungen des Beyfalls, die dieſe Gaben hervorbringen, außer daß ſie geringer ſind, auch noch einigermaßen von derjenigen unterſchieden ſind, welche die Tugenden der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit begleitet. Aber dieſes ſcheint nicht ein zureichender Grund zu ſeyn, ſie unter ganz verſchiedene Claſſen und Benennungen zu bringen. Die Charactere des Cäſars und des Cato ſind, ſo wie ſie von dem Salluſtius gezeichnet ſind, beyde tugendhaft, in dem genaueſten Verſtande dieſes Worts, aber auf eine verſchiedene Art; auch ſind die Empfindungen, die durch dieſe Charactere erreget werden, nicht vollkommen gleich und einerley. Der eine bringt Liebe hervor, der andere wirket Hochachtung; der eine iſt liebenswürdig, der andere ehrwürdig; den einen Character möchten wir bey einem Freunde anzutreffen wünſchen, und den andern möchten wir ſelbſt zu beſitzen, ehrgeizig ſeyn.

ihm Tugenden zuſchreiben, ſo ſehen wir vornehmlich auf ſeine geſelligen Tugenden. Es iſt unnöthig, ſich in einer moraliſchen philoſophiſchen Abhandlung, in alle dieſe Arten des Eigenſinnes der Sprache einzulaſſen, die in verſchiednen Mundarten, und in verſchiednen Zeitaltern eben derſelbigen Mundart, ſo verſchieden ſind. Die Empfindungen der Menſchen, die beydes einförmiger und wichtiger ſind, ſind geſchicktere Gegenſtände des Nachdenkens: ob gleich die Anmerkung richtig iſt, daß, ſo oft wir der geſelligen Tugenden erwähnen, wir durch dieſe Unterſcheidung deutlich anzeigen, daß es noch Tugenden von anderer Art giebt.

Auf gleiche Art ist vielleicht der Beyfall der natürlichen Geschicklichkeiten, der die Mäßigkeit, oder den Fleiß begleitet, einigermaßen von demjenigen unterschieden, den wir den geselligen Tugenden geben, ohne daß sie jedoch durch diese Verschiedenheit Dinge von ganz verschiedener Gattung werden. Und in der That bemerken wir auch, daß die natürlichen Fähigkeiten eben so wenig, als die andern Tugenden, alle einerley Art des Beyfalls wirken. Verstand und Genie bringen Hochschätzung und Achtung hervor; Witz und Munterkeit wirken Liebe und Neigung *.

Die

* Liebe und Hochachtung sind beynahe einerley Leidenschaften, und entstehen aus ähnlichen Ursachen. Die Eigenschaften, die beyde hervorbringen, sind von der Art, daß sie Vergnügen verursachen. Aber wo dieses Vergnügen strenge und ernsthaft ist, oder wo der Gegenstand desselben groß ist, und einen starken Eindruck macht, oder wo es einen Grad der Demuth oder Ehrfurcht hervorbringt: in allen diesen Fällen wird die Leidenschaft, die durch das Vergnügen erreget wird, eigentlicher Hochachtung als Liebe genannt. Das Wohlwollen begleitet beyde, aber es ist mit der Liebe in einem vorzüglichen Grade verbunden. Es scheint, als wenn sich bey der Verachtung noch eine stärkere Mischung von Stolz zeige, als sich bey der Hochachtung von Demuth findet; und die Ursache davon kann einem Menschen, der die Leidenschaften genau erforschet, nicht schwer zu finden seyn. Alle

diese

Die meiſten Menſchen werden, meiner Meynung nach, natürlicher Weiſe und ohne ſich lange zu bedenken, der Beſchreibung des zierlichen und vernünftigen Dichters beyſtimmen:

Die Tugend (denn die bloße Gutherzigkeit iſt eine Thörinn) iſt Verſtand und Geiſt mit Menſchenliebe vereiniget *.

Was für ein Recht hat ein Menſch, der ſein Vermögen durch verſchwenderiſche Ausgaben, leere Eitelkeiten, chimäriſche Entwürfe, ausgelaſſene

dieſe verſchiedenen Miſchungen, und Zuſammenſetzungen, und Erſcheinungen der Leidenſchaften machen einen ſehr merkwürdigen Gegenſtand des Nachdenkens aus, aber ſie ſind von unſerer Abſicht ganz entfernet. In dieſen Verſuchen unterſuchen wir ſtets überhaupt, welche Eigenſchaften gelobet oder getadelt werden, ohne uns in alle die kleinen Abänderungen der Empfindung, die ſie erregen, einzulaſſen. Es iſt offenbar, daß alles, was verachtet und gehaſſet wird, auch gemisbilliget werde; und wir bemühen uns hier, die Gegenſtände nach ihren einfachſten Ausſichten und Anſcheinen zu betrachten. Dieſe Wiſſenſchaften können ſo ſchon nur gar zu leicht gemeinen Leſern abſtract und dunkel vorkommen, wenn wir auch alle Vorſichtigkeit gebrauchen, ſie von überflüßigen Grübeleyen zu ſäubern, und ſie zu der Fähigkeit eines jeden herunter zu ſetzen.

* Virtue (for mere Good-nature is a fool)
Is ſenſe and ſpirit with Humanity.

The Art of preſerving Health B. 4.

lassene Wollüste, oder durch ein ausschweifendes Spielen durchgebracht hat, zu unserm großmüthigen Beystande, oder zu guten Dienstleistungen? Diese Laster (denn wir machen uns kein Bedenken, sie so zu nennen) stürzen in ein Unglück, mit welchem man kein Mitleiden hat, und ziehen allen denen, die ihnen ergeben sind, Verachtung zu.

Achäus, ein weiser und vorsichtiger Prinz, fiel in eine Schlinge, die ihn seine Krone und sein Leben kostete, nachdem er alle vernünftige Vorsicht angewandt hatte, derselben zu entgehen. In dieser Absicht, saget der Geschichtschreiber *, sind wir ihm Achtung und Mitleiden schuldig. Seine Verräther allein müssen wir hassen und verachten.

Die übereilte Flucht und die unvorsichtige Nachläßigkeit des Pompejus, beym Anfange der bürgerlichen Kriege, diese Dinge kamen dem Cicero als so ausnehmende Fehltritte vor, daß sie seine Freundschaft gegen diesen großen Mann ganz entkräfteten: Auf eben die Art, saget er, wie der Mangel der Reinlichkeit, des Anstands oder der Bescheidenheit bey einer Geliebten unser Herz von ihr abwendig macht. Denn so drücket er sich hierüber aus, wenn er nicht in dem Character eines Philosophen, sondern als ein Staatsmann und Weltmann an seinen Freund, den Atticus, schreibt **.

Aber

* *Polybius* lib. 8. cap. 2.
** Lib. 9. Epist. 10.

Aber zweytens, eben der Cicero erweitert, nach dem Beyſpiele aller alten Sittenlehrer, wenn er als ein Philoſoph ſchreibt, ſeine Begriffe von der Tugend ungemein, und bringt unter dieſe rühmliche Benennung jede lobenswürdige Eigenſchaft oder Gabe des Geiſtes. Die Klugheit, die er in ſeinen Büchern von den Pflichten * erkläret, iſt die Scharfſinnigkeit, die zur Entdeckung der Wahrheit leitet, und uns vor Irrthum und Verſehen bewahret. Er handelt gleichfalls ſehr weitläuftig von der Großmuth der Mäſſigkeit und der Anſtändigkeit. Und da dieſer beredte Moraliſt der gemeinen Eintheilung von den vier Haupttugenden folgete: ſo machen unſere geſellige Tugenden nur ein Hauptſtück in der allgemeinen Eintheilung ſeiner Materie aus.

Wir dürfen nur die Ueberſchriften der Capitel in Ariſtotels Sittenlehre durchleſen, um uns zu überzeugen, daß er die Herzhaftigkeit, Mäßigkeit, Erhabenheit, Großmuth, Beſcheidenheit, Klugheit, und eine männliche Freymüthigkeit, eben ſowol, als die Gerechtigkeit und Freundſchaft, zu den Tugenden rechnet.

Das Suſtine et Abſtine, das iſt, die Geduld und Enthaltſamkeit, ſchien einigen Alten ein kurzer Inbegriff der ganzen Sittenlehre zu ſeyn.

Epictet erwähnet faſt niemals der Empfindung der Menſchlichkeit und des Mitleidens, als in der Abſicht, ſeine Schüler davor zu warnen.

Es

* Lib. I. Cap. 6.

Es scheint, als wenn die Stoiker ihre Tugend hauptsächlich in einen gesetzten Geist und in einen richtigen Verstand gesetzet haben. Bey ihnen hieß, wie beym Salomo und bey den morgenländischen Sittenlehrern, Thorheit und Weisheit eben so viel, als Laster und Tugend.

Man wird dich preisen, saget David *, wenn du dir selbst wohlthust. Ich hasse einen weisen Mann, saget ein griechischer Dichter **, der sich selbst nicht weise ist.

Plutarch läßt sich so wenig in seiner Philosophie, als in seiner Geschichte, durch Systeme einschränken. Wenn er die großen Männer von Rom und Griechenland vergleicht: so hält er aufrichtig alle ihre Fehler und Trefflichkeiten gegen einander, von welcher Art sie auch seyn mögen, und läßt nichts beträchtliches aus, das ihre Charactere entweder erniedrigen oder erhöhen kann. Seine moralischen Abhandlungen enthalten eine eben so freye und natürliche Prüfung der Menschen und der Sitten.

Der Character des Hannibals, so wie ihn Livius entworfen *** hat, wird für parteyisch gehalten; aber er läßt ihm doch viele vortreffliche Tugenden. Niemals war ein Genie, saget der Geschichtschreiber, so gleich geschickt zu den beyden

* Ps. 49.

** Μισω σοφιστην οστις ουκ αυτω σοφος. Incert. apud *Lucianum*, Apologia pro mercede conductis.

*** Lib. 21. Cap. 4.

den entgegen gesetzten Dingen, zum Befehlen, und zum Gehorchen; und es ist daher schwer zu sagen, ob er sich dem Feldherrn oder dem Heere werther gemacht habe. Niemanden vertrauete Hasdrubal williger die Ausführung einer gefährlichen Unternehmung an. Unter niemanden zeigete der Soldat mehr Muth und Vertrauen. Er besaß eine große Kühnheit, der Gefahr zu trotzen, und mitten in derselben eine große Klugheit. Keine Arbeit konnte seinen Leib abmatten, noch seinen Geist überwältigen. Kälte und Hitze alles war ihm einerley. Speise und Trank suchte er bloß, um die Bedürfnisse der Natur zu befriedigen, nicht um seine wollüstigen Begierden zu vergnügen. Er wachte und schlief, ohne Unterschied zu machen, bey Tage und bey Nacht — Diesen großen Tugenden hielten große Laster das Gleichgewicht. Es fand sich bey ihm eine unmenschliche Grausamkeit; eine mehr als carthaginiensische Treulosigkeit, keine Treue, kein Glauben, keine Achtung für Eidschwüre, für Verheißungen noch für Religion.

Der Character Alexanders des Sechsten, so wie man ihn beym Gvicciardin * findet, ist dem vorigen mehrentheils gleich, aber gerechter; und dienet zum Beweise, daß selbst die neuern Schriftsteller, wenn sie natürlich reden, mit den alten einerley Sprache führen. Bey diesem Pabste, saget er, fand sich eine sonderbare Fähigkeit und Beurtheilungskraft; eine vortreffliche Klug-

* Lib. I.

Klugheit; eine bewundernswürdige Gabe zu überreden, und in allen wichtigen Unternehmungen ein Fleiß und eine Geschicklichkeit, die unglaublich sind. Aber diese Tugenden wurden durch seine Laster unendlich überwogen. Er hatte keine Treue, keine Religion, einen unersättlichen Geiz, eine gränzenlose Ehrsucht, und eine mehr als barbarische Grausamkeit.

Wenn Polybius * den Timäus, wegen seiner Parteylichkeit gegen den Agathocles tadelt, von dem er doch selbst gesteht, daß er der grausamste und unmenschlichste von allen Tyrannen gewesen, so saget er: Wenn er seine Zuflucht nach Syracus nahm, wie dieser Schriftsteller berichtet, und den Schmutz und den Rauch und die Mühseligkeit seiner ersten Handthierungen floh; und wenn er von einem so geringen Anfange, in kurzer Zeit, Herr von ganz Sicilien ward, den carthaginiensischen Staat in die äußerste Gefahr brachte, und endlich in hohem Alter und im Besitze der königlichen Würde starb; muß man denn nicht gestehen, daß er etwas wundernswürdiges und außerordentliches an sich gehabt, und große Gaben und Fähigkeiten zu Geschäfften und Handlungen besessen habe? Sein Geschichtschreiber hätte also nicht bloß das erzählen sollen, was ihm zu einem Vorwurfe und zur Schande gereichte; sondern auch das, was ihm Lob und Ehre bringen konnte.

Ueber-

* Lib. 12.

Ueberhaupt müſſen wir die Anmerkung machen, daß die Alten in ihren moraliſchen Unterſuchungen auf den Unterſchied von freywillig oder unfreywillig wenig achteten; und ſie warfen oft die Frage als ſehr zweifelhaft auf, ob die Tugend könne gelehret werden oder nicht *? Sie dachten ganz richtig, daß Feigheit, Niederträchtigkeit, Leichtſinn, Aengſtlichkeit, Ungeduld, Thorheit und viele andere Eigenſchaften des Gemüthes lächerlich, häßlich, verächtlich und verhaßt ſcheinen konnten, ob ſie gleich nicht vom Willen abhangen. Und ſie konnten auch nicht annehmen, daß es, zu aller Zeit, mehr in eines Menſchen Vermögen ſtehe, jede Art der Schönheit des Geiſtes als der äußerlichen Schönheit zu erlangen.

Aber die neuern Philoſophen, die die ganze Sittenlehre auf eben den Fuß, als das bürgerliche Recht, abhandelten, das durch Strafe und Belohnungen bewachet und eingeſchärfet wird, waren genöthiget, dieſen Umſtand des Freywilligen und Unfreywilligen zum Grunde ihrer ganzen Theorie zu legen. Ein jeder mag die Wörter in einem Verſtande gebrauchen, wie er will; aber dieſes muß indeſſen zugeſtanden werden, daß wir täglich Empfindungen von Billigen und Tadel erfahren, deren Gegenſtände außer-

* Vid. *Plato* in Menone, *Seneca* de otio Sap. Cap. 31. S. auch Horaz, Virtutem doctrina paret, naturane donet. Epiſt. Lib. I. Ep. 18.

außerhalb dem Gebiete des Willens oder der Wahl liegen, und wovon es uns, wo nicht als Sittenlehrern, doch wenigstens als nachdenkenden Philosophen zukömmt, eine Theorie oder Erklärung zu geben, die einiges Genüge thun könne.

Ein Schnitzer, ein Fehler, ein Laster, ein Verbrechen, alle diese Ausdrücke scheinen verschiedene Grade des Tadels und der Misbilligung auszudrücken, die indessen alle im Grunde mehrentheils von einer Art sind. Die Erklärung des einen wird uns leicht zu einem richtigen Begriffe von dem andern leiten.

Zweyter Theil.

Es ist offenbar, daß wir bey der Prüfung einer Eigenschaft oder Gewohnheit, beyde so gleich tadeln, und zu den Fehlern und Unvollkommenheiten der Persen, so selbige an sich hat, rechnen, so bald wir sehen, daß diese Eigenschaft oder Gewohnheit derselben in einiger Absicht schädlich ist, oder sie zu Geschäfften und zur Handlung unfähig macht. Unempfindlichkeit, Nachläßigkeit, Mangel der Ordnung und Methode, Halsstarrigkeit, Flatterhaftigkeit, Unbedachtsamkeit, Leichtgläubigkeit, diese Eigenschaften werden von niemanden so angesehen, als wären sie einem Character nicht nachtheilig: vielweniger werden sie als Trefflichkeiten oder Tugenden erhaben. Der Nachtheil, der daraus erwächst, fällt uns sogleich in die Augen, und erreget in

uns

uns eine Empfindung von Verdruß und Misbilligung.

Man giebt es zu, daß keine Eigenschaft an und für sich betrachtet, tadelnswerth, oder lobenswürdig sey. Dieses richtet sich alles nach ihren Graden. Eine gehörige Mitte, sagen die Peripatetiker, machet den Character der Tugend aus. Aber diese Mitte wird hauptsächlich durch die Nutzbarkeit bestimmet. Z. E. Eine gehörige Geschwindigkeit in Geschäfften ist preiswürdig. Wo sie fehlet, kömmt man niemals mit der Ausführung einer Absicht fort; wenn sie ausschweifend ist, so verleitet sie uns zu übereilten und schlecht überlegten Maaßregeln. Durch dergleichen Betrachtungen, wie diese sind, bestimmen wir die gehörige und löbliche Mittelmäßigkeit in allen moralischen und klugen Berathschlagungen, und nie setzen wir die Vortheile aus den Augen, die aus einem Character, oder aus einer Gewohnheit, erwachsen.

Da nun diese Vortheile von der Person, die den Character besitzt, genossen werden, so kann es die Selbstliebe nicht seyn, die uns Zuschauern den Anblick derselben angenehm macht, und unsere Hochachtung und unsern Beyfall hervor bringt. Keine Stärke der Einbildungskraft kann uns in eine andere Person verwandeln, und machen, daß wir uns einbilden, wir wären die Person, und genössen die Früchte der schätzbaren Eigenschaften, so sie besitzt. Oder wenn dieses geschähe, so wäre keine Geschwindigkeit der Ein-

bildungskraft vermögend, uns so gleich wieder in uns selbst zurück zu bringen, und zu machen, daß wir die Person, als von uns verschieden, lieben und hochschätzen. Aussichten und Empfindungen, die der bekannten Wahrheit und sich untereinander so sehr zuwider sind, kennten nie zu gleicher Zeit, bey eben derselbigen Person statt finden. Aller Verdacht also, von eigennützigen Zurücksichten fällt hier gänzlich weg. Es ist eine ganz andere Triebfeder, die unsern Busen bewegt, und uns an dem Glücke der Person, die wir betrachten, Theil nehmen läßt. Wo ihre natürlichen Gaben und erworbene Geschicklichkeiten uns eine Aussicht von Erhebung von Beförderung, von einem Glanze im Leben, von glücklichem Fortgange, von einer beständigen Gewalt über das Schicksal, und von der Ausführung großer und vortheilhafter Unternehmungen eröffnen; da werden wir von so angenehmen Bildern gerühret, und fühlen sogleich, daß ein Wohlgefallen und eine Achtung für diese Person in uns entsteht. Die Ideen von Seligkeit, Freude, Triumph, Glück werden mit jedem Umstande in ihrem Character verbunden, und verbreiten über unser Gemüth eine gefallende Empfindung von Sympathie und Menschlichkeit *.

Lasset

* Man kann sicher behaupten, daß es kein menschliches Geschöpf gebe, dem der Anblick der Glückseligkeit, (wo Neid und Rache nicht statt findet) nicht Vergnügen, und der Anblick des

Laſſet uns annehmen, ein Menſch ſey urſprünglich ſo gebildet, daß er nicht die geringſte Empfindlichkeit für ſeine Mitgeſchöpfe habe, ſondern die Glückſeligkeit und das Elend aller empfindenden Weſen noch mit größerer Gleichgültigkeit anſehe, als zwo an einander ſtoßende Schattirungen einer Farbe. Laſſet uns annehmen, es würde die Glückſeligkeit der Völker auf die eine Seite, und der Untergang derſelben auf die andere geleget, worunter er wählen ſollte; laſſet

des Elends nicht Misvergnügen verurſachen ſollte. Dieß ſcheint von unſerer Bildung und Einrichtung unzertrennlich zu ſeyn. Aber nur die Menſchen ſind großmüthig, die ſich dadurch antreiben laſſen, das Wohl anderer eifrig zu ſuchen, und eine wirkliche Leidenſchaft für ihre Wohlfahrt zu haben. Bey Leuten von engen und unedelmüthigen Seelen iſt dieſe Sympathie nichts weiter, als ein leichtes Gefühl der Einbildungskraft, das zu nichts weiter dienet, als die Empfindung des Wohlgefallens oder Misfallens zu erregen, und ſie zu bewegen, dem Gegenſtande entweder rühmliche oder unrühmliche Bewegungen zu geben. Ein zuſammen ſcharrender Geizhals z. E. preiſet Fleiß und Sparſamkeit ausnehmend, ſelbſt bey andern, und ſetzet beyde in ſeinen Gedanken über alle andere Tugenden. Er kennet das Gut, das daraus erwächſt, und fühlet dieſe Art von Glückſeligkeit mit einer lebhaftern Sympathie, als eine jede andere, die man ihm vorſtellen möchte, ob er gleich vielleicht nicht einen Schilling hergeben wird, das Glück des fleißigen Mannes zu machen, den er ſo ſehr rühmet.

uns annehmen, er stünde wie der Esel der Schulphilosophen, unentschlossen und unbestimmt zwischen zween gleichen Bewegungsgründen, oder vielmehr, wie eben dieser Esel, zwischen zwey Stücken Holz oder Marmor, ohne die geringste Neigung zu einer von beyden Seiten. Ich glaube, daß alsdann diese Folgerung als richtig müsse zugestanden werden, daß ein solcher Mensch, der sowol gegen das allgemeine Beste eines gemeinen Wesens, als gegen den besondern Nutzen anderer vollkommen unempfindlich ist, jede Eigenschaft, sie möchte der Gesellschaft oder ihrem Besitzer auch noch so vortheilhaft oder schädlich seyn, eben so gleichgültig betrachten würde, als den gemeinsten und uneinnehmendsten Gegenstand.

Aber wenn wir, an statt dieses eingebildeten Ungeheuers, einen Menschen annehmen, der sich in diesem Falle entschließen soll: so hat er einen offenbaren Bewegungsgrund zur Wahl, wenn sonst an beyden Seiten alles gleich ist; und so kalt auch seine Wahl seyn mag, wenn sein Herz eigennützig, oder wenn die Personen, auf deren Wohlfahrt es ankömmt, von ihm entfernet sind: so muß doch stets eine Wahl und eine Unterscheidung zwischen dem, was nützlich und schädlich ist, statt finden. Diese Unterscheidung nun ist in allen ihren Theilen mit der moralischen Unterscheidung einerley, nach deren Grunde man so oft und so vergebens geforschet hat. Einerley Gemüthsgaben sind in jedem Umstande dem moralischen

Gefühle

Gefühle und dem Gefühle der Menschlichkeit angenehm; einerley Gemüthsbeschaffenheit ist eines hohen Grades dieser beyden Empfindungen fähig, und einerley Veränderung in den Gegenständen, da sie uns entweder näher gebracht, oder mit uns verbunden werden, machet beyde Empfindungen lebhaft. Nach allen Regeln der Philosophie müssen wir also schließen, daß diese Empfindungen ursprünglich einerley und eben dieselbigen sind; da sie in allen, selbst in den kleinsten Umständen, nach einerley Gesetzen regieret und durch einerley Gegenstände beweget werden.

Aus welchem Grunde schließen die Naturforscher, mit der größten Gewißheit, daß der Mond durch eben die Kraft der Schwere in seiner Laufbahn erhalten wird, durch welche die Körper auf die Oberfläche der Erde fallen, aus welchem Grunde anders, als weil sie durch die Ausrechnung gefunden haben, daß diese Wirkungen ähnlich sind. Und muß nicht diese Art zu schließen in moralischen und physikalischen Untersuchungen eine gleiche Ueberzeugung wirken?

Es würde überflüßig seyn, weitläuftig zu beweisen, daß alle die Eigenschaften, die ihrem Besitzer nützlich sind, gebilliget, und die, so demselben schädlich sind, gemisbilliget werden. Die geringste Betrachtung über das, was man täglich im gemeinen Leben erfährt, wird zureichend seyn. Wir wollen nur einige wenige Fälle und Beyspiele anführen, um, wo möglich, alle Zweifel und Bedenklichkeiten wegzuräumen.

Keine Eigenschaft ist zur Ausführung irgend einer nützlichen Unternehmung so nothwendig, als die Vorsichtigkeit (Discretion), vermöge der wir sicher mit andern umgehen, auf unsern und ihren Character gehörig aufmerksam sind, jeden Umstand des Geschäffres, so wir unternehmen, abwägen, und die gewissesten und sichersten Mittel zur Erreichung eines Endzweckes anwenden. Vielleicht mag einem Cromwell oder einem Retz die Vorsichtigkeit eine Burgermeistertugend zu seyn scheinen, wie sie Swift nennet, und bey ihnen auch in der That ein Fehler oder eine Unvollkommenheit seyn, weil sie mit den großen Entwürfen, wozu ihr Muth und ihr Ehrgeiz sie antrieb, nicht bestehen kann. Aber zu Führung des ordentlichen und gewöhnlichen Lebens ist keine Tugend unentbehrlicher, nicht nur, um sich eines glücklichen Erfolges zu versichern, sondern auch die unglücklichsten Fehltritte, und unvermuthete Unfälle zu vermeiden. Ohne dieselbe werden die größten Gaben, wie ein zierlicher Schriftsteller anmerket, ihren Besitzern schädlich, so wie Polyphemus, der seines Auges beraubet war, wegen seiner ungeheuren Stärke und Größe, der Gefahr nur immer mehr ausgesetzt ward.

In der That, der beste Character, wenn er nur nicht für die menschliche Natur zu vollkommen wäre, ist dieser, der seiner Gemüthsbeschaffenheit, von welcher Art sie auch seyn mag, in keinem Stücke folget oder nachgiebt; sondern wechselsweise kühn und vorsichtig ist, so wie es

ihm zur Erreichung seines Endzweckes zuträglich ist. Diese Vollkommenheit schreibt St. Evremont dem Marschalle von Türenne zu, der, so wie er älter ward, in jedem Feldzuge mehr Verwegenheit bey seinen kriegerischen Unternehmungen zeigte; und da er nunmehr jede Vorkommenheit des Krieges durch eine lange Erfahrung hatte kennen gelernet, mit größerer Stärke und Kühnheit in einer Straße fortgieng, die ihm so wohl bekannt war. Fabius, saget Machiavel, war vorsichtig; Scipio kühn: und beyde waren glücklich, weil die römischen Angelegenheiten, bey ihrer Anführung, so beschaffen waren, daß sie sich zu ihrem Genie schickten; aber beyde wären unglücklich gewesen, wenn die Beschaffenheit der Sachen umgekehrt gewesen wäre. Der ist glücklich, der sich in solchen Umständen befindet, die sich zu seiner Gemüthsbeschaffenheit schicken; aber der ist vortrefflicher, der seine Gemüthsbeschaffenheit nach allen Umständen einrichten kann.

Was ist es nöthig, den Preis des Fleißes zu zeigen, und die Vortheile desselben zu erheben, die darinn bestehen, daß er uns Macht und Reichthümer erwirbt, und unser Glück in der Welt machet? Die Schildkröte erreichte, wie die Fabel erzählet, durch ihre Emsigkeit eher das Ziel, als der Hase, so sehr er ihr auch an Geschwindigkeit überlegen war. Die Zeit eines Menschen gl cht, wenn er wohl damit wirthschaftet, einem angebaueten Acker, da wenige Morgen mehr zum Unterhalte nützliche Früchte

hervor bringen, als weitläuftige Länder, die den fruchtbarsten Boden haben, aber mit Unkraut und Dornen bewachsen sind.

Aber alle Aussicht auf ein glückliches Leben, oder auf einen nothdürftigen Unterhalt, verschwindet, wenn es an einer vernünftigen Sparsamkeit fehlet. An statt sich zu vergrößern, wird der Hause täglich kleiner, nun verläßt seinen Besitzer desto unglücklicher, da er, der nicht vermögend war, seine Ausgaben auf seine großen Einkünfte einzuschränken, und desto weniger im Stande seyn wird, mit kleinern Einkünften vergnügt zu leben. Von unreinen Begierden erhitzt, schweben die Seelen der Menschen, wie Plato schreibt *, nachdem sie den Körper verloren, der ihnen allein die Mittel zum Vergnügen gewähren konnte, über der Erde, und besuchen die Oerter, wohin ihre Leiber gelegt sind, indem sie von einer schmachtenden Begierde, diese verlornen Werkzeuge der Empfindung wieder zu erlangen, getrieben werden. So sehen wir auch nichtswürdige Verschwender, nachdem sie ihr Vermögen in wilder Schwelgerey verpraßt, sich zu jeder überflüßigen Tafel und zu jedem Vergnügen drängen, selbst von Lasterhaften gehasset, und selbst von Thoren verachtet.

Einer von den äußersten Abwegen der Sparsamkeit ist der Geiz, der aus einer doppelten Ursache mit Recht getadelt wird, weil er beydes einen Menschen alles Gebrauches seiner Reichthümer

* Phaedo.

thümer beraubet, und der Gastfreyheit und jedem geselligen Vergnügen Einhalt thut: die Verschwendung der andere äußerste Abweg der Sparsamkeit, ist gemeiniglich dem Menschen selbst schädlich; und von diesen äußersten Abwegen wird einer mehr oder weniger, als der andere getadelt, nachdem die Gemüthsbeschaffenheit der Person ist, die tadelt, und nachdem sie entweder gegen das gesellige oder sinnliche Vergnügen empfindlicher ist.

Es ist ausgemacht, daß alle Menschen eine gleiche Begierde nach der Glückseligkeit haben; aber alle Menschen sind in ihrem Bestreben nach derselben nicht gleich glücklich: wovon eine der vornehmsten Ursachen der gewöhnliche Mangel der Stärke des Geistes ist, die uns das Vermögen giebt, der Versuchung eines gegenwärtigen Vergnügens zu widerstehen, und uns forttreibt, einen entferntern Vortheil und Genuß zu suchen. Unsere Neigungen machen, bey einer allgemeinen Betrachtung ihrer Gegenstände, gewisse Gesetze der Aufführung, und nehmen gewisse Maaßregeln, nach der wir das eine Verhalten dem andern vorziehen: und ob gleich diese Entscheidungen in der That ein Werk unserer ruhigen Leidenschaften und Zuneigungen sind, (denn was sonst kann einen Gegenstand für vorzüglich oder verwerflich erklären?) so saget man doch, durch einen natürlichen Misbrauch der Wörter, daß sie Schlüsse der bloßen Vernunft und des Nachdenkens sind. Aber wenn einige dieser

Gegen-

Gegenstände uns näher gebracht werden, oder die Vortheile günstiger Gesichtspuncte und gefallender Stellungen erlangen, die das Herz oder die Einbildungskraft einnehmen; so werden unsere allgemeinen Entschließungen sehr oft umgestoßen, ein kleiner Genuß wird vorgezogen, und eine dauernde Schande und Sorge uns aufgebürdet. Und so sehr auch Dichter ihren Witz und ihre Beredtsamkeit anwenden mögen, das gegenwärtige Vergnügen zu preisen, und alle entfernte Aussichten auf Ruhm, Gesundheit und Glück zu verwerfen: so ist es doch offenbar, daß ein solches Verfahren die Quelle aller Lüderlichkeit, Schwelgerey, Reue und Elend ist. Ein Mann von starkem und gesetztem Geiste hängt seinen allgemeinen Entschließungen fest an, und läßt sich weder durch die Lockungen des Vergnügens verleiten, noch durch die Drohungen des Schmerzens abschrecken; sondern behält jene entfernte Endzwecke stets im Gesicht, durch welche er auf einmal seine Glückseligkeit und seine Ehre in Sicherheit stellet.

Die Selbstzufriedenheit ist, wenigstens in einem gewissen Grade, ein Vortheil, den der Thore mit dem Weisen gemeinschaftlich genießt; aber es ist auch der einzige, den beyde mit einander gemein haben, und es ist sonst kein Umstand in der Führung des Lebens, worinn sie sich einander gleich seyn sollten. Geschäffte, Bücher, Umgang, zu allen diesen Dingen ist der Thore gänzlich ungeschickt, und wofern ihn nicht sein

Stand

Stand zu der gröbsten Arbeit verdammet, eine unnütze Last der Erden. Daher finden wir auch, daß, was diesen Punct anbetrifft, die Menschen unendlich eifersüchtig auf ihren Character sind; und man hat viele Beyspiele, daß sie ihre Ruchlosigkeit und Verrätherey öffentlich bekannt haben; aber davon hat man kein Exempel, daß ein Mensch den Vorwurf des Unverstandes und der Dummheit geduldig ertragen habe. Der macedonische Feldherr, Dicäarchus, der, wie Polybius meldet, einen Altar der Gottlosigkeit, und einen andern der Ungerechtigkeit, um dem menschlichen Geschlechte zu trotzen, aufrichtete, selbst er, das bin ich versichert, würde über die Benennung Thor gestutzet, und wegen eines so beleidigenden Schimpfwortes auf Rache gesonnen haben. Die Neigung der Aeltern, das stärkste und unauflöslichste Band in der Natur, ausgenommen, ist keine Verbindung so stark, daß sie sich gegen den Ekel, den dieser Character wirket, erhalten könnte. Die Liebe selbst, die bey Verrätherey, Bosheit und Untreue bestehen kann, wird durch diesen Character, wenn er eingesehen und erkannt wird, sogleich ausgelöscht; es ist auch die Häßlichkeit und das Alter der Herrschaft dieses Affects nicht schädlicher, als die Thorheit. So schrecklich sind die Vorstellungen von einer gänzlichen Untüchtigkeit zu irgend einer Absicht oder Unternehmung, und von einem beständigen Irrthume und Versehen in der Führung des Lebens!

Wenn

Wenn gefraget wird, ob ein geschwinder oder langsamer Begriff am schätzbarsten sey? ob ein Mensch, der bey dem ersten Anblicke tief in eine Sache hineindringt, aber bey weiterm Nachdenken nichts ausrichten kann; oder der entgegengesetzte Character, der alles durch vieles Nachsinnen herausbringen muß; ob ein heiteres Haupt, oder eine fruchtbare Erfindung; ob ein tiefes Genie, oder eine sichere Beurtheilungskraft, vorzuziehen sey? Kurz, wenn man fraget, welcher Character, oder welche besondere Wendung des Verstandes vortrefflicher, als die andere sey: so ist es offenbar, daß wir keine dieser Fragen beantworten können, ohne zu betrachten, welche von diesen Eigenschaften einen Menschen zu den Geschäfften der Welt am fähigsten macht, und ihn bey seinen Unternehmungen am weitesten bringt.

Wenn ein verfeinerter und ein erhabner Verstand nicht so nützlich sind, als gesunde und gemeine Vernunft: so ersetzen ihre Seltenheit, ihre Neuigkeit, und das Edle ihrer Gegenstände diesen Abgang einigermaßen, und machen beyde zur Bewunderung des menschlichen Geschlechts: so wie das Gold, ob es gleich nicht so nützlich, als das Eisen ist, wegen seiner Seltenheit weit höher geschätzet wird.

Der Mangel der Beurtheilungskraft kann durch keine Kunst oder Erfindung ersetzet werden; aber der Mangel des Gedächtnisses kann sowol in Geschäfften, als beym Studiren, durch Methode

und

und Fleiß, und sonderlich dadurch ersetzet werden, daß man alles zu Papiere bringt. Wir hören auch selten, daß ein schwaches Gedächtniß als die Ursache angegeben wird, warum es einem Menschen in seinem Vorhaben nicht geglückt sey. Aber in alten Zeiten, da ohne die Gabe zu reden niemand etwas vorstellen konnte, und da die Zuhörer einen zu feinen Geschmack hatten, solche rohe und unverdauete Reden zu ertragen, als unsere Redner aus dem Steigreife in öffentlichen Versammlungen vorbringen, war die Fähigkeit des Gedachtnisses eine wichtige Sache, und ward daher auch weit höher geschätzet, als heut zu Tage. Selten wird eines großen Genies im Alterthume gedacht, das nicht wegen eines guten Gedaurnisses gepriesen wird; und Cicero rechnet es selbst mit unter die andern erhabenen Eigenschaften des Cäsars *.

Besondere Gewohnheiten und Sitten verändern die Nutzbarkeit der Eigenschaften, auch verändern sie ihr Verdienst. Besondere Stände und Zufälle haben gewisser maßen eben denselbigen Einfluß. Derjenige wird immer höher geschätzet werden, der solche Gaben und Trefflichkeiten besitzt, die sich zu seinem Stande und zu seiner Lebensart schicken, als ein anderer, den das Schicksal an die unrechte Stelle gesetzet hat. Die privat oder eigennützigen Tugenden sind in dieser

* Fuit in illo ingenium, ratio, memoria, literae, cura, cogitatio, diligentia etc. Philip. 2.

dieser Absicht willkührlicher, als die öffentlichen und geselligen. In andern Absichten sind sie dem Zweifel und dem Streite vielleicht weniger ausgesetzet.

In diesem Königreiche haben seit einiger Zeit Leute von geschäfftiger Lebensart, so viel mit patriotischen Gesinnungen, und Männer von speculativischer Lebensart so viel mit dem Wohlwollen geprahlet; und man hat ohne Zweifel so oft entdeckt, daß diese Pralereyen falsch und ungegründet gewesen, daß Leute, die die Welt kennen, ohne eine böse Absicht zu haben, über diese moralische Neigungen einen hämischen Unglauben äußern, und wohl gar geneigt sind, ihr Daseyn und ihre Wirklichkeit ganz und gar zu läugnen. So finde ich auch, daß in den alten Zeiten das beständige Geschwätz der Stoiker und Cyniker von der Tugend, ihre prächtigen Pralereyen und ihre schlechten Erfüllungen bey den Menschen Verdruß und Ekel verursachten; und Lucian, der zwar, in Ansehung der Wollust, ausgelassen, aber doch in andern Absichten ein sehr moralischer Schriftsteller ist, kann bisweilen der so hoch gerühmten Tugend nicht erwähnen, ohne einige Zeichen des Verdrusses und des Spottes zu verrathen *. Aber gewiß, diese

* Αρετην τινα και ασωματα και ληρες μεγαλη τη φωνη ξυνειροντων. *Luc.* Timon. Ferner: Και συναγαγοντες (οι Φιλοσοφοι) ευεξαπατητα μειρακια ταυτα πολυθρυλλητον τραγωδουσι. Icaro-men. An einem andern

diese eigensinnige Zärtlichkeit kann niemals so weit getrieben werden, daß sie uns verleiten sollte, das Daseyn aller Arten der Tugend, und alles Unterschiedes der Sitten und des Verhaltens zu läugnen. Außer der **Vorsichtigkeit, Behutsamkeit, Kühnheit,** dem **Fleiße,** der **Emsigkeit, Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit,** der **gesunden Vernunft, Klugheit** und **Einsicht;** außer diesen Tugenden, sage ich, deren Namen uns ein Bekenntniß ihres Verdienstes abzwingen, sind noch viele andere, denen auch der kühnste Sceptiker den Tribut des Lobes und Beyfalls nicht versagen kann. Der **Mäßigkeit,** der **Nüchternheit, Geduld, Beständigkeit, Beharrlichkeit,** dem **Vorbedachte,** der **Ueberlegung, Verschwiegenheit, Ordnung, Einschmeichelung, Geschicklichkeit, Gegenwart des Geistes, Hurtigkeit des Begriffes, Leichtigkeit des Ausdruckes;** diesen, und tausend andern, von dieser Art wird niemand den Namen der Trefflichkeiten und Gaben absprechen. Da ihr Verdienst darinn besteht, daß sie ohne einen prächtigen Anspruch auf ein gemeinnütziges und geselliges Verdienst zu machen, zum Dienste der Person, die sie besitzt, abzielen: so sind wir wegen ihrer Forderungen desto weniger eifersüchtig, und nehmen sie gern in das Verzeichniß der Tugen-

andern Orte: Πȣ γαρ εςι ἡ πολυθρυλλητος αρετη, και φυσις, και ειμαρμενη, και τυχη, ανυποστατα και κενα πραγματων ονοματα. Deor. Concil.

Tugenden auf. Wir sehen nicht ein, daß wir eben hiedurch allen andern moralischen Trefflichkeiten den Weg gebahnet haben, und in Absicht auf das uneigennützige Wohlwollen, die patriotische Gesinnung und Menschlichkeit, wofern wir uns nicht widersprechen wollen, keine Bedenklichkeiten mehr haben können.

Es scheint in der That gewiß zu seyn, daß hier, wie gewöhnlich, der erste Anschein ungemein betrüglich ist, und daß es mehr Schwierigkeit hat, auf eine speculativische Art das Verdienst, das wir den oberwähnten eigennützigen Tugenden zuschreiben, denm Nachdenken in Selbstliebe aufzulösen, als selbst das Verdienst der geselligen Tugenden der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit. In dieser letztern Absicht dürften wir nur sagen, daß eine jede Aufführung, die das Beste des gemeinen Wesens befördert, von dem gemeinen Wesen geliebet, gelobet und geschätzet werde, wegen des Nutzens und Vortheils, woran ein jeder Theil nimmt: und ob gleich diese Neigung und Achtung, in der That, Dankbarkeit, nicht Selbstliebe ist: so könnte doch dieser Unterschied, so sehr er auch in die Augen fällt, von Leuten, die obenhin denken, leicht übersehen werden, und man könnte doch, wenigstens auf einige Zeit, den Streit aushalten. Aber da Eigenschaften, die bloß zum Nutzen ihres Besitzers abzwecken, ohne eine Beziehung auf uns, oder auf das gemeine Wesen zu haben, doch von uns geschätzet und hochgeachtet werden:

so ist keine Theorie, oder System zu erdenken, wodurch wir diese Empfindung aus der Selbstliebe begreiflich machen, oder aus dieser geliebten Quelle herleiten könnten. Hier scheint eine Nothwendigkeit zu seyn, zu gestehen, daß die Glückseligkeit und das Elend anderer nicht ganz gleichgültige Scenen für uns sind; sondern, daß die Erblickung der erstern, entweder in ihren Ursachen oder Wirkungen, gleich dem Sonnenscheine, oder dem Anschauen wohl gebaueter Ebenen, (damit wir in unsern Forderungen nicht weiter gehen,) eine geheime Freude und Zufriedenheit mittheilet; und daß der Anblick des letztern, gleich einer düstern Wolke, oder einer wüsten Landschaft, einen melancholischen Dunst über die Einbildungskraft zieht. Wenn man uns nur so viel zugesteht: so ist die Schwierigkeit überstanden, und wir können hoffen, daß inskünftige eine natürliche, ungezwungene Auslegung aller Vollkommenheiten des menschlichen Lebens unter allen speculativischen Nachforschern Statt finden werde.

Dritter Theil.

Es ist vielleicht nicht unschicklich, hier den Einfluß der körperlichen Vollkommenheiten und der Glücksgüter zu betrachten, und zu untersuchen, ob diese Dinge die gegenwärtige Theorie bestärken oder schwächen.

Es ist offenbar, daß der Vortheil, den die Thiere, nach Beschaffenheit der Lebensart, wozu sie von der Natur bestimmt sind, aus dem besondern Baue und der Einrichtung ihrer Gliedmaßen ziehen, eine beträchtliche Quelle ihrer Schönheit ist. Die richtigen Verhältnisse eines Pferdes, so wie sie vom Xenophon und Virgil beschrieben worden, sind eben dieselbigen, die noch itzund von unsern heutigen Roßhändlern angenommen werden, weil ihr Grund einerley und eben derselbige ist, nämlich die Erfahrung von dem, was diesem Thiere schädlich oder nützlich ist.

Breite Schultern, ein schlanker Leib, feste Gelenke, länglicht runde Beine; alles dieses ist schön bey einem Menschen, weil es Zeichen der Stärke und Kraft sind. Obgleich die Vorstellungen von Nutzbarkeit und ihrem Gegentheile nicht gänzlich das, was schön oder herrlich ist, bestimmen: so sind sie doch offenbar die Quelle von einem beträchtlichen Theile unsers Beyfalles oder unsers Mißfallens.

In alten Zeiten, da die Stärke und Geschicklichkeit des Leibes von größerm Nutzen und von größerer Wichtigkeit im Kriege war, ward sie auch mehr geschätzet und höher geachtet, als itzund. Damit wir uns nicht auf den Homer und auf Dichter berufen: so merken wir an, daß die Geschichtschreiber sich kein Bedenken machen, die Stärke des Leibes unter den andern Vollkommenheiten des Epaminondas selbst anzuführen, der doch, nach ihrem Geständnisse, der

größte

größte Held, Staatsmann und Feldherr unter allen Griechen war *. Ein gleiches Lob wird dem Pompejus **, einem von den Größesten der Römer, beygeleget. Dieser Fall ist von eben der Art mit dem, was wir oben von dem Gedächtnisse gesaget haben.

Mit welchem Spotte und mit welcher Verachtung wird das Unvermögen Kinder zu zeugen, in beyden Geschlechtern begleitet, da der unglückliche Gegenstand der Schmach als ein Mensch angesehen wird, der eines so hauptsächlichen Vergnügens des Lebens beraubt, und zu gleicher Zeit unfähig ist, es andern mitzutheilen. Die Unfruchtbarkeit bey den Weibern ist, weil sie eine Art der Unnützlichkeit ist, ein Vorwurf, aber nicht in einem solchen Grade, als bey

* *Diod. Sic.* Lib. 15. Es ist vielleicht nicht undienlich, hier den Character des Epaminondas herzusetzen, so wie ihn der Geschichtschreiber entwirft, um zu zeigen, was für Ideen man zu den damaligen Zeiten vom vollkommenen Verdienste gehabt hat. Bey andern berühmten Männern, saget er, wird man bemerken, daß sie eine oder die andere glänzende Eigenschaft besessen, worauf sich ihr Ruhm gründet. Beym Epaminondas wurden alle Tugenden vereinigt angetroffen; Stärke des Leibes, Beredtsamkeit im Ausdrucke, Kraft des Geistes, Verachtung der Reichthümer, und, worauf am meisten zu sehen ist, Muth und Klugheit im Kriege.

** Cum alacribus, saltu; cum velocibus, cursu; cum validis recte certabat. *Sallust.* apud Veg.

den Männern: wovon sich, nach unserer Theorie, die Ursache leicht einsehen läßt *.

Keine Regel in der Maler- und Bildhauerkunst ist wichtiger und unumgänglicher, als die, vermöge der man den Figuren ein Gleichgewicht giebt, und sie so stellet, daß sie ihren gehörigen Mittelpunct der Schwere haben. Eine Figur, die kein richtiges Gleichgewicht hat, ist häßlich, weil

* Zu eben der Absicht können wir auch noch eine Sache bemerken, die uns geringschätzig und possierlich vorkommen könnte, wenn etwas, das so wichtige Schlüsse bestätiget, geringschätzig, oder eine Sache, die in philosophischen Betrachtungen angebracht wird, spaßhaft seyn könnte. Es ist eine allgemeine Anmerkung, daß diejenigen, die wir gute Weiber-Männer nennen, und die sich entweder durch ihre verliebten Heldenthaten hervorgethan haben, oder deren Bildung und äußerliches Ansehen außerordentliche Kräfte von dieser Art versprichet, bey dem schönen Geschlechte wohl gelitten sind, und selbst die Neigung derjenigen gewinnen, die wegen ihrer Jugend oder andern Umständen nie die Absicht haben können, ihren Gaben etwas zu schaffen zu geben. Die Einbildungskraft wird durch diese Vorstellungen ergötzet, und da sie sich mit Vergnügen in die Ideen eines so geliebten Genusses einläßt, so flößet sie ein Wohlgefallen, und eine gute Gesinnung gegen eine solche Person, eben dieselbige Triebfeder, die nur ausgedehnter wirket, ist die allgemeine Quelle aller moralischen Neigung und Billigung.

weil sie die unangenehmen Vorstellungen von Fallen, Schaden und Schmerz erreget *.

Eine Wendung oder Einrichtung des Gemüths, die einen Menschen geschickt macht, in der Welt empor zu kommen, und sein Glück hoch zu bringen, hat ein Recht zur Achtung und Hochschätzung, wie wir bereits erkläret haben.

* Alle Menschen sind den Schmerzen, den Unpäßlichkeiten und Krankheiten auf gleiche Art unterworfen, und können die Gesundheit und Ruhe wieder erlangen. Weil diese Umstände zwischen einem Menschen und dem andern keinen Unterschied machen: so sind sie auch keine Quelle des Stolzes oder der Demüthigung, der Hochschätzung, oder Verachtung. Aber wenn wir das menschliche Geschlecht mit obern Wesen vergleichen: so ist es eine sehr demüthigende Betrachtung, daß wir allen Krankheiten und Schwachlichkeiten so ausgesetzet sind, und daher bedienen sich die Geistlichen dieses Umstandes, um die Einbildung und die Eitelkeit niederzudrücken. Es würde ihnen hierinn besser glücken, wenn die ordentliche Wendung unserer Gedanken nicht so gerichtet wäre, daß wir Menschen uns immer, einer mit dem andern, vergleichen, die Schwächlichkeiten des hohen Alters sind demüthigend, weil in diesem Falle eine Vergleichung mit den Jungen statt finden kann. Die Kropfsbeschwerung wird sorgfältig verbeelet, weil sie andere ansteckt und auf die Nachkommen fortgepflanzet wird. Beynahe eben so verhält es sich mit den Krankheiten, die ekelhafte und fürchterliche Bilder erregen, z. E. die fallende Sucht, Geschwüre, Krätze, u. d. m.

Man muß also natürlicher Weise annehmen, daß der wirkliche Besitz der Reichthümer und des Ansehens einen beträchtlichen Einfluß auf diese Empfindungen haben müsse.

Lasset uns irgend eine Hypothese betrachten, wodurch wir von der Achtung, die den Reichen und Mächtigen gezollet wird, Grund angeben können: wir werden keine zureichend befinden, als die, wenn diese Achtung aus dem Vergnügen hergeleitet wird, das die Bilder der Glückseligkeit, der Ruhe, des Ueberflusses, der Gewalt, und der Befriedigung jeder Begierde mittheilen. Die Selbstliebe z. E. die viele so gern, als die Quelle aller Empfindungen ansehen wollen, ist zu dieser Absicht unzulänglich, wo sich keine gute Gesinnung oder Freundschaft äußert, da läßt es sich schwerlich begreifen, worauf wir unsere Hoffnung, von den Reichthümern anderer Vortheil zu ziehen, gründen können; ob wir gleich für die Reichen natürlicher Weise Hochachtung und Ehrerbiethung hegen, ehe sie einige so vortheilhafte Gesinnungen für uns äußern.

Wir werden von eben diesen Empfindungen gerühret, wenn wir uns auch so weit außer der Sphäre ihrer Wirksamkeit befinden, daß man nicht einmal annehmen kann, daß sie das Vermögen haben, uns zu dienen. Einem Kriegsgefangenen wird bey allen gesitteten Völkern mit einer Achtung begegnet, die seinem Stande gemäß ist; und es ist offenbar, daß Reichthümer viel zur Festsetzung des Standes einer Person bey-

beytragen. Wenn die Geburt und die Stelle, die man bekleidet, auch etwas dazu beytragen, so ist auch dieses ein Beweis für unsere Meynung. Denn was ist ein solcher, den wir einen Menschen von hoher Geburt nennen, anders, als eine Person, die von einer langen Reihe von reichen und mächtigen Vorfahren abstammet, und die durch die Verbindung, worinn sie mit Leuten steht, die wir hochschätzen, sich unsere Hochachtung erwirbt? Die Vorfahren eines solchen Menschen werden also, ob sie gleich todt sind, noch gewisser maßen wegen ihrer Reichthümer, hochgehalten; und folglich ohne einige Art der Erwartung.

Aber damit wir nicht so weit gehen, daß wir Kriegsgefangene oder Todte anführen, um Beyspiele dieser uneigennützigen Achtung für Reichthümer auszufinden: so lasset uns bloß mit einer kleinen Aufmerksamkeit, dasjenige bemerken, was im gemeinen Leben und Umgange vorkömmt. Wir wollen annehmen, ein Mensch, der ein zureichendes Vermögen besitzt, und keine Stelle bekleidet, kömmt in eine Gesellschaft von Fremden, er begegnet ihnen natürlicher Weise mit verschiedenen Graden der Ehrerbiethung und Hochachtung, in dem Verhältnisse, wie er von ihren verschiedenen Glücksumständen und Stande benachrichtiget ist; ob es gleich unmöglich ist, daß er sie so plötzlich um Geld ersuchen, oder es auch nur von ihnen annehmen sollte. Ein Reisender wird in alle Gesellschaften zugelassen, und

man begegnet ihm höflich, in der Maaße, wie sein Gefolge oder sein Aufzug anzeiget, daß er ein Mann von großem oder mittelmäßigem Vermögen sey. Kurz, der verschiedene Rang der Menschen wird in großer Maaße durch den Reichthum eingerichtet und bestimmt, und zwar sowol in Absicht auf Obere, als Niedrigere, Fremde und Bekannte.

Was bleibt uns also übrig, als den Schluß zu machen, daß die Reichthümer, weil wir sie uns selbst bloß als Mittel unsere Begierden entweder sogleich oder in einem eingebildeten künftigen Zeitpuncte zu befriedigen wünschen, auch bey andern bloß darum, weil sie diesen Einfluß haben, Hochachtung hervorbringen. Dieses ist in der That recht ihre Natur und ihr Wesen: sie haben eine gerade Beziehung auf die Bequemlichkeiten, den Wohlstand und die Vergnügungen des Lebens: sonst würde der Wechsel eines Banquiers, der bankrott gemacht hat, oder Gold, das in einer wüsten Insel gefunden wird, eben so schätzbar seyn. Wenn wir uns einem Manne nähern, der in guten Umständen ist: so werden uns sogleich die gefallenden Begriffe vom Ueberflusse, Zufriedenheit, Reinlichkeit, Wärme, von einem angenehmen Hause, zierlichen Hausgeräthen, guter Aufwartung, von allem dem, was zum Essen, Trinken, oder zur Kleidung wünschens werth ist, vorgestellet. Hingegen, läßt sich ein Armer sehen: so rühren die unangenehmen Bilder von Mangel, Dürftigkeit, harter

Arbeit,

Arbeit, schmutzigem Geräthe, groben und zerrissenen Kleidern, ekelhaften Speisen, unschmackhaften Getränken, sogleich unsere Einbildungskraft. Was verstehen wir sonst, wenn wir sagen, der eine ist reich, der andere arm? Und da Hochschätzung und Verachtung natürliche Folgen dieser verschiedenen Lebensumstände sind: so ist leicht zu sehen, was für ein neues Licht, und was für eine neue Bestätigung unsere Theorie von den moralischen Unterscheidungen dadurch erhält *.

Ein-

* Es ist etwas sehr außerordentliches, und wovon man, dem Anscheine nach, keinen Grund angeben kann, in der Wirkung unserer Leidenschaften, wenn wir das Glück und die Umstände anderer betrachten. Sehr oft erreget das Emporkommen und Glück anderer Neid; eine Leidenschaft, die eine sehr starke Mischung von Haß hat, und hauptsächlich aus der Vergleichung unserer selbst mit der beneideten Person entsteht. Zu eben der Zeit, oder wenigstens nicht lange hernach, fühlen wir vielleicht die Leidenschaft der Ehrfurcht, die eine Art der Zuneigung oder guten Gesinnung mit einer Mischung von Demuth ist. Auf der andern Seite erreget das Unglück unseres Nächsten oft unser Mitleiden, welches eine starke Mischung von guter Gesinnung ist. Dieses Mitleiden ist der Verachtung nahe verwandt, welche eine Art vom Misfallen mit einer Vermischung vom Stolze ist. Ich weise diese Dinge bloß als Gegenstände des Nachdenkens für diejenigen an,

Ein Mensch, der sich von allen lächerlichen Vorurtheilen geheilet hat, und völlig, aufrichtig und fest überzeuget ist: sowol aus der Erfahrung, als aus philosophischen Gründen, daß der Unterschied der Glücksumstände weniger Unterschied in der Glückseligkeit machet, als man sich gemeiniglich einbildet; ein solcher mißt die Grade der Hochachtung nicht nach den Einkünften seiner Bekannten ab. Zwar erzeiget er vielleicht einem großen Herrn äußerlich eine größere Ehrerbiethung, als seinem Vasallen, weil der Reichthum die gewisseste und sicherste, und folglich auch die bequemste Quelle des Unterschiedes ist; aber seine innern Empfindungen werden mehr durch die persönlichen Charactere der Menschen, als durch die zufälligen Geschenke des eigensinnigen Glückes bestimmt und eingerichtet.

In den meisten europäischen Ländern ist die Abkunft, das ist, ein ererbter Reichthum, der von dem Oberherrn mit Titeln und Wapen bezeichnet wird, die hauptsächliche Quelle des Unterschiedes. In England bezeiget man für gegenwär-

an, die gern moralische Untersuchungen anstellen. Zu unserm gegenwärtigen Vorhaben ist es hinlänglich, überhaupt anzumerken, daß Macht und Reichthum gemeiniglich Ehrfurcht; Armuth aber und Niederträchtigkeit Verachtung hervor bringen, obgleich besondere Aussichten und Zufälle bisweilen die Leidenschaften des Neides und des Mitleidens erregen können.

genwärtigen Reichthum und Ueberfluß mehr Achtung. Jede Gewohnheit hat ihre Vortheile und Nachtheile. Wo die Geburt geehret wird, da bleiben unwirkſame, niederträchtige Gemüther in ſtolzer Träghеit, und träumen von nichts als Stammbäumen und Geſchlechtregiſtern; Großmüthige und Ehrgeizige ſuchen Ehre, Herrſchaft, Ruhm und Gunſt. Wo der Reichthum der vornehmſte Götze iſt, da nimmt Verderbniß, Feilſeyn, und Raub überhand: Künſte, Ackerbau, Handlung, Manufacturen blühen. Das erſtere Vorurtheil iſt den kriegeriſchen Tugenden günſtiger; folglich ſchickt es ſich beſſer für Monarchien. Weil das andere der vornehmſte Antrieb zum Fleiße iſt: ſo verträgt es ſich beſſer mit einer republikaniſchen Regierungsart. Und wir finden auch, daß eine jede dieſer Regierungsarten, indem ſie die Nutzbarkeit dieſer Gewohnheiten verändert, gemeiniglich einen nach dieſer Veränderung abgemeſſenen Einfluß auf die Empfindungen der Menſchen hat.

* *

Der siebente Abschnitt.

Von Eigenschaften,

die uns selbst unmittelbar angenehm sind.

Ein jeder, der mit ernsthaften, melancholischen Leuten einen Abend zugebracht und bemerket hat, wie plötzlich bey der Ankunft eines wohl aufgeräumten lebhaften Gesellschafters die Unterredung belebt ward, und was für eine Munterkeit sich alsdenn über das Gesicht, das Gespräch und das Bezeigen eines jeden verbreitete, ein jeder, sage ich; der dieses angesehen hat, wird leicht zugestehen, daß die Munterkeit ein großes Verdienst hat, und sich natürlicher Weise die Zuneigung und gute Gesinnung der Menschen erwirbt. In der That, keine Eigenschaft theilet sich allen so leicht mit, weil keine Eigenschaft eine größere Neigung hat, sich in lustigen Gesprächen und angenehmen Unterhaltungen zu zeigen. Die Flamme läuft durch den ganzen Cirkel, und auch den Verdrießlichsten und Mürrischsten erqreift sie oft. Daß die Melancholischen die Lustigen hassen, wird mir schwer einzuräumen, ob es gleich so gar Horaz saget:

weil

weil ich allemal bemerket habe, daß ernſthafte Leute, durch eine gemäßigte und anſtändige Munterkeit um deſto mehr ergötzet werden, da ſie die Dunkelheit vertreibt, die gemeiniglich über ihrem Gemüthe ſchwebt, und ihnen eine ungewöhnliche Zufriedenheit und einen ungewohnten Genuß verſchaffet.

Aus dieſem Einfluſſe der Fröhlichkeit, daß ſie ſich mittheilet, und den Beyfall anderer gewinnt, können wir abnehmen, daß es noch eine andere Reihe von Tugenden giebt, die ohne einige Nutzbarkeit, oder Abzielung auf ein weiteres Gut entweder des gemeinen Weſens, oder des Beſitzers, den Zuſchauern Zufriedenheit einflößen, und ſich Freundſchaft und Achtung erwerben. Ihr unmittelbares Gefühl iſt der Perſon, die ſie beſitzt angenehm: andere gerathen in eben die Gemüthsfaſſung, und werden durch eine natürliche Sympathie von der Empfindung angeſtecket: und da wir uns nicht erwehren können, dasjenige, was uns gefällt, zu lieben, ſo entſteht in uns eine gütige Regung gegen die Perſon, die uns ſo viel Ergötzen und Zufriedenheit mittheilet. Der Anblick eines ſolchen Menſchen belebet uns mehr, ſeine Gegenwart gießt heitereres Wohlgefallen und Vergnügen über uns aus: unſere Einbildungskraft, die ſich in ſein Gefühl und in ſeine Geſinnung einläßt, wird auf eine angenehmere Art gerühret, als wenn wir eine melancholiſche, niedergeſchlagene, mürriſche und ängſtliche Gemüthsbeſchaffenheit wahrnehmen

men und kennen lernen. Daher entsteht die Zuneigung und der Beyfall, wovon die erste Gemüthsbeschaffenheit begleitet wird; und der Abscheu und die Unlust, womit wir die letztere ansehen *.

Wenig Menschen werden den Character beneiden, den Cäsar von dem Cassius giebt:

> Er liebet kein Schauspiel, wie du, Antonius; er höret keine Musik; selten lächelt er, und lächelt auf eine solche Art, als spottete er seiner, und verachtete er seinen Geist, daß er sich könne bewegen lassen, irgend worüber zu lachen **.

Solche Leute sind nicht allein gefährlich, wie Cäsar hinzu setzet, sondern sie können auch niemals

* Es ist kein Mensch, der nicht bey besondern Gelegenheiten alle unangenehme Leidenschaften, Furcht, Zorn, Niedergeschlagenheit, Schmerz, Schwermuth, Angst, u. d. m. fühlen sollte. Aber diese machen, in sofern als sie natürlich und allgemein sind, keinen Unterschied zwischen einem Menschen und dem andern, und können niemals Gegenstände des Tadels seyn. Nur alsdenn, wenn die Gemüthsbeschaffenheit eine Neigung zu einigen von diesen unangenehmen Leidenschaften giebt, verunstalten sie den Character, und theilen dem Zuschauer die Empfindung des Mißfallens mit, indem sie ihm Verdruß erwecken.

** — — — He loves no Play
As thou do'st, Anthony; He hears no Music;
Seldom he smiles, and smiles in such a sort,
As if he mock'd himself, and scorn'd his Spirit,
That could be mov'd to smile at any Thing.

niemals andern angenehm werden, noch zum geſelligen Vergnügen etwas beytragen, da ſie wenig Genuß und Vergnügen in ſich ſelbſt haben. In allen geſitteten Zeitaltern und unter allen geſitteten Völkern, wird ein Geſchmack am Vergnügen, wenn er mit Mäßigkeit und Anſtand verbunden iſt, ſelbſt bey den größten Männern, als ein beträchtliches Verdienſt geſchätzet; und wird bey Leuten von niedrigerm Range und Character noch weit nothwendiger. Es iſt eine angenehme Beſchreibung, die uns ein franzöſiſcher Schriftſteller von ſeinem Gemüthszuſtande in dieſer Abſicht giebt: Die Tugend liebe ich, ſaget er, ohne Strenge; das Vergnügen ohne Weichlichkeit, und das Leben, ohne den Tod zu fürchten *.

Wer wird nicht durch ein vorzügliches Beyſpiel die Gröſſe des Geiſtes oder Würde des Characters durch erhabene Empfindungen, Verachtung der Knechtſchaft, und durch den edlern Stolz und Muth gerühret, die aus bewußtem Werthe und bewußter Tugend entſteht? Das Erhabene, ſaget Longin, iſt oft nichts, als ein Wiederhall oder Abbild der Großmuth; und wo ſich dieſe Eigenſchaft bey jemand zeiget, da erreget ſie auch, ohne eine Sylbe vorzubringen, unſern

* J'aime la vertu, ſans rudeſſe;
J'aime le plaiſir, ſans molleſſe;
J'aime la vie, et n'en crains point la fin.
St. Evremont.

ſern Beyfall und unſere Bewunderung, wie man bey dem berühmten Stillſchweigen des Ajax in der Odyſſee bemerkete, welches mehr edle Verachtung und geſetzten Unwillen ausdrücket, als je eine Sprache anzeigen kann *.

Wäre ich Alexander, ſagte Parmenio, ich nähme die Anerbiethungen des Darius an. Und das thäte auch ich, antwortete Alexander, wenn ich Parmenio wäre. Dieſer Ausſpruch, ſaget Longin, iſt vortrefflich, aus einem gleichen Grunde **.

Gehet, ſchrie eben dieſer Held ſeinen Soldaten zu, als ſie ſich weigerten, ihm nach Indien zu folgen, gehet, erzählet euren Landesleuten, daß ihr den Alexander verlaſſen habet, da er die Eroberung der Welt vollendete. „Alexander, ſagte der Prinz von Conde, der dieſe Stelle allezeit bewunderte, „von ſeinen Soldaten, unter noch nicht völlig „bezwungenen Barbaren verlaſſen, fühlte in ſich „ſelbſt eine ſolche Würde, ein ſolches Recht zur „Herrſchaft, daß er es nicht für möglich halten „konnte, daß ſich jemand weigern würde, ihm „zu gehorchen. Er mochte in Europa, oder „in Aſien, unter Griechen, oder Perſern „ſeyn, alles war ihm einerley: wo er nur Men„ſchen fand, da glaubte er, Unterthanen zu „finden.„

Die Vertraute der Medea preiſet ihr in dem Trauerſpiele Behutſamkeit und Unterwerfung

* Cap. 9. ** Idem.

ſung an; und indem ſie alle Drangſale dieſer unglücklichen Heldinn hergezählet, fraget ſie dieſelbe, was ſie ſo vielen Feinden entgegen zu ſetzen habe. Mich ſelbſt, antwortete ſie, mich ſelbſt, ſage ich; und das iſt genug. Boileau preiſet dieſe Stelle mit Recht, als ein Beyſpiel des wahren Erhabenen *.

Als Phocion, der beſcheidene, ſanftmüthige Phocion, zum Tode geführet ward, wandte er ſich um zu einem derer, die mit ihm litten, und der ſein eignes Unglück beklagte: Iſt es nicht genug Ruhm für dich, ſagte er zu ihm, daß du mit dem Phocion ſtirbſt **?

Man ſtelle dagegen das Bild, das Tacitus vom Vitellius entwirft, da er der Herrſchaft beraubet, ſeine Schande aus einer unſeligen Liebe zum Leben verlängerte, dem unbarmherzigen Pöbel überliefert, geſtoßen, geſchlagen, umgeworfen, und durch einen Dolch, den man ihm unter das Kinn hielt, gezwungen, ſein Haupt in die Höhe zu heben; und ſich aller Schmach bloß zu ſtellen. Welch eine verworfne Schmach, welch eine niederträchtige Demüthigung! Aber ſelbſt hier ſaget der Geſchichtſchreiber, ließ er einige Zeichen eines nicht ganz verunarteten Gemüths blicken, zu einem Tribun, der ihn ſpottete, ſagte er: ich bin noch immer dem Kaiſer ***.

* Reflexion 12. ſur Longin.
** Plutarch. in Phoc.
*** *Tacit.* Hiſt. Lib. 3. Wenn Tacitus dieſes erzäh-

Niemals entschuldigen wir den völligen Mangel des Muthes und der Würde des Characters, oder einer gehörigen Empfindung von dem, was man sich selbst schuldig ist, weder im Umgange, noch in den gemeinen Händeln des Lebens. Hierinn besteht das, was wir eigentlich Niederträchtigkeit nennen; wenn sich ein Mensch der schnödesten Sclaverey unterwerfen kann, um seine Absichten zu erreichen; wenn er denen liebkoset, die ihn mishandeln, und sich durch einen vertrauten Umgang mit unwürdigen Geringern herunterseßet. Ein gewisser Grad des großmüthigen Stolzes und der Selbstschäßung wird so unumgänglich erfordert, daß der Mangel desselben in dem Gemüthe, und auf gleiche Art, misfällt, als der Mangel einer Nase, eines Auges, oder sonst eines der wesentlichsten Theile des Gesichtes, oder des Körpers *.

Der

erzählet, bedienet er sich der Ausdrücke: Lamata veste, foedum spectaculum, multis increpantibus, nullo inlacrimante: deformitas exitus misericordiam abstulerat. Um diese Denkungsart recht einzusehen, so müssen wir etwas für die alten Grundsätze abrechnen, daß niemand sein Leben verlängern müsse, nachdem es ehrlos geworden, sondern daß es alsdann seine Schuldigkeit sey, es zu verlassen, als wozu er immer ein Recht habe.

* Die Abwesenheit einer Tugend kann oft ein Laster seyn, und zwar ein Laster von der höchsten Art, wie in den Fällen der Undankbarkeit und

der

Der Nutzen, den die Herzhaftigkeit, beydes in Abſicht auf das gemeine Weſen, als in Abſicht auf die Perſon hat, die ſie beſitzt, iſt ein in die Augen fallender Grund ihres Verdienſtes. Aber es wird einem jeden, der die Sache richtig betrachtet, erhellen, daß dieſe Eigenſchaft einen eigenthümlichen Glanz hat, den ſie bloß von ſich ſelber und von der edlen Erhabenheit empfängt, die von ihr unzertrennlich iſt. Ihre Geſtalt, von Malern und Dichtern geſchildert, zeiget in jedem Zuge eine erhabene und kühne Zuverſicht, die das Auge einnimmt, die Neigungen gewinnt, und, vermöge einer Sympathie, einem jeden Zuſchauer eine gleiche Erhabenheit der Geſinnung einflößet.

der Niederträchtigkeit. Wo wir eine Schönheit erwarten, da erreget die fehlgeſchlagene Hoffnung eine verdrießliche Empfindung, und bringt eine wirkliche Häßlichkeit hervor. Ein niederträchtiger Character iſt aus einer andern Abſicht verächtlich und ekelhaft. Wenn ein Menſch ſelbſt keine Empfindung ſeines Werthes hat: ſo ſind wir nicht geneigter, ihn höher zu ſchätzen. Und wenn ein Menſch ſich vor ſeinem Obern ſchmieget, und gegen Geringere übermüthig iſt, (wie ſich dieſes oft zuträgt) ſo verbeſſert dieſes entgegen geſetzte Bezeigen das vorige Laſter ſo wenig, daß es daſſelbe vielmehr vergrößert, weil dadurch noch ein weit verhaßteres Laſter hinzu kömmt. Siehe Abſchnitt VIII.

Mit was für rühmlichen Farben schildert Demosthenes * den Philippus, wenn der Redner seine Verwaltung und die hartnäckige Liebe zur Freyheit rechtfertiget, womit er die Athenienser begeistert hatte. „Ich sahe den „Philippus, saget er, ihn, mit dem ihr strit„tet, beherzt und entschlossen an, da er im Be„streben nach Herrschaft sich jeder Wunde aus„setzte; da sein Auge mit Blut überlaufen, sein „Nacken verrenket, sein Arm, seine Lende durch„löchert war, und da er jeden Theil seines Leibes, „den das Schicksal rauben wollte, demselben fröh„lich überließ, wenn er nur mit dem, der ihm „übrig blieb, in Ehren und Ruhm leben könnte. „Und soll es gesagt werden, daß er, der in Pella, „einem bisher verächtlichen und unberühmten „Orte, geboren ist, von einem so hohen Ehrgeize „und Durste nach Ruhm begeistert worden, da „ihr, Athenienser „u. s. f. Diese Lobsprüche erregen die höchste Bewunderung; aber wir sehen, daß die Aussichten, die uns der Redner vorstellet, uns nicht über den Held hinausführen, noch daß wir die künftigen vortheilhaften Folgen seiner Tapferkeit in Betrachtung ziehen.

Die kriegerische Gemüthsart der Römer, die durch beständige Kriege angefacht ward, brachte bey ihnen eine große Hochachtung für die Herzhaftigkeit hervor, die zum Unterschiede und zum Vorzuge vor allen andern moralischen Eigenschaften, in ihrer Sprache, Tugend genannt

* Pro Corona.

nannt ward. Die Svevi schmückten, nach der Meynung des Tacitus *, ihre Haare aus einer lobenswürdigen Absicht; nicht, um zu lieben, oder geliebet zu werden; sie schmückten sich bloß für ihre Feinde, um ihnen desto schrecklicher vorzukommen. Eine Anmerkung des Geschichtschreibers, die uns bey andern Nationen und zu andern Zeiten etwas seltsam vorkommen könnte.

Die Scythen schunden, wie Herodotus ** berichtet, die Häupter ihrer erschlagenen Feinde, gerbten die Haut zu Leder, und bedienten sich derselben als Handquelen; und wer am meisten von diesen Handquelen hatte, der ward am höchsten unter ihnen geschätzet. So sehr hatte die kriegerische Tapferkeit, bey dieser Nation, wie bey vielen andern, die Empfindungen der Menschlichkeit verdränget; einer Tugend, die doch gewiß weit nützlicher und reizender ist.

Es ist in der That merkwürdig, daß bey allen ungesitteten Völkern, die die Vortheile, wovon die Wohlthätigkeit, die Gerechtigkeit und die geselligen Tugenden begleitet werden, noch nicht völlig erfahren haben, die Tapferkeit, die herrschende Tugend und Trefflichkeit ist; daß sie von den Dichtern am meisten gerühmet, von Aeltern und Lehrmeistern am eifrigsten angepriesen, und von dem gemeinen Wesen überhaupt am meisten bewundert worden. Homers Sittenlehre ist in diesem Stücke von des Fenelons,

* De moribus Germ. ** Lib. 4.

seines zierlichen Nachahmers, Moral sehr unterschieden, und denen Zeiten wohl angemessen, da ein Held, wie Thucydides * anmerket, den andern, ohne ihn zu beleidigen, fragen konnte, ob er ein Räuber sey, oder nicht. Von der Art war auch noch vor kurzer Zeit das moralische System, das in manchen barbarischen Theilen Irlands herrschte; wenn wir dem Spenser in seiner mit vieler Beurtheilungskraft abgefaßten Nachricht von dem Zustande dieses Königreichs Glauben zustellen können **.

Zu eben der Classe von Tugenden, zu der die Herzhaftigkeit gehöret, ist auch jene ungestöhrte philosophische Ruhe zu rechnen, die über den Schmerz, den Gram, die Angst, und alle Anfälle des Unglücks erhoben ist. Seiner eigenen Tugend bewußt, sagen die Philosophen, erhebt sich der Weise über jeden Zufall des Lebens, setzet sich sicher in den Tempel der Weisheit, und schauet

* Lib. 1.

** Es ist ein gemeiner Gebrauch, saget er, unter den Söhnen der irländischen Edelleute, daß sie, so bald sie geschickt sind, die Waffen zu tragen, sich mit drey oder vier Landstreichern oder Straßenräubern zusammen rottiren, worauf sie das Land eine Zeitlang müßig durchstreifen, und nichts als Speise nehmen, bis sie endlich bey Gelegenheit einen schlimmen Handel vornehmen. Wenn dieses einmal bekannt wird, so wird ein solcher adlicher Räuber von der Zeit an, für einen würdigen und tapfern Mann gehalten.

schauet auf niedrige, im Nachjagen der Ehren, der Reichthümer und des Ruhms, und jedes schnöden Genusses verwickelte Sterbliche herab. Ohne Zweifel ist dieses Vorgeben, wenn es bis aufs äußerste getrieben wird, viel zu prächtig für die menschliche Natur. Indessen führet es eine Größe bey sich, die den Zuschauer rühret, und ihn mit Bewunderung einnimmt. Und je näher wir dieser erhabenen Ruhe und Gleichgültigkeit (denn wir müssen sie von einer dummen Unempfindlichkeit unterscheiden) in der Ausübung kommen können, einen desto sicherern Genuß werden wir in uns selbst erreichen, und desto mehr Größe des Geistes werden wir der Welt entdecken. Die philosophische Ruhe kann in der That als ein bloßer Ast der Großmuth betrachtet werden.

Wer bewundert den Socrates nicht, wer bewundert nicht seine beständige Heiterkeit und Zufriedenheit, bey der größten Armuth und bey häuslichen Drangsalen; seine gesetzte Verachtung der Reichthümer und seine großmüthige Sorge, die Freyheit zu behalten, da er allen Beystand seiner Freunde und Schüler ausschlug, und so gar die Abhängigkeit einer Verbindlichkeit vermied? Epictet hatte nicht einmal eine Thüre in seinem kleinen Hause oder Hütte; und daher verlor er gar bald seine eiserne Lampe, den einzigen Hausrath, der werth war gestohlen zu werden. Er entschloß sich aber, seine Räuber in ihren Hoffnungen zu betriegen, und schaffte sich

alſo eine irdene Lampe, ſtatt der eiſernen, an, die er auch ſicher behielt.

Im Alterthume hatten die Helden der Weltweisheit ſowol, als die kriegeriſchen und patriotiſchen Helden, eine Größe und Stärke der Geſinnung, die unſere engen Seelen in Erſtaunen ſetzet, und die wir, unbeſonnener Weiſe, als ausſchweifend und übernatürlich verwerfen. Ich geſtehe es, ſie ihrer Seits würden gleiche Urſache gehabt haben, den Grad der Menſchlichkeit, Milde, Ordnung, Ruhe und andere geſelligen Tugenden, den wir in den neuern Zeiten, in der Verwaltung des gemeinen Weſens erreichet haben, als romanenhaft und unglaublich anzuſehen, wenn jemand im Stande geweſen wäre, ihnen eine richtige Vorſtellung davon zu machen. Auf dieſe Art hat die Natur oder vielmehr die Erziehung, bey der Austheilung der Trefflichkeiten und Tugenden, die beyderſeitigen Mängel in dieſen verſchiedenen Zeitaltern erſetzet.

Das Verdienſt des **Wohlwollens**, das aus der Nutzbarkeit und der Abzweckung deſſelben zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts entſteht, iſt bereits erkläret worden, und dieſe Dinge ſind ohne Zweifel eine **beträchtliche** Quelle von der Hochachtung, die demſelben ſo allgemein gezollet wird. Aber man wird auch zugeſtehen, daß eben das Sanfte und Zärtliche dieſer Empfindung, ihre ſich einſchmeichelnde Reize, ihre zärtliche Ausdrücke, ihre ſorgfältige Aufmerkſamkeiten, und der ganze Fluß wechſelhafter Zuver-

ſicht

ſicht und Achtung, der ſich in eine warme Verbindung der Liebe und Freundſchaft ergießt. Man wird zugeſtehen, ſage ich, daß das Gefühl von allem dieſem, das an ſich ergötzend iſt, nothwendiger Weiſe den Zuſchauern mitgetheilet werde, und ſie in eine gleiche Liebe und Zärtlichkeit auflöſet. Die Thränen kommen uns natürlicher Weiſe in die Augen, wenn wir eine warme Empfindung von dieſer Art bemerken: unſer Buſen hebt ſich, unſer Herz klopfet, und jeder menſchlicher, zärtlicher Grundtrieb unſerer Bildung wird in Bewegung geſetzet, und gewähret uns den reinſten und vollkommenſten Genuß.

Wenn die Dichter elyſäiſche Felder beſchreiben, wo die glücklichen Bewohner einer des andern Beyſtand nicht bedürfen, ſtellen ſie dieſelben doch ſo vor, als unterhielten ſie unter einander eine beſtändige wechſelhafte Liebe und Freundſchaft, und ſie ſchmeicheln unſerer Einbildungskraft durch dieſes gefallende Bild dieſer ſanften und milden Leidenſchaften. Die Vorſtellung einer zärtlichen Ruhe in einem Schäfer-Arcadien iſt aus einem gleichen Grunde angenehm, wie oben angemerket iſt *.

Wer wollte unter beſtändigem Hadern, Zanken, und wechſelhaften Vorwürfen, ſein Leben zubringen? Das Rauhe und Stürmiſche dieſer Bewegungen beunruhiget und mißfällt uns: wir leiden, vermöge einer anſteckenden Sympathie; und wir können nicht gleichgültige Zuſchauer bleiben,

* Abſchn. 5. Theil 2.

ben, wenn wir gleich versichert sind, daß aus solchen zornigen Leidenschaften keine schädliche Folgen erwachsen werden.

Als einen gewissen Beweis, daß das ganze Verdienst des Wohlwollens nicht aus der Nutzbarkeit desselben herzuleiten sey, bemerken wir, daß man, als eine Art des Tadels, von einem Menschen sage, er sey zu gut, wenn er seine Rolle in der Gesellschaft übertreibt, und in seiner Aufmerksamkeit für andere die gehörige Maaße und Gränzen überschreitet. Auf gleiche Art sagen wir, daß ein Mann zu großmüthig, zu unerschrocken, zu gleichgultig gegen sein Glück sey. Vorwürfe, die wirklich im Grunde mehr Achtung und Hochschätzung enthalten, als viele Lobsprüche. Da wir gewohnet sind, den Werth und Unwerth der Charactere hauptsächlich nach ihren nützlichen oder schädlichen Abzweckungen zu schätzen, so können wir nicht umhin, zu tadeln, wenn wir eine Gesinnung entdecken, die bis zu einem schädlichen Grade steigt. Aber es kann zugleich geschehen, daß ihre edle Erhabenheit, oder ihre reizende Zärtlichkeit, unser Herz so einnimmt, daß unsere Freundschaft gegen die Person, die wir tadeln, dadurch nur vermehret wird *.

Die

* Die Fröhlichkeit würde wohl nie wegen ihrer Uebermaaße zu tadeln seyn, wäre nicht eine ausgelassene Lustigkeit, ohne eine gehörige Ursache

Die Liebeshändel, Heinrichs des Vierten, während der bürgerlichen Kriege der Ligue, waren seinen Angelegenheiten und seiner Sache oft schädlich, aber wenigstens werden alle Junge und Verliebte, die mit dieser Leidenschaft eine Sympathie fühlen können, zugestehen, daß eben diese Schwachheit (denn sie werden diese Liebeshändel gern so nennen) ihnen diesen Held hauptsächlich werth machet, und sie an seinem Schicksale Antheil nehmen läßt.

Die ausnehmende Tapferkeit und entschlossene Unbiegsamkeit Carls des Zwölften stürzete sein Vaterland ins Elend, und beunruhigte alle seine Nachbaren; aber beyde haben dem Anscheine nach einen Glanz und eine Größe, die uns in Bewunderung setzet: und man möchte sie auch gewissermaßen so gar billigen können, wenn sie nicht zuweilen gar zu offenbare Zeichen der Tollheit und Verrückung verriethen.

Die Athenienser wollten die ersten Erfinder des Ackerbaues und der Gesetze seyn, und schätzten sich allezeit, wegen der Vortheile, sehr hoch, die dem menschlichen Geschlechte dadurch verschaffet waren. Sie rühmeten sich auch, und zwar mit Rechte, ihrer Kriegsthaten,

Ursache oder Gegenstand ein gewisses Merkmaal der Thorheit, und aus diesem Grunde ekelhaft.

ten, insonderheit derer, die sie gegen die unzählbaren Flotten und Heere der Perser verrichtet hatten, die Griechenland unter der Regierung des Darius und Xerres anfielen. Ob nun gleich, was die Nutzbarkeit betrifft, zwischen diesen friedfertigen und kriegerischen Ehren keine Vergleichung anzustellen ist: so finden wir doch, daß die Redner, die so ausgearbeitete Lobreden auf diese berühmte Stadt geschrieben haben, vornehmlich im Anpreisen und Erheben der kriegerischen Thaten triumphiret haben. Lysias, Thucydides, Plato und Isocrates, alle äußern eine gleiche Partenlichkeit, die, ob sie gleich von der ruhigen Vernunft und dem Nachdenken verdammet wird, dem menschlichen Gemüthe doch so natürlich zu seyn scheint.

Wir bemerken, der große Reiz der Dichtkunst bestehe in lebhaften Gemälden der erhabenen Leidenschaften, der Großmuth, der Herzhaftigkeit, der Verachtung des Glücks, oder der zärtlichen Neigungen, der Liebe und der Freundschaft, die das Herz erwärmen, und uns gleiche Gesinnungen und Regungen einflößen. Und ob wir gleich finden, daß alle Arten der Leidenschaft, so gar der Schmerz und der Zorn, wenn sie durch die Dichtkunst erreget werden, vermöge eines nicht leicht zu erklarenden Mechanismus der Natur, Vergnü-

gen

gen und Zufriedenheit mittheilen: so haben doch diese erhabneren und sanfteren Leidenschaften einen besonderen Einfluß, und gefallen uns mehr als aus einer Ursache. Nicht zu gedenken, daß sie allein die Ursache sind, daß wir an dem Schicksale der vorgestellten Personen Theil nehmen, und Hochachtung und Neigung für ihre Character hegen.

Und kann man wohl zweifeln, daß selbst diese Gabe der Dichter, die Leidenschaften zu erregen, dieses Pathetische und Erhabene der Empfindung, nicht ein sehr beträchtlicher Verdienst sey. Wer kann zweifeln, daß diese Eigenschaft, die durch ihre ausnehmende Seltenheit noch erhöhet wird, die Person, die sie besitzt, über alle Characters ihrer Zeitgenossen erhebe? Die Klugheit, die Geschicklichkeit, Standhaftigkeit, und die gütige Regierung des Augustus, alle diese Eigenschaften, die durch den Glanz seiner edeln Geburt und seiner Kaiserkrone gezieret werden, geben ihm doch bey weitem nicht das Anrecht zum Ruhme, das Virgil hat, der nichts, als die göttlichen Schönheiten seines dichterischen Genies in die andere Schale legen kann.

Selbst die Empfindlichkeit gegen diese Schönheiten, oder eine Feinheit des Geschmacks ist eine Schönheit in einem Character; weil

uns

uns dadurch das allerreinſte, das unſchuldigſte und dauerhafteſte Vergnügen verſchaffet wird.

Dieſes ſind einige Beyſpiele von der Gattung von Tugenden, die wegen des unmittelbaren Vergnügens geprieſen werden, das ſie demjenigen, der ſie beſitzt, mittheilen. Keine ausſichten auf den Nutzen oder auf künftige vortheilhafte Folgen, miſchen ſich in dieſen Beyfall, doch iſt er mit der Empfindung, die aus der Betrachtung des allgemeinen und beſondern Nutzens entſteht, von ähnlicher Art. Wir ſehen, einerley geſellige Sympathie, oder Gefühl der menſchlichen Glückſeligkeit und des menſchlichen Jammers, bringt beyde hervor; und die Analogie in allen Theilen unſerer Theorie kann mit Recht als eine Beſtätigung derſelben angeſehen werden.

* *

Der achte Abschnitt.

Von Eigenschaften, die andern unmittelbar angenehm sind *.

Gleichwie die wechselhaften Eingriffe, und die Widerwärtigkeiten des Eigennutzes und der Selbstliebe die Menschen gezwungen haben, die Gesetze der Gerechtigkeit fest zu setzen, um die Vortheile des gemeinschaftlichen Beystandes und Schutzes zu erhalten: so haben auf gleiche Art die ewigen Widerwärtigkeiten des Stolzes und der Eitelkeit der Menschen, im Umgange, die Regeln der guten Lebensart oder die Höflichkeit eingeführet, damit ein freyer Umgang der Gemüther und eine unge-

* Dieses ist die Beschreibung der Tugend: Sie ist eine Eigenschaft des Gemüthes, die einem jeden, der sie betrachtet, oder beschauet, angenehm ist, oder von ihm gebilliget wird. Aber einige Eigenschaften erwecken Vergnügen, weil sie der Gesellschaft ersprießlich, oder ihrem Besitzer nützlich oder angenehm sind; andere bringen das Vergnügen unmittelbarer hervor; diese Classe der Tugenden betrachten wir hier.

ungestörte Unterhandlung und Gesellschaft möchte erleichtert werden. Unter wohl erzogenen Leuten bestrebet man sich, eine wechselhafte Ehrerbiethung zu äußern, die Verachtung gegen andere wird verborgen, das Ansehen verhehlet, einem jeden wird Aufmerksamkeit gegönnet, und ein ungezwungener Strom der Unterredung unterhalten, ohne Heftigkeit, ohne Begierde nach Sieg, ohne daß einer den andern unterbricht, oder sich das Ansehen einer Ueberlegenheit zu geben. Diese Aufmerksamkeiten und Achtungen sind andern unmittelbar angenehm, ohne einige Zurücksicht auf Nutzbarkeit oder wohlthätige Absweckungen: sie verschaffen demjenigen, der seine Aufführung darnach einrichtet, Gewogenheit, befördern die Hochachtung, die man für ihn hat, und erhöhen sein Verdienst ausnehmend.

Viele von den Aeußerungen der guten Lebensart sind willkührlich und zufällig; aber das, was dadurch ausgedrückt wird, ist immer einerley. Ein Spanier geht vor seinem Gaste aus seinem Hause, um anzuzeigen, daß er seiner Willkühr und Macht alles überlasse. In andern Ländern läßt der Wirth den Gast voran gehen, als ein gemeines Zeichen der Ehrerbiethung und Achtung.

Aber wenn ein Mensch ein vollkommener guter Gesellschafter seyn soll, so muß er, nebst der guten Lebensart, auch Witz und Redlichkeit besitzen. Was der Witz sey, läßt sich vielleicht schwer beschreiben; aber das ist leicht auszumachen, daß er eine Eigenschaft sey, die andern unmittel-

mittelbar angenehm iſt, und bey ihrem erſten Anblicke einem jeden, der ſie einigermaßen faſſen kann, eine lebhafte Freude und Zufriedenheit mittheilet. Es könnte bey der Erklärung der mannichfaltigen Arten und Gattungen des Witzes die tiefſinnigſte Metaphyſik angewandt werden; und vielleicht ließen ſich manche Claſſen deſſelben, die man nun auf das bloße Zeugniß des Geſchmacks und der Empfindung annimmt, in allgemeinere Gründe auflöſen. Aber es iſt zu unſerm gegenwärtigen Vorhaben hinlänglich, daß der Witz den Geſchmack und die Empfindung rühret, daß er einen unmittelbaren Genuß gewähret, und folglich eine Quelle des Beyfalls und der Neigung iſt.

In Ländern, wo man ſeine ganze Zeit im Umgange, in Beſuchen und öffentlichen Verſammlungen zubringt, werden dieſe geſellſchaftlichen Eigenſchaften ſehr hoch geſchätzet, und machen einen hauptſächlichen Theil des perſönlichen Verdienſtes aus. In Ländern, wo die Menſchen ein häuslicheres Leben führen, und entweder beſchäfftiget ſind, oder ſich die Zeit in einem engern Zirkel von Bekannten vertreiben, werden die weſentlichern Eigenſchaften vorzüglich geachtet. So habe ich bemerket, daß bey einem Franzoſen, der ſich nach einem Fremden erkundiget, dieſes immer die erſten Fragen ſind: weiß er zu leben? hat er Witz? In unſerm Vaterlande giebt man einem Menſchen immer das

höchste Lob, wenn man ihm saget, daß er gutherzig und verständig sey.

Die Lebhaftigkeit in dem Gespräche ist angenehm, selbst denen, die sich nicht in die Unterredung mischen wollen: daher findet ein Erzähler langer Historien, oder ein prächtiger Redner, wenig Beyfall. Aber die meisten Menschen verlangen an dem Gespräche Theil zu nehmen, und sehen diese Schwatzhaftigkeit, die sie eines Rechts beraubet, worauf sie von Natur so eifersüchtig sind, mit sehr unwilligen Augen an.

Es giebt eine Art unschädlicher Lügner, die man häufig in Gesellschaften antrifft, und die mit dem Wunderbaren und Außerordentlichen sehr viel zu schaffen haben. Ihre gewöhnliche Absicht geht dahin, zu gefallen und zu unterhalten; da aber die Menschen durch nichts ergötzet werden, als was sie für Wahrheit halten: so versehen sich diese Leute ungemein in der Wahl der Mittel zu gefallen, und ziehen sich einen allgemeinen Tadel zu. Indessen gönnet man in lustigen Histörchen dem Lügen oder der Erdichtung einige Nachsicht; weil die Lügen da angenehm und unterhaltend sind, und es in diesem Falle auf die Wahrheit nicht ankömmt.

Beredtsamkeit, Genie von allen Arten, selbst ein guter Verstand, und eine gesunde Beurtheilungskraft, wenn sie zu einem ausnehmenden Grade steigt, und bey Gegenständen von einer beträchtlichen Würde, und die eine genaue Einsicht erfordern, angewandt wird. Alle diese Eigen-

genſchaften ſcheinen unmittelbar angenehm zu ſeyn, und ein von ihrer Nutzbarkeit unterſchiedenes Verdienſt zu haben. Die Seltenheit, die den Preiß einer jeden Sache ſo ſehr erhöhet, muß dieſen edlen Gaben des menſchlichen Gemüths gleichfalls noch einen neuen Werth verleihen.

Die Sittſamkeit kann in verſchiedenem Verſtande genommen werden, ſelbſt wenn ſie von der Keuſchheit, wovon wir bereits gehandelt haben, unterſchieden und abgeſondert wird. Dieſes Wort bedeutet zuweilen die Zärtlichkeit und Pünctlichkeit in Abſicht auf die Ehre, die Furcht vor dem Tadel, die Scheu andern läſtig zu ſeyn, oder ſie zu beleidigen, die Schamhaftigkeit, die eigentliche Hüterinn aller Tugenden und das Bewahrungsmittel gegen Laſter und Verderbniß. Aber in der gewöhnlichſten Bedeutung wird es genommen, wenn es der Unverſchämtheit und dem Hochmuthe entgegen geſetzet wird, und ein Mistrauen auf unſere eigene Urtheile und eine ſchuldige Aufmerkſamkeit und Achtung für andere ausdrücket. Bey jungen Leuten vornehmlich iſt dieſe Eigenſchaft ein ſicheres Kennzeichen des Verſtandes, und iſt gleichfalls ein gewiſſes Mittel, denſelben noch zu vermehren, indem ſie ihre Ohren für den Unterricht offen hält, und ſie antreibt, ſtets nach neuen Gaben zu haſchen. Aber die Sittſamkeit hat auch ferner noch einen Reiz für einen jeden Zuſchauer, weil ſie der Eitelkeit eines jeden ſchmeichelt, und ihm einen gelehrigen Mündel vorſtel-

let, der jedes Wort, das vorgebracht wird, mit gehöriger Aufmerksamkeit und Ehrerbiethung aufnimmt *.

Eine

* Die Menschen haben, überhaupt genommen, eine weit größere Neigung, sich über, als unter ihren Werth zu schätzen; Aristoteles mag dagegen sagen, was er will. Dieses ist die Ursache, daß wir über die Uebermaaße auf der ersten Seite eifersüchtiger sind, und alles, was auf Bescheidenheit und Mistrauen zu sich selbst abzielet, mit einer besondern Nachsicht betrachten, als glaubten wir, daß es nicht so viel Gefahr habe, in eine fehlerhafte Ausschweifung von dieser Art zu verfallen. Auf gleiche Weise wird in Ländern, wo die Menschen leicht zu stark und zu fett werden, die persönliche Schönheit in einen weit größern Grad der Magerkeit gesetzt, als in solchen Ländern, wo dieser Fehler nicht so gewöhnlich ist. Wenn den Menschen so oft Beyspiele von einer Art der Häßlichkeit aufstoßen, so glauben sie, daß sie sich nie genug davon entfernen können, und wünschen allezeit, daß sie dem Gegentheile nahe seyn möchten. Wäre also dem Selbstlobe die Thüre geöffnet, und betrachtete man den Grundsatz des Montaigne, daß man eben so freymüthig sagen sollte: ich habe Verstand, ich habe Gelehrsamkeit, ich bin herzhaft, schön oder witzig, als wir es oft denken; ich sage, wäre dieses der Fall, so würde, wie ein jeder einsieht, ein Strom von Unverschämtheit auf uns einbrechen, wodurch die Gesellschaft unerträglich werden müßte. Aus dieser Ursache hat die Gewohnheit die Regel in gemeinen Gesellschaften festgesetzet, daß sich ein

Mensch

Eine Begierde nach Ruhm, oder einem guten Character in dem Urtheile anderer Menschen,

Mensch nie selbst rühmen, oder auch nur viel von sich reden solle; und nur unter vertrauten Freunden, oder Leuten von einem sehr männlichen Verhalten, ist es uns erlaubt, uns selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Niemand tadelt den Prinzen Moritz von Oranien wegen der Antwort, die er auf die Frage ertheilete, wer der erste Feldherr seiner Zeiten sey; der Marquis von Spinola, sagte er, ist der zweyte. Wiewol man auch das bemerken muß, daß hier das Eigenlob besser versteckt ist, als wenn es ohne einige Decke gerade zu ausgedrücket wäre.

Der muß sehr obenhin denken, der sich einbildet, daß eine jede Bezeugung einer wechselhaften Ehrerbiethung im Ernste müsse verstanden werden, und daß ein Mensch darum weniger schätzbar sey, weil er seine eignen Vollkommenheiten und sein Verdienst nicht wüßte. Ein kleines Uebergewicht auf die Seite der Bescheidenheit selbst in der innern Empfindung wird günstig angesehen, vornehmlich bey jungen Leuten; und ein starkes Uebergewicht wird in dem äußern Bezeigen erfordert: aber dieses schließt einen edlen Stolz und Geist nicht aus, der sich in seiner völligen Größe zeigen kann, wenn man auf irgend eine Art verleumdet oder unterdrücket wird. Die edelmüthige Halsstarrigkeit des Socrates, wie Cicero sie nennet, ist zu allen Zeiten hoch gepriesen worden, und wenn sie mit der gewöhnlichen Bescheidenheit seiner Aufführung verbunden wird, macht sie einen sehr glänzenden Character

ist so wenig tadelns werth, daß sie vielmehr von der Tugend, dem Genie, der Fähigkeit und einer großmüthigen und edlen Denkungsart unzertrennlich zu seyn scheint. Eine Aufmerksamkeit, selbst durch Kleinigkeiten zu gefallen, wird gleichfalls von der Gesellschaft erwartet und gefordert; und niemand verwundert sich, wenn er einen Menschen in einer Gesellschaft zierlicher in der Kleidung, und angenehmer im Umgange findet, als

racter aus. Als der atheniensische Feldherr, Iphicrates, angeklaget ward, daß er die Sache seines Vaterlandes verrathen habe, fragte er seinen Ankläger: Würdest du wohl, bey einer gleichen Gelegenheit dich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben? Keineswegs, antwortete der Gegner. Und kannst du dir denn einbilden, rief ihm der Held zu, daß Iphicrates schuldig sey? *Quinctil.* Lib. 5. Cap. 12. Kurz, ein großmüthiger Geist und eine Selbstschätzung, wenn sie wohl gegründet, anständig verbeelet, und unter Widerwärtigkeiten und Verleumdungen muthig unterstützet wird, ist eine sehr große Tugend, und scheint ihr Verdienst aus der edlen Erhabenheit ihrer Empfindung, und aus dem unmittelbaren Vergnügen herzuleiten, das sie ihrem Besitzer verursachet. In gemeinen Characteren billigen wir ein Uebergewicht zur Bescheidenheit, die andern unmittelbar angenehm ist. Die verschiedenen Ausschweifungen der erstern Tugend, nämlich Hochmuth oder Uebermuth, sind andern unmittelbar unangenehm; die Ausschweifung der letztern ist ihrem Besitzer unangenehm. Auf diese Art sind die Gränzen dieser Pflichten bestimmet.

als er zu Hauſe und in ſeiner eigenen Familie iſt. Worin beſteht denn die Eitelkeit, die mit ſo vielem Rechte, als ein Fehler und als eine Unvollkommenheit angeſehen wird? Sie ſcheint hauptſächlich in einem unmäßigen Auskramen unſerer Vortheile, Ehren und Trefflichkeiten zu beſtehen, in einer ſolchen ungeſtümen und offenbaren Forderung des Lobes und der Bewunderung, die andere beleidiget, und einen zu großen Eingriff in ihre geheime Eitelkeit und Ehrſucht thut. Sie iſt außerdem ein gewiſſes Kennzeichen von dem Mangel der Würde und der Erhabenheit des Geiſtes, die einem Character zu einer ſo großen Zierde gereichen. Denn was ſoll die ungeduldige Begierde nach Beyfall: als wäret ihr nicht dazu berechtiget, und als könntet ihr nicht vernünftiger Weiſe erwarten, daß er euch nie fehlen könne? Warum ſeyd ihr ſo ängſtlich, uns von der großen Geſellſchaft, der ihr beygewohnet habet, von den verbindlichen Sachen, die man euch geſaget, von der Ehre, von den Vorzügen, die man euch erwieſen hat, zu benachrichtigen, als verſtünde ſich alles dieſes nicht von ſelbſt, als könnten wir uns dieſes nicht von ſelbſt vorſtellen, ohne daß es uns geſaget würde?

Der **Wohlſtand**, oder eine gehörige Achtung für das Alter, das Geſchlecht, den Character und die Stelle, die man in der Welt bekleidet, kann zu den Eigenſchaften gerechnet werden, die andern unmittelbar angenehm ſind, und

aus diesem Grunde, Lob und Beyfall erhalten. Ein weibisches Betragen bey einer Mannsperson, eine rauhe Lebensart bey einem Frauenzimmer; diese Dinge sind häßlich, weil sie sich zu beyden Characteren nicht schicken, und von den Eigenschaften, die wir von beyden Geschlechtern erwarten, unterschieden sind. Es ist eben so, als wenn ein Trauer- an komischen, und ein Lustspiel an tragischen Schönheiten einen Ueberfluß hätte. Die unrichtigen Verhältnisse beleidigen das Auge, und verursachen bey den Zuschauern eine unangenehme Empfindung, die Quelle des Tadels und des Mißfallens. Dieses ist das Indecorum, wovon Cicero in seinen Pflichten so weitläuftig handelt.

Unter den andern Tugenden können wir auch der Reinlichkeit eine Stelle geben; indem sie uns natürlicher Weise andern angenehm machet, und keine unbeträchtliche Quelle der Liebe und Zuneigung ist. Niemand wird läugnen, daß eine Nachläßigkeit in diesem Stücke ein Fehler sey; und da Fehler nichts als kleinere Laster sind, und dieser Fehler keinen andern Ursprung haben kann, als die unangenehme Empfindung, die er bey andern erreget: so können wir in diesem, dem Anscheine nach, so geringschätzigen Beyspiele, den Ursprung aller moralischen Unterscheidungen deutlich entdecken, um dessen Willen sich die Gelehrten in solche Labyrinthe von Irrthum und Verwirrung verwickelt haben.

Aber

Aber außer allen den angenehmen Eigenſchaften, von deren Schönheit wir einigermaßen Grund angeben können, bleibt noch etwas Geheimnißvolles und Unbegreifliches übrig, das den Zuſchauern ein unmittelbares Vergnügen mittheilet, ohne daß ſie vermögend ſind zu ſagen, warum, und aus was für einem Grunde. Es giebt eine Manier, eine Anmuth, eine Artigkeit, ein, ich weiß nicht was, das einige Menſchen vor andern beſitzen, das von äußerlicher Schönheit und Artigkeit ſehr verſchieden iſt, und doch faſt eben ſo plötzlich, und eben ſo mächtig ſich unſerer Neigung bemeiſtert. Und ob man gleich von dieſer Manier hauptſächlich in der Leidenſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern redet, wo ſich die Zauberkraft leicht erklären läßt: ſo iſt doch gewiß, daß bey allen unſern Schätzungen der Charactere ſehr viel davon ſtatt findet, und keinen unbeträchtlichen Theil des perſönlichen Verdienſtes ausmacht. Dieſe Claſſe von Tugenden muß alſo gänzlich dem Blinden, aber ſichern Zeugniſſe des Geſchmacks und der Empfindung überlaſſen werden; und wir müſſen ſie als einen Theil der Sittenlehre anſehen, den die Natur aufbehalten hat, allen Stolz der Weltweisheit nieder zu ſchlagen, und ſie einſehen zu lehren, wie enge ihre Gränzen ſind, und wie wenig ſie erworben habe.

Wir billigen einen andern, wegen seines Witzes, seiner guten Lebensart, Bescheidenheit, Anständigkeit, oder wegen irgend einer angenehmen Eigenschaft, die er besitzt, wenn er gleich unser Bekannter nicht ist, noch uns durch diese Vollkommenheiten vergnüget hat. Die Vorstellung, die wir uns von ihrer Wirkung auf seine Bekannten machen, hat einen angenehmen Einfluß auf unsere Einbildungskraft, und erreget die Empfindung des Beyfalls in uns. Dieser Grund äußert sich in allen Urtheilen, die wir von sittlichen Gegenständen fällen.

* *

Der neunte Abſchnitt.

Beſchluß des ganzen Werkes.

Erſter Theil.

Es kann uns mit Recht als wunderbar vorkommen, daß in einem ſo ſpäten Zeitalter man es noch für nothwendig halten könne, durch ausgearbeitete Vernunftſchlüſſe zu beweiſen, daß Tugend oder perſönliches Verdienſt gänzlich in dem Beſitze von Eigenſchaften beſtehe, die ihrem Beſitzer ſelbſt, oder andern, nützlich oder angenehm ſind. Man ſollte denken, daß dieſe Entdeckung ſich ſelbſt den erſten rohen und ungeübten Nachforſchern in der Moral müſſe dargebothen haben, und vermöge ihrer eigenen Augenſcheinlichkeit, ohne Beweiſe und Streitigkeiten angenommen ſeyn. Alles, was in irgend einer Art ſchätzbar iſt, theilet ſich ſo natürlich in das Nützliche oder Angenehme, das utile oder dulce ein, daß man ſich nicht leicht vorſtellen kann, warum wir weiter ſuchen, oder dieſe Frage als eine Sache anſehen ſollten, die man genau unterſuchen und ausforſchen müſſe. Und da eine jede Sache, die nützlich oder angenehm

nehm ist, diese Eigenschaften, entweder in Absicht auf ihren Besitzer selbst, oder in Absicht auf andere, haben muß: so scheint der vollständige Abriß, oder die Beschreibung des Verdienstes so natürlich vollbracht zu seyn, als wenn ein Schatten geworfen, oder ein Bild im Wasser dargestellet wird. Ist der Boden, worauf der Schatten fällt, nicht gebrochen und uneben, noch die Oberfläche, wovon das Bild zurück geworfen wird, bewegt und verwirret: so wird in beyden Fällen, ohne einige Kunst oder Aufmerksamkeit, unmittelbar eine richtige Gestalt vorgestellet. Und es scheint eine vernünftige Vermuthung zu seyn, daß Lehrgebäude und Hypothesen unsern natürlichen Verstand verkehret haben, da eine so einfache und in die Augen fallende Theorie der mühsamsten Nachforschung und Untersuchung so lange Zeit hat entwischen können.

Aber wie es auch in diesem Falle mit der Philosophie mag gegangen seyn, so werden doch im gemeinen Leben diese Grundsätze immer verdeckter Weise behauptet: wir führen auch keinen andern Grund des Lobes oder Tadels an, wenn wir die Handlungen und das Betragen eines Menschen loben oder tadeln, wenn wir Lobreden oder Satyren auf ihn machen. Wenn wir die Menschen in jedem Gewerbe oder Vergnügen, in jeder Unterredung, in jedem Umgange betrachten, so werden wir finden, daß sie nirgends sonst, als in den Schulen, über diese Materie verlegen sind. Was, z. E. ist natürlicher, als folgendes Gespräch?

spräch? Lasset uns annehmen, einer saget zum andern: Sie sind sehr glücklich, daß Sie Ihre Tochter dem Cleanthes gegeben haben. Er ist ein Mann von Ehre und menschlichen Gesinnungen. Ein jeder, der mit ihm zu schaffen hat, ist versichert, daß ihm redlich und leutselig werde begegnet werden *. Auch ich wünsche Ihnen Glück, saget ein anderer, zu den viel versprechenden Hoffnungen, die sie von diesem Schwiegersohne haben können; sein unermüdeter Fleiß in der Rechtsgelehrsamkeit, seine hurtige Einsicht, und frühe Kenntniß beydes der Menschen und der Geschäffte prophezeyen ihm die größten Ehrenstellen und Beförderungen **. Sie sehen mich sehr in Verwunderung, versetzet ein dritter, wenn Sie mir den Cleanthes, als einen geschäfftigen und emsigen Mann vorstellen. Ich traf ihn neulich in einer sehr aufgeweckten Gesellschaft an, und er war das rechte Leben und die Seele unserer Unterredung. So viel Witz und gute Lebensart, so viel Galanterie ohne gezwungnes Wesen, so viel scharfsinnige Kenntnisse, die so angenehm mitgetheilet wurden, habe ich noch nie bey einem Menschen angetroffen ***. Sie würden ihn noch weit mehr bewundern, saget ein vierter, wenn Sie ihn genauer kenneten. Die Munterkeit, die Sie an ihm bemerket haben, ist nicht

* Eigenschaften, die andern nützlich sind.
** Eigenschaften, die ihrem Besitzer nützlich sind.
*** Eigenschaften, die andern unmittelbar angenehm sind.

nicht ein plötzlicher Funke, der durch die Gesellschaft herausgeschlagen wird: sie läuft durch sein ganzes Leben, und erhält eine beständige Heiterkeit in seinem Gesichte, und Ruhe in seiner Seele. Er hat strenge Prüfungen, Unglücksfälle und Gefahren auszustehen gehabt; und durch die Größe seines Geistes hat er sie immer überwunden *. Das Bild, meine Herren, rufe ich aus, das ihr hier vom Cleanthes entworfen habt, ist das Bild des vollkommenen Verdienstes. Ein jeder von euch hat einen Pinselzug zu seiner Gestalt hinzugesetzet, und ohne es gewahr zu werden, habt ihr alle die Gemälde übertroffen, die Gratian oder Castiglione geschildert haben. Ein Philosoph könnte diesen Character, als ein Muster vollkommner Tugend auswählen.

Da jede Eigenschaft, die uns selbst, oder andern, nützlich oder angenehm ist, im gemeinen Leben, Tugend oder persönliches Verdienst genannt wird: so wird man auch nie eine andere Tugend annehmen, wenn die Menschen nach ihrer natürlichen, von Vorurtheilen nicht eingenommenen Vernunft, von dem täuschenden Anstriche des Aberglaubens und der falschen Religion nicht geblendet, von den Dingen urtheilen. Warum wird das Klosterleben, das Fasten, die Büßungen, die Kasteyungen, die Selbstverläugnung, die Demuth, das Stillschweigen, die Einsamkeit und der ganze Schwarm von Mönchs-

* Eigenschaften, die ihrem Besitzer unmittelbar angenehm sind.

Mönchstugenden, von allen vernünftigen Leuten verworfen? aus keiner andern Urſache, als weil ſie zu nichts dienen, weil ſie weder unſer Glück in der Welt befördern, noch uns zu ſchätzbaren Gliedern der Geſellſchaft machen, noch die Geſchicklichkeit verſchaffen, andere im Umgange zu ergötzen und zu beluſtigen, noch das Vermögen, uns ſelbſt zu vergnügen und zu unterhalten, vermehren. Wir bemerken vielmehr, daß ſie allen dieſen wünſchenswerthen Endzwecken zuwider laufen; daß ſie den Verſtand dumm machen, und das Herz verhärten, die Phantaſey verfinſtern, und die Gemüthsbeſchaffenheit ſauer und hämiſch machen: wir tragen ſie alſo mit Recht auf die andere Seite über, und ſetzen ſie in das Verzeichniß der Laſter; es hat auch kein Aberglaube Stärke genug, bey Leuten von der Welt, dieſe natürlichen Empfindungen ganz umzukehren. Ein finſterer und tollkühner Enthuſiaſt findet vielleicht, nach ſeinem Tode, eine Stelle im Calender; aber bey ſeinem Leben werden ihn kaum andere, als die eben ſo wahnſinnig und gräulich ſind, als er ſelbſt, in ihre Geſellſchaft und Vertraulichkeit aufnehmen.

Es ſcheint ein Glück für unſere Theorie zu ſeyn, daß ſie ſich in den gemeinen Streit über die Grade des Wohlwollens oder der Selbſtliebe in der menſchlichen Natur, nicht einläßt; ein Streit, der aller Wahrſcheinlichkeit nach, nie einen Ausgang haben wird, weil ſich die Menſchen, die ſich zu einer Partey geſchlagen haben,

nicht leicht überführen lassen, und weil auch die Erscheinungen, die man auf beyden Seiten vorbringen kann, so zerstreuet, so ungewiß, und so vielen Auslegungen unterworfen sind, daß es kaum möglich ist, sie genau zu vergleichen, und bestimmte Folgerungen heraus zu ziehen. Zu unserm Vorhaben ist es zureichend, wenn man nur zugesteht, was man gewiß, ohne die größte Ungereimtheit nicht streitig machen kann, daß einiges, ob gleich noch so weniges, Wohlwollen, unserm Busen eingeflößet sey, daß ein Funke der Freundschaft gegen das menschliche Geschlecht, ein oder ander Theilchen von der Taube mit den Partikeln des Wolfes und der Schlange in unserer Bildung vermischt sey. Wenn diese großmüthigen Empfindungen auch noch so schwach seyn, wenn sie kaum zureichen sollten, nur eine Hand oder einen Finger an unserm Körper zu bewegen: so müssen sie doch stets die Schlüsse unsers Gemüths bestimmen, und wenn sonst alles gleich ist, uns vermögen, dem, was dem menschlichen Geschlechte nützlich und ersprießlich ist, vor dem, was demselben schädlich und gefährlich ist, einen kaltsinnigen Vorzug zu geben. Es entsteht also sogleich eine moralische Unterscheidung, eine allgemeine Empfindung des Tadels und Beyfalls, eine, ob gleich noch so schwache, Geneigtheit zu den Gegenständen der einen, und ein abgemeßner Abscheu vor den Gegenständen der andern Empfindung. Es werden sich auch die Vernünftler, welche die herrschende

ſchende Eigennützigkeit des menſchlichen Geſchlechts ſo ernſtlich behaupten, keineweges ärgern, wenn ſie von den ſchwachen Empfindungen der Tugend hören, die unſerer Natur eingepflanzet ſind. Man hat im Gegentheil gefunden, daß ſie eben ſo bereit ſind, die eine als die andere Meynung zu behaupten, und ihr Geiſt der Satyre, (denn Satyre ſcheint es mehr als Verderbniß zu ſeyn) bringt natürlicher Weiſe beyde Meynungen auf die Bahn, die auch in der That einen großen und faſt unzertrennlichen Zuſammenhang haben.

Geiz, Ehrſucht, Eitelkeit, und alle die Leidenſchaften, die gemeiniglich, obgleich uneigentlich, unter dem Namen Eigenliebe begriffen werden, ſind von unſerer Theorie über den Urſprung der Sittlichkeit ausgeſchloſſen, nicht, weil ſie zu ſchwach ſind, ſondern weil ſie zu dieſem Endzwecke keine gehörige Richtung haben. Der Begriff der Sittlichkeit enthält eine Empfindung, die dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemein iſt, die einerley Gegenſtand dem allgemeinen Beyfalle empfiehlt, und machet, daß alle Menſchen, oder die meiſten Menſchen, in ihrer Meynung oder in ihrem Urtheile über die Sittlichkeit übereinſtimmen. Auch enthält dieſer Begriff eine ſo allgemeine und ausgedehnte Empfindung, die ſich auf das ganze menſchliche Geſchlecht erſtrecken, und die Handlungen und das Betragen ſelbſt den entfernteſten Perſonen zu einem Gegenſtande des Beyfalls oder des Tadels ma-

chen muß, ſo wie dieſe Handlungen mit der feſt geſetzten Regel des Rechtes entweder überein ſtimmen, oder davon abweichen. Dieſe zween erforderlichen Umſtände kommen allein der Empfindung der Menſchlichkeit zu, die wir hier zum Grunde geleget haben. Die andern Leidenſchaften erregen in jeder Bruſt manche ſtarke Triebe der Begierde und des Abſcheues der Zuneigung und des Haſſes; aber ſie werden nie ſo allgemein gefühlet, und ſind nicht ſo ausgedehnet, daß ſie den Grund zu einem allgemeinen Syſtem und zu einer feſt geſetzten Theorie des Tadels oder Beyfalls abgeben könnten.

Wenn ein Menſch einen andern ſeinen Feind, ſeinen Nebenbuhler, ſeinen Gegner nennet: ſo glaubet man, daß er die Sprache der Eigenliebe rede, und Empfindungen ausdrücke, die ihm eigen ſind, und aus ſeinen beſondern Umſtänden herrühren. Aber wenn er einem Menſchen die Benamen eines Laſterhaften, eines Verhaßten oder Verderbten beyleget, alsdenn redet er eine andere Sprache, und drücket Empfindungen aus, worüber er von allen ſeinen Zuhörern Genehmigung und Beyſtimmung erwartet. Hier muß er alſo von ſeinem beſondern, ihm eigenen, Zuſtande abgehen, und ſich in einen Geſichtspunct ſtellen, den andere mit ihm gemeinſchaftlich haben: er muß irgend einen allgemeinen Grundtrieb der menſchlichen Bildung bewegen und eine Saite berühren, zu der in allen Menſchen ein Gleichlaut und eine Harmonie iſt.

Will

Will er alſo ſagen, daß dieſer Menſch Eigenſchaften beſitzt, die zum Schaden der Geſellſchaft abzielen: ſo hat er den gemeinſchaftlichen Geſichtspunct gewählet, und den Trieb der Menſchlichkeit berühret, worinn alle Menſchen in einiger Maaße übereinſtimmen. So lange das menſchliche Herz aus den Elementen zuſammengeſetzt iſt, woraus es itzund beſteht, wird es nie gegen das Wohl des menſchlichen Geſchlechts ganz gleichgültig ſeyn, noch von den Abzweckungen der Charactere und Sitten ganz ungerühret bleiben. Und obgleich dieſer Trieb der Menſchlichkeit nicht bey allen ſo ſtark kann angenommen werden, als der Ehrgeiz, oder die Eitelkeit, ſo kann er doch allein nur der Grund der Sittlichkeit, oder eines allgemeinen Syſtems der Aufführung und des Verhaltens ſeyn. Der Ehrgeiz eines Menſchen iſt nicht des andern Ehrgeiz, und beyde können nicht durch einerley Erfolg oder Gegenſtand befriediget werden. Aber die Menſchlichkeit eines Menſchen iſt eines jeden Menſchlichkeit; und einerley Gegenſtand rühret dieſe Leidenſchaft bey allen menſchlichen Geſchöpfen.

Aber die Empfindungen, die aus der Menſchlichkeit entſtehen, ſind nicht nur bey allen menſchlichen Geſchöpfen einerley, und eben dieſelbigen, ſie wirken nicht nur eben denſelbigen Beyfall, oder Tadel; ſondern ſie dehnen ſich auch auf alle menſchliche Geſchöpfe aus, und es iſt kein Betragen, kein Character, der durch ihre Vermittelung nicht für einen jeden ein Gegenſtand des

Tadels oder Beyfalls werden sollte. Hingegen jene andere Leidenschaften, die gemeiniglich die eigennützigen genannt werden, bringen nicht nur bey jeder einzelnen Person, nach Beschaffenheit ihres Zustandes, verschiedene Empfindungen hervor, sondern sehen auch den größten Theil des menschlichen Geschlechts mit der äußersten Gleichgültigkeit und Kaltsinnigkeit an. Ein jeder, der Hochachtung und Werthschätzung für mich heget, schmeichelt meiner Eitelkeit; ein jeder, der mir Verachtung beweiset, demüthiget mich, und misfällt mir: da aber mein Name nur einem kleinen Theile des menschlichen Geschlechts bekannt ist; so kommen nur wenige in die Sphäre dieser Leidenschaft, oder erregen aus dieser Ursache meine Zuneigung oder mein Misfallen. Stellet man mir aber ein tyrannisches, übermüthiges oder barbarisches Verfahren vor Augen, in welchem Lande oder in welchem Zeitalter es auch mag statt gefunden haben: so richte ich meine Blicke sogleich auf die schädlichen Abzweckungen eines solchen Betragens, und fühle gegen dasselbe Empfindungen des Widerwillens und des Misfallens. Kein Character kann so entfernet seyn, daß er mir, in diesem Lichte betrachtet, ganz gleichgültig seyn sollte. Was der Gesellschaft oder seinem Besitzer nützlich ist, muß immer vorgezogen werden. Und jede Eigenschaft oder Handlung eines jeden menschlichen Geschöpfes muß vermittelst dieses Grundgesetzes unter irgend eine Classe oder Benennung,

nennung, die allgemeinen Tadel oder Beyfall ausdrücket, gebracht werden.

Was können wir alſo mehr fordern, um die Empfindungen, die von der Menſchlichkeit abhangen, von denen zu unterſcheiden, die mit einer jeden andern Leidenſchaft verbunden ſind, oder um die Frage zu beantworten, warum die Menſchlichkeit, und nicht irgend eine andere Leidenſchaft, der Urſprung der Sittlichkeit ſey? Ein jedes Betragen, das meinen Beyfall gewinnt, erhält auch den Beyfall aller Menſchen, weil es eben den Grundtrieb bey ihnen angreift, der meinen Beyfall wirkte: aber was meinem Geize oder meiner Ehrſucht vortheilhaft iſt, das gefällt bloß dieſen Leidenſchaften bey mir, und wirket auf den Geiz und die Ehrſucht der übrigen Menſchen nicht. Ein jedes Betragen, das eine wohlthätige Abzweckung hat, bey wem es ſich auch finden mag, iſt meiner Menſchlichkeit angenehm; wenn der Urheber deſſelben auch noch ſo entfernet ſeyn ſollte: aber alle Menſchen, die ſo weit von mir entfernet ſind, daß ſie meinem Geize und meiner Ehrſucht weder ſchaden noch dienen können, ſind dieſen Leidenſchaften ganz gleichgültig. Da alſo der Unterſchied zwiſchen dieſen verſchiedenen Arten der Empfindung ſo ſtark und augenſcheinlich iſt: ſo müßte die Sprache bald darnach gemodelt werden, und eigene Wörter erfinden, um die allgemeinen Empfindungen des Tadels oder Beyfalls auszudrücken, die aus der Menſchlichkeit, oder aus Betrachtungen der allgemeinen Nutz-

barkeit und Schädlichkeit entstehen. Alsdenn wird Tugend und Laster bekannt; die Sittlichkeit wird erkannt; gewisse allgemeine Begriffe von dem menschlichen Verhalten werden festgesetzet; gewisse Maaßregeln werden in gewissen Umständen von den Menschen erwartet: diese Handlung wird mit unserer abgezogenen Regel einstimmig; jene derselben widersprechend gehalten. Und durch solche allgemeine Grundsätze werden die Empfindungen der Eigenliebe häufig getadelt und eingeschränket *.

Aus

* Es scheint, beydes aus der Vernunft und aus der Erfahrung, gewiß zu seyn, daß ein roher, ununterrichteter Wilder seine Liebe und seinen Haß hauptsächlich nach den Vorstellungen des Privatnutzens und Schadens einrichtet, und nur einen schwachen Begriff von einer allgemeinen Regel oder von einem Systeme des Verhaltens hat. Den Mann, der in der Schlacht gegen ihm über steht, hasset er von Herzen, nicht nur in dem gegenwärtigen Augenblicke, welches fast unvermeidlich ist; sondern auch hernach beständig, und läßt sich durch nichts, als durch die äußerste Abstrafung und Rache, befriedigen. Wir aber, die wir zur Gesellschaft und zu mehr erweiterten Betrachtungen gewohnt sind, bedenken, daß dieser Mann seinem Vaterlande und seinem gemeinen Wesen dienet: daß ein jeder in seinen Umständen eben dasselbe thun würde; daß wir in einem ähnlichen Zustande eben dieselbe Aufführung wirklich beobachten; daß überhaupt durch diese Grundsätze die menschliche Gesellschaft am besten unterstützet werde, und durch diese Betrach-

Aus den Tumulten des Pöbels, aus Empörungen, Meuthereyen, blinden Lärmen, und aus allen den Leidenſchaften, woran eine Menge Theil nimmt, können wir abnehmen, wie viel die Geſellſchaft zur Erregung und Unterhaltung einer Bewegung beytrage; da die unregierlichſten Unordnungen, wie wir ſehen, oft aus der kleinſten und nichtigſten Veranlaſſung entſtehen. Solon war kein ſehr grauſamer, obgleich vielleicht ein ungerechter Geſetzgeber, wenn er diejenigen ſtrafete, die ſich in bürgerlichen Kriegen neutral verhielten; und wenige würden, meiner Meynung nach, bey ſolchen Gelegenheiten ſtraffällig ſeyn,

trachtungen und Ausſichten verbeſſern wir einigermaßen unſere rauhere und eingeſchränktere Leidenſchaften. Und obgleich viel von unſerer Freundſchaft und von unſerm Haſſe noch immer durch Betrachtungen unſeres beſonderen Vortheiles und Schadens beſtimmet wird: ſo bezeugen wir doch wenigſtens dieſe Achtung für die allgemeinen Regeln, die wir gewohnt ſind, zu verehren, daß wir gemeiniglich die Aufführung unſeres Gegners verkehren, indem wir ihm Bosheit und Ungerechtigkeit Schuld geben, um den Leidenſchaften, die aus Selbſtliebe und Eigennutz entſtehen, Luft zu verſchaffen. Wenn das Herz voll Wuth iſt: ſo fehlet es niemals an einem Vorwande von dieſer Art, wenn er gleich bisweilen eben ſo nichtig iſt, als der, deſſen ſich Horaz, der von dem Falle eines Baumes faſt erſchlagen wäre, bediente, um den, der ihn zuerſt gepflanzet, des Vatermordes zu beſchuldigen.

wenn ihre Geſinnungen und Reden zureichend ſeyn ſollten, ſie frey zu ſprechen. Keine Eigennützigkeit, und kaum irgend eine Philoſophie hat Stärke genug, ſich bey einem gänzlichen Kaltſinne und Gleichgültigkeit zu erhalten; und der muß weniger, als ein Menſch ſeyn, der in der allgemeinen Flamme nicht lodert. Wie können wir uns alſo verwundern, wenn wir finden, daß moraliſche Empfindungen einen ſolchen Einfluß in das Leben haben, wenn ſie gleich aus Quellen und Triebfedern entſpringen, die uns bey dem erſten Anblicke nur gering und fein vorkommen könnten? Aber wir müſſen bemerken, daß dieſe Triebe geſellig und allgemein ſind; ſie ſtiften einigermaßen die Partey des menſchlichen Geſchlechts gegen das Laſter oder die Unordnung, als ſeine gemeinſchaftlichen Feinde. Und da die wohlgeſinnte Fürſorge für andere, in einem größern oder geringern Grade, bey allen Menſchen ſich findet, und bey allen einerley und eben dieſelbige iſt: ſo wird ſie oft in Geſprächen erwähnet, durch Geſellſchaft und Umgang genähret, und der Tadel und Beyfall, der daraus erfolget, wird dadurch aus der Schlafſucht aufgeweckt, worinn er, allem Anſehen nach, bey der einſamen und unangebauten Natur verſinken muß. Andere Leidenſchaften, ob ſie gleich urſprünglich ſtärker ſind, werden doch darum, weil ſie eigennützig und privat ſind, durch die Stärke dieſer allgemeinnützigen Leidenſchaft oft überwältiget,

liget, und überlaſſen die Herrſchaft unſerer Bruſt den geſelligen und patriotiſchen Trieben.

Eine andere Triebfeder unſerer Bildung, die das moraliſche Gefühl ſehr ſtärket, iſt die Liebe zum Ruhme, die mit ſo uneingeſchränktem Anſehen über alle edle Gemüther herrſchet, und oft der große Gegenſtand aller ihrer Abſichten und Unternehmungen iſt. Wenn wir beſtändig und ernſtlich nach Ruhme, nach einem Character, nach einem Namen in der Welt ſtreben: ſo prüfen wir oft unſere Aufführung und unſer Verhalten, und unterſuchen, wie wir in den Augen anderer, die um uns ſind, und uns betrachten, erſcheinen. Dieſe beſtändige Gewohnheit, uns ſelbſt in Gedanken gleichſam zu muſtern, erhält alle Empfindungen von Recht und Unrecht lebendig, und bringt, bey edlen Naturen, eine gewiſſe Ehrfurcht vor ihnen ſelbſt und vor andern hervor, die die ſicherſte Beſchützerinn jeder Tugend iſt. Die thieriſchen Bequemlichkeiten und Wollüſte ſinken alsdenn allmählig zu ihrem Werthe hinab; da indeſſen jede innere Schönheit und ſittliche Anmuth durch Bemühungen erworben, und das Gemüth in jeder Vollkommenheit, die ein vernünftiges Geſchöpf zieren oder verſchönern kann, vortrefflich gemacht wird.

Hier iſt die vollkommenſte Sittlichkeit, die uns bekannt iſt; hier äußert ſich die Kraft mancher Sympathien. Unſer moraliſches Gefühl iſt ſelbſt hauptſächlich ein Gefühl von dieſer Art:

und unsere Achtung für einen Character, in dem Urtheile anderer, scheint bloß aus der Sorge zu entstehen, in unserer eigenen Meynung einen guten Character zu besitzen, wozu wir für nöthig finden, unser wankendes Urtheil durch den übereinstimmenden Beyfall der Menschen zu stützen.

Aber um die Sache völlig zu entscheiden, und wo möglich, alle Schwierigkeiten zu heben, lasset uns annehmen, daß alle diese Schlüsse falsch sind. Lasset uns zugestehen, daß wir eine unrichtige Hypothese erdacht haben, wenn wir das Vergnügen, das aus der Betrachtung der Nutzbarkeit entsteht, in die Empfindungen der Menschlichkeit und Sympathie auflösen. Lasset uns gestehen, es sey nothwendig, eine andere Erklärung des Beyfalls auszufinden, der allen Gegenständen, sie mögen leblos, beseelt, oder vernünftig seyn, gegeben wird, wenn sie zur Beförderung der Wohlfahrt und des Vortheils anderer abzwecken. So schwer es ist, sich vorzustellen, daß ein Gegenstand wegen seiner Abzielung zu einem gewissen Endzwecke gebilliget werde, wenn uns gleich der Endzweck selbst vollkommen gleichgültig ist; so schwer dieses zu begreifen ist, so lasset uns diese Ungereimtheit verschlucken, und sehen, was die Folgen davon seyn werden. Die obige Abzeichnung oder Beschreibung der Tugend muß noch stets ihre Augenscheinlichkeit und ihr Ansehen behalten: es muß noch immer zugestanden werden, daß jede Eigenschaft des Gemüthes, die der Person selbst oder

andern

andern nützlich oder angenehm iſt, dem Zuſchauer Vergnügen mittheilet, ſeine Hochachtung gewinnt, und den ehrwürdigen Namen, Tugend, oder Verdienſt, erhält. Werden nicht die Tugenden Gerechtigkeit, Treue, Ehre, Wahrhaftigkeit, bürgerlicher Gehorſam, Keuſchheit, bloß darum geſchätzet, weil ſie zur Beförderung des Wohls der Geſellſchaft abzielen? Und zielen nicht auch dahin ab, die Menſchlichkeit, das Wohlwollen, die Gelindigkeit, die Großmuth, die Dankbarkeit, die Mäßigung, die Zärtlichkeit, die Freundſchaft, und alle übrige geſellige Tugenden? Kann man auch zweifeln, daß Fleiß, Vorſichtigkeit, Sparſamkeit, Verſchwiegenheit, Ordnung, Standhaftigkeit, Vorbedacht, Beurtheilung, und die ganze Claſſe von Tugenden, deren Verzeichniß viele Blätter nicht faſſen würden; kann man auch, ſage ich, im geringſten zweifeln, daß dieſe Tugenden ihr Verdienſt bloß daher empfangen, daß ſie zum Vortheile und zum Glücke ihres Beſitzers abzwecken? Wer kann ſtreiten, daß ein Gemüth, das eine beſtändige Heiterkeit und Fröhlichkeit, eine edle Würde und unerſchrockner Muth, eine gute Geſinnung und zärtliche Neigungen alle, die es umgeben, unterhält; wer kann ſtreiten, daß ein ſolches Gemüth, ſo wie es mehr Genuß und Vergnügen in ſich ſelbſt hat, auch für andere ein weit mehr belebendes und ergötzendes Schauſpiel ſey, als ein Gemüth, das durch Melancholey niedergeſchlagen, von Aengſtlichkeit gequälet, von

Wuth

Wuth gereizet, oder das zur verworfensten Niederträchtigkeit und Verunartung hinab gesunken ist? Und was die Eigenschaften betrifft, die andern unmittelbar angenehm sind: so reden sie genug für sich selbst, und der muß in der That, entweder in seiner Gemüthsbeschaffenheit, oder in seinen Umständen, sehr unglücklich seyn, der niemals die Reize des scherzenden Witzes, und der überfließenden Gesprächigkeit, nie die Annehmlichkeiten einer zärtlichen Sittsamkeit, oder einer anständigen Sanftmuth der Aufführung und der Sitten empfunden hat.

Ich sehe es ein, nichts kann unphilosophischer seyn, als wenn man über irgend eine Materie, entscheidend und dogmatisch ist, und ich glaube, daß selbst ein ausschweifender Scepticismus, wenn er sich behaupten ließe, richtigen Schlüssen und Untersuchungen nicht schädlicher und nachtheiliger seyn würde. Ich bin überzeuget, daß, wo die Menschen am sichersten und gewissesten sind, sie sich gemeiniglich am meisten betrogen, und ohne gehöriges Nachdenken und Zweifeln, wodurch sie sich allein vor den gröbsten Ungereimtheiten bewahren können, der Leidenschaft den Zügel haben schießen lassen. Doch muß ich bekennen, daß diese Herrechnung die Sache in ein so starkes Licht setzet, daß ich kaum von keiner Wahrheit, die ich durch Schlüsse und Beweise heraus bringen kann, mehr versichert bin, als von dem Satze, daß die Tugend gänzlich in der Nutzbarkeit und Anmuth

muth von Eigenſchaften beſtehe, deren Nutzbarkeit und Anmuth ſich entweder auf ihren Beſitzer, oder auf andere, die einige Verbindung mit ihm haben, beziehet. Wenn ich aber bedenke, daß die Menſchen, die Größe und Geſtalt der Erden gemeſſen und bezeichnet, den Grund der Ebbe und Fluth angegeben, die Ordnung und Oeconomie der Himmelskörper unter ihre gehörige Geſetze gebracht, und das Unendliche ſelbſt der Berechnung unterworfen haben; wenn ich bedenke, ſage ich, daß, nach allen dieſen Entdeckungen, die Menſchen über den Grund ihrer ſittlichen Pflichten noch immer ſtreiten: ſo falle ich in Mistrauen und Zweifel zurück, und gerathe auf den Verdacht, daß eine ſo in die Augen fallende Hypotheſe, wenn ſie wahr wäre, ſchon längſt, mit dem einſtimmigen Beyfalle aller Menſchen, müßte angenommen ſeyn.

Zweyter Theil.

Es bleibt nichts übrig, als daß wir noch kürzlich unſere Verbindlichkeit zur Tugend betrachten, und unterſuchen, ob nicht ein jeder, der einige Achtung für ſeine eigene Glückſeligkeit und Wohlfahrt hat, bey der Ausübung jeder moraliſchen Pflicht, am beſten ſeine Rechnung finden müſſe. Wenn wir dieſes aus der obigen Theorie deutlich darthun können: ſo werden wir die Zufriedenheit genießen, daß wir Grundſätze vorgebracht haben, die, wie wir hoffen, nicht

nur

nur die Prüfung der Vernunftſchlüſſe und des Nachforſchens ausſtehen werden, ſondern, die auch zur Beſſerung des Lebens, und zur Stärkung in der Sittlichkeit und der geſelligen Tugend beytragen können. Und ob gleich die philoſophiſche Wahrheit eines Satzes von ſeiner Abzweckung zur Beförderung des Vortheils der Geſellſchaften keinesweges abhangt: ſo hat doch derjenige nur einen ſchlechten Anſtand, der eine Theorie vorbringt, von der er, ſo wahr ſie auch iſt, geſtehen muß, daß ſie zu einer ſchädlichen und gefährlichen Ausübung führet. Warum rühret ihr die Winkel der Natur auf, die über alles herum Nachtheil verbreiten? Warum grabet ihr die Peſtilenz aus der Grube hervor, worinn ſie begraben lag? Man wird die Richtigkeit eurer Unterſuchungen vielleicht bewundern; aber eure Lehrgebäude wird man verabſcheuen: und wenn die Menſchen ſie nicht widerlegen können: ſo werden ſie ſich wenigſtens vereinigen, ſie in ewiges Stillſchweigen und Vergeſſenheit zu begraben. Wahrheiten, die der Geſellſchaft ſchädlich ſind, wo es ſolche giebt, werden Irrthümern weichen, die heilſam und vortheilhaft ſind.

Aber welche philoſophiſche Wahrheiten können der Geſellſchaft vortheilhafter ſeyn, als die, ſo hier vorgetragen ſind, welche die Tugend in allen ihren ächten und einnehmendſten Reizen darſtellen, und uns antreiben, uns ihr mit Gemächlichkeit, Vertraulichkeit und Neigung zu nähern?

nähern? Das traurige Kleid fällt weg, womit manche Gottesgelehrte, und einige Philosophen, die Tugend bedeckt haben; und nichts läßt sich sehen, als Sanftmuth, Menschlichkeit, Gutthätigkeit, Leutseligkeit; ja so gar, in gehörigen Zwischenzeiten, Scherz, Lust und Fröhlichkeit. Sie redet nicht von einer unnützen Strenge und Rauhigkeit, nicht von Leiden und Selbstverläugnung. Sie erkläret, daß ihre einzige Absicht dahin gehe, ihre Anhänger und das ganze menschliche Geschlecht, wo möglich, in jedem Augenblicke ihres Daseyns, vergnügt und glücklich zu machen; und nie entsaget sie gern einem Vergnügen, als nur in der Hoffnung, einer reichlichen Ersetzung in einem andern Zeitpuncte ihres Lebens. Die einzige Mühe, die sie fordert, ist diese, daß man richtig rechne, und die größere Glückseligkeit beständig vorziehe. Und, wenn sich ihr einige strenge Feinde der Freude und des Vergnügens nähern, die ihre Freunde zu seyn vorgeben: so weist sie selbige entweder ab, als Heuchler und Betrüger, oder wenn sie in ihr Gefolge aufgenommen werden, so giebt sie ihnen doch nur den letzten Rang unter ihren Günstlingen.

Und in der That, um uns nicht lange bey figürlichen Ausdrücken aufzuhalten, wie können wir hoffen, die Menschen zu einer Ausübung zu vermögen, von der wir gestehen, daß sie voller Strenge und Rauhigkeit sey? oder welche Sittenlehre kann jemals etwas nützliches ausrichten,

wofern sie nicht umständlich zeigen kann, daß alle die Pflichten, die sie anpreist, der wahre Vortheil einer jeden einzelnen Person sind? Und es scheint ein eigenthümlicher Vorzug unserer Theorie zu seyn, daß sie zu dieser Absicht gehörige Mittel darreichet.

Es würde sehr überflüßig seyn, zu beweisen, daß die Tugenden, die ihrem Besitzer unmittelbar nützlich oder angenehm sind, aus Eigennutz zu wünschen und zu begehren sind, die Sittenlehrer könnten sich, in der That, alle die Mühe ersparen, die sie sich oft geben, diese Pflichten anzupreisen. Warum soll man Beweise sammlen, um darzuthun, daß die Mäßigkeit nützlich, und die Uebermaaße des Vergnügens schädlich sey? da doch bekannt ist, daß diese Ausschweifungen bloß darum Ausschweifungen genannt sind, weil sie schädlich sind; und daß z. E. der uneingeschränkte Gebrauch starker Getränke, wenn er der Gesundheit oder den Kräften des Geistes und des Leibes nicht schädlicher wäre, als der Gebrauch der Luft, oder des Wassers, auch im geringsten nicht lasterhaft, oder tadelnswerther, seyn würde.

Eben so überflüßig scheint es zu seyn, zu beweisen, daß die gesellschaftlichen Tugenden, die gute Lebensart, und Witz, Anstand und Artigkeit wünschenswerther sind, als die entgegen gesetzten Eigenschaften. Allein, die Eitelkeit ist schon, ohne einige andere Betrachtungen, ein zureichender Bewegungsgrund, den Besitz dieser

dieſer Trefflichkeiten zu verlangen. Niemand läßt es in dieſem Stücke mit gutem Willen an ſich fehlen. Wenn es daran fehlet, ſo rühret dieſer Mangel aus einer ſchlechten Erziehung, aus Unvermögen, oder aus einer verkehrten und unbiegſamen Geſinnung her. Sollte wohl ein Menſch ernſthaft bey ſich zu Rathe gehen können, ob er lieber wolle, daß man ſeinen Umgang wünſche, bewundere, und ſuche, oder ob er wünſchen müſſe, daß ſeine Geſellſchaft verachtet, gehaſſet und gemieden werde? Da kein Genuß und kein Vergnügen ächt iſt, das auf den Umgang und auf die Geſellſchaft keine Beziehung hat: ſo kann auch keine Geſellſchaft angenehm, oder auch nur erträglich ſeyn, wenn wir wahrnehmen, daß man uns in derſelben nicht gern ſieht, und wenn wir rund um uns Merkmaale des Abſcheues und des Verdruſſes entdecken.

Aber warum ſollte es ſich in der größern Geſellſchaft und Verbindung des menſchlichen Geſchlechts nicht eben ſo verhalten, als in beſondern Zünften und Geſellſchaften? Warum ſollte es mehrern Zweifeln unterworfen ſeyn, daß die erweiterten Tugenden der Menſchlichkeit, der Großmuth, der Wohlthätigkeit, aus Betrachtungen der Glückſeligkeit und des eignen Vortheils zu wünſchen ſind, als die eingeſchränkten Gaben der Geſchicklichkeit und der guten Lebensart? Befürchten wir etwa, daß jene geſellige Neigungen einen größern und unmittelbarern Ein-

griff in unsern besondern Nutzen thun, als irgend andere Vollkommenheiten, wornach wir uns bestreben, und daß sie nicht ohne wichtige Opfer der Ehre und der Vorzüge können befriediget werden? Wenn dieses ist, so sind wir von der Natur der menschlichen Leidenschaften nur schlecht unterrichtet, und erlauben wörtlichen Unterscheidungen einen größern Einfluß auf uns, als wirklichen Unterschieden.

Was für einen Widerspruch zwischen den geselligen und eigennützigen Empfindungen oder Gesinnungen man auch gemeiniglich annehmen mag: so sind sie sich doch in der That nicht mehr entgegen gesetzet, als Eigennützigkeit und Ehrgeiz, Eigennützigkeit und Rachgierde, Eigennützigkeit und Eitelkeit. Es wird nothwendig eine Neigung von irgend einer Art erfordert, die ein Grund der Eigenliebe seyn, und den Dingen, denen die Eigenliebe nachjaget, einen Geschmack geben könne, und zu dieser Absicht ist keine Neigung geschickter, als Gutthätigkeit oder Menschlichkeit. Die Glücksgüter werden zu der einen oder der andern Befriedigung angewandt. Der Geizige, der seine jährlichen Einkünfte aufhäufet, und sie auf Zinsen ausleihet, hat sie in der That zur Befriedigung seines Geizes angewandt. Und es würde schwer halten, zu zeigen, warum ein Mensch durch eine großmüthige Handlung mehr verlieren sollte, als durch irgend eine andere Ausgabe; da das Aeußerste, das er durch die künstlichste Eigennützigkeit erri-

erreichen kann, doch weiter nichts iſt, als die Befriedigung einer Neigung.

Wenn nun das Leben, ohne Leidenſchaften, ganz unſchmackhaft und verdrießlich iſt: ſo laſſet einen Menſchen annehmen, daß er völlige Gewalt habe, ſeine Geſinnungen zu modeln, und laſſet ihn bey ſich berathſchlagen, welche Begierde oder Neigung er als den Grund ſeiner Glückſeligkeit und ſeines Genuſſes wählen müſſe. Er wird folgende Betrachtungen anſtellen müſſen. Jede Neigung, wenn ſie durch den Erfolg befriediget wird, gewähret eine nach ihrer Stärke und Heftigkeit abgemeſſene Zufriedenheit; außer dieſem, allen Neigungen gemeinſchaftlichen, Vortheile, iſt das unmittelbare Gefühl des Wohlwollens, der Freundſchaft, der Menſchlichkeit und der Güte, ſüß, ſanft, zärtlich und angenehm, vom Glücke und vom Zufalle unabhängig. Dieſe Tugenden werden außerdem von einem gefallenden Bewußtſeyn und Andenken begleitet, das uns aufgeräumt, und mit uns ſelbſt, ſowol als mit andern, zufrieden macht, indem wir den angenehmen Gedanken unterhalten können, daß wir dem menſchlichen Geſchlechte und der Geſellſchaft unſere Schuld entrichtet haben. Und ob gleich alle Menſchen, über unſern glücklichen Erfolg in den Beſtrebungen des Geizes und der Ehrſucht, Eiferſucht und Neid äußern: ſo können wir doch ihrer guten Geſinnung und ihrer guten Wünſche faſt gewiß verſichert ſeyn, ſo lange wir in den Pfaden der Tugend ſtand-

haft wandeln, und uns mit der Ausführung großmüthiger Entwürfe und Absichten beschäfftigen. Wo ist eine andere Leidenschaft, bey der wir so viele Vortheile vereiniget antreffen; ein angenehmes Gefühl, ein ergötzendes Andenken, einen guten Namen? Aber wir bemerken, daß die Menschen von diesen Wahrheiten, schon von selbst, ziemlich überzeuget sind; auch lassen sie es in ihren Pflichten gegen die Gesellschaft nicht an sich fehlen; weil sie nicht wünschen sollten, großmüthig, freundschaftlich und menschlich zu seyn, sondern weil sie sich nicht so fühlen.

Wenn wir dem Laster auch mit der größten Unparteylichkeit begegnen, und alles einräumen, was nur möglich ist: so müssen wir doch bekennen, daß in keinem Falle der geringste Vorwand statt finde, es der Tugend aus einer Betrachtung des Eigennutzes vorzuziehen; wo nicht vielleicht bey der Gerechtigkeit, da es scheinen kann, wenn man die Sache in einem gewissen Lichte betrachtet, daß ein Mensch oft durch seine Redlichkeit etwas verliere. Und ob man gleich gestehen muß, daß, ohne Achtung für das Eigenthum, keine Gesellschaft bestehen könne: so könnte doch, nach der unvollkommnen Weise, womit menschliche Dinge eingerichtet werden, ein verständiger Schelm, in besondern Fällen, vielleicht denken, daß eine unbillige und ungetreue Handlung sein Glück beträchtlich vermehren könne, ohne in der geselligen Vereinigung und Verbindung einen ansehnlichen Bruch und Un-

Unordnung zu machen. Daß die Redlichkeit die beſte Politik iſt, dieſes kann eine gute allgemeine Regel ſeyn; aber ſie leidet manche Ausnahme; und man könnte vielleicht denken, daß ſich derjenige mit der größten Weisheit betrage, der die allgemeine Regel beobachtet, und ſich alle Ausnahmen zu Nutze machet.

Sollte jemand denken, dieſe Vernunftſchlüſſe müßten beantwortet werden, ſo muß ich geſtehen, es wird ein wenig ſchwer halten, eine Antwort zu finden, die demjenigen, der ſolche Schlüſſe macht, zureichend und überzeugend vorkommen könne. Wenn ſich ſein Herz gegen dieſe verderbliche Grundſätze nicht empöret, wenn er kein Widerſtreben gegen die Gedanken der Schelmerey und Niederträchtigkeit, in ſich empfindet, ſo hat er, in der That, einen beträchtlichen Bewegungsgrund zur Tugend verloren, und wir müſſen erwarten, daß ſeine Handlungen ſeinen Vernunftſchlüſſen gleichförmig ſeyn werden. Aber bey allen rechtſchaffenen Naturen iſt die Antipathie gegen Verrätherey und Bubenſtücke zu ſtark, um durch Betrachtungen des Vortheils und des Gewinnſtes überwogen zu werden. Der innere Friede des Gemüths, das Bewußtſeyn der Redlichkeit, eine genugthuende Muſterung unſers Verhaltens, dieſes ſind Dinge, die zu unſerer Glückſeligkeit ſehr erfordert werden, und die

ein jeder ehrlicher Mann, der ihre Wichtigkeit fühlet, nähren und anbauen wird.

Ein solcher Mensch hat, außerdem, oft das Vergnügen, Schelme zu sehen, die bey aller ihrer vorgegebenen List und Geschicklichkeit, durch ihre eignen Grundsätze verrathen werden; und da sie sich vornehmen, nur mäßig und in geheim zu betriegen, zeiget sich eine versuchende Gelegenheit, die Natur ist schwach, und sie gerathen in die Schlinge, woraus sie sich nicht auswickeln können, ohne ihres guten Namens gänzlich verlustig zu werden, und alles künftige Vertrauen und Zuversicht der Menschen zu verwirken.

Aber wären sie auch noch so glücklich und geheim, so wird der redliche Mann, wenn er einige Kenntniß in der Weltweisheit erlanget hat, oder auch nur gemeine Bemerkungen und Betrachtungen anstellen kann, doch entdecken, daß sie sich, am Ende, ungemein betrogen finden, und daß sie den unschätzbaren Genuß eines guten Characters, wenigstens in ihrem eigenen Urtheile, für die Erlangung nichtswürdiger Tändeleyen und Spielwerke aufgeopfert haben. Wie wenig wird erfordert, die Bedürfnisse der Natur zu erfüllen? Und was für eine Vergleichung findet, wenn wir auf das Vergnügen sehen wollen, zwischen den ungekauften Vergnügungen

gnügungen des Umgangs, der Geſellſchaft, des Studierens, der Geſundheit und der gemeinen Schönheiten der Natur, aber vornehmlich der ruhigen und friedfertigen Betrachtung unſers eigenen Verhaltens! was für eine Vergleichung, ſage ich, findet zwiſchen dieſen Vergnügungen, und den fieberhaften, leeren Beluſtigungen der Schwelgerey und der Verſchwendung ſtatt? Jene natürliche Vergnügungen haben, in der That, keinen Preiß, ſowol weil ihre Erlangung nichts koſtet, als auch, weil ihr Genuß über allen Preiß erhaben und unſchätzbar iſt.

* *

Erſter Anhang.

Vom moraliſchen Gefühle.

Wenn die bisher ausgeführte Theorie angenommen wird: ſo iſt es uns nunmehr leicht, die oben aufgeworfene Frage, über die allgemeinen Gründe der Sittlichkeit, zu beantworten *; und ob wir gleich damals die Entſcheidung derſelben ausſetzten, damit ſie uns nicht in verwickelte Grübeleyen, die ſich zu moraliſchen Abhandlungen gar nicht ſchicken, ziehen möchte: ſo können wir doch itzund dieſelbe wieder vornehmen, und unterſuchen, in wiefern entweder die Vernunft oder das Gefühl an unſern moraliſchen Entſcheidungen Theil habe.

Da wir annehmen, daß der Hauptgrund alles moraliſchen Lobes in der Nutzbarkeit einer Handlung oder einer Eigenſchaft liegt: ſo iſt offenbar, daß die Vernunft einen beträchtlichen Antheil an allen Entſcheidungen von dieſer Art haben müſſe; weil nichts, als dieſe Fähigkeit, uns von der Abzweckung der Eigenſchaften und Handlungen unterrichten, und die wohlthätigen Folgen zeigen kann, die ſie in Abſicht auf ihren Beſitzer

* Siehe den erſten Abſchnitt.

Beſitzer oder auf die Geſellſchaft haben. In manchen Fällen läßt ſich hierüber ſehr ſtreiten; es können Zweifel erreget werden, widerwärtige Vortheile ſich ereignen; und einer muß dem andern aus ſehr genauen Betrachtungen und wegen eines kleinen Uebergewichts von Nutzbarkeit vorgezogen werden. Dieſes geſchieht ſonderlich in den Fragen, welche die Gerechtigkeit betreffen; wie man auch in der That natürlicher Weiſe aus der Art von Nutzbarkeit, die dieſe Tugend begleitet, vermuthen muß *. Wäre jeder einzelner Fall der Gerechtigkeit, gleich jedem einzelnen Beyſpiele des Wohlwollens, der Geſellſchaft nützlich und zuträglich: ſo würde die Sache ſchon viel einfacher und ſeiten großen Streitigkeiten unterworfen ſeyn. Aber da einzelne Ausübungen der Gerechtigkeit in ihrer erſten und unmittelbaren Abzweckung oft ſchädlich ſind, und da bloß aus der Beobachtung einer allgemeinen Regel, und aus der Vereinigung und Verbindung verſchiedener Perſonen zu einerley billigem Verhalten, der Geſellſchaft der Vortheil erwächſt: ſo wird die Sache hier weit verwickelter. Die verſchiedenen Umſtände der Geſellſchaft; die verſchiedenen Folgen eines Verfahrens; die verſchiedenen Vortheile, die man ſich vorſetzen kann: dieſe Dinge ſind bey vielen Gelegenheiten zweifelhaft und weitläuftigen Unterſuchungen unterworfen. Der Gegenſtand bürgerlicher Geſetze iſt, alle

* Siehe den zweyten Anhang.

alle Fragen zu bestimmen, die in Ansehung der Gerechtigkeit entstehen können. Die Streitigkeiten der Rechtsgelehrten, die Anmerkungen der Staatskundigen, vorhergehende gleiche Exempel der Geschichte und öffentlicher Urkunden: alles dieses zielet dahin ab. Und es ist oft ein sehr richtiger Verstand oder Urtheilskraft nothwendig und erforderlich, um bey so verwickelten, aus dunkeln und entgegen gesetzten Vortheilen entstehenden Zweifeln, die wahre Entscheidung zu fällen.

Aber obgleich die Vernunft, wenn sie völligen Beystand hat, und gehörig verbessert wird, zureichend ist, uns die schädlichen oder nützlichen Abzweckungen der Eigenschaften und Handlungen zu lehren: so ist sie doch allein nicht zureichend, einen moralischen Tadel oder Beyfall zu wirken. Die Nutzbarkeit ist bloß eine Abzweckung zu einer gewissen Absicht, und wäre die Absicht uns völlig gleichgültig: so würden wir gegen die Mittel eben dieselbige Gleichgültigkeit fühlen. Es wird erfordert, daß sich hier eine Empfindung äußere, damit wir den nützlichen Abzweckungen vor den schädlichen den Vorzug geben können. Diese Empfindung kann nichts anders seyn, als ein Gefühl für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, und eine Empfindlichkeit über das Elend desselbigen: weil dieses die beyden Endzwecke sind, zu deren Beförderung Tugend und Laster abzielen. Hier lehret uns also die Vernunft die verschiedenen Abzweckungen

kungen der Handlungen; und die Menſchlichkeit machet für diejenigen, die nützlich und wohlthätig ſind, eine günſtige Unterſcheidung.

Dieſe Vertheilung des Beytrages, den Vernunft und Empfindung zu allen moraliſchen Entſcheidungen leiſten, ſcheint aus unſerer Hypotheſe deutlich zu erhellen. Aber laſſet uns annehmen, daß dieſe Hypotheſe falſch ſey. Es wird alſo nöthig ſeyn, daß wir uns nach einer andern Theorie umſehen, die uns Genüge thun könne; und ich getraue mir zu behaupten, daß man nie eine ſolche finden werde, ſo lange man annimmt, daß die Vernunft die einzige Quelle der Sittlichkeit ſey. Um dieſes zu beweiſen, wird es gut ſeyn, die fünf folgenden Betrachtungen zu erwägen.

I. Es iſt einer falſchen Hypotheſe leicht, einigen Anſchein der Wahrheit zu behalten, ſo lange ſie ſich bey allgemeinen Dingen aufhält, ſich unbeſtimmter Ausdrücke bedienet, und Vergleichungen, an ſtatt der Exempel, anführet. Dieſes iſt inſonderheit bey der Philoſophie zu bemerken, die die Einſicht aller moraliſchen Unterſcheidungen der Vernunft, mit Ausſchließung der Empfindung, zuſchreibt. Es iſt unmöglich, dieſe Hypotheſe, nur in irgend einem beſondern Falle, verſtändlich zu machen, ſo ſcheinbar ſie auch in allgemeinen Reden und Abhandlungen ſeyn mag. Unterſuchet z. E. das Verbrechen der Undankbarkeit, welches ſtatt findet, wenn wir eine geäußerte und bekannte gute Geſinnung nebſt geleiſteten guten Dienſten, auf der einen

Seite;

Seite; und eine Vergeltung von übeler Geſinnung oder Gleichgültigkeit nebſt übelen Dienſten oder Verabſäumung, auf der andern Seite bemerken; zergliedert alle dieſe Umſtände, und unterſuchet bloß durch eure Vernunft, worinn die Verſchuldung oder das Tadelhafte beſtehe; ihr werdet nie zu einem Ausgange oder Schluſſe kommen.

Die Vernunft urtheilet entweder von geſchehenen Dingen, oder von Verhältniſſen. Unterſuchet alſo zuerſt, wo die geſchehene Sache ſey, die wir ein Verbrechen nennen; zeiget es, beſtimmt die Zeit ſeiner Wirklichkeit, beſchreibt ſein Weſen oder Natur, erkläret den Sinn oder die Fähigkeit, der es ſich entdecket. Es iſt in dem Gemüthe der Perſon, die undankbar iſt. Die muß es alſo fühlen, und ſich deſſen bewußt ſeyn. Aber da iſt nichts außer der Leidenſchaft der übelen Geſinnung oder der völligen Gleichgültigkeit. Ihr könnet nicht ſagen, daß die übele Geſinnung oder die Gleichgültigkeit, an und für ſich ſelbſt, allezeit und in allen Umſtänden Verbrechen ſind. Nein; ſie ſind bloß alsdenn Verbrechen, wenn ſie gegen Perſonen gerichtet ſind, die vorher gute Geſinnungen gegen uns geäußert und ausgedrückt haben. Folglich können wir den Schluß machen, daß das Verbrechen der Undankbarkeit nicht eine beſondere, einzelne Begebenheit ſey, ſondern, daß es aus einer Verwickelung von Umſtänden entſtehe, die bey dem Zuſchauer, dem ſie vorgeſtellet werden, vermöge

vermöge der beſondern Bildung und Einrichtung ſeines Gemüthes, die Empfindung des Tadels erregen.

Dieſe Vorſtellung, ſaget ihr, iſt unrichtig. Das Verbrechen beſteht freylich nicht in einer beſondern Begebenheit, von deren Wirklichkeit uns die Vernunft verſichern könne; aber es beſteht in gewiſſen moraliſchen Verhältniſſen, ſo die Vernunft auf eben die Art entdecken kann, als wir durch Hülfe derſelben die Wahrheiten der Meßkunſt und der Algebra entdecken. Aber, ich frage, was ſind das für Verhältniſſe, wovon ihr hier redet? In dem obigen Falle ſehe ich erſtlich gute Geſinnung und gute Dienſte bey der einen Perſon; und übele Geſinnung und übele Dienſte bey der andern: zwiſchen dieſen iſt das Verhältniß des Gegenſatzes. Beſteht das Verbrechen in dieſem Verhältniſſe? Aber man nehme an, ein Menſch hege übele Geſinnung gegen mich, und leiſte mir übele Dienſte; und ich hingegen ſey gleichgültig gegen ihn, oder thue ihm Gutes. Hier iſt eben daſſelbige Verhältniß des Gegenſatzes; und doch iſt meine Aufführung oft höchſt lobenswürdig. Drehet und wendet die Sache, ſo viel ihr wollt, nie könnet ihr die Sittlichkeit in ein Verhältniß ſetzen, ſondern ihr müſſet zum Ausſpruche einer Empfindung Zuflucht nehmen.

Wenn behauptet wird, daß zwey und drey der Hälfte von zehen gleich ſind: ſo verſtehe ich dieſes Verhältniß der Gleichheit vollkommen.

Ich

Ich stelle mir vor, wenn zehen in zween Theile getheilet würde, wovon einer so viel Einheiten enthalte als der andere, und wenn einer von diesen Theilen verglichen würde mit zwey und drey zusammen genommen: so würde er so viel Einheiten enthalten, als diese zusammengesetzte Zahl. Wenn ihr aber dieses mit den moralischen Verhältnissen vergleichen wollet: so muß ich bekennen, es wird mir sehr schwer, euch zu verstehen. Eine moralische Handlung, ein Verbrechen, wie die Undankbarkeit, ist ein verwickelter Gegenstand. Besteht die Sittlichkeit in der Verhältniß seiner Theile gegen einander? Wie denn? Auf welche Art? Gebet dieses Verhältniß an? Seyd weniger allgemein, und umständlicher in euren Sätzen: so werdet ihr bald ihre Unrichtigkeit einsehen.

Nein, saget ihr, die Sittlichkeit besteht in dem Verhältnisse der Handlungen gegen die Regel des Rechts; und sie werden gut oder böse genannt, so wie sie mit derselben entweder übereinkommen, oder davon abweichen. Was ist denn das für eine Regel des Rechts? Worinn besteht sie? Wie ist sie bestimmet? Durch die Vernunft, werdet ihr sagen, als welche die moralischen Verhältnisse der Handlungen untersuchet. Es werden also die moralischen Verhältnisse durch die Vergleichung der Handlung mit der Regel bestimmet. Und diese Regel wird durch die Untersuchung der moralischen Verhältnisse

niſſe der Gegenſtände beſtimmet. Iſt das nicht fein gedacht?

Alles dieſes iſt Metaphyſik, rufet ihr uns zu. Das iſt genug; mehr iſt nicht nöthig, einen ſtarken Verdacht der Falſchheit zu erregen. Ja, antworte ich: Hier iſt Metaphyſik; aber ſie iſt ganz auf eurer Seite, die ihr eine ſo dunkele Hypotheſe vortraget, die nie kann verſtändlich gemacht werden, noch auf einen beſondern Fall oder Erläuterung paſſen. Die Hypotheſe, die wir annehmen, iſt deutlich. Sie behauptet, die Sittlichkeit werde durch Empfindung beſtimmet. Sie beſchreibt die Tugend, daß ſie eine jede Handlung oder Eigenſchaft des Gemüthes ſey, die bey einem Zuſchauer die gefallende Empfindung des Beyfalls erreget; und ſie nennet das Gegentheil Laſter. Alsdenn unterſuchen wir eine offenbar geſchehene Sache oder Begebenheit, nämlich, welche Handlungen dieſen Einfluß haben. Wir betrachten alle Umſtände, worinn dieſe Handlungen überein kommen; und hieraus bemühen wir uns, einige allgemeine Anmerkungen, in Abſicht auf dieſe Empfindungen, heraus zu ziehen. Wenn ihr dieſes Metaphyſik nennet, und etwas tiefes und dunkeles darinn findet: ſo müſſet ihr bloß den Schluß machen, daß euer Geiſt zu moraliſchen Wiſſenſchaften nicht aufgelegt ſey.

II. Wenn ein Menſch zu irgend einer Zeit, über ſein Verhalten bey ſich zu Rathe geht: (z.E. Ob er beſſer thun würde, wenn er ſich in einer

besondern Noth eines Bruders oder eines Wohlthäters annähme,) so muß er diese verschiedene Verhältnisse, nebst allen Umständen der beyden Personen untersuchen, um zu bestimmen, welches seine größere Pflicht oder Verbindlichkeit sey, und um die Proportion aller Linien in einem Dreyecke zu bestimmen, ist es nothwendig, die Natur dieser Figur und die Verhältnisse zu untersuchen, so die verschiedenen Theile derselben gegen einander haben. Aber ungeachtet dieser anscheinenden Gleichheit in diesen beyden Fällen, ist doch, im Grunde, ein großer Unterschied zwischen beyden. Der Messer, der Dreyecke und Zirkel untersuchet, betrachtet die verschiedenen bekannten und gegebenen Verhältnisse der Theile dieser Figuren; und daraus folgert er irgend ein unbekanntes Verhältniß, das von den erstern abhängt. Aber in moralischen Berathschlagungen müssen uns vorher alle Gegenstände und ihre Verhältnisse gegen einander bekannt seyn; und aus einer Vergleichung des Ganzen, müssen wir unsere Wahl oder unsern Beyfall bestimmen. Keine neue Sache soll erst fest gesetzt, kein neues Verhältniß allererst gefunden werden. Es wird voraus gesetzt, daß uns alle Umstände desfalls vor Augen geleget sind, bevor wir tadeln oder billigen können. Ist noch ein wesentlicher Umstand unbekannt, oder zweifelhaft: so müssen wir erst Untersuchungen anstellen, oder unsern Verstand anwenden, um uns davon zu versichern, und alle moralische Entscheidung oder

Empfin-

Empfindung auf eine Zeit lang ausſetzen. Wie können wir, ſo lange wir nicht wiſſen, ob ein Menſch angegriffen habe, oder ob er angegriffen ſey, ausmachen, ob die Perſon, die ihn umgebracht, ſchuldig oder unſchuldig ſey? Aber nachdem jeder Umſtand, jedes Verhältniß bekannt iſt: ſo iſt für den Verſtand kein Raum mehr, zu wirken, und es iſt auch kein Gegenſtand, womit er ſich beſchäfftigen könnte. Der Beyfall oder Tadel, der alsdann erfolget, kann nicht ein Werk der Beurtheilungskraft ſeyn, ſondern des Herzens, und iſt nicht ein ſpeculativiſcher Satz oder Bejahung, ſondern ein thätiges Gefühl oder eine Empfindung. Bey den Unterſuchungen des Verſtandes folgern wir aus bekannten Umſtänden und Verhältniſſen, einige neue und unbekannte. Bey moraliſchen Entſcheidungen müſſen alle Umſtände und Verhältniſſe vorläufig bekannt ſeyn; und das Gemüth fühlet, aus der Betrachtung des Ganzen, einen neuen Eindruck von Neigung oder Ekel, Hochachtung oder Verachtung, Beyfall oder Tadel.

Daher entſteht der große Unterſchied zwiſchen einem Irrthume in der Sache und einem Verſehen in dem Rechte, und daher rühret auch die Urſache, warum das eine gemeiniglich ein Verbrechen iſt, nicht aber der andere. Als Oedipus den Laius tödtete, war ihm das Verhältniß unbekannt, und er machte ſich unſchuldig, und wider ſeinen Willen aus einigen Umſtänden, irrige Meynungen von der Handlung,

die er begieng. Aber als Nero Agrippinen umbrachte, waren ihm zuvor alle Verhältniſſe zwiſchen ihm und ihr, und alle Umſtände der Sache bekannt; aber der Bewegungsgrund der Rache, der Furcht oder des Vortheils überwältigte, in ſeinem wilden Herzen, die Empfindungen der Pflicht und der Menſchlichkeit. Und wenn wir einen Abſcheu gegen ihn äußern, gegen den er ſelbſt, auf eine kurze Zeit, unempfindlich ward: ſo geſchieht es nicht darum, weil wir einige Verhältniſſe einſehen, die ihm unbekannt waren, ſondern weil wir, vermöge der Rechtſchaffenheit unſers Gemüths, Empfindungen fühlen, gegen die ihn Schmeicheley und eine lange Beharrlichkeit in den ungeheuerſten Laſtern verhärtet hatten. In dieſen Empfindungen alſo, nicht in einer Entdeckung von Verhältniſſen von irgend einer Art, beſtehen alle moraliſche Entſcheidungen. Bevor wir uns anmaßen können, ein Urtheil von dieſer Art zu fällen, muß alles, was zur Handlung oder zum Gegenſtande gehöret, bekannt und ausgemacht ſeyn. Es bleibt nichts übrig, als daß wir unſerer ſeits eine Empfindung von Tadel oder Beyfall fühlen, nach der wir die Handlung für laſterhaft oder tugendhaft erklären.

III. Dieſe Lehre wird noch immer augenſcheinlicher werden, wenn wir die ſittliche Schönheit mit der natürlichen vergleichen, mit der ſie in manchen Stücken eine ſo große Aehnlichkeit hat. Von der Proportion, von dem Verhältniſſe

niſſe und von der Lage der Theile hängt alle natürliche Schönheit ab; aber es würde ungereimt ſeyn, wenn wir daraus folgern wollten, daß die Wahrnehmung der Schönheit, gleich der Einſicht der Wahrheit in geometriſche Aufgaben, bloß in der Wahrnehmung der Verhältniſſe beſtehe, und einzig und allein durch den Verſtand geſchehe. In allen Wiſſenſchaften forſchet unſer Verſtand vermittelſt der bekannten Verhältniſſe die unbekannten aus: aber in allen Entſcheidungen des Geſchmacks, oder äußerlicher Schönheit ſieht das Auge ſchon vorher alle Verhältniſſe, und darauf fühlen wir eine Empfindung des Wohlgefallens oder Misfallens, nach Beſchaffenheit der Natur des Gegenſtandes, und unſerer ſinnlichen Werkzeuge.

Euclides hat alle Eigenſchaften des Zirkels völlig erkläret, aber in keinem Lehrſatze hat er ſeiner Schönheit mit einem Worte gedacht. Die Urſache iſt offenbar. Die Schönheit iſt keine Eigenſchaft des Zirkels. Sie liegt in keinem einzigen Theile der Linie, deren Theile alle gleich weit von einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte entfernet ſind. Sie iſt bloß die Wirkung, die dieſe Figur in dem Gemüthe hervorbringt, das vermöge ſeiner beſondern Bildung und Einrichtung, ſolcher Empfindungen fähig iſt. Vergebens würdet ihr die Schönheit in dem Zirkel ſuchen, oder euch bemühen, ſie durch eure Sinne, oder durch mathematiſche Schlüſſe, in den Eigenſchaften dieſer Figur zu finden.

Höret einen Palladio oder Perrault an, wenn ſie die Theile und Proportionen einer Säule erklären; ſie reden vom Kärnieß, von Schnitzwerk, vom Fußgeſtelle, vom Schafte, vom Durchzuge oder Queerbalken; und geben die Beſchreibung und Lage aller dieſer Theile der Säule an. Würdet ihr aber die Beſchreibung und Lage ihrer Schönheit von ihnen verlangen, ſo würden ſie euch ſogleich antworten, daß die Schönheit nicht eines von den Theilen oder Gliedern einer Säule ſey, ſondern aus dem Ganzen entſtehe, wenn dieſe zuſammengeſetzte Figur einem Gemüthe dargeſtellet würde, das ſolcher ſeinen Empfindungen fähig iſt. Bevor ein ſolcher Zuſchauer erſcheint, iſt nichts da, als eine Figur von gewiſſen Ausmeſſungen und Proportionen: aus ſeinen Empfindungen allein entſtehet ihre Schönheit und Zierlichkeit.

Ferner höret den Cicero, wenn er die Verbrechen eines Verres oder Catilina ſchildert, ihr müßt geſtehen, daß die moraliſche Häßlichkeit, auf gleiche Weiſe, aus der Betrachtung des Ganzen entſtehe, wenn es einem Weſen vorgeſtellet wird, das zu dieſer Empfindung eingerichtet und gebildet iſt. Der Redner kann Rache, Uebermuth, Barbarey auf der einen Seite; Sanfmuth, Leiden, Gram und Unſchuld auf der andern Seite, malen; wenn ihr aber aus dieſer Verwickelung der Umſtände keinen Unwillen, kein Mitleiden in euch entſtehen fühlet: ſo würdet ihr ihn vergebens fragen, worinn das Verbrechen

oder

oder das Bubenſtück beſtehe, worüber er ſo heftig ſchreyet: zu welcher Zeit, oder bey welchem Gegenſtande es zuerſt angefangen habe, zu exiſtiren: und was, wenige Monate hernach, daraus geworden, nachdem alle Geſinnungen und alle Gedanken aller derer, die daran Theil genommen, völlig verändert oder vernichtet worden: keine einzige dieſer Fragen kann, nach der abgezogenen Hypotheſe der Sittlichkeit bündig beantwortet werden, und wir müſſen zuletzt bekennen, daß das Verbrechen, oder das Unſittliche keine beſondere Begebenheit, kein Verhältniß ſey, das ein Gegenſtand des Verſtandes ſeyn könne: ſondern daß es aus der Empfindung des Tadels entſtehe, die wir, vermöge der Einrichtung der menſchlichen Natur bey Wahrnehmung der Barbarey oder Verrätherey unvermeidlich fühlen.

IV. Lebloſe Gegenſtände können alle die Verhältniſſe gegen einander haben, die wir bey moraliſch handelnden Weſen wahrnehmen; obgleich erſtere nie ein Gegenſtand der Liebe und des Haſſes ſeyn können, und folglich auch nie eines Verdienſtes oder einer Verſchuldung fähig ſind. Ein junger Baum, der über ſeinen Vater, aus deſſen Saamen er entſtanden iſt, hervorraget, oder ihn zerſtöret, ſteht in allen den Verhältniſſen, worinn Nero ſtand, als er Agrippinen ermordete, und würde ohne Zweifel, wenn die Sittlichkeit in einigen abgezogenen Verhältniſſen beſtünde, eben ſo ſträflich ſeyn, als er.

V. Es ſcheint offenbar zu ſeyn, daß von den letzten Endzwecken aller menſchlichen Handlungen der Verſtand niemals in irgend einem Falle Grund angeben könne, ſondern daß ſie ſich ſelbſt bloß den Empfindungen und Neigungen der Menſchen anpreiſen, ohne im geringſten vom Verſtande abzuhangen. Fraget einen Menſchen, warum er ſich Bewegungen mache; er wird antworten, weil ich meine Geſundheit erhalten will. Fraget ihr denn weiter: warum er die Geſundheit erhalten wolle; ſo wird er ſogleich antworten: weil Krankheiten ſchmerzhaft ſind. Wollet ihr mit euren Fragen weiter gehen, und von ihm wiſſen, warum er die Schmerzen haſſe; ſo wird er euch unmöglich eine Antwort ertheilen können. Dieſes iſt der letzte Endzweck, und der bezieht ſich nie auf einen andern Gegenſtand.

Vielleicht könnte er euch auf eure zwote Frage: warum er die Geſundheit wünſche, auch ſo antworten: weil ſie mir zur Verrichtung meiner Geſchäffte nothwendig iſt. Wenn ihr fraget: warum er desfalls beſorget ſey; ſo wird er antworten: weil ich Geld erwerben will. Fraget ihr, warum? ſo ſaget er: es iſt das Mittel zum Vergnügen. Und weiter nach der Urſache zu fragen, würde ungereimt ſeyn. Es iſt unmöglich, daß ein Fortgang ins Unendliche ſtatt finden könne, noch daß ein Ding immer die Urſache ſey, warum ein anderes verlanget wird. Etwas muß, um ſein

ſelbſt

ſelbſt willen, und wegen ſeiner unmittelbaren Uebereinſtimmung mit der menſchlichen Empfindung und Neigung, wünſchenswerth ſeyn.

Da nun die Tugend ein Endzweck iſt, und ohne Sold oder Lohn, bloß wegen der unmittelbaren Zufriedenheit, die ſie mittheilet, um ihr ſelbſt willen wünſchenswerth iſt: ſo muß nothwendig irgend eine Empfindung da ſeyn, welche ſie berühret, irgend ein innerer Geſchmack oder Gefühl, oder wie man es nennen will, welches das ſittliche Gute und Böſe von einander unterſcheidet, das eine annimmt, und das andere verwirft.

Auf dieſe Weiſe laſſen ſich die Gränzen und Verrichtungen der Vernunft und des Geſchmacks leicht beſtimmen. Die Vernunft giebt uns die Kenntniß der Wahrheit und Falſchheit; der Geſchmack giebt die Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit, des Laſters und der Tugend. Die Vernunft entdecket die Gegenſtände, ſo wie ſie in der Natur ſtehen, ohne was hinzu zu ſetzen, oder abzunehmen. Der Geſchmack hat eine ſchöpferiſche Kraft, und, indem er alle natürliche Gegenſtände mit Farben, die er vom innern Gefühle erborget, entweder vergüldet, oder befleckt, bringt er gewiſſermaßen eine neue Schöpfung hervor. Die Vernunft kann, weil ſie kalt und unparteyiſch iſt, keine Triebfeder zur Handlung ſeyn, ſondern leitet bloß den von der Begierde oder Neigung empfangenen Antrieb, indem ſie uns die Mittel

zeiget, wie wir die Glückſeligkeit erlangen, oder das Elend vermeiden ſollen. Der Geſchmack wird ein Bewegungsgrund zur Handlung, und iſt die erſte Triebfeder zum Verlangen und Wollen, weil er Vergnügen oder Verdruß verſchaffet, und dadurch Glückſeligkeit und Elend machet. Von bekannten oder voraus geſetzten Umſtänden und Verhältniſſen führet uns die Vernunft zur Entdeckung der verborgenen und unbekannten: nachdem uns alle Umſtände und Verhältniſſe vor Augen geleget ſind, macht der Geſchmack, daß wir aus dem Ganzen eine neue Empfindung des Tadels oder Beyfalls fühlen. Da das Richtmaaß der Vernunft in der Natur der Dinge gegründet iſt, ſo iſt es ewig und kann ſelbſt durch den Willen des höchſten Weſens nicht verändert werden: das Richtmaaß des Geſchmacks rühret, weil es aus der innern Bildung und Einrichtung der Thiere entſteht, zuletzt von dieſem höchſten Willen her, der jedem Weſen ſeine eigne Natur gab, und die verſchiedenen Claſſen und Ordnungen des Daſeyns einrichtete.

Zweyter

* *

Zweyter Anhang.

Welcher

einige weitere Betrachtungen über die Gerechtigkeit enthält.

Unſere Abſicht in dieſem Anhange iſt, eine umſtändlichere Erklärung von dem Urſprunge und der Natur der Gerechtigkeit zu geben, und einige Unterſchiede, die ſich zwiſchen ihr und den übrigen Tugenden finden, anzumerken.

Die geſelligen Tugenden der Menſchlichkeit und des Wohlwollens äußern ihren Einfluß unmittelbar, durch eine gerade Richtung oder durch einen Inſtinct, der hauptſächlich den einfachen Gegenſtand, der die Neigungen bewegt, zum Zwecke hat, und ſich nicht auf einen Plan oder ein Syſtem, noch auf die Folgen erſtrecket, die aus der Beypflichtung, der Nachahmung oder dem Beyſpiele anderer erwachſen. Ein Vater flieht, ſein Kind zu retten, hingeriſſen von der natürlichen Sympathie, die ihn bewegt, und die ihm keine Muße läßt, über die Empfindungen und das Verhalten der übrigen Menſchen in gleichen

chen Umſtänden, Betrachtungen anzuſtellen. Ein großmüthiger Mann ergreift mit Freuden eine Gelegenheit, ſeinem Freunde zu dienen; weil er ſich alsdenn von den wohlthätigen Neigungen beherrſcht fühlet; auch bekümmert er ſich nicht darum, ob vor ihm irgend eine Perſon in der Welt von ſolchen edlen Bewegungsgründen getrieben worden, oder noch künftig ihren Einfluß fühlen werde. In allen dieſen Fällen haben die geſelligen Leidenſchaften einen einzelnen Gegenſtand zum Augenmerke, und ſuchen bloß die Sicherheit oder Glückſeligkeit der geliebten und hochgeſchätzten Perſon. Hiermit begnügen ſie ſich; hierbey beruhigen ſie ſich. Und da das Gute, das aus ihrem milden Einfluſſe entſteht, in ſich ſelbſt vollſtändig und ganz iſt: ſo erreget es auch die moraliſche Empfindung des Beyfalls, ohne irgend ein Nachdenken über die weitern Folgen, noch ohne erweiterte Ausſichten auf die Beypflichtung oder Nachahmung der übrigen Glieder der Geſellſchaft. Vielmehr, wenn der großmüthige Freund, oder der uneigennützige Patriot, keine Nachahmer oder Vorgänger in der Ausübung der Gutthätigkeit haben ſollte; würde dieſes ſeinen Werth in unſern Augen noch erhöhen, und zu ſeinen andern erhabenen Verdienſten, auch noch den Preis der Seltenheit und der Neuigkeit hinzu fügen.

So verhält es ſich nicht mit den geſelligen Tugenden der Gerechtigkeit und der Treue. Sie ſind höchſt nützlich, und in der That unentbehrlich

behrlich zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes. Aber der Nutzen, der aus ihnen entspringt, ist nicht die Folge einer jeden einzelnen Handlung; sondern erwächst aus dem ganzen Plane oder System, zu dessen Ausführung sich die ganze Gesellschaft, oder der gröste Theil derselben vereiniget. Allgemeiner Friede und Ordnung begleiten die Gerechtigkeit, oder eine allgemeine Enthaltung von dem Eigenthume anderer. Aber eine besondere Achtung für das besondere Recht eines einzigen Bürgers kann oft, an und für sich selbst betrachtet, von schädlichen Folgen begleitet werden. Die Folgen der verschiedenen besondern Handlungen sind oft den Folgen des ganzen Systems der Handlungen ganz entgegen gesetzt; und die erstern können ungemein schädlich seyn, da die letztern im höchsten Grade vortheilhaft sind. Von einem Vater ererbete Reichthümer sind in den Händen eines bösen Menschen Werkzeuge des Unfugs. Das Recht der Erbschaften kann in einem besondern Falle schädlich seyn. Der Vortheil desselben entsteht bloß aus der Beobachtung der allgemeinen Regel; und es ist genug, wenn dadurch alle die Uebel und Unbequemlichkeiten, die aus besondern Characteren und Umständen fließen, ersetzet werden.

Cyrus, der jung und unerfahren war, sah bloß auf den einzigen Fall, den er vor Augen hatte, und zog nur die eingeschränkte Schicklichkeit desselben in Betrachtung, als er dem langen

Knaben

Knaben den langen Rock, und dem kleinen den kurzen Rock zutheilete. Sein Lehrmeiſter unterrichtete ihn eines beſſern; indem er ihm weitere Ausſichten und Folgen zeigete, und ſeinem Mündel die allgemeinen unveränderlichen Regeln lehrete, die erfordert werden, wenn allgemeiner Friede und Ordnung in der Geſellſchaft ſoll erhalten werden.

Die Glückſeligkeit und das Wohl des menſchlichen Geſchlechts, ſo aus der geſelligen Tugend des Wohlwollens und den Unterabtheilungen deſſelben entſteht, kann einer Mauer verglichen werden, woran viele Hände arbeiten, die bey jedem Steine, der darauf geleget wird, höher ſteigt, und einen, nach dem Fleiße und der Bemühung eines jeden Arbeitsmannes, abgemeſſenen Wachsthum erhält. Eben dieſe Glückſeligkeit, die durch die geſellige Tugend der Gerechtigkeit und durch ihre Unterabtheilungen erlanget wird, kann dem Aufmauern eines Gewölbes verglichen werden, wo ein jeder einzelner Stein, an und für ſich ſelbſt, zu Boden fallen würde; und das Gebäude ſelbſt ſich nicht anders, als durch die wechſelhafte Unterſtützung und Vereinigung aller ſeiner correſpondirenden Theile aufrecht erhalten kann.

Alle Naturgeſetze, die das Eigenthum einrichten, ſowol als alle bürgerliche Geſetze, ſind allgemein, und ſehen allein auf einige weſentliche Umſtände eines Falles, ohne die Charactere, den Zuſtand und die Verbindungen der daran

Theil

Theil nehmenden Personen, noch auch die Folgen, die bey jeder besondern Vorkommenheit aus den Entscheidungen dieser Gesetze entstehen können, in Betrachtung zu ziehen. Sie berauben, ohne sich ein Bedenken zu machen, einen gutthätigen Mann aller seiner Güter, wenn er sie durch ein Versehen, oder ohne einen gültigen Titel erworben hat, um sie einem niederträchtigen Geizhalse zu geben, der bereits einen unermeßlichen Vorrath von überflüßigen Reichthümern aufgehäufet hat. Der öffentliche Nutzen erfordert, daß das Eigenthum, nach allgemeinen unbiegsamen Regeln, eingerichtet werde; und obgleich solche Regeln fest gesetzet sind, die eben denselbigen Endzweck des besondern Nutzens zugleich am besten befördern: so können sie doch unmöglich allen Beschwerlichkeiten vorbeugen, noch veranstalten, daß aus jedem einzelnen Falle heilsame Folgen entspringen. Es ist genug, wenn der ganze Plan zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, und wenn im Ganzen das Gute, vermittelst desselben, das Böse weit überwiegt. Selbst die allgemeinen Gesetze der Welt, die doch von einer unendlichen Weisheit entworfen sind, können in jeder besondern Wirkung, nicht alles Böse oder alle Unbequemlichkeiten ausschließen.

Es haben einige behauptet, alle Gerechtigkeit entstehe aus menschlichen Verträgen, und rühre aus der freyen Wahl, Einwilligung, oder Uebereinstimmung des menschlichen Geschlech-

ſchlechtes her. Verſteht man hier unter Vertrag eine Verſprechung oder Zuſage, (welches der gewöhnlichſte Verſtand dieſes Wortes iſt,) ſo kann nichts ungereimter ſeyn, als dieſer Satz. Die Leiſtung der Zuſagen ſelbſt iſt eine von den beträchtlichſten Theilen der Gerechtigkeit; und wir ſind doch gewiß nicht darum gebunden, unſer Wort zu halten, weil wir verſprochen haben, unſer Wort zu halten. Verſteht man aber durch Vertrag eine Empfindung des allgemeinen Beſtens, die ein jeder Menſch in ſeiner Bruſt fühlet, die er bey ſeinen Mitgeſchöpfen wahrnimmt, und die ihn in Vereinigung mit andern, zu einem allgemeinen Syſtem von Handlungen leitet, die zum öffentlichen Nutzen abzwecken: ſo muß man geſtehen, daß, in dieſem Verſtande, die Gerechtigkeit aus menſchlichen Verträgen entſtehe. Denn wenn man zugeſteht, (welches in der That augenſcheinlich iſt,) daß die beſondern Folgen einer beſondern Ausübung der Gerechtigkeit, ſowol dem gemeinen Weſen, als einzelnen Perſonen, ſchädlich ſeyn könne: ſo folget, daß ein jeder, der ſich dieſer Tugend ergiebt, auf den ganzen Plan ſeine Augen richten, und von ſeinen Nebenmenſchen ein gleiches Verhalten erwarten müſſe. Schränkten ſich ſeine Blicke auf die beſondern Folgen jeder ſeiner beſondern Handlungen ein: ſo würde ihm ſowol ſein Wohlwollen und ſeine Menſchlichkeit, als auch ſeine Selbſtliebe, oft Maaßregeln vorſchreiben, die mit den

genauen

genauen Regeln des Rechts und der Gerechtigkeit gar nicht überein kommen würden.

So rudern zween Menschen ein Boot, vermöge eines gemeinschaftlichen Vertrages, zum gemeinschaftlichen Nutzen, ohne eine Verheißung oder einen Contract. So hat man Gold und Silber zu Maaßen des Tausches angenommen; so hat man die Rede, Sprache und Wörter fest gesetzet, durch menschlichen Vertrag und Vergleich. Alles, was zween oder mehr Personen nützlich ist, wenn es von allen ausgeübet wird; aber allen Nutzen verliert, wenn es nur einer beobachtet, kann keinen andern Grund haben. Niemand von ihnen würde sonst einen Bewegungsgrund haben, diesen Plan der Aufführung anzunehmen *.

Das

* Diese Theorie von dem Ursprunge des Eigenthums, und folglich auch der Gerechtigkeit, ist in der Hauptsache eben dieselbige, die Grotius geäußert und angenommen hat. Hinc discimus, quae fuerit causa, ob quam a primaeua communione rerum primo mobilium, deinde et immobilium, discessum est: nimirum quod cum non contenti homines vesci sponte natis, antra habitare, corpore aut nudo agere, aut corticibus arborum ferarumue pellibus vestito, vitae genus exquisitius delegissent, industria opus fuit, quam singuli rebus singulis adhiberent. Quo minus autem fructus in commune conferrentur, primum obstitit locorum, in quae homines discesserunt, distantia, deinde iustitiae et amoris defectus, per

Das Wort natürlich, wird gemeiniglich in ſo mancherley Bedeutungen genommen, und hat einen ſo unbeſtimmten Verſtand, daß es uns wenig helfen würde, wenn wir ſtritten, ob die Gerechtigkeit natürlich ſey, oder nicht. Wenn die Selbſtliebe, wenn das Wohlwollen dem Menſchen natürlich iſt; wenn Vernunft und Vorbedacht gleichfalls natürlich ſind: ſo kann man eben dieſes Beywort auch der Gerechtigkeit, der Treue, der Ordnung, dem Eigenthume und der Geſellſchaft beylegen. Die Neigung und die Bedürfniſſe der Menſchen treiben ſie an, ſich zu vereinigen; ihr Verſtand und die Erfahrung ſaget ihnen, daß eine Vereinigung unmöglich ſey, wenn ſich keiner an irgend eine Regel binden, und keine Achtung für das Eigenthum anderer haben will; und aus dieſen vereinigten Leidenſchaften und Vernunftſchlüſſen iſt die Empfindung der Gerechtigkeit, ſo bald man bey andern gleiche Leidenſchaften und Vernunftſchlüſſe wahrgenommen, in allen Zeitaltern unfehlbar und gewiß entſtanden, und hat in verſchiedenen Graden

quem fiebat, ut nec in labore, nec in conſumtione fructuum, quae debebat, aequalitas ſeruaretur. Simul diſcimus, quomodo res in proprietatem iuerint; non animi actu ſolo, neque enim ſcire alii poterant, quid alii ſuum eſſe vellent, ut eo abſtinerent, et idem velle plures poterant; ſed pacto quodam aut expreſſo, ut per diviſionem, aut tacito, ut per occupationem. *De Iure belli et pacis.* Lib. 2. Cap. 2. §. 2. Art. 4 et 5.

den bey allen Menſchen Platz genommen. Bey einem ſo ſcharfſichtigen Thiere, als der Menſch iſt, kann dasjenige, was aus der Anwendung ſeiner vernünftigen Fähigkeiten nothwendiger Weiſe erfolget, mit Recht für natürlich gehalten werden *.

Unter allen geſitteten Völkern hat man ſich beſtändig bemühet, alles Willkührliche und Parteyiſche von den Entſcheidungen des Eigenthums zu entfernen, und den Ausſpruch der Richter durch allgemeine Ausſichten und Betrachtungen zu beſtimmen, die für alle Glieder der Geſellſchaft gleich ſind. Denn außer daß nichts gefährlicher ſeyn kann, als eine Verſammlung von

* Das Natürliche kann entweder dem Ungewöhnlichen, Wunderbaren, oder dem Künſtlichen entgegen geſetzet werden. In dem erſten Falle iſt die Gerechtigkeit und das Eigenthum ohne Zweifel natürlich. Da ſie aber Verſtand, Vorbedacht und Abſicht, und eine geſellige Verbindung der Menſchen voraus ſetzen: ſo paſſet dieſes Beywort in dem letztern Falle, nicht genau auf dieſelbe. Hätten die Menſchen nicht in Geſellſchaft gelebet: ſo würde man nichts vom Eigenthume gewußt haben; und weder Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit hätte Statt gefunden. Aber die Geſellſchaft war außer menſchlichen Geſchöpfen, ohne Vernunft und Vorbedacht, eine unmögliche Sache niedriger Thiere, die in einer Vereinigung leben, werden vom Inſtinct geleitet, der bey ihnen die Stelle der Vernunft vertritt. Allein, alles dieſes ſind nur Wortſtreite.

Richtern zu gewohnen, nur in dem geringſten Falle, auf beſondere Freundſchaft oder Feindſchaft zu ſehen; ſo iſt auch gewiß, daß Leute, die ſich einbilden, daß ihr Gegner bloß wegen perſönlicher Gunſt Recht bekömmt, geneigt ſind, die ſtärkſte Eiferſucht und den heftigſten Haß gegen die Obrigkeiten und Richter zu hegen. Wenn alſo der natürliche Verſtand keine beſtimmte Ausſicht des öffentlichen Nutzens darbiethet, wodurch eine Streitigkeit oder ein Eigenthum könnte entſchieden werden: ſo werden oft willkührliche Geſetze gemacht, um dieſen Mangel zu erſetzen, und das Verfahren aller Gerichtshöfe zu leiten. Wo auch dieſe fehlen, wie es oft geſchieht, da beruft man ſich auf vorhergehende ähnliche Fälle; und ein voriger Ausſpruch, wenn er auch ohne zureichenden Grund gefällt wäre, wird mit Recht ein zureichender Grund zu einer neuen Entſcheidung. Wem völlig anpaſſende (direct) Geſetze, oder vollkommen gleiche vorhergehende Fälle fehlen: ſo nimmt man weniger anpaſſende (indirect) und unvollkommenere zu Hülfe, und der ſtreitige Fall wird durch analogiſche Schlüſſe und Vergleichungen, und Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen, die oft mehr eingebildet als wirklich ſind, dahin gezogen. Ueberhaupt kann man ſicher behaupten, daß die Rechtsgelahrtheit, in dieſer Abſicht, von allen andern Wiſſenſchaften unterſchieden ſey; und bey manchen ſpitzfindigen Fragen derſelben kann man eigentlich nicht ſagen, daß Wahrheit oder Falſchheit

heit auf der einen oder auf der andern Seite ſey. Wenn ein Sachwalter eine Streitſache durch eine gekünſtelte Analogie oder Vergleichung unter ein voriges Geſetz oder einen vorhergehenden gleichen Fall zieht: ſo koſtet es ſeinem Gegenpart keine Mühe, eine entgegen geſetzte Analogie oder Vergleichung auszufinden; und der Ausſpruch des Richters gründet ſich oft mehr auf Geſchmack und Einbildung, als auf einen bündigen Beweis. Der öffentliche Nutzen iſt die allgemeine Abſicht aller Gerichtshöfe; und dieſer Nutzen erfordert eine feſte Regel in allen Streitigkeiten. Wo ſich aber verſchiedene Regeln, die beynahe gleich und unentſcheidend ſind, darſtellen, da giebt eine ſehr unbeträchtliche Wendung des Gedankens für eine von beyden Parteyen den Ausſchlag.

Ein Geſpräch.

Mein Freund, Palamedes, der in Abſicht auf ſeine Perſon, ein eben ſo großer Herumſchwärmer iſt, als in Anſehung ſeiner Grundſätze, und der durch Studiren und Reiſen faſt jede Gegend der Ideen und der Körperwelt durchgeſtrichen hat, ſetzte mich neulich in Erſtaunen durch die Nachricht von einer Nation, bey der er, wie er mir erzählte, einen anſehnlichen Theil ſeines Lebens zugebracht, und die er in der Hauptſache ſehr geſittet und vernünftig gefunden habe.

Es iſt ein Staat in der Welt, ſagte er, der Fourli heißt, unter welchem Grade der Länge oder Breite, kann uns gleichgültig ſeyn. Die Einwohner dieſes Staats haben in vielen Stücken, vornehmlich in der Sittenlehre, eine Denkunsart, die der unſerigen gerade entgegen geſetzet iſt. Als ich dahin kam, fand ich, daß ich mich einer doppelten Mühe unterziehen mußte: erſtlich mußte ich die Bedeutung der Wörter ihrer Sprache lernen, und dann mußte ich mir den Nachdruck dieſer Wörter, und das Lob oder den Tadel, ſo damit verknüpft ward, bekannt machen. Nachdem man mir ein Wort erkläret, und den Character, den es ausdrückte, beſchrieben hatte, bildete ich mir ein, daß ein ſolches Beywort noth-

nothwendig der gröſßte Vorwurf von der Welt ſeyn müſſe; und verwunderte mich ungemein, da ich hörete, daß ein Mann daſſelbe in einer öffentlichen Geſellſchaft ſeinem vertrauteſten Freunde beylegte. Ihr bildet euch ein, ſagete ich eines Tages zu einem meiner Bekannten, daß Chanquis euer Todtfeind iſt: ich mache mir ein Vergnügen, Zwiſtigkeiten beyzulegen: und ich muß euch alſo ſagen, daß ich ihn auf das vortheilhafteſte von euch habe reden gehöret. Aber nachdem ich ihm die Worte des Chanquis, deren ich mich ganz gut erinnerte, und die ich völlig verſtand, wiederholet hatte, fand ich zu meinem gröſßten Erſtaunen, daß er ſie für die bitterſten Schmähungen hielt, und daß ich die Feindſchaft dieſer Leute unſchuldiger Weiſe bis zur Unverſöhnlichkeit gebracht hätte.

Weil ich das Glück hatte, den Einwohnern von Fourli auf eine vortheilhafte Art bekannt zu werden: ſo ward ich ſogleich in die beſte Geſellſchaft geführet, und da ich vom Alcheic erſuchet ward, mich bey ihm aufzuhalten: ſo nahm ich ſeine Einladung mit Vergnügen an, weil ich fand, daß er wegen ſeines perſönlichen Verdienſtes von jedermann hochgeſchätzet, und in der That in Fourli durchgehends für einen Mann von einem vollkommenen Character gehalten ward.

An einem Abende lud er mich ein, ihm, zum Zeitvertreibe, bey einem Ständgen Geſellſchaft

zu leisten, welches er Gulki bringen wollte, worein er, wie er mir sagte, sterblich verliebt sey; und ich fand bald, daß er in seinem Geschmacke mit mehreren überein kam; denn wir trafen viele von seinen Nebenbuhlern an, die in eben der Absicht ausgegangen waren. Ich machte natürlicher Weise den Schluß, daß dieser Gegenstand seiner Liebesflamme, eines der schönsten Frauenzimmer in der Stadt seyn müsse; und ich fühlete schon bey mir eine geheime Neigung, sie zu sehen, und kennen zu lernen. Aber wie der Tag anbrach, fand ich zu meiner großen Verwunderung, daß wir mitten in der Universität waren, wo Gulki studierte; und ich schämete mich nicht wenig, daß ich meinen Freund, bey einer solchen Gelegenheit, begleitet hatte.

Man erzählte mir hernach, es würde in allen guten Gesellschaften ungemein gebilliget, daß Alcheics Wahl auf den Gulki gefallen sey, und man erwarte, daß er, bey der Befriedigung seiner Leidenschaften, auch bedacht seyn würde, diesem jungen Menschen eben die guten Dienste zu leisten, die er selbst vom Elcouf empfangen habe. Vermuthlich war Alcheic in seiner Jugend sehr hübsch gewesen, und von vielen geliebet worden; aber wahrscheinlicher Weise mußte er dem weisen Elcouf seine vorzüglichsten Gunstbezeigungen zugewandt haben, dem er auch, wie man glaubte, großen theils, den erstaunenden Fortgang, den er in der Weltweisheit und Tugend gemacht, zu danken hatte.

Es

Es verurſachte einige Verwunderung bey mir, daß Alcheics Gemahlinn, (die, wie ich nach und nach erfuhr, auch ſeine Schweſter war) ſich nicht im geringſten über dieſe Art der ehelichen Untreue ärgerte.

Nicht lange hernach entdeckte ich, (denn man wollte es ſo wenig mir als irgend einem Menſchen verheelen) daß Alcheic ein Mörder war, und zwar einer unſchuldigen Perſon, die auf das nächſte mit ihm verwandt war, und die er vermöge aller Bande der Natur und der Menſchlichkeit hätte beſchützen und vertheidigen ſollen. Als ich ihn mit aller nur erſinnlichen Behutſamkeit und Ehrerbiethung fragte, was er für einen Bewegungsgrund zu dieſer Handlung gehabt habe; antwortete er mir ganz kaltſinnig, er habe dieſe Perſon umgebracht, weil er ſonſt nicht ſo gemächlich hätte leben können, als er itzund lebte, und es ſey ihm auch von allen ſeinen Freunden angerathen worden.

Da ich hörte, daß Alcheics Tugend ſo ausnehmend geprieſen ward, ſtellte ich mich, als ob ich dem allgemeinen Zuruſe einſtimmte, und fragte bloß aus Neubegierde, als ein Fremder, welche von allen ſeinen edlen Handlungen den größten Beyfall habe; und ich fand bald, daß man durchgehends die Ermordung des Usbecks, als ſeine ſchönſte That, pries. Dieſer Usbek war, bis auf ſeinen letzten Augenblick Alcheics vertrauter Freund geweſen, er hatte ihm viele wichtige Dienſte geleiſtet, er hatte ihm bey

einer gewissen Gelegenheit das Leben gerettet, und ihn in seinem Testamente, welches man nach seiner Ermordung fand, so gar zum Erben von einem beträchtlichen Theile seines Vermögens eingesetzet. Alcheic hatte sich, wie es scheint, mit zwanzig oder dreyßig Personen, die größtentheils auch Usbeks Freunde waren verschworen, worauf sie diesen unglücklichen Mann unversehens überfielen, mit vielen Wunden durchbohrten, und auf diese Weise seine vorigen Gunstbezeigungen und guten Dienste belohnten. Usbek, saget die allgemeine Stimme des Volkes, hatte viele große und gute Eigenschaften: seine Laster selbst waren glänzend, prächtig und großmüthig: allein, diese That des Alcheics setzet denselben, in den Augen aller derer, die vom Verdienste urtheilen können, weit über den Usbek, und ist vielleicht die größe, so jemals unter der Sonne geschehen ist.

Ein anderes Betragen des Alcheics, so mir gleichfalls sehr angerühmet ward, war sein Bezeigen gegen den Calisch, mit dem er sich zur Ausführung eines wichtigen Entwurfs vereiniget hatte. Calisch, der ein hitziger Mann war, prügelte den Alcheic eines Tages weidlich durch, welches er sehr geduldig ertrug. Er wartete darauf, bis Calisch wieder gut aufgeräumt ward, unterhielt beständig ein gutes Vernehmen mit ihm, und brachte auf diese Weise die Sache, woran sie gearbeitet hatten, zu einem glücklichen Ausgange, und erwarb sich durch

durch ſeine ausnehmende Geduld und Mäßigung, einen unſterblichen Ruhm.

Neulich habe ich von meinem Correſpondenten in Fourli ein Schreiben erhalten, woraus ich ſehe, daß Alcheic, nachdem er ſeit meiner Abreiſe in einen kränklichen Geſundheitszuſtand gerathen, ſich aufgehängt habe, und daß ſein Abſchied aus der Welt durchgehends bedauert, aber auch gebilliget worden. Ein ſo tugendhaftes und edles Leben, ſaget jeder Fourlianer, konnte nicht beſſer gekrönet werden, als durch ein ſo edles Ende; und er hat durch ſeinen Tod ſowol, als durch ſeine andern Handlungen das bewieſen, was ſein beſtändiger Grundſatz in ſeinem ganzen Leben war, und deſſen er ſich, bis auf ſeine letzten Augenblicke rühmete, daß ein weiſer Mann kaum geringer ſey, als der große Gott, Vitzli, dieſes iſt der Name, den die Fourlianer der höchſten Gottheit beylegen.

Die Begriffe dieſes Volks, fuhr Palamedes fort, ſind in Abſicht auf die gute Lebensart und das geſellſchaftliche Bezeigen eben ſo außerordentlich, als in Anſehung der Sittlichkeit. Mein Freund, Alcheic, ſtellte einsmals zu meinem Vergnügen eine Zuſammenkunft der witzigſten Köpfe und der größten Philoſophen von Fourli an, und jeder von uns brachte ſeine Mahlzeit mit an den Ort der Zuſammenkunft. Ich bemerkte, daß einer aus der Geſellſchaft ſchlechter verſorget war, als die übrigen, und both ihm daher ein Theil von meiner Mahlzeit an,

an, die in einem gebratenen Huhne bestund: worauf ich bemerkte, daß er sowol, als die ganze übrige Gesellschaft, über meine Einfalt stutzte. Man erzählte mir, Alcheic habe einsmals seine Zunftgenossen vermocht, alle in Gemeinschaft zu essen, und sich zu dem Ende eines besondern Kunststücks bedienet. Er beredete diejenigen, so die schlechtesten Speisen hatten, ihre Mahlzeit der Gesellschaft anzubiethen; worauf sich die andern, die niedlicher Essen mitgebracht hatten, schämten, es der Gesellschaft nicht gleichfalls anzubiethen. Dieses wird als eine so außerordentliche Begebenheit angesehen, daß man es in Alcheics Leben angeführet hat, so von einem der größten Genies von Fourli beschrieben ist.

Sagen Sie mir, Palamedes, versetze ich, haben Sie bey ihrem Aufenthalte in Fourli auch etwa die Kunst gelernet, durch seltsame und wunderbare Erzählungen, Ihre Freunde aufzuziehen, und sie auszulachen, wenn sie Ihnen glauben. Ich versichere Sie, antwortete er, hätte ich Lust gehabt, eine solche Kunst zu lernen, so wäre dazu kein Ort geschickter gewesen. Mein so oft erwähnter Freund that vom Morgen bis an den Abend nichts, als lachen, schrauben und spotten, und man konnte fast niemals wissen, ob es Ernst oder Spaß war. Aber Sie glauben also, daß meine Erzählung unwahrscheinlich sey, und daß ich mich des Vorrechts der Reisenden bedienet, oder daß ich es vielmehr

mehr gemisbrauchet habe. In Wahrheit, ſagte ich, Sie müſſen nur geſcherzet haben. Solche barbariſche und wilde Sitten, können nicht allein bey einem geſitteten und verſtändigen Volke, wie, Ihrem Berichte nach, die Einwohner von Fourli ſind, nicht ſtatt finden, ſondern können kaum mit der menſchlichen Natur beſtehen. Das übergeht ja alles, was wir von Mingreliern und Topucamboues leſen.

Nehmen Sie ſich in Acht, rief er mir zu, nehmen Sie ſich in Acht! Sie bedenken nicht, daß Sie Läſterungen ausſtoßen, und zwar gegen Ihre Lieblinge, die Griechen, vornehmlich die Athenienſer, die ich unter den ſeltſamen Namen, deren ich mich bedienet, völlig abgeſchildert habe. Wenn Sie die Sache recht betrachten: ſo werden Sie keinen Zug in dem von mir entworfenen Character antreffen, den man nicht bey dem tugendhafteſten Athenienſer finden könnte, ohne daß der Glanz ſeines Characters dadurch im geringſten verdunkelt würde. Die griechiſche Liebe, ihre Heirathen *, und das Wegwerfen ihrer Kinder muß Ihnen ſogleich in die Augen fallen. Der Tod des Uebeks iſt eine genaue Abbildung von der Ermordung des Cäſars.

Ey

* Die athenienſiſchen Geſetze erlauben, die Halbſchweſter von väterlicher Seite zu heirathen. Solons Geſetze verbiethen den Sclaven die Knabenliebe, weil ſie für ſo niedrige Perſonen eine viel zu edle Sache ſey.

Ey Poſſen, ſagte ich, indem ich ihm ins Wort fiel; Sie haben mir ja nicht geſaget, daß Usbek ſich zum Tyrannen aufgeworfen habe.

Das habe ich nicht gethan, erwiederte er, damit Sie diejenige Begebenheit, worauf ich zielete, nicht errathen möchten. Wenn wir aber auch dieſen Umſtand noch hinzu ſetzen: ſo werden wir uns doch, nach unſern moraliſchen Empfindungen, kein Bedenken machen, den Brutus und Caßius für undankbare Verräther und Meuchelmörder zu ſchelten: ob Ihnen gleich bekannt iſt, daß ſie vielleicht die erhabenſten Characterе des ganzen Alterthums ſind: und die Athenienſer richteten ihnen Bildſäulen auf, die ſie nahe bey den Säulen ihrer eigenen Befreyer, des Harmodion und Ariſtogiton ſetzeten. Und wenn Sie glauben, daß dieſer Umſtand, worauf Sie ſich beriefen, ſo weſentlich zur Entſchuldigung dieſer Patrioten ſey: ſo will ich dagegen einen andern Umſtand anführen, den ich noch nicht berühret habe, und der ihr Verbrechen eben ſo ſehr vergrößern wird. Wenige Tage vor der Ermordung des Cäſars hatten ſie ihm alle Treue geſchworen, und bey der Betheurung, ſeine Perſon für heilig zu halten, den Altar mit den Händen berühret, die ſie bereits zu ſeinem Untergange bewaffnet hatten *.

Es iſt nicht nöthig, Sie an das berühmte und gebilligte Bezeigen des Themiſtocles, und an ſeine Geduld gegen den Spartaner, Eurybiades,

* Sueton. in Vita Caeſ.

rybiades, ſeinen befehlhabenden Officier, zu erinnern, der durch einen Streit erhitzet, in einem Kriegsrathe ſeinen Stock gegen ihn aufhob, (welches eben ſo gut war, als wenn er ihn geprügelt hätte,) worauf der Athenienſer ausrief: ſchlag zu, aber höre mich.

Sie ſind zu gelehrt, als daß Sie in meiner letzten Geſchichte nicht den Socrates und ſeine Zunft hätten entdecken ſollen; und Sie werden gewiß bemerken, daß alles, bis auf die Veränderung der Namen, genau aus dem Xenophon genommen ſey *. Und mich deucht, ich habe deutlich dargethan, daß ein athenienſiſcher Mann vom Verdienſte bey uns für einen Blutſchänder, einen Kindermörder, für einen Banditen, und für einen Undankbaren, meineidigen Verräther, und noch für etwas ärgers, das zu abſcheulich iſt, um genannt zu werden, könne gehalten werden; ſeiner Grobheit und ſchlechten Lebensart nicht einmal zu gedenken. Und da ſein Leben ſo beſchaffen geweſen: ſo kann auch ſein Tod demſelben gemäß ſeyn; und er kann den Auftritt durch einen verzweifelten Selbſtmord endigen, und unter den ungereimteſten Gotteslästerungen ſterben. Dem allen ungeachtet, wird man ſeinem Andenken Bildſäulen, wo nicht gar Altäre errichten. Gedichte und Reden werden ſeinem Lobe gewidmet; große Secten ſind ſtolz, ſich nach ſeinem Namen zu nennen, und die entfernteſte Nachkommenſchaft ſetzet

* Mem. Socr. Lib. 3. ſub fine.

setzet blindlings ihre Bewunderung fort: da man doch einen solchen Helden, wenn er unter uns aufstehen sollte, mit Recht voll Grausen und Abscheu ansehen würde.

Ich hätte, antwortete ich, Ihren Kunstgriff merken können. Es scheint, Sie finden ein Vergnügen an dieser Materie; und Sie sind in der That der einzige, den ich kenne, der mit den Alten wohl bekannt ist, und sie dennoch nicht ungemein bewundert. Aber, an statt ihre Weltweisheit, ihre Beredsamkeit, oder ihre Dichtkunst anzugreifen, worüber wir sonst gemeiniglich zu streiten pflegten, scheinen Sie itzund die Sittenlehre der Alten anzugreifen, und sie der Unwissenheit in einer Wissenschaft zu beschuldigen, welche, meiner Meynung nach, die einzige ist, worinn sie von den Neuern nicht übertroffen werden. In der Meßkunst, in der Naturlehre, Astronomie, Anatomie, Kräuterkunde, der Geographie, der Schifffahrt, in allen diesen Wissenschaften, können wir uns mit Recht einer Ueberlegenheit rühmen; aber was können wir ihren Sittenlehren entgegen setzen? Sie haben die Sachen auf eine verfängliche und betrügliche Weise vorgestellet. Sie haben den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Zeitalter nichts nachgesehen. Wollten Sie wohl einen Griechen oder Römer nach den englischen Gesetzen richten? Hören Sie ihn an, wie er sich nach seinen Grundsätzen vertheidiget, und dann sprechen Sie ihm sein Urtheil.

Keine

Keine Sitten ſind ſo unſchuldig und vernünftig, daß ſie nicht verhaßt oder lächerlich könnten gemacht werden, wenn ſie nach einem Richtmaaße beurtheilet werden, das demjenigen, der ſie an ſich hat, unbekannt iſt, vornehmlich, wenn Sie ein wenig Kunſt oder Beredſamkeit anwenden, einige Umſtände zu vergrößern, und andere zu verkleinern, ſo wie es die Abſicht ihrer Rede erfordert. Alle dieſe Kunſtgriffe kann man leicht gegen Sie ſelbſt richten. Könnte ich, z. E. den Athenienſern berichten, daß es ein Volk gebe, bey dem ſowol der thätige als leidende Ehebruch, ſo zu reden, im größten Schwange und Hochachtung iſt, wo ein jeder wohlerzogener Mann ein verheirathetes Frauenzimmer vielleicht das Weib ſeines Freundes und Geſellſchafters, zu ſeiner Geliebten wählet, und ſich dieſer ſchändlichen Liebeshändel und Eroberungen eben ſo ſehr rühmet, als wenn er bey den olympiſchen Spielen, im Balgen und Ringen, oft obgeſieget hätte: wo ein jeder Ehemann auf ſeine Unterwürfigkeit und Gefälligkeit gegen ſein Weib ſtolz iſt, und ihr gern erlaubet, ihre Reize der Schande Preis zu geben, wenn er ſich nur dadurch einen Freund machen oder irgend einen Vortheil gewinnen kann, ihr aber auch, ohne einen ſolchen Bewegungsgrund zu haben, völlige Freyheit läßt. Ich frage, was würden von einem ſolchen Volke die Athenienſer denken, ſie, die des Ehebruchs nie anders, als in Verbindung der Räuberey und des Giftmiſchens ge-

wähnen? Worüber würden sie sich am meisten verwundern, über die Bosheit, oder über die Niederträchtigkeit einer solchen Aufführung?

Sollte ich noch hinzu setzen, daß dieses Volk auf seine Sclaverey und Abhängigkeit eben so stolz sey, als die Athenienser auf ihre Freyheit waren, und daß ein Mann, wenn er gleich von dem Tyrannen unterdrücket, verunehret, in Armuth gebracht, geschmähet, oder eingekerkert wird, es dennoch für sein größtes Verdienst hält, diesen Tyrannen zu lieben, ihm zu dienen und zu gehorchen, und selbst für seinen kleinsten Ruhm oder Vergnügen zu sterben: so würden mich diese edlen Griechen, aller Wahrscheinlichkeit nach, fragen, ob ich von einer menschlichen Gesellschaft, oder von einer niedrigern, knechtischen Art von Geschöpfen rede.

Alsdenn könnte ich meinen athenienſischen Zuhörern melden, daß es diesem Volke dennoch nicht an Muth und Tapferkeit fehle. Wenn ein Mann, würde ich ihnen sagen, in einer besondern Gesellschaft, sollte er auch ihr vertrautester Freund seyn, eine Spötterey gegen sie fahren ließe, eine solche Spötterey ungefähr, als die sind, womit sich eure Häupter und Anführer im Angesichte der ganzen Stadt aufziehen: so können sie es ihm nie vergeben; sondern, um sich zu rächen, zwingen sie ihn, ihnen sogleich den Degen durch den Leib zu jagen, oder sich selbst ermorden zu lassen. Und wenn ein Mensch, der ihnen ganz fremd ist, sie ersuchen sollte, mit

Gefahr

Gefahr ihres Lebens, ihrem besten Freunde den Hals zu brechen: so gehorchen sie sogleich, und glauben, daß man ihnen durch diesen Antrag einen wichtigen Dienst und eine große Ehre erzeiget habe. Dieses sind ihre Grundsätze von der Ehre; dieses ist ihre wertheste Sittlichkeit.

Aber ob sie gleich so bereitwillig sind, ihren Degen gegen ihre Freunde und Landesleute zu ziehen: so kann doch kein Unfall, keine Schande, kein Schmerz, keine Armuth diese Leute jemals vermögen, ihr Schwerdt auf ihre eigene Brust zu zucken. Ein vornehmer und angesehener Mann wird auf den Galeeren rudern, sein Brodt betteln, im Gefängnisse verschmachten, alle Martern ausstehen, und dennoch sein elendes Leben behalten. Ehe er seinen Feinden durch eine großmüthige Verachtung des Todes entgienge, wird er lieber eben diesen Tod auf eine schändliche Art von seinen Feinden erdulden, wenn er gleich durch ihren triumphirenden Stolz, und durch die empfindlichsten Martern noch bitterer gemacht wird.

Es ist unter dieser Nation, würde ich fortfahren, gleichfalls sehr gewöhnlich, verschiedene von ihren Kindern, in ein immerwährendes Gefängniß (wo jede Kunst, sie zu plagen und zu quälen, sorgfältig ausgedacht und geübet wird) einzuschließen, damit ein anderes Kind, das, ihrem eigenen Geständnisse zu folge, nicht mehr, und vielleicht noch weniger Verdienst besitzt, ihr ganzes Vermögen bekommen, und sich in jeder

Art der Wollust und Ueppigkeit herumwälzen möge. Nichts ist, ihrer Meynung nach, tugendhafter, als diese barbarische Parteylichkeit.

Aber was bey dieser wunderbaren Nation das sonderbarste ist, würde ich zu meinen Athenienſern sagen, ist dieses, daß eine Lustbarkeit, die ihr während der Saturnalien *, wo die Knechte von den Herren bedienet werden, auf einige Tage feyert, von diesem Volke das ganze Jahr und ihre ganze Lebenszeit hindurch, ernsthaft fortgesetzet, und noch dazu von einigen Umständen begleitet wird, die die Ungereimtheit und das Lächerliche noch vermehren. Euer Spiel erhebt auf ein Paar Tage, bloß diejenigen, die das Glück euch unterworfen hat, und die es, im Spiele, auch wieder über euch erheben kann; aber diese Nation erhebt im Ernste diejenigen, die ihnen die Natur unterworfen hat, und die immer niedriger und schwächer bleiben müssen. Die Weiber, ob sie gleich keine Tugend besitzen, sind ihre Herren und Beherrscher: diese verehren sie, diese preisen und verherrlichen sie; an allen Orten, und zu allen Zeiten wird der Vorzug des Frauenzimmers von einem jeden, der nur im geringsten für wohlerzogen und höflich will angesehen seyn, willig erkannt und angenommen.

* Die Griechen feyerten eben sowol, als die Römer, das Fest des Saturnus, oder Chronus. Siehe *Lucian.* epist. Saturn.

nen. Kaum würde irgend ein Verbrechen mehr verabscheuet werden, als eine Uebertretung dieser Regel.

Sie dürfen nicht weiter gehen, versetzte Palamedes, ich kann leicht errathen, auf was für ein Volk Sie zielen, die Züge, womit Sie es geschildert haben, sind ziemlich richtig; und doch müssen Sie gestehen, daß in den ältern und neuern Zeiten, nicht leicht ein Volk zu finden sey, gegen dessen Nationalcharacter weniger einzuwenden ist. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mir mit meinem Beweise fortgeholfen haben. Es war gar nicht meine Absicht, die Neuern, auf Kosten der Alten, zu erheben. Ich wollte bloß die Ungewißheit aller dieser Urtheile über Charactere zeigen, und Sie überführen, daß Moden, Gebräuche, Gewohnheiten und Gesetze der vornehmste Grund aller moralischen Entscheidungen sind. Die Athenienser waren gewiß ein gesittetes und verständiges Volk, wo jemals eines gewesen ist, und doch kann ihr Mann von Verdienst, in unserm Zeitalter, mit Grausen und Abscheu angesehen werden. Die Franzosen sind ebenfalls, ohne Zweifel, ein sehr gesittetes und verständiges Volk; und doch könnte ihr Mann von Verdienst für die Athenienser, ein Gegenstand der größten Verachtung, des Spottes und selbst des Hasses seyn. Und was uns hiebey noch außerordentlich vorkommen muß, ist dieses, daß man

glaubet, es kommen diese beyden Nationalcharactere, in den alten und neuern Zeiten, sich am nächsten; denn indem die Engländer sich schmeicheln, daß sie den Römern gleichen, vergleichen sich ihre Nachbarn auf dem festen Lande mit diesen gesitteten Griechen. Was für ein weiter Unterschied muß also nicht, in Absicht auf die Sittlichkeit, zwischen gesitteten Völkern und Barbaren, oder zwischen solchen gesitteten Nationen, deren Charactere, wenig mit einander gemein haben, angetroffen werden? Wie können wir, für Urtheile von dieser Art, ein beständiges Richtmaaß festsetzen?

Wenn wir, antwortete ich, die Sache tiefer untersuchen, und die ersten Grundsätze, wornach ein jedes Volk urtheilet, oder richtet, in Erwägung ziehen. Der Rhein fließt gegen Norden, die Rhone gegen Süden; doch entspringen beyde aus einem Berge, und werden gleichfalls bey ihren verschiedenen Richtungen, von einerley Triebfeder der Schwere beweget, der verschiedene Abschuß des Bodens, über den sie laufen, verursachet den ganzen Unterschied ihres Laufes.

In wie vielen Umständen würde der athenienſiſche und der franzöſiſche Mann von Verdienſt nicht übereinkommen? in Verstand, Wissenschaft, Witz, Beredtsamkeit, Menschlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Muth, Mäßigkeit, Standhaftigkeit, Würde

des

des Geiſtes. Dieſe Stücke haben Sie alle ausgelaſſen, um nur auf die Puncte zu beſtehen, worinn ſie zufälliger Weiſe, von einander unterſchieden ſeyn können. Wohlan, ich will Ihnen willfahren, und mich bemühen, Ihnen von allen dieſen Verſchiedenheiten aus den allgemeinſten feſtgeſetzten Gründen der Sittlichkeit, Urſachen anzugeben.

Bey der griechiſchen Liebe will ich mich nicht aufhalten; nur muß ich bemerken, daß ſie aus einer ſehr unſchuldigen Urſache herrührte, nämlich aus den vielen öffentlichen Leibesübungen der griechiſchen Jugend, und daß man ſie, wiewol ſehr ungereimt, als die Quelle der Freundſchaft, der Sympathie, der wechſelhaften Anhänglichkeit und der Treue angeprieſen hat *, welches Eigenſchaften ſind, die bey allen Völkern und zu allen Zeiten geſchätzet werden.

Die Heirathen der Halbgeſchwiſter ſcheinen keine große Schwierigkeit zu machen. Liebeshändel zwiſchen den nächſten Verwandten ſind der Vernunft und dem öffentlichen Nutzen entgegen; aber der Punct, wo wir mit unſern Liebeshändeln einhalten müſſen, kann wohl ſchwerlich durch die bloße Vernunft beſtimmet werden, und wird daher füglich von bürgerlichen Geſetzen und von der Gewohnheit angegeben. Wenn die Athenienſer auf der einen Seite ein wenig zu weit giengen, ſo hat auf der andern

* *Plut.* Symp.

Seite das geistliche Recht die Sache viel zu weit getrieben *.

Hätten Sie einen Vater in Athen gefraget, warum er seinem Kinde das Leben nehme, das er demselben eben erst gegeben, so würde er Ihnen geantwortet haben: weil ich es liebe, und weil ich die Armuth, die es von mir erben muß, für ein größer Uebel halte, als den Tod, den es nicht fürchten noch empfinden kann **.

Wie soll man die öffentliche Freyheit, die schätzbarste von allen Glückseligkeiten, aus den Händen eines eigenmächtigen Regenten oder Tyrannen wieder bekommen, wenn ihn seine Macht vor öffentlichen Empörungen, und unsere Gewissenszweifel vor der Privatrache beschützen? daß sein Verbrechen, nach den Gesetzen, den Tod verdiene, müssen Sie gestehen, und soll er sich durch die äußerste Vergrößerung seines Verbrechens, soll er sich dadurch, daß er sich über die Gesetze erhebt, in Sicherheit setzen? Sie können hierauf nichts antworten, als daß Sie die großen Unbequemlichkeiten eines solchen Mordes zeigen, und hätte diese schlimmen Folgen jemand den Alten deutlich darthun können, so würde er ihre Denkungsart in diesem Stücke verbessert haben.

Werfen wir hinwiederum unsere Blicke auf das Gemälde, das ich von den neuern Sitten ent-

* Siehe den vierten Abschnitt.
** *Plut.* de amor. Prolis sub fine.

entworfen habe, so muß ich gestehen, daß es uns fast eben so viel Mühe kosten wird, die französische Galanterie zu entschuldigen, als die griechische; ausgenommen, daß die erstere weit natürlicher und angenehmer ist, als die letztere. Aber es scheint, unsere Nachbaren haben sich entschlossen, einen Theil des häuslichen Vergnügens dem gesellschaftlichen aufzuopfern, und die Ungezwungenheit, die Freyheit und einen ungehinderten Umgang einer genauen Treue und Beständigkeit vorgezogen. Beyde Absichten sind gut, und lassen sich schwerlich vereinigen; und wir dürfen uns nicht verwundern, wenn die Gewohnheiten der Völker, bisweilen auf die eine, bisweilen auf die andere Seite ein zu großes Uebergewicht haben.

Allenthalben wird es für eine Haupttugend gehalten, wenn man den Gesetzen des Vaterlandes unverbrüchlich anhängt, und wenn ein Volk nicht so glücklich ist, andere Gesetze zu haben, als den Willen einer einzigen Person, so ist, in diesem Falle, der genaueste Gehorsam die beste patriotische Gesinnung.

Nichts kann gewiß ungeräumter und barbarischer seyn, als die Gewohnheit, sich im Zweykampfe zu schlagen; aber diejenigen, die diese Gewohnheit rechtfertigen, geben vor, daß sie die Höflichkeit und gute Lebensart befördere. Und Sie werden bemerket haben, daß ein Mensch, der sich mit den Zweykämpfen abgiebt,

immer auf seinen Muth, seine Empfindung der Ehre, seine Treue und Freundschaft stolz ist, Eigenschaften, die hier freylich eine wunderliche Richtung haben, die aber doch, so lange Menschen gewesen, durchgehends hochgeschätzet sind.

Haben die Götter den Selbstmord verboten? Ein Athenienser giebt zu, er müsse geduldet werden. Hat die Gottheit ihn erlaubet? Ein Franzose gesteht, der Tod sey dem Schmerze und der Schande vorzuziehen.

Sie sehen also, fuhr ich fort, daß die Grundsätze, nach welchen die Menschen in der Sittenlehre schließen, immer einerley sind, obgleich die Schlüsse, die sie machen, oft sehr verschieden sind. Daß sie alle in diesem Stücke richtiger denken, als in andern, liegt keinem Sittenlehrer ob, zu beweisen. Genug, die ursprünglichen Gründe ihrer Beurtheilung oder ihres Tadels sind einförmig, und ihre unrichtigen Schlüsse können durch richtigere Folgerungen und durch eine größere Erfahrung verbessert werden. So viele Zeitalter auch nach dem Verfall von Griechenland und Rom verflossen sind, und so große Veränderungen auch in der Religion, der Sprache, den Gesetzen und Gewohnheiten vorgegangen sind: so haben doch alle diese Veränderungen eben so wenig in den Hauptempfindungen der Sittlichkeit, als in den Empfindungen der äußerlichen Schönheit, irgend

eine

eine beträchtliche Neuerung hervor gebracht. Einige kleine Abänderungen laſſen ſich vielleicht in beyden wahrnehmen. Horaz * preiſet einen niedrigen Vorkopf, und Anacreon geſchloſſene Augenbraunen **. Aber der Apollo und die Venus des Alterthums ſind noch immer unſers Muſter für männliche und weibliche Schönheit: ſo wie der Character des Scipio das Richtmaaß bleibt, wornach wir den Ruhm der Helden abmeſſen, und der Character der Cornelia das Muſter iſt, wornach wir die Ehre einer Matrone beurtheilen.

Es erhellet, daß niemals jemand eine Eigenſchaft als eine Tugend oder moraliſche Trefflichkeit angeprieſen, als aus dem Grunde, weil ſie ihrem Beſitzer oder andern nützlich oder angenehm ſey. Denn was kann man ſonſt für einen Grund zum Lobe oder zum Beyfalle haben? Oder was ſollte das Rühmen eines guten Characters, oder einer guten Handlung vorſtellen, wenn man zu gleicher Zeit zugeſtünde, daß der geprieſene Character oder die gute Handlung zu nichts gut ſey? Aller Unterſchied alſo in der Sittenlehre kann auf dieſen allgemeinen Grund gebracht werden, und läßt ſich aus den verſchiedenen Geſichtspuncten, worinn die Menſchen dieſe Umſtände

* Epiſt. Lib. I. Epiſt. 7. wie auch Lib. I. Ode 3.
** Ode 28. Petronius (Cap. 8.) verbindet dieſe beyden Stücke als Schönheiten.

stände betrachten, erklären und begreiflich machen.

Zuweilen sind die Menschen in ihren Urtheilen über die Nutzbarkeit einer Gewohnheit oder Handlung uneinig! Zuweilen können auch besondere Umstände eine moralische Eigenschaft nützlicher machen, als andere, und derselben einen besondern Vorzug zuwege bringen.

Es ist kein Wunder, wenn in kriegerischen und unruhigen Zeiten, die Kriegestugenden mehr gepriesen werden, als die friedfertigen, und daß jene die Bewunderung und Hochachtung der Menschen alsdenn vorzüglich auf sich ziehen. „Wie oft, saget Tullius *, finden wir Cim„brier, Celtiberier, und andere Barbarer, die „mit unbiegsamer Standhaftigkeit, alle Müh„seligkeiten und Gefahren des Feldes ertragen; „aber unter dem Schmerze und der Gefahr ei„ner abmattenden Krankheit, allen Muth sinken „lassen. Da auf der andern Seite die Grie„chen, die langsame Annäherung des Todes, „wenn er mit Krankheit und Schwächlichkeit „bewaffnet ist, geduldig ausstehen; aber furcht„sam seine Gegenwart fliehen, wenn er sie un„gestüm mit Schwerdtern und Säbeln anfällt!„ So entgegen gesetzt und verschieden ist selbst einerley Tugend der Tapferkeit. Bey kriegerischen und friedfertigen Völkern! und in der That bemerken wir, daß, so wie der Unterschied

unter

* Tusc. Quaest. Lib. 2.

unter Krieg und Frieden der größte ist, der zwischen Völkern und öffentlichen Gesellschaften statt haben kann, derselbe auch die größten Abweichungen in der moralischen Empfindung hervor bringt, und die Begriffe der Menschen von der Tugend und vom persönlichen Verdienste am meisten abändert.

Bisweilen kann sich auch die Edelmüthigkeit, die Größe des Geistes, die Verachtung der Sclaverey, die unbiegsame Strenge und Redlichkeit besser zu den Umständen eines Zeitalters, als zu den Umständen eines andern schicken, und einen wohlthätigern Einfluß sowol in öffentliche Geschäffte, als in die Wohlfahrt und Sicherheit einzelner Personen haben. Unser Begriff vom Verdienste wird also auch durch diese Veränderungen ein wenig abgeändert werden; und vielleicht werden wir an dem Labeo eben dieselbigen Eigenschaften tadeln, durch die sich Cato den größten Beyfall erwarb.

Ein gewisser Grad der Ueppigkeit kann bey einem Einwohner der Schweiz schädlich und verderblich seyn, der bey einem Franzosen oder Engländer nur die Künste nähret, und den Fleiß aufmuntert. Wir müssen also weder eben dieselbigen Empfindungen, noch eben die Gesetze in Bern vermuthen, die in London oder Paris herrschen.

Verschiedene Gewohnheiten haben eben sowol, als verschiedene Nutzbarkeiten, einen Einfluß;

fluß; und indem sie dem Gemüthe eine frühe Richtung geben, können sie entweder zu den nützlichen oder angenehmen Eigenschaften, zu denen, die uns selbst betreffen, oder zu denen, die sich auf die Gesellschaft erstrecken, eine vorzügliche Neigung hervorbringen. Diese vier Quellen der moralischen Empfindung bleiben immer; aber besondere Zufälle können machen, daß eine sich in größerem Ueberflusse ergießt, als die andere.

Die Gewohnheiten einiger Völker schließen die Weiber von allem geselligen Umgange aus. Nach den Gewohnheiten anderer Nationen sind sie ein so wesentlicher Theil der Gesellschaft, daß man glaubet, das männliche Geschlecht sey, ausgenommen da, wo Geschäffte abgehandelt werden, ganz unfähig, sich ohne das Frauenzimmer zu unterhalten und zu vergnügen. Da dieser Unterschied der wichtigste ist, der im Privatleben statt finden kann: so muß er auch die größte Abweichung und Verschiedenheit in unserer moralischen Empfindung verursachen.

Von allen Völkern, unter denen die Vielweiberey nicht geduldet ward, scheint es, als wenn die Griechen in ihrem Umgange mit dem schönen Geschlechte, die eingezogensten gewesen, und demselben die strengsten Gesetze der Sittsamkeit und des Wohlstandes vorgeschrieben haben. Wir sehen davon ein starkes Beyspiel

in

in einer Rede des Lysias *. Eine Witwe, die beleidiget und in das äußerste Elend gestürzet war, versammlet einige wenige von ihren nächsten Freunden und Verwandten, und ob sie gleich nie gewohnt war, saget der Redner, in Gegenwart der Mannspersonen zu reden, so zwangen sie doch ihre elenden Umstände, ihnen ihre Sache vorzustellen. Selbst daß sie den Mund in einer solchen Gesellschaft geöffnet, scheint einer Entschuldigung nöthig gehabt zu haben.

Als Demosthenes seine Vormünder gerichtlich belangete, um sie zur Ersetzung seines väterlichen Vermögens anzuhalten, erforderte sein Rechtshandel, daß er beweisen mußte, die Heirath der Schwester des Aphobus mit dem Onetor sey bloß erdichtet, und sie habe, ungeachtet dieser vorgegebenen Heirath, die zwey letzten Jahre, seit ihrer Scheidung von ihrem ersten Manne, sich immer bey ihrem Bruder in Athen aufgehalten. Und es ist merkwürdig, daß, obgleich diese Leute die begütertesten und angesehensten in der Stadt waren, er doch sein Vorgeben auf keine andere Weise darthun konnte, als daß er verlangte, man möchte ihre Sclavinnen über diesen Punct vernehmen, und daß er sich auf das Zeugniß eines Arztes berief, der sie während einer Unpäßlichkeit in ihres Bruders

* Orat. 22.

vers Hause gesehen hatte *. So eingezogen waren die griechischen Sitten.

Wir können versichert seyn, daß eine ausnehmende Reinigkeit der Sitten die Folge dieser Eingezogenheit gewesen. Wir finden auch, wenn wir die fabelhaften Erzählungen von einer Helena und Clytemnestra ausnehmen, in der griechischen Geschichte kaum eine einzige Begebenheit, woran Weiber einen beträchtlichen Theil gehabt haben. Hingegen in den neuern Zeiten, vornehmlich bey einer benachbarten Nation, mischet sich das Frauenzimmer in alle Verhandlungen und Geschäffte der Kirche und des Staats: Und niemand kann sich eines glücklichen Erfolges getrösten, wenn er sich nicht angelegen seyn läßt, die Gunst des Frauenzimmers zu gewinnen. Henrich der Dritte, setzte seine Krone in Gefahr, und verlor sein Leben, nicht weniger durch den Unwillen der Schönen, die er sich zugezogen hatte, als durch die Duldung der Ketzerey.

Was wollen wir es verheelen? Ein sehr freyer und häufiger Umgang beyder Geschlechter wird sich oft in Liebeshändeln und in Galanterien endigen. Wir müssen etwas von dem Nützlichen aufopfern, wenn wir mit einer so ängstlichen Begierde nach allen angenehmen Eigenschaften streben: und wir können nicht verlangen, jede Art des Vortheils auf gleiche Weise zu

* In Oneterem.

zu erreichen. Täglich anwachſende Beyſpiele der Ausſchweifung verringern das Aergerniß bey dem einen Geſchlechte, und bringen das andere nach und nach dahin, den berühmten Grundſatz des La Fontaine, in Abſicht auf die weibliche Untreue, anzunehmen, daß nämlich eine ſolche Untreue eine Kleinigkeit ſey, wenn man ſie wiſſe, und daß ſie Nichts ſey, wenn man ſie nicht wiſſe *.

Einige Leute ſind der Meynung, daß der beſte Weg, alle Verſchiedenheiten abzuſtellen, und eine gehörige Mitte zwiſchen den nützlichen und den angenehmen Eigenſchaften des weiblichen Geſchlechts zu beobachten, dieſer ſeyn würde, wenn man nach Art der Römer und Engländer, (denn die Gewohnheiten dieſer beyden Völker ſcheinen in dieſer Abſicht ** gleich zu ſeyn)

* Quand on le ſçait, c'eſt peu de choſe:
Quand on ne le ſçait pas, ce n'eſt rien.

** Zur Zeit der Kaiſer ſchienen die Römer den Liebeshändeln mehr ergeben zu ſeyn, als die Engländer itzund ſind: und das Frauenzimmer vom Staude, bemühete ſich, um ſeine Liebhaber zu behalten, denen, die ſich der Hurerey und niedrigen Liebeshändeln ergaben, einen ſchimpflichen Beynamen anzuhängen. Sie wurden Anelliarioli genannt. Siehe *Seneca* de Benef. Lib. 1. cap. 9. wie auch *Martial.* Lib. 12. Epig. 55.

ſeyn) das iſt, ohne Galanterie * und ohne Eiferſucht mit demſelben umgienge. Aus gleicher Urſache müſſen die Gewohnheiten der Spanier und Italiener vor ungefähr hundert Jahren (denn itzt ſind ſie ganz anders beſchaffen) die allerſchlimmſten geweſen ſeyn, weil ſie beydes die Galanterie und die Eiferſucht beförderten.

Auch werden dieſe verſchiedenen Gewohnheiten der Völker nicht nur auf das eine Geſchlecht wirken; ſondern der Begriff von dem perſönlichen Verdienſte einer Mannsperſon muß wenigſtens in Abſicht auf den Umgang, die Artigkeit und Gemüthsbeſchaffenheit, gleichfalls etwas verſchieden ſeyn. Die eine Nation, wo die Männer viel für ſich leben, wird natürlicher Weiſe die Klugheit, und die andere die Munterkeit höher ſchätzen! Bey der einen wird die Einfalt der Sitten, und bey der andern die Artigkeit und Höflichkeit in der größten Achtung ſtehen. Die eine wird ſich durch Verſtand und Urtheilskraft; die andere durch Geſchmack und Feinheit unterſcheiden: die Beredtſamkeit der einen wird im Senate, und die Beredtſamkeit der andern auf dem Schauplatze am meiſten glänzen.

Dieſes

* Unter Galanterie verſteht man hier Liebeshändel, nicht Höflichkeit, die dem ſchönen Geſchlechte in England, eben ſo ſehr, als in einem jeden andern Lande, erwieſen wird.

Dieſes, ſage ich, ſind die natürlichen Wirkungen ſolcher Gewohnheiten. Denn man muß geſtehen, daß das Ungefähr einen großen Einfluß in die Charactere der Völker hat; und viele Dinge tragen ſich in der Geſellſchaft zu, wovon man aus allgemeinen Regeln keinen Grund angeben kann. Wer hätte, zum Exempel, denken ſollen, daß die Römer, die auf eine freye Art mit dem Frauenzimmer umgiengen, gegen die Muſik gleichgültig ſeyn, und das Tanzen für etwas ſchändliches halten können: da die Griechen, die faſt niemals, als in ihren eigenen Häuſern, Frauenzimmer zu ſehen bekamen, beſtändig pfiffen, ſungen und tanzeten?

Die Verſchiedenheiten der moraliſchen Empfindungen, die aus einer monarchiſchen oder republikaniſchen Regierungsart entſtehen, fallen gleichfalls in die Augen, ſowol als diejenigen, die durch allgemeinen Reichthum oder Armuth, Einigkeit oder Meutherey, Unwiſſenheit oder Gelehrſamkeit verurſachet werden. Ich will dieſe lange Rede mit der Anmerkung beſchließen, daß verſchiedene Gewohnheiten und Umſtände die urſprünglichen Begriffe vom Verdienſte (obgleich einige Folgen derſelben) in keinem weſentlichen Puncte verändern, und daß ſie hauptſächlich auf junge Leute wirken, die auf die angenehmen Eigenſchaften Anſpruch machen, und verſuchen können, zu gefallen. Die Ma-

nieren, die Zierde, und die Annehmlichkeiten, die in ihrer Gestalt glücken, sind willkührlicher und zufälliger: aber das Verdienst reiferer Jahre ist fast allenthalben einerley, und besteht hauptsächlich in Aufrichtigkeit, Menschlichkeit, Geschicklichkeit, Wissenschaft, und in den andern gründlichern und nützlichern Eigenschaften des menschlichen Gemüths.

Was Sie hier anführen, versetzte Palamedes, hat vielleicht einigen Grund, wenn Sie sich an die Grundsätze des gemeinen Lebens und der ordentlichen Aufführung halten. Erfahrung und Kenntniß der Welt verbessern leicht eine große Ausschweifung auf die eine, oder auf die andere Seite. Aber was sagen Sie von den künstlichen Lebensarten und Sitten? Wie vereinigen Sie die Grundsätze, derselben mit den Ihrigen?

Was verstehen Sie unter künstlichen Lebensarten und Sitten? sagete ich. Ich will mich erklären, antwortete er. Sie wissen, die Religion hatte in alten Zeiten sehr wenig Einfluß auf das gemeine Leben, und wenn die Menschen mit Opfern und Gebethen ihre Pflicht im Tempel verrichtet hatten: so glaubeten sie, daß die Götter ihre übrige Aufführung ihnen selbst überließen, und wenig Gefallen oder Misfallen an denen Tugenden und Lastern hätten, die bloß auf die Ruhe und Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft wirken. In diesen Zeiten war es

bloß

bloß das Geſchäffte der Philoſophie, das ordentliche Bezeigen und Verhalten der Menſchen einzurichten. Und da die Weltweisheit alſo das einzige war, wodurch ſich ein Menſch über andere erheben konnte: ſo bemerken wir auch, daß dieſelbe auf viele einen mächtigen Einfluß gehabt, und große Seltſamkeiten in den Grundſätzen und in der Aufführung hervor gebracht habe. Itzund, da die Weltweisheit den Reiz der Neuigkeit verloren, hat ſie keine ſo ausgedehnte Gewalt; ſondern ſcheint ſich meiſtentheils auf Grübeleyen im Cabinette einzuſchränken, ſo, wie die alte Religion auf Opfer im Tempel eingeſchränket war. Ihre Stelle wird itzund durch die neuere Religion erſetzet, die auf unſere ganze Aufführung ein wachſames Auge hat, und unſern Handlungen, unſern Worten, ja ſelbſt unſern Gedanken und Neigungen eine allgemeine Regel vorſchreibt, eine Regel, die um ſo viel ſtrenger iſt, da ſie durch unendliche, obgleich entfernte Strafen und Belohnungen, geltend gemachet wird; und da keine Uebertretung derſelben jemals kann verheelet oder verborgen bleiben.

Diogenes iſt das berühmteſte Muſter einer ausſchweifenden Philoſophie. Laſſet uns in den neueren Zeiten jemand ſuchen, den wir gegen ihn aufſtellen können. Wir wollen keinen philoſophiſchen Namen durch eine Vergleichung mit einem Dominicus, mit einem Loyola, oder

mit sonst einem canonischen Mönch oder Ordensbruder verunehren. Lasset uns ihn mit dem Pascal vergleichen, einem Manne von Gaben und Genie, wie Diogenes selbst war; und der auch vielleicht so gar ein tugendhafter Mann gewesen wäre, wenn er seinen tugendhaften Neigungen erlaubet hätte, sich zu entwickeln und zu äußern.

Der Grund von der Aufführung des Diogenes war sein Vorsatz, sich, so viel als möglich, zu einem unabhängigen Wesen zu machen, und alle seine Bedürfnisse, und Begierden und Vergnügungen in sich selbst und in sein Gemüth einzuschränken. Pascals Absicht war, eine beständige Empfindung seiner Abhängigkeit vor Augen zu behalten, und nie seine unzählige Mängel und Bedürfnisse zu vergessen. Der Alte erhielt sich durch Großmuth, Prahlerey, Stolz, und durch den Gedanken seiner Ueberlegenheit und seines Vorzuges vor seinen Mitgeschöpfen. Der Neuere gab beständig Demuth und Erniedrigung, Verachtung und Haß seiner selbst vor, und bemühete sich, diese eingebildeten Tugenden zu erreichen, so weit sie sich erreichen lassen. Der Grieche erduldete eine strenge und rauhe Lebensart, um sich zu Mühseligkeiten zu gewöhnen, und allem Leiden vorzukommen. Der Franzose ertrug eine solche beschwerliche Lebensart, bloß um ihr selbst willen, und um so viel, als möglich, zu leiden. Der Weltweise erlaubete

bete ſich, ſo gar öffentlich, die viehiſcheſten Wollüſte. Der Heilige verſagte ſich, ſo gar in geheim, die unſchuldigſten. Der erſtere hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Freunde zu lieben, ſie aufzuziehen, zu tadeln und zu ſchmälen. Der letztere bemühete ſich, gegen ſeine nächſten Verwandten völlig gleichgültig zu ſeyn, und ſeine Feinde zu lieben, und gut von ihnen zu reden. Der große Gegenſtand des Witzes des Diogenes war jede Art des Aberglaubens, das iſt, alle Arten von Religionen, die zu ſeiner Zeit bekannt waren. Die Sterblichkeit der Seele ſcheint ſein herrſchender Grundſatz geweſen zu ſeyn; und ſelbſt ſeine Gedanken von einer göttlichen Vorſehung waren, dem Anſehen nach, ſehr frey. Die lächerlichſten Arten vom Aberglauben lenketen Paſcals Glauben und Handlungen; und eine ausnehmende Verachtung dieſes Lebens, in Vergleichung eines zukünftigen, war der Hauptgrund ſeiner Aufführung.

In einem ſo merkwürdigen Gegenſatze ſtehen dieſe beyden Männer; und doch haben beyde, zu ihren Zeiten, allgemeine Bewunderung gefunden, und ſind als Muſter zur Nachahmung vorgeſtellet worden. Wo iſt alſo nun das allgemeine Richtmaaß der Sittlichkeit, wovon Sie reden? und was für eine Regel ſollen wir für die vielen verſchiedenen, ja ſo gar widerſprechenden Empfindungen der Menſchen feſtſetzen?

Ein Experiment, ſagte ich, das in der Luft glücket, wird nicht allemal in einem luftleeren Raume gelingen. Wenn die Menſchen von den Grundſätzen der geſunden und natürlichen Vernunft abgehen, und ſich ſolcher künſtlichen Lebensarten, wie Sie es nennen, befleißigen: ſo kann niemand dafür ſtehen, was ihnen gefallen oder misfallen wird. Sie ſind alsdenn in einem andern Elemente, als die übrigen Menſchen; und die natürlichen Triebfedern ihres Gemüthes ſpielen nicht mit derjenigen Regelmäßigkeit, womit ſie ſich äußern würden, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen, und frey von der Verblendung des religiöſen Aberglaubens und des philoſophiſchen Enthuſiasmus wären.

ENDE.

Herrn David Hume, Esqv.

Moraliſche und politiſche

Verſuche,

als deſſen

vermiſchter Schriften

Vierter und letzter Theil.

Nach der neuſten und verbeſſerten Ausgabe überſetzet.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Chriſtian Grund und Adam Heinrich Holle.
1756.

Inhalt.

Verſuch
I. Von der Zärtlichkeit des Geſchmackes und der Leidenſchaft Seite 1
II. Von der Freyheit der Preſſe 8
III. Von der Unverſchämtheit, und Beſcheidenheit 17
IV. Daß die Politik in eine Wiſſenſchaft verwandelt werden könne 23
V. Von den erſten Grundſätzen der Regierung 47
VI. Von der Liebe und Ehe 55
VII. Von der Erlernung der Hiſtorie 64
VIII. Von der Ununterwürfigkeit des Parlaments 72
IX. Ob die britanniſche Regierung mehr auf die Seite einer unumſchränkten Monarchie, oder einer Republik ausſchlage 84
X. Von Partenen überhaupt 93
XI. Von den Partenen in Großbritannien 108

Verſuch

Inhalt.

Versuch
XII. Von dem Aberglauben, und der Enthusiasterey Seite 128
XIII. Von dem Geize 137
XIV. Von der Würde der menschlichen Natur 144
XV. Von der Freyheit, und unumschränkten Macht 154
XVI. Von der Beredsamkeit 168
XVII. Von dem Ursprunge und Fortgange der Künste und Wissenschaften 189
XVIII. Der Epikureer 235
XIX. Der Stoiker 247
XX. Der Platoniker 262
XXI. Der Zweifler 268
XXII. Von der Vielweiberey, und Ehescheidung 300
XXIII. Von der Einfalt, und Kunst im Schreiben 316
XXIV. Von Nationalcharakteren 324
XXV. Vom ursprünglichen Contracte 354
XXVI. Vom blinden Gehorsame 376

Erster

Erſter Verſuch.

Von der Zärtlichkeit des Geſchmacks und der Leidenſchaft.

Es giebt eine gewiſſe Zärtlichkeit der Leidenſchaft, der einige Menſchen unterworfen ſind, welche ſie gegen alle Zufälle des Lebens ungemein empfindlich machet, und ihnen eine lebhafte Freude, wenn ſie glücklich ſind, und einen durchdringenden Schmerz verurſachet, wenn ihnen Unglück oder Widerwärtigkeiten aufſtoßen. Gunſtbezeugungen und gute Dienſte gewinnen leicht ihre Freundſchaft, da die geringſte Beleidigung ihre Rachbegierde aufbringet. Alle Ehre, oder ein jedes Zeichen der Unterſcheidung erhebt ſie über die Maaße; aber ſie werden eben ſo em-

pfindlich durch Verachtung gerühret. Leute von diesem Charakter haben ganz gewiß ein lebhafteres Vergnügen, und eine schärfere Betrübniß, als Leute von einer kältern und ruhigern Gemüthsart: aber ich glaube, wenn man alles erwägt, daß jedermann sich lieber den letzten Charakter erwählen würde, wenn er gänzlich Meister von seiner Gemüthsart wäre. Glück und Unglück ist sehr wenig in unserer Gewalt; und wenn einem Menschen, der eine solche Empfindlichkeit des Gemüths besitzt, ein Unglück begegnet, so bemächtiget sich seine Betrübniß und Empfindung seiner gänzlich, und beraubet ihn alles Trostes in den gemeinen Zufällen des Lebens, dessen rechter Genuß den größten Theil unserer Glückseligkeit ausmachet. Großes Vergnügen ist weit weniger anzutreffen, als große Schmerzen; daß also eine empfindliche Gemüthsart weniger Versuchungen von dem ersten, als den letztern haben muß. Nicht zu gedenken, daß Menschen von solchen lebhaften Leidenschaften sich gern über alle Gränzen der Klugheit und Bescheidenheit fortreißen lassen, und oft in ihrer Lebensart falsche Wege nehmen, woraus sie sich nicht wieder helfen können.

Man kann bey einigen Personen eine **Zärtlichkeit des Geschmackes** wahrnehmen, welche dieser **Zärtlichkeit der Leidenschaften** sehr ähnlich ist, und eine gleiche Empfindung für das Schöne und Häßliche von aller Art hervorbringet, wie jene für die Wohlfahrt, Widerwärtigkeit, Ver-

Verpflichtung und Beleidigung. Wenn man ein Gedicht, oder ein Gemälde einem Manne zeiget, der diese Gabe der Natur besitzt, so wird die Zärtlichkeit seines Gefühles, oder seiner Empfindung machen, daß er von allen Theilen desselben sehr empfindlich gerühret wird; und er bemerket die Meisterstriche mit eben so vielem Geschmacke und Vergnügen, als das Nachläßige und Abgeschmackte mit Ekel und Misvergnügen. Eine artige und vernünftige Gesellschaft machet ihm das gröste Vergnügen; Unhöflichkeit und Grobheit ist eine eben so große Strafe für ihn. Kurz, die Zärtlichkeit des Geschmackes, und die Zärtlichkeit der Leidenschaft haben einerley Wirkungen; sie erweitern die Sphäre unserer Glückseligkeit und unsers Elendes, und machen uns gegen Schmerzen eben so empfindlich, als gegen Vergnügen, welche den übrigen Menschen unbekannt sind.

Ich glaube indessen, niemand wird mir widersprechen, daß dieser Aehnlichkeit ungeachtet, eine Zärtlichkeit des Geschmackes eben so sehr zu verlangen und anzubauen, als eine Zärtlichkeit der Leidenschaft zu beklagen, und wo möglich, zu verbessern sey. Die guten und bösen Zufälle des Lebens sind sehr wenig in unserer Gewalt; aber wir sind darinn weit mehr Meister über uns, was für Bücher wir lesen, an was für Belustigungen wir Theil nehmen, und was für einen Umgang wir halten wollen.

Die alten Philosophen bemüheten sich, die Glückseligkeit von allen äußerlichen Dingen ganz unabhängig zu machen. Dahin kann man es unmöglich bringen; sondern ein jeder weiser Mann wird sich bemühen, seine Glückseligkeit in solche Gegenstände zu setzen, die am meisten von ihm selbst abhangen: und dahin kann er es auf keine Art besser bringen, als durch diese Zärtlichkeit der Empfindung. Ein Mensch, der diese Gabe der Natur besitzt, ist weit glücklicher durch das, was seinem Geschmacke gefällt, als durch das, was seine Begierden befriediget, und empfindet mehr Vergnügen an einem Gedichte, oder einer philosophischen Abhandlung, als an dem kostbarsten Wohlleben.

Wie weit die Zärtlichkeit des Geschmackes mit der Zärtlichkeit der Leidenschaft in der ursprünglichen Bildung unserer Seele verbunden sey, ist schwer zu bestimmen. Ich glaube, daß sich zwischen ihnen eine große Verbindung befinde; denn wir können bemerken, daß das Frauenzimmer, welches zärtlichere Leidenschaften hat, als die Manner, auch einen zärtlichern Geschmack von den Zierrathen des Lebens, den Kleidern, der Equipage, und der gewöhnlichen Wohlanständigkeit der Aufführung besitzt. Ein Vorzug in diesen rühret ihren Geschmack viel eher, als den unsrigen: und wenn man ihrem Geschmacke gefällt, gewinnt man leicht ihre Gunst.

Aber was für eine Verbindung ursprünglich auch zwischen diesen Gemüthsarten seyn mag; so

bin

bin ich doch überzeuget, daß nichts so geschickt ist, uns von dieser Zärtlichkeit der Leidenschaft zu heilen, als die Verbesserung des höhern und gereinigtern Geschmackes, welcher uns in den Stand setzet, von den Charakteren der Menschen, und von den Werken des Genies und der edlern Künste zu urtheilen. Ein größerer oder kleinerer Geschmack an diesen offenbaren Schönheiten, welche die Sinnen rühren, hangt gänzlich von der größern oder kleinern Empfindlichkeit der Gemüthsart ab: aber in Ansehung der freyen Künste und Wissenschaften, ist ein feiner Geschmack wirklich nichts anders, als ein guter Verstand, oder zum wenigsten beruhet er so sehr auf denselben, daß sie unzertrennlich sind. Von den Werken des Genies recht zu urtheilen, muß man sich in so viele Gesichtspuncte stellen, so viele Umstände vergleichen, und eine solche Kenntniß von der menschlichen Natur besitzen, daß kein Mensch, der nicht die gesundeste Urtheilskraft besitzt, jemals eine erträgliche Kritik über dergleichen Werke machen wird. Und dieses ist eine neue Ursache, warum man den Geschmack in den freyen Künsten verbessern muß. Unsere Urtheilskraft wird durch diese Uebung gestärkt: wir werden uns richtigere Begriffe von dem Leben machen: viele Dinge, die andere erfreuen, oder betrüben, werden uns zu geringe scheinen, unsere Aufmerksamkeit zu verdienen; und wir werden nach und nach die Empfindlichkeit und Zärtlichkeit verlieren, welche so beschwerlich ist.

Aber vielleicht bin ich zu weit gegangen, indem ich gesaget habe, daß ein verbesserter Geschmack in den schönen Künsten die Leidenschaften vertilge, und uns gegen die Gegenstände gleichgültig mache, welche von den übrigen Menschen so begierig gesuchet werden. Wenn ich ein wenig weiter nachdenke, so finde ich, daß er vielmehr unsere Empfindlichkeit gegen alle zärtliche und angenehme Leidenschaften vermehret, und zugleich die Seele zu den rauhen und heftigen Bewegungen untuchtig machet.

Ingenuas didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse Feros.

Ich glaube, hievon können zwo sehr natürliche Ursachen angeführet werden. Zum ersten, ist nichts so geschickt, das Temperament zu verbessern, als die Untersuchung der Schönheiten, entweder der Dichtkunst, der Beredsamkeit, Musik, oder der Malerkunst. Sie geben den Gesinnungen eine gewisse Zierlichkeit, welche den übrigen Menschen gänzlich unbekannt ist. Die Bewegungen, die sie erregen, sind sanft und zärtlich. Sie ziehen das Gemüth von der Verwirrung der Geschäfte und des Eigennutzes ab; machen das Nachdenken angenehm; zur Ruhe geneigt; und bringen eine angenehme Tiefsinnigkeit hervor, welche von allen Verfassungen des Gemüths, die geschickteste zur Liebe und Freundschaft ist.

Zum andern ist eine Zärtlichkeit des Geschmacks, zur Liebe und Freundschaft sehr beförderlich, indem sie unsere Wahl auf sehr wenige Menschen einschränket, und uns gegen die Gesellschaft, und den Umgang des gröſten Theils der Menschen gleichgültig machet. Man wird sehr selten finden, daß bloße Weltleute, ihr Verstand mag so scharf seyn, als er will, sehr scharfsinnig in Unterscheidung der Charaktere, oder in der Bemerkung des unmerklichen Unterschiedes und der Grade sind, in welchen ein Mensch dem andern vorzuziehen ist. Ein jeder, der einen geschickten Verstand hat, ist zu ihrer Unterhaltung genug: Sie reden mit demselben, von ihren Belustigungen und Geschäfften, mit eben der Freyheit, als sie mit jedem andern reden würden: Und indem sie viele finden, die seine Stelle ersetzen können, so finden sie keinen leeren Raum, noch einen Mangel in seiner Abwesenheit. Aber daß wir uns der Anspielung eines berühmten * französischen Schriftstellers bedienen: es kann diese Urtheilskraft mit einer Glocke oder Uhr verglichen werden, wo die schlechteste Maschine geschickt ist, die Stunden zu zeigen; aber die beste und künstlichste allein die Minuten und Secunden angeben, und die geringste Veränderung der Zeit unterscheiden kann. Wer seine Kenntniß von Büchern und von Menschen wohl verdauet hat, findet wenig Vergnügen, außer in der Gesell-

* Herr Fontenelle, Pluralité des Mondes. Sechster Abend.

ſchaft weniger auserleſener Freunde. Er fühlet zu empfindlich, wie ſehr der ganze übrige Theil der Menſchen von den Begriffen abweicht, die er hat. Und da ſeine Neigungen in einem ſo engen Zirkel eingeſchränkt ſind, ſo iſt es nicht zu bewundern, daß er ſie weiter treibt, als wenn ſie allgemeiner, und weniger unterſchieden wären. Die Munterkeit und Freude eines Trinkgefährten machet ihn gegen denſelben zu einem wahren Freunde; und die Hitze einer jugendlichen Neigung wird eine feine Leidenſchaft.

Zweyter Verſuch.

Von der Freyheit der Preſſe.

Nichts kann einen Fremden in größere Verwunderung ſetzen, als die überaus große Freyheit, die wir in dieſem Lande haben, alles, was uns gefällt, dem Publico mitzutheilen, und alle Anſchläge, welche der König, oder ſeine Miniſter faſſen, öffentlich zu tadeln. Wenn die Regierung ſich zum Kriege entſchließt, ſo wird behauptet, daß ſie entweder mit Fleiß, oder aus Unwiſſenheit den Nutzen der Nation nicht einſehe, und daß der Friede in gegenwärtigen Umſtanden weit vorzuziehen ſey. Wenn die Miniſter

nister sich für den Frieden erklären, so verlangen unsere politischen Schriftsteller nichts, als Krieg und Verwüstung, und stellen das friedfertige Verhalten der Regierung als schlecht und zaghaft vor. Weil diese Freyheit in keiner andern Regierung, weder in einer republicanischen noch monarchischen in **Holland** und **Venedig**, eben so wenig, als in **Frankreich** und **Spanien**, geduldet wird; so kann sie sehr natürlich zu diesen beyden Fragen Gelegenheit geben. **Wie geht es zu, daß Großbrittannien eine solche besondere Freyheit hat? Und ob die unumschränkte Ausübung dieser Freyheit dem Volke vortheilhaft, oder schädlich sey?**

Bey der ersten Frage, warum die Gesetze uns solche außerordentliche Freyheit erlauben? glaube ich, kann die Ursache von unserer vermischten Regierungsforme hergeleitet werden, welche weder ganz monarchisch, noch ganz republicanisch ist. Man wird finden, wofern ich mich nicht irre, daß es eine wahre politische Beobachtung sey, daß die zwo äußersten Arten der Regierung, die Freyheit und Sclaverey, sich eine der andern am meisten nähert; und daß, wenn man das Aeußerste verläßt, und ein wenig Monarchie mit der Freyheit vermischet, die Regierung allezeit freyer; und auf der andern Seite, wenn man ein wenig Freyheit in die Monarchie mischet, das Joch allemal beschwerlicher und unerträglicher wird. Ich will mich bemühen, dieses zu erklären. In einer Regierung, wie die Regierung von Frank-

reich, welche gänzlich unumschränkt iſt, und wo Geſetze, Gebräuche und Religion, alle die Abſicht haben, das Volk völlig vergnügt mit ſeinem Zuſtande zu machen, kann der Monarch nicht die geringſte Eiferſucht gegen ſeine Unterthanen haben, und iſt daher geneigt, ihnen große Freyheiten in Reden und Handlungen zu verſtatten. In einer gänzlich republicaniſchen Regierung, wie die holländiſche, wo kein Magiſtrat ſo anſehnlich iſt, dem Staate Eiferſucht zu erwecken, iſt auch keine Gefahr zu befürchten, wenn man dem Magiſtrate eine ſehr unumſchränkte Gewalt anvertrauet: Und obgleich viele Vortheile in der Erhaltung des Friedens und der Ordnung aus einer ſolchen Gewalt entſtehen; ſo leget ſie dennoch den Handlungen der Menſchen einen großen Zwang auf, und machet, daß eine jede Privatperſon eine große Ehrfurcht gegen die Regierung bezeiget. Es iſt alſo unſtreitig, daß die zwo äußerſten Arten der Regierung, der Monarchie und Republik ſich in den weſentlichſten Umſtänden eine der andern ähnlich ſind. In der erſten hat der Magiſtrat keine Eiferſucht gegen das Volk, in der andern hat das Volk keine Eiferſucht gegen den Magiſtrat; welcher Mangel der Eiferſucht ein Vertrauen und eine Zuverſicht gegen einander erzeuget, und eine Art von Freyheit in der Monarchie, und eine willkührliche Gewalt in der Republik hervorbringt.

Den andern Theil der vorhergehenden Beobachtung zu rechtfertigen, daß in jeder Regie-

rung

rung die Mittel ſehr von einander unterſchieden ſind, und daß die Vermiſchung der Monarchie und Freyheit, das Joch entweder leichter, oder beſchwerlicher machet; muß ich mich einer Anmerkung des **Tacitus** von den **Römern** unter ihren Kaiſern bedienen, daß ſie niemals eine gänzliche Sclaverey, noch eine gänzliche Freyheit ertragen konnten: Nec totam Servitutem, nec totam Libertatem pati poſſunt. Dieſe Anmerkung hat ein berühmter Dichter, in ſeiner vortreflichen Beſchreibung von der Policey der Königinn **Eliſabeth**, und ihrer Regierung überſetzet, und auf die **Engländer** angewandt:

Et ſit aimer ſon joug à l' Anglois indompté,
Qui ne peut ni ſervir, ni vivre en Liberté.

HENRIADE. *Liv. I.*

Nach dieſer Anmerkung müſſen wir die **römiſche** Regierung unter den Kaiſern, als eine Vermiſchung einer deſpotiſchen und freyen Regierung betrachten, wo die deſpotiſche den Vorzug hatte; und die **engliſche** als eine Vermiſchung von derſelben Art, wo aber die Freyheit das Uebergewicht hat. Die Folgen ſtimmen genau mit der obigen Anmerkung überein; und ſind ſo beſchaffen, wie man ſie von dieſen vermiſchten Regierungsarten erwarten kann, welche Wachſamkeit, und Verdacht gegen einander erzeugen. Viele unter den **römiſchen** Kaiſern waren die fürchterlichſten Tyrannen, die jemals die Menſchlichkeit verunehret haben; und es iſt unſtreitig, daß ihre Grauſamkeit

samkeit vornehmlich durch ihre **Eifersucht**, und durch ihre Beobachtung erreget wurde, daß alle große Männer in **Rom**, die Herrschaft einer Familie mit Widerwillen ertrugen, welche nur wenige Zeit vorher auf keine Art vornehmer gewesen war, als ihre eigene. Auf der andern Seite, weil der republicanische Theil der Regierung in **England** den Vorzug hat, obgleich mit einer großen Vermischung von Monarchie: so ist sie zu ihrer eigenen Erhaltung verpflichtet, eine wachsame **Eifersucht** gegen den Magistrat zu erhalten, ihm alle unumschränkte Gewalt zu nehmen, und eines jeden Leben und Vermögen durch allgemeine, und unveränderliche Gesetze in Sicherheit zu setzen. Keine Handlung muß für ein Laster gehalten werden, es sey denn, daß das Gesetz deutlich bestimmet, daß sie ein Laster sey: Niemanden muß ein Verbrechen zugerechnet werden, ehe er vor Gerichte gesetzmäßig überwiesen ist: Und eben diese Richter müssen seine Nebenunterthanen seyn, welche durch ihren eigenen Nutzen verpflichtet sind, ein wachsames Auge über die Anmaßungen, und die Gewalt der Minister zu haben. Aus diesem Grunde rühret es her, daß eben so viel Freyheit, und vielleicht eben so viel Ausgelassenheit in **England** ist, als ehemals Sclaverey und Tyranney in **Rom** war.

Diese Grundsätze erklären es, warum die große Freyheit der Presse in diesem Königreiche mehr, als in einer andern Regierung, erlaubt ist. Es ist bekannt genug, daß die unumschränkte

Gewalt

Gewalt uns überrumpeln würde, wenn wir nicht äußerſt wachſam wären, ihren Fortgang zu hindern, und nicht eine leichte Methode hätten, den Lärm von einem Ende des Reichs bis zu dem andern zu bringen. Der Geiſt des Volkes muß öfters erwecket werden, den Hochmuth des Hofes im Zaume zu halten; und die Furcht vor der Erwachung dieſes Geiſtes muß angewandt werden, den Hochmuth zu verhüten. Nichts iſt hiezu ſo geſchickt, als die Freyheit der Preſſe, durch welche alle Gelehrſamkeit, Klugheit, und alles Genie der Nation für die Freyheit angewendet werden kann, und ein jeder zu ſeiner Vertheidigung erwecket wird. So lange ſich alſo der republicaniſche Theil gegen die Monarchie erhalten kann, muß er äußerſt eiferſüchtig auf die Freyheit der Preſſe ſeyn, welche ſeiner Erhaltung höchſt wichtig iſt.

Weil daher die Freyheit der Preſſe nothwendig zur Erhaltung unſerer vermiſchten Regierung iſt; ſo iſt die andere Frage: **ob dieſe Freyheit vortheilhaft oder ſchädlich ſey**, hinlänglich entſchieden. In einem jeden Staate iſt nichts von größerer Wichtigkeit, als die Erhaltung der alten Regierung, vornehmlich wenn ſie eine freye iſt. Aber ich möchte gern noch einen Schritt weiter gehen, und behaupten: daß eine ſolche Freyheit von ſo wenigen Beſchwerlichkeiten begleitet wird, daß ſie als ein gemeines Recht der Menſchen gefordert, und ihnen in den meiſten Regierungen erlaubt werden ſollte; die geiſtliche

Regierung

Regierung ausgenommen, der sie in der That gefährlich seyn würde.

Wir dürfen von dieser Freyheit keine so üblen Folgen befürchten, als von den Reden der Demagogen des Volks in Athen, und der römischen Tribunen. Ein Mann liest ein Buch, oder eine Schmähschrift allein, und mit kaltem Blute. Es ist niemand gegenwärtig, der ihn mit seiner Leidenschaft anstecken könnte. Er wird nicht durch die Gewalt, und den Nachdruck der Action fortgerissen. Und wenn er auch zu noch so aufrührischen Gedanken verleitet werden sollte; so hat er doch so gleich keine entschlossene Parten vor sich, durch welche er unmittelbar seiner Neigung Luft machen könnte. Die Freyheit der Presse kann daher, ob sie gleich gemisbrauchet wird, kaum jemals einen Aufruhr, oder eine Rebellion erregen. Und wenn sie schon zum Murren, oder heimlichen Misvergnügen Gelegenheit geben könnte; so ist es besser, daß sie in Worten sich auslassen, und dadurch dem Magistrate bekannt werden, ehe es zu spät ist, nützliche Mittel vorzukehren. Es ist wahr, die Menschen haben allezeit eine größere Neigung, dasjenige zu glauben, was zum Nachtheile ihrer Vorgesetzten gesaget wird, als das Gegentheil. Aber diese Neigung ist von ihnen unzertrennlich, sie mögen Freyheit haben, oder nicht. Ein Flistern kann eben so geschwind bekannt werden, und eben so schädlich seyn, als eine Schmähschrift. Ja es wird gefährlicher seyn, wenn Menschen nicht gewohnt sind, frey

zu denken, oder keinen Unterſchied zwiſchen dem Wahren und Falſchen zu machen wiſſen.

Man hat auch gefunden, ſo wie die Erfahrung der Menſchen zugenommen hat, daß das Volk kein ſo erſchrecklich Ungeheuer ſey, als man es vorgeſtellet hat, und daß es in allen Stücken beſſer ſey, es als vernünftige Geſchöpfe zu regieren, als gleich unvernünftigen Thieren zu leiten und zu treiben. Ehe die vereinigten Provinzen ein Exempel gaben, glaubte man, daß ſich die Toleranz mit einer guten Regierung nicht vertragen würde; und es wurde für unmöglich gehalten, daß eine Anzahl Secten von verſchiedener Religion, in Frieden und Einigkeit zuſammen leben, und alle von ihnen eine gleiche Neigung gegen ihr gemeines Land, und einer gegen den andern haben könnten. England hat ein gleiches Exempel der bürgerlichen Freyheit gegeben; und obgleich dieſe Freyheit gegenwärtig eine kleine Gährung zu verurſachen ſcheint, ſo hat ſie doch, bis itzo, noch keine gefährliche Wirkung gehabt; und es iſt zu hoffen, daß Menſchen, die täglich der freyen Unterſuchung der öffentlichen Händel mehr gewohnt werden, ihre Beurtheilung in denſelben verbeſſern, und ſich nicht ſo leicht durch jedes eitle Gerücht, und Geſchrey des Volks verführen laſſen werden.

Es iſt eine ſehr tröſtliche Betrachtung für die Liebhaber der Freyheit, daß dieſe beſondere Freyheit von England von einer ſolchen Art iſt, daß ſie uns nicht ſo leicht genommen werden kann, ſondern zum wenigſten ſo lange dauern muß, als

unſe-

unsere Regierung einigermaaßen frey und unabhängig bleibt. Es geschieht selten, daß eine Freyheit, von welcher Art sie auch sey, auf einmal verloren wird. Die Sclaverey hat bey den Menschen, die zur Freyheit gewohnt sind, ein so fürchterliches Ansehen, daß sie solche nur nach und nach überraschen, und sich in tausend Gestalten verkleiden muß, wenn sie angenommen werden will. Aber wenn die Freyheit der Presse verloren gehen sollte, so muß sie auf einmal verloren gehen. Die allgemeinen Gesetze sind gegenwärtig gegen den Aufruhr und die Libellen so scharf, als sie nur immer seyn können. Nichts kann uns eine weitere Einschränkung auflegen, als dieses: daß ein Imprimatur auf die Presse gesetzet, oder dem Hofe eine solche unumschränkte Gewalt gegeben würde, alles zu bestrafen, was ihm misfällt. Aber dieses Geboth würde eine so öffentliche Beleidigung der Freyheit seyn, daß es allem Vermuthen nach, die äußerste Gewaltthat einer despotischen Regierung seyn müßte. Wir können schließen, daß die Freyheit von England auf immer verloren ist, wenn dieser Versuch glücklich ausschlägt.

Dritter Verſuch.

Von der Unverſchämtheit und Beſcheidenheit.

Ich bin der Meynung, daß die Klagen gegen die Vorſehung oft übel gegründet ſind, und daß die guten, oder ſchlechten Eigenſchaften der Menſchen mehr die Urſachen ihres Glucks, oder Unglücks ſind, als man ſich gemeiniglich einbildet. Es giebt ohne Zweifel Exempel des Gegentheils, und zwar ſehr viele; aber wenige, in Vergleichung gegen die Exempel, die wir von einer richtigen Austheilung des Glücks, und Unglücks haben. Es kann in der That nach dem gemeinen Laufe der menſchlichen Sachen nicht anders ſeyn. Mit einer gütigen Gemüthsart begabet ſeyn, und andere lieben, wird mehrentheils unfehlbar Gegenliebe, und Hochachtung erwecken, welches der vornehmſte Umſtand im Leben iſt, und jedes Vorhaben und Unternehmen erleichtert; noch außer dem Vergnügen, welches unmittelbar daraus entſteht. Mit den andern Tugenden iſt es eben ſo. Das Glück iſt gemeiniglich, obgleich nicht nothwendig, mit Tugend und Verdienſten verbunden, und das Unglück, auf gleiche Art, mit Laſter und Thorheit.

Ich muß aber dem ungeachtet bekennen, daß dieſe Regel in Anſehung einer moraliſchen Eigen-

schaft eine Ausnahme leidet; und daß die **Bescheidenheit** eine natürliche Neigung hat, die Talente eines Menschen zu verbergen, dahingegen die **Unverschämtheit** sie aufs äußerste bekannt zu machen suchet, und die einzige Ursache gewesen ist, warum viele unter allen Nachtheilen einer niedrigen Geburt, und kleiner Verdienste sich in der Welt empor geschwungen haben. So groß ist die Trägheit und Unfähigkeit der Menschen, daß sie einen jeden gern für denjenigen halten, wofür er sich ausgiebt; und seine überwindenden Gebährden für Beweise desjenigen Verdienstes ansehen, welches er sich selbst beymißt. Ein bescheidenes Vertrauen scheint ein natürlicher Begleiter der Tugend zu seyn; und wenige Menschen können die Unverschämtheit von diesem unterscheiden; indem auf der andern Seite das Mistrauen, als der natürliche Erfolg des Lasters und der Thorheit, die Bescheidenheit mit Verachtung beladen hat, welche ihr dem äußerlichen Scheine nach so ähnlich ist.

So wie die Unverschämtheit, ob sie gleich in der That ein Laster ist, dieselben Wirkungen auf das Glück eines Menschen hat, als ob sie eine Tugend wäre: So können wir auch bemerken, daß es fast eben so schwer ist, sie zu erhalten, und daß sie in diesem Betracht von allen andern Lastern unterschieden ist, welche mit weniger Mühe zu erlangen sind, und durch Nachsicht beständig zunehmen. Viele Menschen, welche gefunden haben, daß ihnen die Bescheidenheit in ihrem Glücke äußerst zuwider sey, haben sich entschlossen, unverschämt

verſchämt zu ſeyn, und ein kühnes Geſicht anzunehmen: Aber es iſt merkwürdig, daß ſolche Leute ſelten in ihrem Verſuche glücklich geweſen, ſondern gezwungen worden ſind, zu ihrer Beſcheidenheit wieder zurück zu kehren. Nichts bringt einen Menſchen beſſer durch die Welt, als ein natürliches rechtes Genie zur Unverſchämtheit. Ihr nachahmen hilft zu nichts, und kann ſich niemals erhalten. Was für Fehler ein Menſch, in allen andern Sachen, auch begeht, oder ſich bewußt iſt, ſo kömmt er ſeinem Endzwecke nur ſo viel näher. Aber wenn er ſich bemühet, unverſchämt zu ſeyn, und hierinn nur einmal fehlet, ſo wird ihn die Erinnerung dieſes Fehlers roth machen, und unfehlbar aus der Faſſung ſetzen: eine jede Erröthung, iſt die Urſache einer neuen Erröthung, bis man findet, daß er ein offenbarer Betrüger iſt, und ungeſchickt eine Unverſchämtheit annimmt.

Wenn etwas einem beſcheidenen Manne eine Zuverſicht geben kann, ſo müſſen es einige Vortheile des Vermögens ſeyn, welche ihm ein Zufall giebt. Reichthum erwirbt den Menſchen eine günſtige Aufnahme in der Welt, giebt den Verdienſten einen doppelten Glanz, wenn jemand ſie beſitzt; und erſetzet ihre Stelle großentheils, wenn ſie ihm fehlen. Man muß ſich verwundern, wenn man ſieht, was für Geb. rden des Vorzugs reiche Narren und Betrüger ſich vor Männern von den größten Verdienſten herausnehmen, welche arm ſind. Leute von Verdienſten widerſetzen ſich nicht ſehr dieſen Anmaßungen, oder ſcheinen viel-

mehr durch die Bescheidenheit, und ihre Aufführung sie zu befördern. Ihr guter Verstand machet sie auf ihr Urtheil mistrauisch, und verursachet, daß sie alles mit der größten Strenge untersuchen; so wie auf der andern Seite, die Zärtlichkeit ihrer Empfindung sie furchtsam machet, einen Fehler zu begehen, und in dem Umgange der Welt die Aufrichtigkeit der Tugend, wenn ich so reden darf, zu verlieren, auf welche sie so eifersüchtig sind. Klugheit und Dreistigkeit vereinigen, ist eben so schwer, als Laster und Bescheidenheit vergleichen.

Dieses sind die Betrachtungen, welche mir bey der Unverschämtheit und Bescheidenheit einfielen: Und ich glaube, es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, sie in folgende Allegorie gebracht zu sehen.

Im Anfange vereinigte **Jupiter** die **Tugend**, **Weisheit** und **Dreistigkeit**; und das **Laster**, die **Thorheit** und das **Mistrauen**: Und in dieser Gesellschaft setzte er sie auf die Erde. Aber, ob er sie gleich mit der größten Beurtheilung vereiniget zu haben glaubte, und sagte, die **Dreistigkeit** sey die natürliche Begleiterinn der **Tugend**, und das **Laster** verdiene vom **Mistrauen** begleitet zu werden; so waren sie doch nicht weit gegangen, als Uneinigkeit unter ihnen entstand. Die **Weisheit**, als Führerinn der einen Gesellschaft, war allezeit gewohnt, ehe sie sich auf eine Straße wagte, sie erst sorgfältig zu untersuchen, und nachzufragen, wohin sie führe; was für Gefahr, Mühe, und Hinderungen,

glaub-

glaubwürdigerweise darauf anzutreffen sern könnten. Zu diesen Ueberlegungen gebrauchte sie gemeiniglich einige Zeit; diese Verzogerung missiel der **Dreistigkeit** sehr, welche allezeit geneigt war, ohne viele Vorsichtigkeit und Ueberlegung auf der ersten Straße, die sie antraf, geschwind fort zu gehen. Die **Weisheit** und die **Tugend** waren unzertrennlich. Aber die **Dreistigkeit** folgte eines Tages ihrer ungestümen Natur, und gieng ein ansehnlich Stuck Weges vor ihrer Führerinn, und ihren Gefährten voraus. Sie vermißte ihre Gesellschaft nicht, sie fragte nach der Zeit niemals mehr nach ihnen, und begegnete ihnen auch niemals wieder. Auf gleiche Weise trennte, und schied sich die andere Gesellschaft, ob sie gleich von dem **Jupiter** vereiniget war. Weil die **Thorheit** ein wenig vor sich sah, so bekümmerte sie sich nicht um die Güte der Straßen, und konnte keiner den Vorzug vor der andern geben; und dieser Mangel der Entschließung wurde durch das Mistrauen vermehret, welches mit seiner Ungewißheit und Zweifeln die Reise allezeit aufhielt. Dieses war ein großer Verdruß für das **Laster**, welches die Mühe, und den Verzug nicht liebte, und niemals ohne einen freyen Lauf vergnügt war, dahin zu gehen, wohin seine Neigung es leitete. Es wußte, daß die **Thorheit**, ob sie gleich dem **Mistrauen** hörte, allein leicht zu führen sern würde; und darum trieb es diesen Gefährten, der ihm bey allen seinen Vergnügungen Verwürfe machte, mit Gewalt weg, wie ein

böses Pferd seinen Reuter abwirft, und setzte seine Reise mit der Thorheit fort, von welcher es unzertrennlich ist. Das Zutrauen und Mistrauen waren also auf diese Weise von seiner Gesellschaft abgesondert; sie giengen einige Zeit fort, bis sie zuletzt durch einen Zufall zu gleicher Zeit in einem Dorfe ankamen. Das Zutrauen gieng geradesweges nach dem großen Hause, welches dem Reichthume zugehörte, dem Herrn dieses Dorfes, und ohne vor der Thüre stehen zu bleiben, gieng es gleich in die innersten Zimmer, wo es das Laster und die Thorheit wohl aufgenommen, vorfand. Es begab sich zu diesem Gefolge; empfahl sich sehr geschwind dem Gutsherrn, und wurde mit dem Laster so vertraulich, daß es in eben der Gesellschaft mit der Thorheit aufgenommen wurde. Sie waren öftere Gäste des Reichthums, und von diesem Augenblicke an unzertrennlich. Weil das Mistrauen zu eben der Zeit dem großen Hause nicht nahe kommen durfte, so nahm es die Einladung der Armuth, eines der Unterthanen, an; und indem es in die Hütte hineintrat, fand es die Weisheit und Tugend, welche von dem Gutsherrn zurückgestoßen, und hieher geflüchtet waren. Die Tugend hatte Mitleiden mit ihm, und die Weisheit fand, daß seine Gemüthsart sich leicht verbessern ließe: sie nahmen es in ihre Gesellschaft auf. Durch ihre Hülfe verbesserte es in kurzer Zeit etwas von seinen Sitten, und wurde viel liebenswürdiger und angenehmer; und empfing nun den Namen

der

der Sittſamkeit. Weil böſe Geſellſchaft eine gröſſere Wirkung, als eine gute hat; ſo artete das Zutrauen, ob es gleich ſonſt nicht leicht Rath und Beyſpiele annahm, durch die Geſellſchaft des Laſters und der Thorheit ſo aus, daß es unter dem Namen der Unverſchämtheit bekannt wurde. Die Menſchen, welche wußten, wie dieſe Geſellſchaften vom Jupiter zuerſt verbunden waren, und nichts von der beyderſeitigen Trennung vernommen hatten, werden dadurch in groſſe Irrthümer verleitet; und wo ſie die Unverſchämtheit ſehen, machen ſie ſich auch Rechnung auf die Tugend und Weisheit; und wo ſie die Sittſamkeit wahrnehmen, nennen ſie ihre Begleiter, Laſter und Thorheit.

Vierter Verſuch.

Daß die Politik in eine Wiſſenſchaft verwandelt werden könne.

Es iſt bey einigen eine groſſe Frage: ob es einen wirklichen Unterſchied zwiſchen zween Arten von Regierungen gebe? Und ob eine jede Regierungsart nicht gut, oder ſchlimm

werden könne, nachdem sie gut, oder schlecht verwaltet wird *? Wenn man einmal angenommen hätte, daß alle Regierungen gleich waren, und der Unterschied allein in dem Charakter, und der Aufführung ihrer Regenten bestunde; so würden die meisten politischen Streitigkeiten ein Ende haben, und aller Eifer, eine Staatsverfassung der andern vorzuziehen, müßte für Aberglauben und Thorheit gehalten werden. Aber ob ich gleich ein Freund der Mäßigung bin, so muß ich doch diese Meynung verwerfen, und es würde mich schmerzen, wenn ich glauben müßte, daß die menschlichen Sachen keine größere Dauerhaftigkeit zuließen, als die sie von den zufälligen Gemüthsarten und Charakteren besonderer Menschen erhalten.

Es ist wahr, diejenigen, welche behaupten, daß die Güte aller Regierungen, in der guten Verwaltung bestehe, können viele besondere Exempel aus der Geschichte anführen, wo eine Regierung in unterschiedenen Händen, sich plötzlich in die zwey Extremen einer guten und bösen Regierung veränderte. Man vergleiche die französische Regierung unter Heinrichen dem dritten und unter Heinrichen dem vierten. Unterdrückung, Unbeständigkeit, Kunstgriffe auf Seiten des Regenten, Meuterey, Aufruhr, Verrätherey, Rebellion, Treulosigkeit auf Seiten des Volks, machen den

* For Forms of Government let Fools contest: Whate'er is best administer'd is best.

Essay on Man. Book. 3.

den Charakter der erſten elenden Zeit aus. Aber als der patriotiſche und heldenmüthige Prinz, welcher ihm folgte, einmal auf dem Thron: feſt ſaß, ſchien ſich die Regierung, das Volk, und alles gänzlich verändert zu haben, und dieſes alles wegen des Unterſchiedes der Gemüthsart und der Geſinnungen dieſer beyden Könige. Einen gleichen Unterſchied von einer entgegengeſetzten Art, kann man in Vergleichung der Regierung der Königinn Eliſabeth und des Königs Jacob, wenigſtens in Anſehung der auswärtigen Händel finden: Und die Exempel hievon können ſo wohl aus der alten, als der neuen Geſchichte, mit unzähligen andern vermehret werden.

Aber hier muß ich um Erlaubniß bitten, daß ich einen Unterſchied machen darf. Alle unumſchränkte Regierungen (und eine ſolche war die engliſche, in einer großen Maaße, der großen Anzahl von Lobſchriften auf die alte engliſche Freyheit ungeachtet, bis in die Mitte des letztern Jahrhunderts) müſſen ſehr auf die Verwaltung ankommen: Und dieſes iſt eine der größten Beſchwerlichkeiten dieſer Regierungsart. Aber eine republicaniſche und freye Regierung würde die offenbareſte Ungereimtheit ſeyn, wenn der Zwang, und die beſondere Aufſicht, wofür die Staatsverfaſſung geſorget hat, in der That keine Wirkung hätten, und es ſelbſt den böſen Menſchen nicht nützlich machten, für das gemeine Beſte zu arbeiten. Dieß iſt die Abſicht dieſer Regierungsarten, und dieſes iſt in der That ihre Wirkung,

wenn sie weislich eingerichtet sind: Wie sie auf der andern Seite die Quelle aller Unordnung sind, wo es entweder an Geschicklichkeit, oder Ehrlichkeit, in ihrer ersten Anlage und Einrichtung gefehlet hat.

So groß ist die Stärke der Gesetze, und der besondern Regierungsarten, und eine so geringe Abhängigkeit haben sie von der Gemüthsart, und dem Temperamente der Menschen, daß mehrentheils eben so allgemeine und gewisse Folgen daraus hergeleitet werden können, als aus irgend einer mathematischen Wissenschaft.

Die römische Regierung gab die ganze Gewalt, Gesetze zu geben, den Gemeinen, ohne weder dem Adel, noch den Consulen eine verneinende Stimme einzuräumen. Diese unumschränkte Gewalt besaßen die Gemeinen in einem Körper zusammengenommen, nicht aber ihre Repräsentanten. Daraus erfolgte, daß die Zünfte der Stadt, wenn das Volk durch Glück und Eroberungen sehr zahlreich geworden war, und sich in einer großen Entfernung von der Hauptstadt ausgebreitet hatte, ob es gleich aus den verächtlichsten Leuten bestand, fast alle Stimmen hatten. Daher schmeichelte ihnen ein jeder, der die Gunst des gemeinen Volkes verlangte: Sie wurden durch die allgemeine Austheilung des Getraides, und durch besondere Geschenke, welche sie fast von einem jeden Candidaten erhielten, im Müßiggange erhalten: Dadurch wurden sie alle Tage zuchtloser, und der Campus Martius war eine beständige

ſtändige Scene des Tumults und Aufruhrs: Bewaffnete Sclaven wurden unter dieſen pobelhaften Bürgern aufgenommen, ſo daß die ganze Regierung in eine Anarchie verfiel, und die groſſeſte Glückſeligkeit, die die Römer damals wünſchen konnten, war die deſpotiſche Gewalt der Cäſare. Dieſes ſind die Folgen einer Demokratie ohne Repräſentanten.

Der Adel kann auf zwo unterſchiedene Arten die ganze geſetzgebende Gewalt, oder einen Theil derſelben beſitzen. Entweder jeder Edelmann nimmt Theil an der Gewalt, als ein Theil des ganzen Körpers, oder der ganze Körper genieſt dieſe Gewalt, als ein aus Theilen zuſammengeſetzter Körper, von welchen ein jeder eine unterſchiedene Gewalt und Macht hat. Der venetianiſche Adel iſt ein Exempel von der erſten Regierungsart, und der polniſche von der andern. In der Regierung von Venedig beſitzt der ganze Körper des Adels die ganze Gewalt, und kein Edelmann hat eine Macht, die er nicht von dem ganzen Körper erhält. In der polniſchen Regierung hat ein jeder Edelmann, ſeiner Lehngüter wegen, eine eigenthümliche erbliche Gewalt über ſeine Vaſallen, und der ganze Körper hat keine andere Gewalt, als die er von dem Zuſammenfluſſe ſeiner Theile erhält. Die unterſchiedenen Verrichtungen und Abſichten der beyden Regierungsarten können auch a priori erkläret werden. Ein venetianiſcher Adel, iſt einem polniſchen weit vorzuziehen, die Gemüthsart und Erziehung

der

der Menschen mag noch so sehr verschieden seyn. Ein Adel, welcher seine Gewalt gemeinschaftlich besitzt, wird allemal Frieden und Ordnung unter sich selbst, und seinen Unterthanen erhalten; und kein Mitglied kann Macht genug haben, die Gesetze auf einen Augenblick zu zwingen. Sie werden ihre Gewalt über das Volk erhalten, ohne eine beschwerliche Tyrannen, oder ohne ein Privateigenthum anzugreifen; weil eine solche tyrannische Regierung nicht der Nutzen des ganzen Körpers ist, ob sie gleich der Nutzen einiger Privatpersonen seyn kann. Es wird ein Unterschied des Ranges, zwischen dem Adel und dem Volke seyn, aber dieser wird auch der einzige Unterschied in dem Staate seyn. Der ganze Adel wird einen Körper ausmachen, und das ganze Volk einen andern, ohne eine Privatfeindschaft, und ohne den Haß, welcher überall Verderben und Verwüstung ausbreitet. In allen diesen Puncten ist die Unbequemlichkeit des polnischen Adels leicht zu sehen.

Es ist möglich, eine freye Regierung so einzurichten, daß eine einzelne Person, welche man Herzog, Prinz oder König nennet, einen großen Theil der Gewalt besitzt, und ein eigenes Gleichgewicht oder Gegengewicht gegen die andern Theile der gesetzgebenden Gewalt ausmachet. Diese vornehmste Obrigkeit kann entweder gewählet werden, oder erblich seyn: Und obgleich die erste Einrichtung beym ersten Anblicke die vortheilhafteste zu seyn scheinen möchte; so wird man doch,

bey

ben einer genauen Einsicht, größere Beschwerlichkeiten darinn entdecken, als in der letztern, und zwar solche Beschwerlichkeiten, welche auf Ursachen und ewige und unveränderliche Grundsätze gegründet sind. Die Besetzung des Thrones in einer solchen Regierung, ist ein Punct von gar zu großem und allgemeinen Nutzen, daß sich nicht das Volk in Parteyen zertheilen sollte: woraus mit Gewißheit bey jeder Erledigung, ein Bürgerkrieg, als das größeste Elend befürchtet werden kann. Der Prinz, der gewählet werden soll, muß entweder ein Fremder, oder Eingebohrner seyn: Dem ersten wird das Volk unbekannt seyn, welches er regieren soll; er wird, argwöhnisch auf seine neue Unterthanen, und ihnen verdächtig, sein Vertrauen gänzlich Ausländern geben, welche keine andern Gedanken haben, als sich auf das geschwindeste zu bereichern, so lange ihres Herrn Gunst und Gewalt vermögend ist, sie zu schützen. Ein Eingebohrner wird alle seine Privatfeindschaften und Freundschaften mit auf den Thron nehmen, und in seiner Erhebung niemals geachtet werden, ohne Neid bey denen zu erwecken, welche ihn vormals für ihres gleichen ansahen. Nicht zu gedenken, daß eine Krone immer ein gar zu großer Lohn ist, den Verdiensten allein gegeben zu werden, und die Candidaten alle zu verleiten wird, Gewalt, Geld, oder List anzuwenden, sich die Stimmen der Wählenden zu verschaffen, so daß bey einer solchen Wahl nicht mehr auf die vorzüglichen Verdienste eines

Prin-

Prinzen gesehen werden wird, als wenn der Staat bloß nach der Geburt seinen Beherrscher bestimmte.

Es kann daher als ein allgemeiner Grundsatz der Politik angenommen werden: daß ein Erbprinz, ein Adel ohne Vasallen, und ein Volk, das durch seine Repräsentanten die Stimmen giebt, die beste Monarchie, Aristokratie und Demokratie ausmachet. Aber um es noch mehr zu beweisen, daß die Politik allgemeine Wahrheiten zulaßt, welche weder durch die Gemüthsart, noch Erziehung der Unterthanen, oder des Regenten, verändert werden können, kann es nicht undienlich seyn, noch einige andere Grundsatze dieser Wissenschaft anzumerken, welche diese Benennung zu verdienen scheinen.

Man kann leicht einsehen, daß, obgleich freye Regierungen insgemein die glücklichsten für diejenigen gewesen sind, welche ihre Freyheit genossen: sie jedoch für ihre Provinzen die verderblichsten und härtesten sind: Und diese Beobachtung kann, wie ich glaube, zum Grundsatze von der Art angenommen werden, wovon wir hier reden. Wenn ein Monarch seine Herrschaft durch Eroberungen erweitert, so wird er bald seine alten und neuen Unterthanen auf einem gleichen Fuße zu halten lernen; weil ihm in der That alle Unterthanen gleich sind, wenige Freunde und Günstlinge ausgenommen, mit welchen er persönlich bekannt ist. Er machet daher in seinen allgemei-

nen

nen Geſetzen keinen Unterſchied unter ihnen; und iſt zugleich bemühet, allen beſondern Gewaltthätigkeiten, ſowohl auf der einen, als auf der andern Seite, vorzubeugen. Aber ein freyer Staat machet nothwendig einen großen Unterſchied, und muß ihn auch allezeit machen, bis die Menſchen lernen, ihre Nachbarn eben ſo zu lieben, als ſich ſelbſt. Die Eroberer in einer ſolchen Regierung, ſind alle Geſetzgeber, und werden gewiß ſolche Mittel ergreifen, daß ſie durch Einſchränkung des Handels, oder durch Auflagen, ſowohl einen Privat- als öffentlichen Nutzen von ihren Eroberungen haben. Statthalter in den Provinzen haben in einer Republik auch beſſere Gelegenheit mit ihrem Raube durch Beſtechungen oder Dienſte durchzukommen; und ihre Mitbürger, welche durch den Raub ihrer unterworfenen Provinzen ihren eigenen Staat bereichert ſehen, werden ſolche Misbräuche eher dulden. Nicht zu gedenken, daß es in einem freyen Staate eine nöthige Vorſicht iſt, die Statthalter öfters zu verändern; welches dieſe Zeittyrannen beweget, geſchwinder und mehr zu rauben, daß ſie hinlängliche Reichthümer zuſammen häufen, ehe ſie ihrem Nachfolger Platz machen. Was für grauſame Tyrannen waren nicht die Römer, in der Zeit der Republik, über die Welt! Es iſt wahr, ſie hatten Geſetze, die Gewaltthaten der Statthalter der Provinzen zu verhüten; aber Cicero ſaget uns, daß ſie den Nutzen der Provinzen nicht beſſer befördern konnten, als wenn ſie dieſe Geſetze abſchafften.

schaffeten. Denn, saget er, wenn unsere Statthalter in diesem Stücke gänzlich keine Strafe zu befürchten hätten, so würden sie nicht mehr rauben, als ihre Raubbegierde befriedigte: Da sie hingegen itzo auch ihre Richter, und alle Großen in Rom, deren Schutz sie nöthig haben, vergnügen müssen. Wer kann die Grausamkeiten und Gewaltthaten des Verres ohne Schrecken und Erstaunen lesen? Und wer geräth nicht in Eifer, wenn er höret, daß, nachdem Cicero auf den lüderlichen Missethäter allen Donner der göttlichsten Beredsamkeit ausgeschüttet, und es so weit gebracht hatte, daß er nach der äußersten Gelindigkeit der Gesetze verdammet wurde; dennoch dieser grausame Tyrann bis in ein hohes Alter im Ueberflusse und Ruhe lebete; und dreyßig Jahre nachher, seines erstaunlichen Reichthums wegen, von dem Markus Antonius in die Acht erkläret wurde, wo zugleich Cicero und alle große Männer in Rom, mit ihm fielen? Nach dem Untergange der Republik ward, wie Tacitus uns berichtet, das römische Joch über die Provinzen erträglicher; und man kann sehen, daß viele der ungerechtesten Kaiser, zum Exempel Domitian, sehr sorgfältig waren, allen Unterdrückungen der Provinzen vorzubeugen. In den Zeiten des Tibers * ward Gallien für reicher gehalten,

* Egregium resumendae libertati tempus, si ipsi florentes, quam inops Italia, quam imbellis urbana

gehalten, als Italien ſelbſt: Und ich finde nicht, daß ſo lange, als die römiſche Monarchie währete, die Kaiſer ärmer, oder ſchwächer an Volke in ihren Provinzen geworden wären: obgleich in der That ihre Tapferkeit und Kriegeszucht allezeit abnahm. Wenn wir von den alten Zeiten zu den neuern fortgehen, ſo werden wir ſehen, daß dieſelbe Anmerkung ſtatt findet. Die Provinzen einer unumſchränkten Monarchie werden allezeit beſſer verwaltet, als die Provinzen freyer Staaten. Wenn man die eroberten Länder von Frankreich mit Irland vergleicht, ſo wird man von dieſer Wahrheit überzeuget werden; obgleich dieſes letztere Reich großen Theils von England bevölkert iſt, und ſo viel Recht und Privilegien beſitzt, daß es natürlicherweiſe eine beſſere Begegnung, als die eroberten Provinzen fodern konnte. Corſica iſt auch ein ſichtbarer Beweis hievon.

Machiavel hat eine Anmerkung, bey den Eroberungen Alexanders des Großen, welche, wie mich dünkt, als eine dieſer ewig n politiſchen Wahrheiten angenommen werden kann, die keine Zeit, oder Zufälle verändern können. Es möchte jemand befremden, ſaget dieſer Staatsverſtändige, daß ſolche geſchwinde Eroberungen als Alexanders des Großen, von ſeinen Nachfolgern ſo

urbana plebs, nihil validum in exercitibus, niſi quod externum cogitarent.

TACIT. Ann. Lib. 3.

so ruhig beherrschet wurden, und daß die Perser, so lange die Unruhen und bürgerlichen Kriege der Griechen dauerten, niemals den geringsten Versuch zur Wiedererlangung ihrer alten unabhängigen Regierung machten. Die Ursache dieser merkwürdigen Begebenheit hinlänglich zu erklären, können wir bemerken, daß ein Monarch auf zwo verschiedene Arten seine Unterthanen regieren kann. Er kann entweder den Maaßregeln der östlichen Prinzen folgen, und seine Gewalt so weit erstrecken, daß er keinen andern Unterschied des Ranges unter seinen Staaten zuläßt, als den, der unmittelbar von ihm selbst herrühret; keine Vortheile der Geburt, keine erbliche Würden und Eigenthümer; mit einem Worte keinen Credit unter dem Volke, ausgenommen, wenn er es befiehlt. Oder ein Monarch kann seine Gewalt, so, wie unsere europäische Prinzen auf eine gelinde Art ausüben; und außer seinem freundlichen Gesichte, und seiner Gunst, noch andere Quellen der Ehre erlauben, als Geburt, Titel, Reichthümer, Tapferkeit, Gelehrsamkeit, oder großmüthige und glückliche Thaten. In der ersten Art der Regierung, ist es nach einer Eroberung unmöglich, das Joch jemals wieder abzuwerfen, weil nicht einer unter dem Volke einen so persönlichen Credit, und so vieles Ansehen hat, ein solches Unternehmen anzufangen: Dahingegen in der letztern Regierungsart das geringste Unglück, oder der Zwist der Sieger, die Ueberwundenen aufmuntern wird, zu den Waffen zu greifen,

greifen, da ſie Führer haben, die bereit ſind, ſie in allen Unternehmungen zu unterſtützen, und anzuführen.

So ſchließt **Machiavel**, und ſeine Betrachtung ſcheint mir ſehr gründlich und bündig zu ſeyn: Ob ich gleich wünſche, daß er das Falſche nicht mit dem Wahren vermiſchet hätte, indem er behauptet, daß Monarchien, welche nach der oſtlichen Policey regieret werden, ob ſie gleich am leichteſten zu erhalten, wenn ſie einmal überwunden wären, dennoch die meiſte Mühe koſteten, unters Joch gebracht zu werden; weil ſie keinen ſo mächtigen Unterthanen duldeten, deſſen Misvergnügen, oder aufrühriſche Gemüthsart das Unternehmen eines Feindes erleichtern könnte. Denn außerdem, daß eine ſolche tyranniſche Regierung den Muth der Menſchen ſchwächet, und ſie in Anſehung des Vermögens ihres Beherrſchers gleichgültig machet; außer dieſem, ſage ich, finden wir aus der Erfahrung, daß ſelbſt die eine Zeitlang dauernde Gewalt der Generale und Magiſtrate, weil ſie in ſolchen Regierungen allezeit in ihrer Sphäre eben ſo unumſchränkt iſt, als die Gewalt des Prinzen ſelbſt, eben ſo leicht die gefährlichſten und ſchädlichſten Veränderungen hervorbringen kann, indem ſie mit den Barbaren zu einer blinden Unterwerfung gewohnt iſt. Es iſt alſo in allen Abſichten eine gütige Regierung vorzuziehen, und giebt ſo wohl den Monarchen, als auch den Unterthanen die größte Sicherheit.

Gesetzgeber sollten daher die künftige Regierung eines Staates nicht gänzlich dem Zufalle überlassen, sondern für ein System von Gesetzen sorgen, die Verwaltung der öffentlichen Handel bis auf die spätesten Zeiten in Ordnung zu erhalten. Die Wirkungen stimmen allezeit mit ihren Ursachen überein; und weise Anordnungen in einem Staate sind die schätzbarsten Stiftungen, welche den künftigen Zeiten hinterlassen werden können. Man findet, daß an den kleinsten Höfen, oder in der kleinsten Bedienung die festgesetzten Formeln und Methoden, durch welche die Angelegenheiten geführet werden, ein starker Zaum wider die menschliche Bosheit sind. Warum soll es in den öffentlichen Geschäfften nicht eben so seyn? Können wir die Dauerhaftigkeit und Weisheit der venetianischen Regierung so viele Alter hindurch, einer andern Sache zuschreiben, als ihrer Regierungsart? Und ist es nicht leicht, diese Mängel in der ursprünglichen Einrichtung auszufinden, welche die unruhigen Regierungen von Athen und Rom hervorbrachten, und sich zuletzt mit dem Untergange dieser zwo berühmten Republiken endigten? So wenig hängt diese Sache von der besondern Gemüthsart, und Erziehung eines besondern Mannes ab, daß ein Theil der Republik von demselben Manne klug, und der andere Theil schlecht verwaltet werden kann, des Unterschiedes der Formalien und Einrichtungen wegen, nach welchen diese Theile geführet werden sollen. Die Geschichtschreiber berichten

richten uns, daß dieſes wirklich der Fall mit Genua war. Denn indem der Staat allezeit voll Meutereyen, Aufruhr und Unordnung war, wurde doch die Bank von St. George, welche ein beträchtlicher Theil des Volkes geworden war, viele Jahre hindurch mit der größten Aufrichtigkeit und Weisheit verwaltet *.

Das Alter der größten öffentlichen Tugend, iſt nicht allemal das beſte für Privattugenden. Gute Geſetze können in einer Regierung, wo die Sitten und Gebräuche ein wenig Menſchlichkeit, oder Gerechtigkeit dem Gemüthe der Menſchen eingeflößet haben, Ordnung und Mäßigkeit erzeugen; die vortrefflichſte Periode der römiſchen Regierung, politiſch betrachtet, iſt dieſe, zwiſchen dem Anfange des erſten und dem Ende des letzten puniſchen Krieges; das nothige Gleichgewicht zwiſchen dem Adel und dem Volke wurde dazumal durch die Streitigkeiten der Tribunen ausgemacht, und doch nicht durch die Erweiterung der Eroberungen verloren. Dennoch war

* Eſſempio veramente raro, et da Filoſofi intante loro imaginate et vedute Republiche mai non trovato, vedere dentro ad un medeſimo cerchio, fra medeſimi cittadini la libertà, et la tirannide, la vita civile, et la corratta, la giuſtitia et la licenza; perche quello ordine ſolo mantiene quella citta piena di coſtumi antichi et venerabili. E s'egli auveniſſe (che col tempo in ogni modo auverrà) que San Giorgio tutta quella città occupaſſe, farrebbe quella una Republica piu que la *Venettiana* memorabile.

Della Hiſt. Fiorentine, Lib. 8.

zu derselben Zeit das Vergiften so gemein, daß in einer Zeit von einem Jahre, ein Prätor in einem Theile von Italien, hauptsächlich dieses Lasters wegen, über drey tausend Menschen strafte *. In den frühern Zeiten der Republik haben wir ein ähnliches, oder vielmehr ein noch schlimmeres Exempel **. So verderbt war das Volk in seinem Privatleben, welches wir in der Geschichte so sehr bewundern. Ich zweifele nicht, daß sie in der Zeit der zwey Triumvirate wirklich tugendhafter waren, als sie ihr Vaterland in Stücken rissen, und bloß für die Wahl eines Tyrannen Blutvergießen und Verwüstung über die Erde ausbreiteten ***.

Hier ist also ein hinlänglicher Bewegungsgrund, in einem jeden freyen Staate, mit dem größten Eifer die Formeln und Anordnungen zu behaupten, durch welche die Freyheit gesichert, das öffentliche Wohl beobachtet, und der Geiz, oder der Hochmuth der Privatleute zurückgehalten und bestraft wird. Nichts giebt der menschlichen Natur mehr Ehre, als wenn wir sie einer so edlen Leidenschaft fähig sehen: so wie nichts ein größerer Beweis von dem niedrigen Herzen eines Mannes seyn kann, als wenn man ihn dieser Leidenschaft beraubet sieht. Ein Mann, der sich

* T. Livii, *cap.* 43. ** Id. lib. 8. cap. 18.

*** L'Aigle contre l'Aigle, Romains contre Romains, Combattants seulement, pour le choix des Tyrans.

Corneille.

ſich nur allein liebet, ohne Hochachtung der Freundſchaft, oder der Verdienſte, iſt ein abſcheuliches Ungeheuer; Einem Manne, der allein zur Freundſchaft fähig iſt, ohne einen Eifer für das Vaterland, oder das gemeine Beſte, fehlet es an den weſentlichen Theilen der Tugend.

Aber dieſes iſt eine Sache, wobey ich mich hier nicht weiter aufhalten darf. Es giebt an beyden Seiten genug Eiferer, die die Leidenſchaften ihrer Anhänger entzünden, und unter dem Vorwande des gemeinen Beſtens, den Nutzen und den Endzweck ihrer beſondern Parten ſuchen. Was mich betrifft, ich werde allezeit geneigter ſeyn, die Mäßigung, als den Eifer zu befördern: Obgleich vielleicht das ſicherſte Mittel, in einer jeden Parten Mäßigung zu ſtiften, dieſes iſt, daß wir unſern Eifer für das gemeine Beſte vermehren. Laſſet uns alſo verſuchen, ob es möglich iſt, aus der vorhergehenden Lehre einen Unterricht zur Mäßigung für die Partenen zu ziehen, in welchen gegenwärtig unſer Land zertheilet iſt *; ſo daß wir zugleich durch dieſe Mäßigung den Fleiß und die Leidenſchaft nicht ſtören, womit ein jeder insbeſondere verbunden iſt, für das Beſte des Landes zu ſorgen.

Diejenigen, welche in einer ſolchen Regierung, wie die unſrige iſt, wo die gröſte Freyheit zugelaſſen wird, entweder einen Miniſter angreifen, oder vertheidigen, treiben es allezeit aufs äußerſte, und vergroſſern ſeine Verdienſte, oder

* Im Jahre 1742.

Fehler, in Ansehung des Publici. Seine Feinde werden ihn gewiß der großten Bosheiten in Besorgung der einheimischen, und auswartigen Sachen beschuldigen; und es ist in ihren Augen keine Niederträchtigkeit, kein Laster, wozu er nicht fähig wäre. Unnothige Kriege, anstößige Tractaten, Verschwendung des öffentlichen Schatzes, drückende Auflagen, und alle schlechte Verwaltung wird ihm zugeschrieben. Die Anklage zu vergrößern saget man, seine schädliche Aufführung werde ihren Gift bis auf die Nachkommen ausbreiten, indem sie die beste Staatsverfassung von der Welt untergrabe, und das weise System der Gesetze, der Anordnungen und Gebräuche in Unordnung bringe, durch welche unsere Vorfahren so viele Jahre hindurch glücklich beherrschet wären: Er ist nicht allein selbst ein ungerechter Minister, sondern hat auch allen Schutz gegen ungerechte Minister für die künftigen Zeiten aus dem Wege geräumet.

Auf der andern Seite erheben die Anhänger des Ministers sein Lob eben so hoch, als seine Ankläger ihn tadelten: und rühmen seine Weisheit, Standhaftigkeit und gemäßigte Aufführung in seiner ganzen Verwaltung. Die auswärts unterstützte Ehre, und der Nutzen der Nation, der zu Hause erhaltene öffentliche Credit, gehemmete Verfolgung, beygelegte Spaltungen; das Verdienst aller dieser Glückseligkeiten wird gänzlich dem Minister zugeschrieben. Zu gleicher Zeit krönt er alle seine andern Verdienste durch eine gewis-

gewiſſenhafte Sorge für die beſte Staatsverfaſſung von der Welt, welche er in allen ihren Theilen unverletzt erhalten, und ganz hinterlaſſen hat, die Glückſeligkeit und Sicherheit der ſpäteſten Nachkommen zu ſern.

Wenn dieſe Anklage, und Lobrede von den Anhängern jeder Parten angenommen wird; ſo iſt es kein Wunder, daß ſie auf beyden Seiten eine außerordentliche Gährung verurſachet, und die ganze Nation mit den hitzigſten Feindſeligkeiten erfüllet. Aber ich wollte gern die Eiferer für beyde Parteyen überreden, daß ſich ein Geiſt des Widerſpruches, ſowohl in der Anklage, als in der Lobrede befinde, und daß es beyden Theilen unmöglich wäre, ſo weit zu gehen, wenn ſie nicht Luſt hätten, ſich zu widerſprechen. Wofern unſere Staatsverfaſſung wirklich * das gute Gebäude, der Stolz von Brittannien, der Neid unſerer Nachbarn iſt, welches die Arbeit ſo vieler Jahrhunderte verbeſſert, der Aufwand ſo vieler Millionen, und eine ſolche Verſchwendung des Blutes befeſtiget hat; Ich ſage, wofern unſere Staatsverfaſſung einigermaaßen ſolche Lobreden verdienete; ſo würde ſie niemals geduldet haben, daß ein ungerechter, und ſchwacher Miniſter eine Zeit von zwanzig Jahren im Triumphe regieret hatte, da die größten Genies der Nation ſich ihm widerſetzten, welche die größte Freyheit der Zunge und der Feder in dem Parlamente, und in ihren öf-

* Diſſertazien über Parteyen. Der zehnte Brief.

tern Berufungen auf das Volk gebraucheten. Sondern wenn ein Minister in einem solchen Grade, wie man denselben beschuldiget, ungerecht und schwach ist: so muß die Staatsverfassung in ihren ursprünglichen Grundsätzen fehlerhaft seyn; und man kann ihm nicht mit Recht Schuld geben, daß er die beste Verfassung von der Welt untergrabe. Eine Staatsverfassung ist nur in so weit gut, als sie ein Mittel wider eine schlechte Verwaltung verschaffet: und wofern die britannische Staatsverfassung in ihrer höchsten Blüthe, und durch zwo so merkwürdige Begebenheiten, als die **Revolution**, und **Thronfolge**, bey der unsere alte königliche Familie derselben aufgeopfert wurde, wieder ausgebessert, kein Mittel wider eine schlechte Regierung verschaffet; so sind wir einem Minister vielmehr verpflichtet, der diese Staatsverfassung untergräbt, und uns eine Gelegenheit giebt, sie besser einzurichten.

Ich wollte mich derselben Beweise bedienen, den Eifer derjenigen zu mäßigen, welche den Minister vertheidigen. **Ist unsere Verfassung so vortrefflich**: so kann keine Veränderung der Minister eine so fürchterliche Begebenheit seyn; weil es einer solchen Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, in allen Bedienungen sich vor Beleidigung in Sicherheit zu setzen, und alle Grausamkeit in der Verwaltung zu verhüten. **Ist unsere Verfassung schlecht**: so ist eine so außerordentliche Eifersucht und Besürchtung einiger Aenderungen übel angebracht; und ein jeder

sollte

ſollte hierüber eben ſo wenig bekümmert ſeyn, als ein Mann, der eine Frau aus einem Bordel geheirathet hat, wachſam ſeyn ſollte, ihre Untreue zu verhüten. Die öffentlichen Angelegenheiten müſſen in einer ſolchen Staatsverfaſſung nothwendig in Unordnung gerathen, durch was für Hände ſie auch immer beſorget werden: und der Eifer der Patrioten iſt in dieſer Sache noch weniger nöthig, als die Geduld und Unterwerfung der Philoſophen. Die Tugend, und die guten Abſichten des Cato und Brutus ſind höchſt lobenswürdig; aber wozu dienete ihr Eifer? Zu nichts, als nur die Periode des Unterganges der römiſchen Regierung zu beſchleunigen, und ihre Verzückungen, und den Todeskampf noch heftiger und ſchmerzlicher zu machen.

Ich will nicht, daß man mich ſo verſtehe, als ob ich glaubte, daß die öffentlichen Angelegenheiten ganz und gar keine Sorge und Aufmerkſamkeit verdieneten. Wenn die Menſchen beſcheiden, und beſtändig wären: ſo könnten ihre Forderungen eingeräumet, wenigſtens unterſuchet werden. Die Landparten möchte immer behaupten, daß unſere Staatsverfaſſung, ſo vortreflich ſie immer ſey, eine ſchlechte Verwaltung in einem gewiſſen Grade zulaße; und daß es daher Recht ſey, wenn der Miniſter böſe wäre, ſich ihm mit einem geziemenden Eifer zu widerſetzen. Der Hofparten konnte man hingegen einräumen, vorausgeſetzt, daß ihr Miniſter gut ſey, ſeine Verwaltung mit einigem Eifer zu vertheidigen. Ich wollte

wollte nur bloß die Menschen bereden, nicht zu streiten, als wenn sie pro aris et focis fochten, und eine gute Staatsverfassung durch die Heftigkeit ihrer Parteyen in eine schlechte zu verwandeln *.

Ich

* Was unsers Verfassers Meynung von dem berühmten Minister war, worauf er hier zielet, kann aus dem Versuche ersehen werden, der in der ersten Ausgabe unter dem Titel eines Charakters von Sir Robert Walpole gedruckt ist. Er war folgender: Niemals war ein Mann, dessen Handlungen und Charakter ernstlicher und öffentlicher ware untersuchet worden, als die Handlungen des gegenwärtigen Ministers, welcher eine gelehrte und freye Nation eine so lange Zeit, unter einer so mächtigen Widersetzung, regieret hat; man könnte eine große Bibliothek aus dem machen, was für und wider ihn geschrieben und der Inhalt des halben Papieres ist, welches in dieser Nation, in diesen zwanzig Jahren, verschrieben wurde. Ich wünsche zur Ehre unsers Landes, daß nur ein einziger Charakter von ihm mit solcher Beurtheilung, und Unparteylichkeit entworfen seyn möchte, daß er bey der Nachwelt einigen Credit haben, [illegible] zeugen könnte, daß unsere Freyheit, wenig[illegible] einmal, zu einer guten Absicht angewendet [illegible] den sey. Ich befürchte nur, daß ich im [illegible] ersten Stücke der Beurtheilung fehle; aber wenn dieses geschehen sollte, so dürfte man doch nur eine Seite mehr wegwerfen, nach hundert tausenden von eben der Materie, die unternommen, und unbrauchbar geworden sind. Indessen schmeichele ich mir mit der angenehmen Hoffnung, daß der folgende Charakter von den tüch-

tigen

Ich habe hier nichts betrachtet, was in dem gegenwärtigen Streite persönlich ist. In der besten Staatsverfassung von der Welt, wo jeder Mensch

tigen Geschichtschreibern werde angenommen werden.

Sir **Robert Walpole**, erster Minister von Großbrittannien, ist ein Mann von Geschicklichkeit, keinem Genie; gutherzig, nicht tugendhaft; beständig, nicht großmüthig; bescheiden, nicht billig *). Seine Tugenden sind in einigen Fällen frey von den Lastern, die solche Tugenden gemeiniglich begleiten. Er ist ein edler Freund, ohne ein bitterer Feind zu seyn. Seine Laster sind in andern Fällen durch diese Tugenden nicht ersetzet, welche mit ihnen so nahe verwandt sind. Sein Mangel an Unternehmung ist nicht mit Sparsamkeit verbunden. Der Privatcharakter dieses Mannes ist besser, als sein öffentlicher; er besitzt mehr Tugenden, als Laster: Sein Glück ist größer, als sein Ruf: Mit vielen guten Eigenschaften hat er den Haß des Publici auf sich geladen. Mit einer guten Fähigkeit ist er dem Gelächter nicht entgangen. Er würde seiner hohen Stelle würdiger geachtet werden seyn, wenn er sie niemals bekleidet hätte; und er schicket sich besser für die zweyte, als für die erste Stelle in einer Regierung. Sein Stand, als Minister, ist seiner Familie vortheilhafter gewesen, als dem Publico, besser für diese Zeit, als für die Nachkommen, und schädlicher durch böse Beyspiele, als durch wirkliche Beschwerden. In seiner Zeit hat der Handel gelitten, die Freyheit abgenommen, und die Gelehrsamkeit ist zu Grunde gegangen. In so fern ich ein Mensch

* Bescheiden in Ausübung der Gewalt, nicht billig in Vergrößerung derselben.

Mensch durch die schärfsten Gesetze im Zwange gehalten wird, ist es leicht, die guten oder bosen Absichten eines Ministers zu entdecken, und zu urtheilen, ob sein persönlicher Charakter liebe oder Haß verdiene. Aber solche Fragen sind von weniger Erheblichkeit für das Publicum, und setzen diejenigen, welche ihre Feder dazu anwenden, billig in den Verdacht, daß sie entweder hassen, oder schmeichein.

Mensch bin, liebe ich ihn; in so fern ich ein Gelehrter bin, hasse ich ihn; in so fern ich ein Engländer bin, wunsche ich ruhig seinen Fall. Und ware ich ein Mitglied eines Hauses, so wollte ich meine Stimme dazu geben, daß er von St. James abgesetzet würde; doch wurde ich mich freuen, wenn er sich nach Houghton-Hall in die Einsamkeit begäbe, den Ueberrest seiner Tage in Ruhe zuzubringen.

Der Verfasser ist vergnügt, zu finden, daß die ganze Nation, nachdem die Feindschaft sich gelegen, und die Verleumdung aufgehöret hat, fast eben so mäßige Gesinnungen gegen diesen großen Mann wieder angenommen hat; wenn sie ihm nicht günstiger geworden ist; da es sehr natürlich ist, von einem Extrem zu dem andern überzugehen. Der Verfasser wollte sich diesen menschlichen Gesinnungen gegen Lotte nicht widersetzen; aber er kann nicht umhin, anzumerken, daß ein großer, und zwar der einzige große Fehler, in seiner langen Verwaltung, der ist, daß er nicht mehr von unsern öffentlichen Schulden bezahlet hat, wie in diesem Charakter zu versehen gegeben wird.

Der

Der fünfte Versuch.

Von den ersten Grundsätzen der Regierung.

Nichts setzet diejenigen, die die menschlichen Sachen mit einem philosophischen Auge betrachten, in größere Verwunderung, als wenn sie sehen, daß sich so viele von so wenigen so willig regieren lassen; und die blinde Unterwerfung betrachten, mit welcher die Menschen ihre eigene Gesinnungen und Leidenschaften ihren Regenten aufopfern. Wenn wir untersuchen, wodurch dieses Wunder hervorgebracht wird, so werden wir finden, daß die **Macht** allezeit auf der Seite der Unterthanen ist, da die Regenten nichts, sich zu erhalten, haben, als die Meynung. Die Regierung ist daher bloß auf Meynung gegründet; und diese Regel breitet sich sowohl auf die allerunumschränktesten, und kriegerischten Regierungen, als auf die allerfreyeste Republik aus. Der Sultan von Aegypten, oder der Kaiser von Rom, kann zwar seine dummen Unterthanen wie das Vieh, gerade gegen ihre Gesinnung und Neigung antreiben: allein er muß zum wenigsten seine Mamelucken, oder seine Leibwache, als Menschen, durch ihre Meynungen leiten.

Die

Die **Meynung** ist von zweyerley Art, nämlich, die Meynung des **Nutzens**, und die Meynung des **Rechts**. Durch die Meynung des Nutzens, verstehe ich hauptsächlich die Einsicht des öffentlichen Vortheils, der von der Regierung eingeerndtet wird; mit der Ueberredung, daß die besondere Regierung, die eingeführet ist, gleiche Vortheile mit einer andern habe, die leicht eingeführet werden konnte. Wenn diese Meynung unter den Vornehmsten des Staats, oder unter denen, die die Gewalt in den Händen haben, die Oberhand hat, so giebt sie einer jeden Regierung große Sicherheit.

Man hat zwo Arten des **Rechts**, das Recht zu der **Macht**, und das Recht zu dem **Eigenthume**. Man kann leicht sehen, was für eine Macht die Meynung der ersten Art bey den Menschen hat, wenn man die Liebe bemerket, die jede Nation für ihre alte Regierung, ja so gar für die Namen heget, die das Alterthum in Ansehen gebracht hat. Das Alterthum erzeuget allezeit die Meynung des Rechts; und so nachtheilig auch die Gedanken sind, die wir von den Menschen haben mögen, so findet man doch allezeit, daß sie mit dem Blute und dem Schatze, wenn es auf die Erhaltung des öffentlichen Rechts ankommt, verschwenderisch umgehen. Diese Leidenschaft kennen wir eine Enthusiasterey nennen, oder ihr eine Benennung nach unserm Gefallen geben: allein ein Staatskundiger, der ihren Einfluß in die menschlichen Sachen übersehen sollte,

ſollte, würde zeigen, daß er nur einen ſehr eingeſchränkten Verſtand beſäße. Es iſt in der That keine Sache, worinn ſich bey dem erſten Anblicke, ein gröſſerer Widerſpruch in der Bildung der menſchlichen Seelen befindet, als in der gegenwärtigen. Wenn die Menſchen in eine Partey verwickelt ſind, ſo ſind ſie im Stande, ohne alle Schaam und Gewiſſen, alle Bande der Ehre und der Sittenlehre zu verachten, um ihrer Partey zu dienen; und dennoch entdecken die Menſchen bey keiner Gelegenheit eine gröſſere Hartnäckigkeit, und eine entſchloſſnere Empfindung der Gerechtigkeit und Billigkeit, wenn eine Partey über einen Punct des Rechtes, oder eines Grundſatzes aufgerichtet iſt. Eben die geſellige Gemüthsart der Menſchen iſt die Urſache dieſer beyden Scheinwiderſprüche.

Man ſieht es deutlich genug ein, daß die Meynung des Rechtes auf das Eigenthum, unter allen Sachen der Regierung, von der gröſten Erheblichkeit iſt. Ein beſonderer Schriftſteller hat das Eigenthum zu dem Grunde aller Regierungen gemacht; und viele von unſern politiſchen Scribenten ſcheinen geneigt zu ſeyn, ihm hierinn zu folgen; dieß heißt die Sache zuweit treiben; aber man muß doch geſtehen, daß die Meynung des Rechtes auf das Eigenthum, einen groſſen Einfluß in dieſem Puncte hat.

Auf dieſe drey Meynungen, des Nutzens, des Rechts zur Macht, und des Rechts auf das Eigenthum, ſind daher alle Regierungen,

und alle Macht ſo weniger, über ſo viele, gegründet. Es ſind freylich noch andere Grundſätze vorhanden, die dieſe noch verſtärken, und ihre Wirkung beſtimmen, einſchränken, oder verändern: nämlich, Eigennutz, Furcht, oder Liebe: Allein ich behaupte immer, daß dieſe andern Grundſätze allein keinen Einfluß haben können, ſondern den Einfluß der Meynungen, wovon wir oben geredet haben, vorausſetzen. Sie ſind daher als die folgenden, nicht aber als die Hauptgrundſätze anzuſehen. Denn was den erſten, den Eigennutz, betrifft, wodurch ich eine Erwartung beſonderer Belohnungen verſtehe, die von dem allgemeinen Schatze unterſchieden ſind, den wir von der Regierung erhalten, ſo iſt es ausgemacht, daß die obrigkeitliche Macht verſtr eingeführet ſeyn muß, oder daß man ſie wenigſtens hoffen könne, um dieſe Erwartung hervorzubringen. Die Erwartung der Belohnung kann die Macht in Anſehung einiger beſondern Perſonen vermehren: allein dieſelbe in Anſehung des Publici nicht erzeugen. Die Menſchen erwarten von Natur von ihren Freunden und Bekannten die größten Gunſtbezeugungen: und daher würden die Hoffnungen einer anſehnlichen Anzahl des Staates, niemals auf eine beſondere Anzahl von Menſchen, zuſammen treffen, wenn dieſe Menſchen kein anderes Recht zur obrigkeitlichen Würde, und keinen Einfluß in die Meynungen der Menſchen hatten. Eben dieſe Anmerkung kann auf die beyden andern Grundſätze der

Furcht

Furcht und der Liebe ausgedehnet werden. Niemand würde Urſache haben, ſich vor der Wuth eines Tyrannen zu fürchten, wenn er weiter keine Gewalt über jemanden hätte, als die aus der Furcht entſteht; da, wenn man ihn als einen einzelnen Menſchen betrachtet, ſeine körperliche Macht, nicht weit reichen kann, und alle Macht, die er mehr beſitzt, entweder in unſerer eigenen Meynung, oder in den vermeynten Meynungen anderer, ihren Grund haben muß. Und obſchon die Liebe zur Weisheit und Tugend bey einem Beherrſcher ſich weit erſtrecket, und großen Einfluß hat; ſo muß man doch vorher von ihm vorausſetzen, daß er mit einem öffentlichen Charakter bekleidet ſey, ſonſt wird ihm die öffentliche Hochachtung auf keine Weiſe nützen, und ſeine Tugend außer ſeiner Privatſphäre, keinen Einfluß haben.

Eine Regierung kann verſchiedene Alter hindurch dauern, obſchon das Gewicht der Macht, und das Gewicht des Eigenthums nicht übereinſtimmen. Dieß geſchieht hauptſachlich, wo ein Mitglied des Staates einen großen Theil des Eigenthums erworben; aber, nach der urſprünglichen Verfaſſung der Regierung, keinen Theil an der Macht hat. Unter welchem Vorwande wollte ein einzelnes Glied dieſer Ordnung ſich in die öffentlichen Sachen miſchen? Da die Menſchen gemeiniglich zu ihrer alten Regierung ſehr geneigt ſind, ſo kann man nicht erwarten, daß das Publicum ſolche Anmaßungen jemals unterſtützen würde. Aber wo die urſprüngliche Staatsver-

fassung einen Theil, obgleich nur einen geringen Theil der Macht, einer gewissen Ordnung von Menschen einräumet, die einen großen Theil des Eigenthums in Besitz hat, da wird es derselben leicht, ihre Macht stufenweise zu erweitern, und das Gewicht der Macht mit dem Gewichte des Eigenthums zu vereinigen. Dieß war der Fall mit dem Hause der Gemeinen in England.

Viele Schriftsteller, die von der britannischen Regierung gehandelt haben, haben angenommen, daß, wie das Haus der Gemeinen, alle Gemeinen von Großbritannien vorstellet; so verhielte sich sein Gewicht in der Schaale auch so, wie das Eigenthum und die Macht aller derer, die es vorstellete. Allein dieser Grundsatz muß nicht als ohne alle Bedingung wahr angenommen werden. Denn obgleich das Volk geneigt ist, sich mehr an das Haus der Gemeinen, als an ein jedes anderes Glied der Regierungsform zu halten, da das Haus von ihm, als seine Repräsentanten gewählet wird, und der öffentliche Vertheidiger seiner Freyheit ist; so findet man doch Beyspiele, da das Volk dem Hause, so gar in der Widersetzung gegen die Krone, nicht gefolget ist; wie wir besonders an dem Tory-Hause der Gemeinen unter der Regierung des Königes Wilhelm sehen können. Wären die Mitglieder dieses Hauses verbunden, von denen, die sie ernannt, Unterricht einzuholen, wie die holländische Deputirten, so würde dieses die Sache ganz verändern; und wenn so ungeheure Macht und Reichthümer,

mer, als alle Gemeinen von Britannien beſitzen, in die Schaale geleget würden, ſo kann man ſich nicht leicht vorſtellen, daß die Krone entweder auf dieſe Menge des Volkes einen Einfluß haben, oder dem Uebergewichte des Eigenthums das Gegengewicht halten könne. Es iſt wahr, die Krone hat eine große Gewalt bey dem geſammten Körper von Britannien in der Wahl der Mitglieder; allein würde dieſe Gewalt, die ſie gegenwärtig nur einmal in ſieben Jahren ausgeübet hat, dazu angewendet, alle Stimmen über das Volk auf ihre Seite zu bringen, ſo würde ſie bald zu Grunde gerichtet werden; und es könnte ſie weder Liſt, noch die Liebe des Volkes, noch ein Einkommen erhalten. Ich muß daher glauben, daß eine Veränderung in dieſem Umſtande, eine völlige Veränderung in unſerer Regierung wirken, und ſie bald zu einer reinen Republik machen würde; und vielleicht zu einer Republik von keiner unbequemen Form, denn obſchon das in einem Körper verſammlete Volk, wie die römiſchen Tribus, zur Regierung völlig ungeſchickt iſt, ſo iſt es doch, wenn es in kleine Körper vertheilet iſt, ſo wohl der Vernunft, als der Ordnung fähiger; die Macht der Ebbe und Fluth des Volkes iſt einigermaaßen gebrochen; und der allgemeine Nutzen kann mit Regelmäßigkeit, und Beſtändigkeit beobachtet werden. Allein es iſt unnöthig, mehr von einer Regierungsart zu reden, die wahrſcheinlicherweiſe in Britannien niemals Statt haben wird, und die die Abſicht keiner einzigen von unſern

ſern Parteyen zu ſeyn ſcheint. Wir wollen unſere alte Regierung, ſo viel möglich, lieben, und verbeſſern, ohne eine Liebe, für ſo gefährliche Neuerungen, aufzumuntern.

Ich will dieſe Materie mit der Anmerkung ſchließen, daß der gegenwärtige politiſche Streit, in Anſehung der Vorſchriften, ſehr lächerlich iſt, und niemals entſchieden werden kann, ſo wie beyde Parteyen ihn führen. Die Landparteyverlanget nicht, daß ein Mitglied durchaus gebunden ſey, ihrer Vorſchrift zu folgen, wie ein Geſandter oder General ſich nach ſeinen vorgeſchriebenen Befehlen richten muß; und daß ſeine Stimme in dem Hauſe nicht anders gelten ſollte, als nur in ſo weit ſie ihrem Willen gemäß ſey. Die Hofparteyhingegen verlanget nicht, daß die Geſinnungen des Volkes bey einem jeden Mitgliede nichts gelten ſollen; vielweniger, daß dieſes die Geſinnungen derer verwerfen ſolle, die es verſtellet, und mit welchen es näher verbunden iſt. Und wenn ihre Geſinnungen von einigem Gewichte ſind, warum dürften ſie ſie denn nicht ausdrücken? Die Frage geht alſo bloß auf die Grade des Gewichts, die man den Vorſchriften einräumen muß. Allein ſo iſt die Sprache beſchaffen, daß es unmöglich iſt, dieſe verſchiedenen Grade deutlich auszudrücken: Und wenn einige über dieſe Materie einen Streit anfangen wollten, ſo kann es vielleicht geſchehen, daß ſie in der Sprache unterſchieden ſind, und doch in ihren Geſinnungen übereinkommen; oder daß ſie unterſchiedene Meynungen haben,

und

und doch einerley Sprache führen. Wie iſt es möglich, dieſe Grade feſtzuſetzen, wenn man die Verſchiedenheit der Sachen betrachtet, die vor das Haus kommen, und die Verſchiedenheit der Oerter, die durch die Glieder vorgeſtellet werden? Sollten die Vorſchriften von Totneß wohl eben ſo viel Gewicht haben, als die von London? Oder ſollten die Verſchriften in Anſehung der Zuſammenkunft der Stände, die die auswärtige Politik betrifft, von einem gleichen Gewichte ſeyn, mit denen in Anſehung der Acciſe, die bloß die einheimiſchen Sachen betrifft?

* *

Der ſechſte Verſuch.

Von der Liebe und Ehe.

Ich weis nicht, woher es kömmt, daß das Frauenzimmer ſo geneigt iſt, alles übel aufzunehmen, was zum Nachtheile der Ehe geſaget wird, und allezeit eine Satyre auf den Eheſtand, als eine Satyre auf ſich ſelbſt anſieht. Wollen ſie damit ſagen, daß es ſie vornehmlich angehe, und daß ſie, wenn ein Widerwillen in dieſen Stand zu treten, in der Welt überhand nehmen ſollte, am meiſten darunter leiden würden? Oder merken ſie, daß das Unglück, und Unheil des ehelichen Standes ihrem Geſchlech-

te mehr, als dem unſrigen zugeſchrieben werden muß? Ich hoffe, ſie werden nicht Luſt haben, einen von dieſen beyden Sätzen einzuraumen, oder ihren Gegnern, den Mannern, einen ſolchen Vortheil zu überlaſſen, daß ſie ihnen erlauben ſollten, dieſes nur zu denken.

Ich habe oft den Gedanken gehabt, mich der Gemüthsart des ſchönen Geſchlechts gefällig zu bezeigen, und eine Lobſchrift auf den Eheſtand zu ſchreiben: aber indem ich mich nach Materialien umſah, fand ich ſie ſo vermiſcht, daß ich am Ende meiner Betrachtung geneigter war, eine Satyre zu ſchreiben, welche auf die andere Seite meiner Lobrede geſetzt werden konnte: und ich befürchte, weil man glaubet, die Satyre faſſe mehr Wahrheiten in ſich, als eine Lobrede, daß ich ihrer Sache hiedurch mehr ſchaden, als nützen würde. Die Sache unrecht vorzuſtellen, iſt etwas, das ſie gewiß nicht von mir fodern werden. Ich muß mehr ein Freund der Wahrheit, als ihr Freund ſeyn, und wäre es auch ihrem Vortheile entgegen.

Ich will dem Frauenzimmer ſagen, worüber unſer Geſchlecht ſich in dem ehelichen Stande am meiſten beklaget; und wenn ſie uns in dieſem Puncte eine Genüge leiſten wollen, ſo werden alle übrige Zwiſtigkeiten leicht gehoben ſeyn. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt die Liebe zur Herrſchaft der Grund der Streitigkeit, ob es gleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie es für eine unbillige Liebe der Herrſchaft von uns halten werden, daß wir

ſo

ſo feſt auf dieſem Puncte beſtehen. Dem ſey, wie ihm wolle; keine Leidenſchaft ſcheint einen ſtärkern Einfluß in die Seelen des Frauenzimmers zu haben, als dieſe Liebe der Gewalt: und wir haben ein merkwürdiges Exempel in der Geſchichte, daß ſie über eine andere Leidenſchaft herrſche, welche die einzige iſt, die wir für ein Gegengewicht gegen dieſe halten können. Man erzählet uns, daß alle Weiber in Scythien einſt gegen die Männer eine Verſchwörung erregten, und das Geheimniß ſo gut verſchwiegen, daß ſie ihren Anſchlag eher vollzogen, als man ſie einmal in Verdacht zog. Sie überfielen die Männer im Trunke, oder im Schlafe, banden ſie alle in Ketten, und beriefen eine förmliche Zuſammenkunft von dem ganzen Geſchlechte; es wurde berathſchlaget, welche Mittel ſie gebrauchen wollten, ſich dieſes Vortheils zu bedienen, und vorzubauen, daß ſie nicht wieder in die Sclaverey fielen. Alle Männer todt zu ſchlagen ſchien keinem Theile der Geſellſchaft zu gefallen, der Beleidigungen ungeachtet, die ſie erlitten hatten: und ſie wollten ſich hernachmals ein großes Verdienſt aus dieſer Gelindigkeit gegen ſie machen. Sie wurden daher einig, dem ganzen männlichen Geſchlechte die Augen auszuſtechen: und begaben ſich alſo aller ihrer Ehre, die ſie aus ihrer Schonheit ziehen konnten, um ihre Gewalt in Sicherheit zu ſetzen. Wir müſſen nicht länger auf Putz und Kleidung halten, ſagten ſie; aber alsdann werden wir auch von der Sclaverey frey ſeyn; wir werden zwar keine

zärtliche Seufzer, aber wir werden auch keine gebietherische Befehle hören. Die Liebe muß uns auf ewig verlassen: aber sie wird auch die Unterthänigkeit mit sich hinweg nehmen.

Es ist von einigen, als ein unglücklicher Umstand angesehen worden, da die Weiber sich entschlossen hatten ihre Männer zu blenden, und einen ihrer Sinne zu rauben, um sie demüthig und unterthänig zu machen, daß der Sinn des Gehörs ihre Absicht nicht befriedigen konnte; weil es wahrscheinlich ist, daß das Frauenzimmer lieber diesen, als das Gesicht angegriffen haben würde: Und ich glaube, unter den Gelehrten ist es angenommen, daß es im ehelichen Stande keine so große Sache ist, den ersten Sinn zu verlieren, als den letztern. Dem sey, wie ihm wolle; es wird uns in neuern Anmerkungen erzählet, daß einige der scythischen Frauen heimlich die Augen ihrer Männer verschont hatten: weil sie meyneten, wie ich vermuthe, daß sie sie so gut durch Hülfe dieses Sinnes, als ohne denselben regieren konnten. Aber diese Männer waren so unverbesserlich und unumgänglich, daß ihre Weiber in wenigen Jahren, als ihre Jugend und Schönheit abnahm, sich alle genöthiget sahen, dem Exempel ihrer Schwestern zu folgen; welches nicht schwer war, in einem Staate zu thun, wo die Frauen allein die Herrschaft hatten.

Ich weis nicht, ob unser sydtisches Frauenzimmer nicht etwas von der Gemüthsart ihrer scythischen Verfahren an sich habe; aber ich muß bekennen,

bekennen, daß ich oft erſtaunt bin, wenn ich ſah, daß eine Frau mit Vergnügen einen Narrn zum Manne nahm, den ſie ohne den geringſten Widerſpruch regieren konnte; und mußte ihre Geſinnungen in dieſem Betrachte für ſo viel barbariſcher halten, als die Geſinnungen der verbuhlten Frauen, deren wir oben gedacht haben, als die Augen des Verſtandes den Augen des Körpers vorzuziehen ſind.

Aber um gerecht zu ſeyn, und den Tadel auf beyden Seiten gleich zu machen, ſo beſorge ich, daß der Fehler an unſerm Geſchlechte liege, wenn das Frauenzimmer ſo gern die Herrſchaft haben will, und daß ſie, wenn wir nicht unſere Herrſchaft misbrauchten, niemals daran denken würden, ſie uns ſtreitig zu machen. Wir wiſſen, daß Tyrannen, Rebellen erwecken; und alle Geſchichte lehren uns, daß Rebellen, wenn ſie die Oberhand behalten, in ihrer Reihe wieder Tyrannen werden. Aus dieſer Urſache wollte ich wünſchen, daß entweder auf keiner Seite Anſprüche auf die Herrſchaft gemachet würden, oder daß alles mit genauer Gleichheit getheilet wäre, als unter zweyen gleichen Gliedern eines einzigen Körpers. Und um beyde Partenen zu bereden, daß ſie dieſe freundſchaftlichen Geſinnungen ergreifen, will ich ihnen die Erzählung des Plato von dem Urſprunge der Liebe und Ehe, mittheilen.

Das menſchliche Geſchlecht war, nach dieſem ſinnreichen Weltweiſen, im Anfange nicht in Mann und Frau unterſchieden, ſo wie itzo; ſondern

dern eine jede Perſon war aus beyden Geſchlechtern zuſammengeſetzt, und in ſich ſelbſt Mann und Frau, in einer lebendigen Creatur zuſammengeſchmolzen. Dieſe Vereinigung war ohne Zweifel ſehr vollkommen, und die Theile ſehr genau zuſammen verbunden, weil daraus eine vollkommene Harmonie zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte entſprang, ob ſie gleich beſtändig unzertrennlich beyſammen waren. Und die Harmonie und Glückſeligkeit, die daraus entſtand, war ſo groß, daß die Androgynes (wie Plato ſie nennt) oder die Mannweiber übermüthig über ihre Glückſeligkeit, und rebelliſch gegen die Götter wurden. Um ſie für dieſe Vermeßenheit zu ſtrafen, konnte Jupiter kein beſſeres Mittel erfinden, als den männlichen, von dem weiblichen Theile abzuſondern, und zwey unvollkommene Weſen aus dieſem zuſammengeſetzten zu machen, welches vorher ſo vollkommen geweſen war. Dieſes iſt der Urſprung der Männer und Weiber, als unterſchiedener Creaturen. Aber ungeachtet dieſer Scheidung iſt noch unſere Erinnerung der Glückſeligkeit, die wir in unſerm erſten Stande genoſſen haben, noch ſo lebhaft, daß wir in dieſem Zuſtande niemals Ruhe haben, ſondern eine jede von dieſen Hälften ſuchet beſtändig durch das ganze Geſchlecht die andere Hälfte, welche von ihr abgeſondert iſt; und wenn ſie ſich wiederfinden, ſo verbinden ſie ſich mit der gröſeſten Zärtlichkeit und Sympathie. Aber es trägt ſich oft zu, daß ſie ſich in dieſem Puncte betrügen;

und

und das für ihre Hälfte anſehen, welches ſich gar nicht zu ihnen ſchicket; und daß die Theile ſich nicht ſo zuſammenfügen laſſen, und ſich in einander verbinden, wie zerbrochene Stücke pflegen. In dieſem Umſtande wird die Vereinigung bald aufgehoben, und ein jeder Theil losgelaſſen, ſeiner andern Hälfte nachzujagen, indem er ſich mit einer jeden verſuchet, die er antrifft, und keine Ruhe genießt, bis eine vollkommene Sympathie unter den Theilen zeiget, daß er glücklich geweſen iſt.

Wenn ich dieſe Erzählung des **Plato**, welche die beyderſeitige Liebe zwiſchen den Geſchlechtern auf eine ſo angenehme Art erkläret, ausführen wollte: ſo ſollte es durch folgende Allegorie geſchehen.

Als **Jupiter** den männlichen von dem weiblichen Theile abgeſondert, und ihren Hochmuth und Ehrgeiz gedämpfet hatte, ſo konnte er nicht umhin, dieſe grauſame Rache zu bereuen, und Mitleiden mit den armen Sterblichen zu haben, welche nun nicht mehr im Stande waren, einige Ruhe und Zufriedenheit zu genießen. Ihr Herzleid, ihre Beängſtigung, und ihre Bedürfniſſe die daraus entſtanden, wurden ſo groß, daß ſie ihre Schöpfung verfluchten, und ihr Daſeyn für eine Strafe hielten: Umſonſt nahmen ſie ihre Zuflucht zu andern Beſchäfftigungen, und Zeitvertreiben. Umſonſt giengen ſie allem Vergnügen der Sinne, und den Erfindungen der Vernunft nach: Nichts konnte das Leere ausfüllen, welches

ſie

ſie in ihrem Herzen fühlten, oder den Verluſt ihres Theils erſetzen, welcher ſo grauſam von ihnen abgewendet war. Dieſer Unordnung abzuhelfen, und zuletzt dem menſchlichen Geſchlechte in ſeinem verlornen Zuſtande einigen Troſt zu geben, ſchickte Jupiter die Liebe und den Hymen herunter, die zerbrochnen Hälften zu ſammeln, und ſie auf die beſte Art wieder zuſammen zu fügen. Dieſe zwo Gottheiten fanden gleich eine heftige Neigung bey den Menſchen, ſich in ihren erſten Stand wieder zu vereinigen, ſo daß ſie eine Zeitlang mit wunderbarem Glücke in ihrem Werke fortfuhren; bis zuletzt, unglückliche Zufälle und Streitigkeiten unter ihnen entſtanden. Der vornehmſte Rathgeber und Günſtling des Hymens war die Sorge, welche beſtändig den Kopf ihres Gönners mit der Ausſicht ins Zukünftige anfüllete; mit der Haushaltung, Familie, Kindern und Bedienten, ſo daß ſonſt auf wenig in allen Parteyen geſehen wurde, die ſie machten. Auf der andern Seite hatte die Liebe die Wolluſt zu ihrem Günſtlinge erwahlet, welche eine eben ſo ſchlimme Rathgeberinn, als die andere war, und niemals zugeben wollte, daß die Liebe über das itzige augenblickliche Vergnügen, oder die Befriedigung der herrſchenden Leidenſchaft hinausſehen ſollte. Dieſe beyde Günſtlinge wurden in kurzer Zeit die abgeſagteſten Feinde, und ließen es ihre vornehmſte Sorge ſeyn, einer des andern Unternehmungen zu Schande zu machen. Kaum hatte die Liebe auf zwo Hälften ihren Anſchlag

gemacht,

gemacht, welche sie zusammenfügen, und genau verbinden wollte; so schlich sich die Sorge dazwischen, und brachte den Hymen mit, zerstörete die Verbindung, die durch die Liebe gemacht war, und verband eine jede Hälfte mit einer andern, welche sie für sie ausgesehen hatte. Um sich deswegen zu rächen, schlich sich die Wollust bey einem jeden Paar ein, welches von dem Hymen vereiniget war; rief die Liebe zu Hülfe, und richtete es zusammen unter der Hand so ein, daß sie die Hälften durch geheime Bande mit andern Hälften verbanden, welche Hymen gar nicht kannte. Es dauerte nicht lange, so wurde dieser Streit schon durch gefährliche Folgen gemerket, und bald darauf entstanden solche Klagen vor dem Throne des Jupiters, daß er sich genöthiget sah, den beleidigenden Theil vor sich fodern zu lassen, um Rede und Antwort wegen seines Verfahrens zu geben. Nachdem er beyde Parteyen angehöret hatte, legte er der Liebe und dem Hymen einen geschwinden Vergleich auf, als das einzige Mittel den Menschen ihre Glückseligkeit wiederzugeben: und damit er sich versicherte, daß dieser Vertrag dauerhaft wäre, so schärfte er ihnen sehr ein, daß sie niemals ohne Berathschlagung ihrer beyden Günstlinge, der Sorge und Wollust, Hälften zusammen verknüpfen, und beyder Einwilligung zu der Verbindung haben sollten. Wo diesem Befehle strenge nachgelebet wird, da wird der Androgynes völlig wiederhergestellet, und das menschliche Geschlecht genießt alsdann die

Glück-

Glückſeligkeit ſeines erſten Standes. Die Fuge wird kaum geſehen, welche die beyden Weſen zuſammenfüget, ſondern beyde Theile verbinden ſich ſo ſehr, daß ſie eine vollkommene Creatur ausmachen.

Siebenter Verſuch.

Von der Erlernung der Geſchichte.

Ich wollte meinen Leſerinnen nichts mehr empfehlen, als die Erlernung der Geſchichte, als eine Beſchäfftigung, die ſich zu ihrem Geſchlechte, und ihrer Erziehung beſſer ſchickt, als alle andere; ſie iſt weit lehrreicher, als die Bücher, womit ſie gemeiniglich ihre Zeit vertreiben, und ſie beluſtiget weit mehr, als die ernſthaften Werke, die man ſo gewöhnlich in ihren Zimmern findet. Unter andern wichtigen Wahrheiten, die ſie aus der Geſchichte lernen können, werden ſie von zweenen Umſtänden unterrichtet, deren Wiſſenſchaft ſehr viel zu ihrer Ruhe, und ihrem Frieden beytragen kann: daß ſowohl unſer Geſchlecht, als das ihrige, bey weitem nicht ſo vollkommene Geſchöpfe ſind, als ſie ſich vorſtellen; und daß die Liebe nicht die einzige

ſte Leidenſchaft iſt, wodurch die männliche Welt regieret wird, ſondern öfters durch Geiz, Ehrbegierde, Eitelkeit, und tauſend andere Leidenſchaften beſieget wird. Ich weis nicht, ob es die falſchen Vorſtellungen der Menſchen in dieſen beyden Puncten ſind, die die Romanen und Neuigkeiten dem ſchönen Geſchlechte ſo angenehm machen; doch muß ich bekennen, es iſt mir leid, daß ſie einen ſolchen Widerwillen gegen hiſtoriſche Sachen, und eine ſolche Begierde für Lügen bezeugen. Ich erinnere mich, daß mich einmal eine junge Schöne, gegen die ich einige Liebe hatte, erſuchete, ihr einige Neuigkeiten und Romanen zu ihrem Zeitvertreibe auf das Land zu ſenden: allein ich beſaß zu viele Großmuth, mich eines Vortheils zu bedienen, den ich von der Folge dieſes Leſens vielleicht hatte erhalten können, da ich entſchloſſen war, keine vergiftete Waffen gegen ſie zu gebrauchen. Ich ſandte ihr daher die Lebensbeſchreibungen des Plutarchs, und verſicherte ſie zugleich, daß nicht ein einziges wahres Wort von dem Anfange bis zum Ende, darinn enthalten ſey. Sie las ſie mit großer Aufmerkſamkeit durch, bis ſie an das Leben des Alexanders und des Cäſars kam, deren Namen ſie zufälligerweiſe gehöret hatte; und ſo ſchickte ſie mir das Buch mit vielen Vorwürfen zurück, daß ich ſie betrogen hatte.

Man kann mir in der That einwenden, daß das ſchöne Geſchlecht keinen ſolchen Widerwillen gegen die Geſchichte habe, als ich vorſtellte, vor-

nehmlich wenn es eine geheime Geſchichte iſt, und einige merkwürdige Handlungen enthält, wodurch ihre Neubegierde erwecket werden kann. Allein da ich nicht finde, daß die Wahrheit, die der Grundſtein der Geſchichte iſt, in dieſen Anekdoten im geringſten beobachtet wird, ſo kann ich dieſes nicht als einen Beweis ihrer Neigung für dieſe Beſchäftigung annehmen. Dem ſey, wie ihm wolle; ſo ſehe ich doch nicht, warum dieſe Neubegierde ſich nicht beſſer leiten laſſen, und ſie verleiten könne, nach einer Erzählung von denen, die in vorigen Zeiten gelebet haben, eben ſo ſehr zu verlangen, als nach einer Nachricht von denen, die zu unſerer Zeit leben. Was geht es der **Cleone** an, ob **Fulvia** in einem geheimen Liebeshandel mit dem **Philander** verwickelt iſt, oder nicht? hat ſie nicht eben ſo vielen Grund, ſich an dem Berichte zu vergnügen, (den ſich viele Geſchichtſchreiber in das Ohr ſagen) daß die Schweſter des **Cato** einen Liebeshandel mit dem **Cäſar** hatte, und ihren Sohn **Markus Brutus** ihrem Gemahle, als den ſeinigen unterſchob, obſchon ihr Liebhaber in der That ſein Vater war? Und ſind die Liebesgeſchichte der **Meſſalina** oder **Julia** nicht eben ſo eigentliche Materien zu Unterredungen, als ein Liebeshandel, der ſich in den letzten Jahren in dieſer Stadt zugetragen hat?

Allein ich weis nicht, woher es kömmt, daß ich zu einer Art eines Scherzes gegen das Frauenzimmer verleitet worden bin: wo es nicht vielleicht

leicht dieſelbe Urſache hat, wodurch die Perſon, die der Liebling der Geſellſchaft iſt, oft der Vorwurf ihres artigen Scherzes und Spottes wird. Wir finden ein Vergnügen daran, uns mit einer guten Art an die Perſon zu machen, die uns gefällt; und vermuthen zugleich, daß nichts von der Perſon übel genommen werde, die von der guten Meynung und Neigung aller gegenwärtigen verſichert iſt. Ich will itzt fortfahren, meine Materie ernſthafter abzuhandeln, und die vielen Vortheile anzeigen, die aus der Erlernung der Geſchichte entſtehen, und zeigen, wie gut ſie ſich für jeden ſchicket; vornehmlich für die, die durch die Zärtlichkeit ihrer Leibesbeſchaffenheit und ihrer weichlichen Erziehung, den ernſthaftern Wiſſenſchaften entſagen müſſen. Die Vortheile, die man in der Geſchichte findet, ſcheinen von drey Gattungen zu ſeyn; ſie beluſtiget die Phantaſey, verbeſſert den Verſtand, und ſtärket die Tugend.

In der That, welche Beſchäfftigung der Seele iſt angenehmer, als in die allerentfernteſte Zeiten der Welt zurück geführet zu werden, und die menſchliche Geſellſchaft in ihrer Kindheit zu betrachten, wie ſie die erſten Verſuche zu den Künſten und Wiſſenſchaften machet: die Policey der Regierung zu ſehen, und die Höflichkeit des Umganges, wie ſie ſtufenweiſe zunimmt, und wie alles, was dem menſchlichen Leben zur Zierde dienet, immer vollkommener wird. Den Urſprung, den Wachsthum, den Fall und die end-

liche Vertilgung der blühenden Reiche zu sehen: die Tugenden, die ihre Größe beförderten; und die Laster, die sie zu Grunde rissen. Kurz, das ganze menschliche Geschlecht, vom Anfange der Zeit, wie es war, vor uns, in seinen wahren Farben die Musterung durchgehen zu sehen, ohne eine Verstellung, die in ihrer Lebensart das Urtheil der Zuschauer so sehr in Verwirrung setzte. Was für ein Schauspiel kann man sich vorstellen, das so prächtig, veränderlich und so wichtig ist? Welche Belustigung der Sinnen und der Einbildung kann hiemit in Vergleichung gestellet werden? Sollen die schlechten Zeitverkürzungen, die so viel von unserer Zeit wegnehmen, als solche vorgezogen werden, die besser befriedigen, und geschickter sind, unsere Aufmerksamkeit zu reizen? Wie verkehrt muß der Geschmack seyn, der im Stande ist, eine so schlechte Wahl im Vergnügen zu treffen!

Aber die Geschichte ist ein sehr unterrichtender Theil der Wissenschaft, und zugleich ein angenehmer Zeitvertreib: und ein großer Theil von dem, was wir gemeiniglich Gelehrsamkeit nennen, und so hoch schätzen, ist nichts mehr, als eine Bekanntschaft mit den historischen Begebenheiten. Eine weitläuftige Erkenntniß dieser Art gehöret für gelehrte Manner: allein ich muß es für eine unverantwortliche Unwissenheit der Personen halten, von welchem Geschlechte sie auch sind, wenn sie nichts von der Geschichte ihres Vaterlandes wissen, noch von den Geschichten des alten Griechenlan-

chenlandes und Roms. Ein Frauenzimmer kann ſich mit gutem Anſtande aufführen, und auch einige Munterkeit in ihrem Witze haben; aber wenn ihre Seele ſo wenig verſehen iſt, ſo iſt es unmöglich, daß ihr Umgang Leute von Verſtand und Nachdenken unterhalten kann.

Ich muß hinzufügen, daß die Geſchichte nicht nur ein ſchatzbarer Theil der Wiſſenſchaft iſt, ſondern auch das Thor zu vielen andern Theilen der Wiſſenſchaften öffnet, und zu den meiſten Materialien an die Hand giebt. Und in der That, wenn wir die Kürze des menſchlichen Lebens, und unſere eingeſchränkte Erkenntniß ſelbſt in dem betrachten, was ſich in unſerem eigenen Zeitalter zuträgt, ſo werden wir bemerken, daß wir auf ewig in Anſehung des Verſtandes, Kinder ſeyn würden, wenn dieſe Erfindung unſere Erfahrung zu allen vergangenen Zeiten, und zu den entfernteſten Nationen nicht ausdehnete; da ſie machet, daß dieſe zu unſerer Verbeſſerung in der Weisheit ſo viel beytragen müſſen, als wenn wir ſie wirklich ſelbſt geſehen hätten. Man kann auf gewiſſe Art von einem Manne, der der Geſchichte kundig iſt, ſagen, daß er vom Anfange der Welt gelebet, und in einem jeden Jahrhunderte ſeinen Vorrath an Wiſſenſchaften vermehret habe.

Die Wiſſenſchaft, die man durch die Geſchichte erlanget, hat auch den Vortheil, daß ſie uns mit den menſchlichen Sachen bekannter machet, als wir durch den Umgang mit der Welt

werden, ohne im geringsten die zartesten Gesinnungen der Tugend zu schwächen. Und, die Wahrheit zu sagen, ich kenne kein Studium, oder keine Beschäftigung, die in diesem Puncte so wenig Ausnahme leide, als die Geschichte. Dichter können die Tugend mit den reizendsten Farben malen: allein, da sie sich bloß an die Leidenschaften wenden, so werden sie öfters Fürsprecher für die Laster. So gar die Philosophen sind im Stande, sich in der Spitzfindigkeit ihrer Betrachtungen zu verirren; und wir haben einige so weit gehen sehen, daß sie die Wirklichkeit alles moralischen Unterschiedes geläugnet haben. Allein ich halte diese Anmerkung der Aufmerksamkeit eines nachdenkenden Lesers würdig, daß die Geschichtschreiber, fast ohne Ausnahme, wahre Freunde der Tugend gewesen sind, und sie allezeit in ihren eigentlichen Farben vorgestellet haben, wenn sie sich schon in ihren Urtheilen über besondere Personen irreten. Selbst Machiavel entdecket in seiner Geschichte von Florenz, eine wahre Empfindung der Tugend. Wann er als ein Staatskundiger in seinen allgemeinen Betrachtungen redet, so sieht er das Vergiften, den Meuchelmord, und den Meineid als gesetzmäßige Künste der Macht an; aber wann er als ein Geschichtschreiber in seinen besondern Erzählungen redet, so zeiget er einen so scharfen Zorn gegen das Laster, und eine so heiße Billigung der Tugend, in vielen Stellen, daß ich nicht umhin kann, die Anmerkung des Horaz auf ihn anzuwenden,

wenden, daß, wenn man die Natur mit noch so großem Zorne wegjaget, sie sich dennoch wieder einstelle. Und diese Uebereinstimmung der Geschichtschreiber, der Tugend das Wort zu reden, ist nicht schwer zu erklären. Wenn ein Mann, der Beschäfftigung hat, sich in das Leben und in Handlungen einläßt, so wird er eher die Charaktere der Menschen betrachten, wie sie mit seinem Nutzen in Verwandtschaft stehen, als wie sie für sich selbst beschaffen sind; und seine Urtheilskraft ist bey jeder Gelegenheit in die Heftigkeit seiner Leidenschaft eingewebet. Wenn ein Philosoph die Charaktere und Sitten in seinem Zimmer betrachtet, so machet die allgemeine abstracte Betrachtung der Gegenstände die Seele so kalt und unbeweglich, daß die natürliche Empfindungen keinen Platz zu arbeiten haben, und er selten den Unterschied zwischen dem Laster und der Tugend fühlet. Die Geschichte hält die rechte Mittelstraße zwischen diesen Gegensätzen, und setzet die Gegenstände in den gehörigen Gesichtspunct. Die Geschichtschreiber sind sowohl, als die Leser, in den Charakteren und Begebenheiten hinlänglich interessiret, eine lebendige Empfindung zum Tadel und zum Lobe zu haben; und haben zu gleicher Zeit keinen Privatnutzen, der ihre Urtheilskraft verderben könnte.

Verae voces tum demum pectore ab imo
Eliciuntur.

Achter Versuch.

Von der Unabhängigkeit des Parlaments.

Bey der Vergleichung der Aufführung der Hof- und der Landparten, habe ich öfters bemerket, daß die erstern sich gemeiniglich in Gesellschaften nicht so viel herausnehmen, nicht so viel lehren wollen, und leichter etwas einräumen; und ob sie gleich eben so wenig überzeuget werden können, doch eher Einwürfe vertragen, als die letztern; welche fähig sind, über jeden Einwurf in Hitze zu gerathen, und den für einen bestochenen übelgesinnten Menschen anzusehen, der mit kaltem Blute und Unparteylichkeit mit ihnen streitet, oder ihrer Gegenparten etwas einräumet. Dieß ist eine Sache, die ein jeder, wie ich glaube, bemerket haben wird, der oft in Gesellschaft gewesen ist, worinn politische Fragen erörtert worden sind; obschon eine jede Parten, wenn jemand nach der Ursache ihres Streits fragte, eine verschiedene Ursache angeben wird. Ein Mann von der **Hexenpartey** wird es der Natur seiner Parten selbst zuschreiben, welche, da sie auf den Eifer für das gemeine Beste, und für die Regierungsforme gegründet ist, nicht gern

solche

ſolche Lehren vertragen kann, die für die Freyheit ſchädliche Folgen haben. Auf der andern Seite werden die von der Hofparten uns an den Bauer erinnern, deſſen der Lord Shaftesbury erwähnet. „Es fiel einmal einem Bauer ein, ſaget dieſer vortreffliche Schriftſteller *, „die latein„iſchen Diſputationen der Lehrer auf einer hohen „Schule anzuhören. Man fragte ihn, was er „für Vergnügen daran haben könnte, ſolche Strei„ter zu ſehen, weil er doch unmöglich ſo viel ver„ſtünde, zu wiſſen, welche von den Parteyen ge„ſieget hätte? In dieſem Puncte, verletzte der „Bauer, bin ich nicht ſo einfältig, daß ich „nicht ſehen könnte, wer den andern zuerſt „in Hitze bringt. Die Natur gab dem Bauer „ſelbſt dieſe Regel, daß derjenige, welcher durch „Gründe den Vorzug hat, gefällig und aufge„räumt ſey: der aber, welcher nicht im Stande „iſt, ſeinen Satz mit Vernunft zu behaupten, „natürlicherweiſe ſeine Faſſung verliere, und „hitzig werde.„

Welchem von dieſen Gründen ſollen wir unſern Beyfall geben? Meiner Meynung nach keinem von beyden; wo wir nicht den Vorſatz haben, uns ſelbſt hineinziehen zu laſſen, und in der einen oder der andern Partey Zeloten zu werden. Ich glaube, ich kann die Urſache der verſchiedenen Aufführung der beyden Parteyen angeben, ohne eine davon zu beleidigen. Die Landparten iſt gegenwärtig mehr für das Volk geſinnt, und iſt

* Miſcellaneous Reflexions a. d. 107 S.

es vielleicht auch in den meisten Regierungen gewesen: so daß sie, weil sie gewohnt ist, in Gesellschaften die Oberhand zu behalten, eine Widerlegung ihrer Meynungen nicht mit Geduld anhören kann, sondern sich auf die Gunst des Volkes so sehr verläßt, als wenn sie in allen ihren Meynungen durch die untrüglichste Demonstration unterstützet würde. Hingegen wird die Hofparten gemeiniglich durch die republicanischen Schwätzer so sehr übertäubet, daß, wenn man mit derselben mit Mäßigung redet, oder ihr nur etwas weniges einräumet, sie sich außerordentlich verpflichtet hält, und diese Gunst gern durch eine Mäßigung und Gefälligkeit auf ihrer Seite erwiedert. Sie weis, daß wüthend und hitzig sern, ihr bloß den Charakter unverschämter Bestochenen zuwege bringen würde; nicht eifriger Patrioten, welches der Charakter ist, den eine solche heftige Aufführung, der andern Parten verschaffen kann.

Wir finden in allen Streitigkeiten, ohne auf die Wahrheit oder Falschheit auf einer oder der andern Seite Acht zu haben, daß diejenigen, die die angenommenen Meynungen für das Volk vertheidigen, in ihren Redensarten allezeit am meisten lehren wollen, und die Herrschsüchtigsten sind: Da ihre Gegenparten sich einer außerordentlichen Höflichkeit und Mäßigung befleißiget, um so viel als möglich ist, einige Vorurtheile zu finden, die gegen sie sern können. Betrachtet die Aufführung unserer Freydenker aller Namen,

men, ſie mögen alle Offenbarung verwerfen, oder ſich nur der übermäßigen Macht der Geiſtlichkeit widerſetzen; Collins, Tindal, Toner, Hoadley Vergleichet ihre Mäßigung, und Sittſamkeit mit dem wüthenden Eifer, und dem Gewäſche ihrer Widerſacher, ſo werdet ihr von der Wahrheit meiner Anmerkung überzeuget werden. Eben dieſen Unterſchied kann man in der Aufführung der franzöſiſchen Schriftſteller bemerken, die den Streit über die alte und neue Gelehrſamkeit führeten. Boileau, Herr und Madam Dacier, der Abt du Bos, die die Parten der Alten vertheidigten, miſcheten Satiren und Schmähworte unter ihre Beweiſe: da Fontenelle, la Motte, Charpentier, und ſo gar Perrault niemals die Gränzen der Mäßigung, und einer guten Erziehung überſchritten; ob ſie gleich durch die heftigſten Spöttereyen von ihrer Gegenparten dazu aufgefordert wurden.

Ich bin zu dieſer Betrachtung dadurch verleitet worden, daß ich einige Blatter überſah, welche über dem großen Streitpuncte von dem Einfluſſe des Hofes, und der Abhängigkeit des Parlaments geſchrieben waren, und worinn, meiner geringen Meynung nach, die Landparten eine zu ſtrenge Unbiegſamkeit, und eine zu große Eiferſucht zeiget, ihrer Gegenparten etwas einzuräumen. Ihre Gründe verlieren die Stärke, weil ſie zu weit getrieben ſind: und die Liebe zum Volke, die ſie in ihren Meynungen äußert, hat ſie verleitet, ihre Richtigkeit und Bündigkeit,

einiger-

einigermaaßen zu verabsäumen. Ich hoffe, die folgenden Gründe werden mich in dieser Meynung rechtfertigen.

Die politischen Schriftsteller haben, als eine Grundregel angenommen, daß man in dem Entwurfe eines Systemes der Regierung, und in der Bestimmung der Mittel, wie eins das andere im Zaume halten müsse, alle Leute für Schelme ansehen müsse, die in allen ihren Handlungen keinen andern Endzweck hätten, als ihren eigenen Nutzen. Durch diesen Nutzen müssen wir sie regieren, und durch diese Mittel dahin bringen, daß sie zu dem allgemeinen Wohl mit arbeiten, ungeachtet ihres unersättlichen Geizes, und ihrer Ehrbegierde. Ohne diese, sagen sie, werden wir umsonst mit den Vortheilen einer Regierung prahlen, und am Ende finden, daß wir für unsere Freyheit, oder Güter keine andere Sicherheit haben, als den guten Willen unserer Regenten: das ist, wir werden ganz und gar keine Sicherheit haben.

Es ist daher eine richtige politische Grundregel, **daß man jedermann für einen Schelm halten müsse**: Ob ich gleich zugleich bekennen muß, daß es etwas fremde scheint, daß eine Regel in der Staatskunde wahr seyn sollte, die im Facto falsch ist. Allein um uns über diesen Punct zu befriedigen, können wir betrachten, daß die Menschen überhaupt in ihrem Privatcharakter ehrlicher sind, als in ihrem öffentlichen, und sich mehr bemühen werden, einer Parten zu dienen, als

als in Sachen, die nur ihren eigenen Privatnutzen betreffen. Die Ehre iſt ein großer Zügel für die Menſchen: Aber wenn ein anſehnlicher Körper von Menſchen zuſammen handelt, ſo iſt dieſer Zügel großentheils weggenommen: weil ein Mann ſicher iſt, den Verfall ſeiner eigenen Partey in dem zu erhalten, was den allgemeinen Nutzen befördert, und bald lernet, das Geſchrey ſeiner Gegner zu verachten. Hiezu können wir hinzufügen, daß ein jedes Gericht, oder ein jeder Rath, durch die mehreſten Stimmen beſchließt; ſo daß, wenn der Eigennutz bloß die mehreſten Stimmen verſchaffet, (welches allezeit in dem gegenwärtigen verderbten Zuſtande der Menſchen geſchehen wird) der ganze Rath den Anlockungen dieſes beſondern Nutzens folgen, und ſeine Handlungen ſo einrichten wird, als wenn kein Mitglied darunter wäre, das einige Achtung für den allgemeinen Nutzen und die Freyheit hatte.

Wenn ſich daher ein Plan der Regierung meiner Beurtheilung und Unterſuchung darſtellet, ſie mag wirklich oder erdichtet ſeyn, wo die Macht unter verſchiedene Gerichte, und verſchiedene Ordnungen von Menſchen vertheilet iſt: ſo betrachte ich allezeit den Privatnutzen eines jeden Gerichts, und einer jeden Ordnung; und wenn ich finde, daß durch die künſtliche Theilung der Macht, der Privatnutzen nothwendig dem öffentlichen in ſeiner Wirkung zu Hülfe kommen muß: ſo erkläre ich die Regierung für weiſe und glücklich. Wenn im Gegentheile der Privatnutzen einer jeden Ordnung

nung keine Hinderniß hat, und nicht zu dem öffentlichen geleitet wird; so werde ich nichts als Parteyen, Unordnung und Tyranney von einer solchen Regierung erwarten.

In dieser Meynung werde ich sowohl durch die Erfahrung, als auch durch die Glaubwürdigkeit aller alten und neuen Philosophen und Staatskundigen gerechtfertiget. Wie sehr würde es daher ein solches Genie, als Cicero oder Tacitus war, befremdet haben, wenn man ihnen gesaget hätte, daß in der künftigen Zeit ein sehr regelmäßiges System einer vermischten Regierung entstehen sollte, wo die Macht so ausgetheilet sey, daß ein Rang alle übrigen, wenn es ihm gefällt, verschlingen, und die ganze Macht der Regierungsform an sich ziehen könne. Sie würden gesaget haben, eine solche Regierung wird keine vermischte Regierung seyn. Denn die natürliche Ehrbegierde der Menschen ist so groß, daß sie niemals mit Macht genug gesättiget werden können: und wenn eine Classe von Menschen sich, durch Beobachtung ihres eigenen Nutzens, über eine jede andere erheben kann, so wird sie es gewiß thun, und sich selbst, so viel als möglich ist, unumschränkt und unabhängig machen.

Allein die Erfahrung zeiget, daß sie sich in dieser Meynung geirret haben würden. Denn das ist eben der Fall mit der brittannischen Regierungsforme. Der Theil der Macht, der durch unsere Staatsverfassung dem Hause der Gemeinen übergeben worden, ist so groß, daß er allen

allen anderen Theilen unſerer Regierung Geſetze vorſchreibt. Die Macht des Königes, Geſetze zu geben, iſt gar kein Zügel für denſelben. Denn obſchon der König eine verneinende Stimme in der Ausfertigung aller Geſetze hat; ſo wird ſie doch in der That ſelbſt ſo wenig geachtet, daß dasjenige, was die beyden Häuſer gebilliget haben, ganz ſicher zu einem Geſetze wird, und die königliche Bewilligung iſt nicht viel mehr, als die bloße Formel. Das vornehmſte Gewicht der Krone liegt in der Macht der Ausübung der Geſetze. Aber außerdem, daß dieſe Macht, in einer jeden Regierung, der Macht, Geſetze zu geben, ganz unterworfen iſt; außerdem, ſage ich, erfordert die Ausübung dieſer Macht ungeheure Koſten, und die Gemeinen haben ſich ſelbſt mit der Gewalt verſehen, über das öffentliche Geld zu ſchalten. Wie leicht wird es alſo dieſem Hauſe ſeyn, die Krone aller ihrer Macht, einer nach der andern, zu berauben, wenn es bey einer jeden Geldbewilligung Bedingungen machet, und ſeine Zeit ſo gut wählet, daß ſeine Weigerung der Subſidien bloß die Regierung in Verlegenheit ſetzet, ohne fremden Mächten einigen Vortheil über uns einzuräumen? Hinge das Haus der Gemeinen auf gleiche Weiſe von dem Könige ab, und hätte keines von den Mitgliedern ein anderes Eigenthum, als was er ihm ſchenket, würde er alsdann nicht allen ihren Entſchlüſſen befehlen, und von dem Augenblicke an unumſchränkt ſeyn? Was das Oberhaus betrifft, ſo iſt es eine mächtige

Stütze

Stütze für die Krone, so lange es wiederum von derselben unterstützet wird. Allein Erfahrung, und Vernunft zeigen uns, daß es nicht Macht noch Ansehen genug hat, sich selbst, ohne eine solche Stütze zu erhalten.

Wie können wir also dieses Parador auflösen? und wodurch wird dieses Glied unserer Regierungsforme in seine eigentlichen Gränzen eingeschränkt? da es doch selbst nach unserer Staatsverfassung so viel Macht haben muß, als es verlanget, und bloß durch sich selbst eingeschränket werden kann. Wie kommt dieß mit unserer beständigen Erfahrung von der menschlichen Natur überein? Ich antworte, daß der Nutzen des ganzen Körpers hier durch den Nutzen einzelner Menschen eingeschränkt ist, und daß das Haus der Gemeinen seine Macht nicht erweitert, weil ein solches Anmaßen dem Nutzen der mehresten Stimmen seiner Glieder zuwider sein würde. Die Krone hat so viele Bedienungen zu vergeben, daß sie, wenn der ehrliche, und uneigennützige Theil des Hauses ihr beystehet, allezeit den Entschlüssen des ganzen befehlen wird; wenigstens in so weit, daß die alte Regierungsforme vor aller Gefahr geschützet wird. Wir mögen daher diesem Einflusse einen Namen geben, den wir wollen; wir mögen ihn mit den verhaßten Benennungen, der Bestechung und Abhängigkeit belegen; so sind doch einige Grade, und einige Gattungen desselben von der Natur der Regierungsforme selbst unzertrenn-

zertrennlich, und zur Erhaltung unſerer vermiſchten Regierung nothwendig.

Die Landparten würde alſo, anſtatt * durchaus zu behaupten, daß die Abhängigkeit des Parlaments, in jedem Grade eine Beleidigung der britanniſchen Freyheit ſey, beſſer gethan haben, ihren Gegnern etwas einzuräumen, und bloß zu unterſuchen, welches der eigentliche Grad dieſer Abhängigkeit ſey, über den ſie der Freyheit ſchädlich wird. Allein man kann eine ſolche Mäßigung von niemanden erwarten, der einer Partey anhängt. Wenn man ſo viel nachgegeben hätte, ſo müßte man alle Heftigkeit vermeiden; und der Leſer würde alsdann eine ernſthafte friedfertige Unterſuchung der eigentlichen Grade des Einfluſſes des Hofes, und der Unterwürfigkeit des Parlaments erwartet haben. Und ob es ſchon möglich iſt, daß der Vortheil, in einer ſolchen Streitigkeit, auf der Seite der Landpartey bleiben konnte: ſo würde doch er Sieg nicht ſo vollkommen geweſen ſeyn, als ſie wünſchet, und ein wahrer Patriot würde ſeinem Eifer nicht gänzlich den Zügel gelaſſen haben, aus Furcht, die Sache durch eine gar zu große ** Verringerung

* Siehe Diſſertation über Parteyen, durch und durch.

** Durch den Einfluß der Krone, den ich hier rechtfertigen wollte, verſtehe ich bloß den, der aus den Bedienungen und Ehrenſtellen entſteht, die die Krone vergeben kann. Was die geheime Beſtechung

gerung des Einflusses der Krone, auf der Gegenseite gar zu weit zu treiben. Man hielt es daher für das Beste, zu läugnen, daß es jemals für die Regierungsforme gefährlich sey, oder daß die Krone jemals zu wenige Macht über die Glieder des Parlaments haben könne.

Alle Streitfragen, die das eigentliche Mittel zwischen diesen beyden Gegenseiten betreffen, sind sehr schwer zu entscheiden; weil es so wohl schwer ist, eigentliche **Worte** zu finden, dieses Mittel zu bestimmen, als weil das Gute und Böse, in solchen Fällen, so unvermerkt in einander läuft, daß unsere **Meynungen** zweifelhaft und ungewiß werden. Allein es ist eine besondere Schwierigkeit in diesem Falle, die den gelehrtesten und unparteylichsten Nachforscher in Verwirrung setzen wird. Die Macht der Krone beruhet allezeit auf einer einzelnen Person, entweder auf dem Könige, oder auf dem Minister; und da diese Person, entweder einen gröſseren, oder geringern Grad des Ehrgeizes, der Fähigkeit, des Muths, des Eifers für das Volk, oder der Glücksumstände besitzen kann, so kann die Macht, die in der einen Hand

Bestechung betrifft, so kann man sie eben so betrachten, als die Gewohnheit, Spionen zu brauchen, die bey einem guten Minister kaum zu rechtfertigen, und bey einem bösen schändlich ist: Allein ein Spion, oder bestochen zu seyn, ist allezeit schändlich, und als eine schändliche Beschimpfung anzusehen.

Hand zu groß iſt, in der andern zu klein werden. In bloßen Republiken, wo die Macht unter verſchiedenen Verſammlungen oder Senaten vertheilet iſt, haben die Misbilligungen und die Widerſprüche eine regelmäßigere Wirkung; weil man von den Gliedern ſolcher zahlreichen Verſammlungen vermuthen kann, daß ſie beynahe gleiche Fähigkeit und Tugend beſitzen; und bloß ihre Anzahl, Reichthümer, oder ihr Anſehen kommt in Betrachtung. Allein eine eingeſchränkte Monarchie leidet nichts von einer ſolchen Beſtändigkeit; und es iſt auch nicht möglich, der Krone einen ſo feſtgeſetzten Grad der Macht vorzuſchreiben, der in allen Händen ein gehöriges Gegengewicht gegen die andern Theile der Regierungsforme ausmachet. Dieß iſt eine unvermeidliche Beſchwerlichkeit unter ſo vielen Vortheilen, die mit dieſer Art der Regierung verbunden ſind.

* *

Neunter Verſuch.

Ob die britanniſche Regierung mehr zu einer unumſchränkten Monarchie, oder zu einer Republik ausſchlage?

Es erwecket ein ſtarkes Vorurtheil faſt gegen alle Künſte und Wiſſenſchaften, daß kein kluger Mann, ſo gewiß er ſich auch auf ſeine Grundſätze verläßt, ſich unterſteht, irgend eine Begebenheit zu prophezeyen, oder die entfernten Folgen der Dinge voraus zu ſagen. Ein Arzt wird es nicht wagen, den Zuſtand ſeines Kranken vierzehn Tage, oder einen Monath vorher zu beſtimmen: und noch weniger hat ein Staatskundiger das Herz, den Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten einige Jahre voraus zu ſagen. **Harrington** verließ ſich ſo feſt auf ſeinen allgemeinen Grundſatz, **daß das Gewicht der Macht auf dem Gewichte des Eigenthums beruhe**, daß er ſich unterſtand, die Wiederherſtellung der Monarchie in **England** für unmöglich zu erklären: allein ſein Buch wurde kaum bekannt gemacht, als der König ſchon wieder eingeſetzet wurde; und wir ſehen, daß von der Zeit an die Monarchie auf demſelben

Fuße

Fuße geblieben ist, als sie sonst war. Dieses unglücklichen Beyspieles ungeachtet, will ich es wagen, eine sehr wichtige Frage zu untersuchen; nämlich: **ob die britannische Regierung mehr zu einer unumschränkten Monarchie, oder zu einer Republik ausschlage; und in welcher von diesen beyden Regierungsarten sie, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ihr Ende nehmen werde?** Da wir auf keine Weise eine plötzliche Veränderung zu befürchten zu haben scheinen, so werde ich wenigstens dem Schimpfe entgehen, der meine Verwegenheit begleitet, wenn man finden sollte, daß ich mich geirret hätte.

Diejenigen, welche behaupten, das Gewicht unserer Regierung neige sich auf die Seite einer unumschränkten Monarchie, können ihre Meynung mit folgenden Gründen unterstützen. Daß das Eigenthum einen großen Einfluß auf die Gewalt habe, kann unmöglich geläugnet werden; doch muß die allgemeine Regel, **daß das Gewicht der einen auf dem Gewichte des andern beruhe**, mit verschiedenen Einschränkungen angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß weit weniger Eigenthum in einer einzigen Hand genug seyn wird, einem größeren Eigenthume in verschiedenen Händen ein gleiches Gegengewicht zu geben; nicht bloß deswegen, weil es schwer ist, viele Personen zu gleichen Absichten und Maaßregeln zu vereinigen; sondern auch, weil ein Eigenthum, wenn es vereiniget ist, eine

weit größere Abhängigkeit verursachet, als wenn eben dieses Eigenthum vertheilet ist. Hundert Personen, deren jede jährlich tausend Pfund besitzt, können ihr ganzes Einkommen verzehren, und niemand wird einen Vortheil davon haben, als etwan ihre Bedienten und Handelsleute, die doch mit Recht ihren Vortheil für ein Verdienst ihrer eigenen Arbeit ansehen. Aber ein Mann, der jährlich 100000 Pfund hat, kann, wenn er nur die geringste Großmuth oder Klugheit besitzt, sich eine Menge durch Verpflichtungen, und noch mehr durch Erwartung, unterwürfig machen. Daher finden wir, daß in allen freyen Regierungen, ein sehr reicher Unterthan allezeit eine große Eifersucht erreget hat, obgleich seine Reichthümer mit den Reichthümern des Staates gar nicht zu vergleichen waren. Das Vermögen des Crassus, wenn ich mich recht besinne, * belief sich nur auf sechszehn hundert tausend Pfund nach unserm Gelde; und dennoch finden wir, obgleich sein Genie nicht außerordentlich war, daß er durch seine Reichthümer im Stande war, so lange er lebte, der Gewalt des Pompejus und des Cäsars, der nachher Herr der Welt wurde, die Wage zu halten. Der Reichthum der Medicis machte sie zu Herren von Toren; ungeachtet er wahrscheinlich gegen das gesammte Eigenthum dieser reichen Republik sehr klein war.

Diese

* Da die Interessen in Rom höher waren, als bey uns, so konnte diese Summe jährlich über 100000 eintragen.

Diese Betrachtungen machen uns einen prächtigen Begriff von dem britannischen Eifer und ihrer Liebe zur Freyheit; weil wir unsere freye Regierung so viele Jahrhunderte hindurch gegen unsere Monarchen haben behaupten können, die, außer der Gewalt und Würde und Majestät der Krone, allezeit weit mehr Eigenthum besessen haben, als irgend ein Unterthan in einer Republik jemals hatte. Allein man könnte sagen, daß dieser Eifer, so groß er auch sey, sich nimmer gegen das unermeßliche Eigenthum, welches itzo dem Könige übergeben ist, und sich noch immer vergrößert, erhalten werde. Nach einem mäßigen Ueberschlage berechnet, hat die Krone beynahe drey Millionen in ihrer Gewalt. Die bürgerliche Rechnung beläuft sich beynahe auf eine Million; die Einnahme aller Auflagen auf eine zweyte Million; und die Kosten für die Land- und Seemacht, mit dem Gehalte der Kirchenbedienten beynahe auf eine dritte Million: eine ungeheure Summe, welche gewiß für den dreyßigsten Theil des ganzen Einkommens und der Arbeit des Königreiches gerechnet werden kann. Wenn wir zu diesem unermeßlichen Eigenthume das zunehmende Wohlleben unserer Nation, unsere Geneigtheit zu Bestechungen, und die große Gewalt und Vorrechte der Krone, und die zahlreichen Kriegesmächte, die ihr zu Befehle stehen, hinzufügen; so muß, ohne außerordentliche Bemühungen, ein jeder verzweifeln, daß unsere freye Regierung sich viel länger unter

allen dieſen widrigen Umſtänden erhalten laſſen konne.

An der andern Seite können diejenigen, welche behaupten, die Wage der britanniſchen Regierung neige ſich auf die Seite der Republik, ihre Meynung mit ſehr ſcheinbaren Gründen unterſtützen. Man könnte ſagen, daß dieſes unermeßliche Eigenthum den der Krone, ob es gleich mit der Würde der höchſten Obrigkeit, und mit vielen andern geſetzlichen Freyheiten und Vorrechten verbunden ſey, die ihm allerdings einen noch großern Einfluß geben ſollten, dennoch eben deswegen der Freyheit weniger gefährlich werde. Wenn Britannien eine Republik ware, und eine Privatperſon ein Einkommen beſäße, welches nur einen dritten, oder gar einen vierten Theil von dem ausmachte, was die Krone hat, ſo würde ſie mit Recht Eiferſucht erregen; weil ſie ganz gewiß in der Regierung ein großes Anſehen haben wurde: und ein ſo regelloſes Anſehen, welches die Geſetze nicht zugeſtehen, iſt allezeit gefährlicher, als ein weit größeres Anſehen, welches auf die Geſetze gegründet iſt. Ein Menſch *, der eine angemaßte Gewalt beſitzt, kann ſeinen Anſprüchen keine Gränzen ſetzen: ſeine Anhänger haben die Freyheit, alles von ſeiner Gunſt zu hoffen; ſeine Feinde reizen ſeinen Ehrgeiz, und ſeine Furcht zugleich,

* On ne monte jamais ſi haut que quand on ne ſçait pas ou on va, ſagte Cromwell zu dem Präſidenten von Bellievre.

De Retz *Memoirs.*

gleich, durch ihre Hitze, womit sie sich ihm widersetzen: Und wenn die Regierung in eine Gährung geräth, so versammeln sich natürlicherweise alle böse Feuchtigkeiten des Staates bey ihm. Hingegen hat eine gesetzmäßige Gewalt, ob sie gleich sehr groß ist, allezeit einige Granzen, welche sowohl die Hoffnungen, als Ansprüche der Personen endigen, die sie besitzt: Die Gesetze müssen für ein Mittel gegen die Ausschweifungen derselben gesorget haben: eine solche hohe Obrigkeit hat vieles von ihren Gewaltthätigkeiten zu fürchten, und wenig zu hoffen: und weil man sich ihrer gesetzmäßigen Gewalt im Frieden unterwirft, so hat sie wenig Versuchung und Gelegenheit, sie zu erweitern. Ueberdem geht es bey ehrgeitzigen Absichten und Entwürfen eben so, wie es bey den Secten der Philosophie und Religion zu gehen pflegt. Eine neue Secte erreget eine solche Gährung, und wird mit solcher Heftigkeit bestritten und vertheidiget, daß sie sich immer stärker ausbreitet, und ihre Anhänger mit größerer Geschwindigkeit vermehret, als eine alte angenommene Meynung, welche die Bestätigung der Gesetze, und des Alterthums empfohlen hat. Solche Macht hat das Neue, daß alles, was gefällt, noch einmal so angenehm wird, wenn es neu ist; aber wenn es nicht gefällt, eben deswegen noch einmal so sehr misfällt. Und in den mehrsten Fällen ist die Hitze der Feinde ehrsüchtigen Entwürfen eben so vortheilhaft, als der Eifer der Gehülfen.

Man kann ferner sagen, daß selbst der Eigennutz, und alle menschliche Sachen bloß durch die **Meynung** regieret werden, obgleich die Menschen sehr durch den Eigennutz beherrschet werden. Nun aber hat sich in den Meynungen der Menschen in diesen letzten funfzig Jahren, durch den Fortgang der Gelehrsamkeit und der Freyheit, eine sehr plötzliche und merkliche Veränderung begeben. Die mehrsten in dieser Insel haben alle abergläubische Ehrfurcht gegen Namen und Ansehen abgelegt; die Geistlichen haben ihren Credit gänzlich verloren: ihr Vorgeben und ihre Lehren sind lächerlich gemacht worden; und selbst die Religion kann sich kaum in der Welt erhalten. Der bloße Namen eines Königs gebiethet wenig Ehrfurcht; und von einem Könige, als einem Viceregenten Gottes auf der Erden zu reden, oder ihm einen von den prächtigen Titeln beyzulegen, die ehemals die Menschen verblendeten, würde nur ein allgemeines Gelächter erregen. Ungeachtet die Krone durch ihr starkes Einkommen in der Zeit des Friedens mit Hülfe des Privatnutzens und ihres Einflusses, ihre Gewalt behaupten kann; so wird doch die königliche Macht, weil der geringste Stoß oder Erschütterung alle diese Nutzen zerbrechen muß, sich bald darauf zertheilen, weil sie alsdann von den angenommenen Grundsätzen und Meynungen der Menschen nicht mehr unterstützet wird. Wenn bey der **großen Veränderung** die Menschen von der Gemüthsverfassung gewesen wären,

worinn

worinn sie itzo sind; so würde die Monarchie in sehr großer Gefahr gewesen seyn, in dieser Insel ganz und gar zu Grunde zu gehen.

Dürfte ich es wagen, bey diesen Gründen gegen einander meine eigene Meynung zu sagen, so würde ich behaupten, daß die Gewalt der Krone, wenn sich auch eine außerordentliche Erschütterung zutragen sollte, sich durch Hülfe ihres starken Einkommens, vielmehr aufnimmt; ob ich schon zugleich gestehe, daß ihr Aufnehmen sehr langsam, und fast unmerklich fortgeht. Die Fluth ist lange, und mit einiger Geschwindigkeit nach der Seite der republicanischen Regierung zugeflossen, und fängt eben an, sich gegen die Monarchie zu wenden.

Es ist ganz bekannt, daß eine jede Regierung zu Ende gehen muß, und daß der Tod einem politischen Körper eben sowohl unvermeidlich ist, als einem thierischen. Weil aber eine Todesart der andern vorzuziehen ist, so ließe sich untersuchen, ob es der britannischen Regimentsforme mehr zu wünschen sey, daß sie sich in einer republicanischen Regierung, oder in einer unumschränkten Monarchie endige? Hieben würde ich mich frey erklären, daß ich, obgleich die Freyheit der Sclaverey fast in allen Stücken unendlich weit vorzuziehen ist, doch lieber wünschen wollte, einen unumschränkten Monarchen, als eine Republik in dieser Insel zu sehen. Aber lasset uns betrachten, was für eine Art der Republik wir zu erwarten Ursache haben. Es ist hier nicht die

Rede

Rede von einer feinen, erdichteten Republik, von der jemand in seiner Studierstube einen Plan entwerfen kann. Es ist kein Zweifel, daß man sich eine republicanische Regierung vollkommener vorstellen könne, als eine unumschränkte Monarchie, oder selbst als unsere gegenwärtige Staatsverfassung. Aber was haben wir für Grund, zu erwarten, daß eine solche Regierung jemals in Britannien nach dem Verfalle der Monarchie eingeführet werde? Wenn eine einzelne Person Macht genug erhält, unsere Staatsverfassung in Stücken zu erlegen und sie von neuem wieder aufzubauen, so ist sie in der That ein unumschränkter Monarch; und hievon haben wir schon ein Exempel, welches uns genugsam überzeugen kann, daß eine solche Person ihre Gewalt niemals wieder niederlegen, oder eine freye Regimentsforme einführen werde. Die Sachen müßten also ihrem natürlichen Fortgange, und ihrer eigenen Wirkung überlassen werden; und das Haus der Gemeinen müßte, so wie nach seiner itzigen Einrichtung, in einer solchen republicanischen Regimentsforme der einzige Gesetzgeber sern. Die Unbequemlichkeiten, die eine solche Einrichtung begleiten, zeigen sich bey Tausenden von selbst. Wofern das Haus der Gemeinen in einem solchen Falle jemals von selbst aus einander gienge, welches nicht zu erwarten ist, so müßten wir bey allen Wahlen einem Bürgerkriege entgegen sehen. Wenn es bliebe, so müßten wir alle Tyrannen einer Parten ausstehen, die sich wieder in neue Parten-

Parteyen eintheilete. Und da eine solche gewaltthätige Regierung nicht lange bestehen kann, so würden wir endlich, nach unaufhörlichen Erschütterungen und Bürgerkriegen, in einer unumschränkten Monarchie Ruhe finden, und glücklicher gewesen seyn, wenn wir diese vom Anfange her im Frieden eingeführet hätten. Die unumschränkte Monarchie ist also der leichteste Tod, die wahrhafte **Euthanasie** der britannischen Staatsverfassung.

Wenn wir also Ursache haben, eifersüchtiger gegen die Monarchie zu werden, weil von dieser Seite mehr Gefahr zu befürchten ist; so haben wir auch Ursache, eifersüchtiger gegen die republicanische Regierung zu seyn, weil diese Gefahr weit schrecklicher ist. Dieses kann uns in allen unsern politischen Streitigkeiten die Lehre geben, daß wir uns mäßigen.

Zehnter Versuch.

Von Parteyen überhaupt.

Unter allen Menschen, die sich durch erhebliche Dienste unterscheiden, gehöret, meiner Meynung nach, die erste Stelle den Gesetzgebern, und Stiftern der Staaten, die ein System von Gesetzen und Anordnungen liefern, den

den Frieden, die Glückseligkeit, und die Freyheit der künftigen Nachwelt in Sicherheit zu setzen. Die Wirkung nützlicher Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften, kann sich vielleicht weiter erstrecken, als der Nutzen der weisen Gesetze, deren Wirkungen in Zeit und Ort eingeschränket sind; aber der Vortheil, der aus den erstern entspringt, ist nicht so merklich, als der, der aus den letztern entsteht. Speculativische Wissenschaften verbessern freylich die Seele; aber dieser Vortheil erstrecket sich nur auf wenige Personen, die Lust haben, sich darauf zu legen. Und was die practischen Künste betrift, die die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Lebens vermehren, so ist bekannt, daß die Glückseligkeit der Menschen nicht so wohl in einem Ueberflusse derselben, als vielmehr in dem Frieden und der Sicherheit bestehe, womit sie dieselben besitzen; und diese Glückseligkeit kann allein aus einer guten Regierung hergeleitet werden. Nicht zu gedenken, daß eine allgemeine Tugend, und gute Sitten in einem Staate, welche zur Glückseligkeit so erforderlich sind, niemals aus den feinsten Lehren der Philosophie, oder selbst aus den strengsten Gebothen der Religion entstehen können; sondern allein aus der tugendhaften Erziehung der Jugend herrühren müssen, welche aus weisen Gesetzen und Anordnungen entspringt. Ich muß daher von dem Lord Bako in diesem Stücke abgehen, und das Alterthum einiger Ungerechtigkeit in seiner Austheilung der Ehre beschuldigen,

in-

indem es alle Erfinder nützlicher Künste zu Göttern machte, wie zum Exempel die Ceres, den Bacchus, den Aeskulap; und die Gesetzgeber, wie etwan den Romulus und Theseus, bloß mit dem Titel der Halbgötter, und Helden beehrete.

Eben so sehr, als Gesetzgeber, und Stifter der Staaten unter den Menschen geehret und hochgeachtet werden müssen; eben so sehr müssen die Stifter der Secten und Parteyen verfluchet und gehasset werden; weil die Wirkung der Parteyen der Wirkung der Gesetze gerade entgegen ist. Parteyen zerrütten die Regierung, machen die Gesetze ohnmächtig, und gebähren die hartnäckigsten Feindseligkeiten unter Menschen von einer Nation, welche sich unter einander Beystand und Schutz leisten sollten. Und das, was die Stifter der Parteyen noch verhaßter machen sollte, ist dieses: daß die Parteyen so schwer auszurotten sind, wenn sie einmal in einem Staate Fuß gefaßt haben. Sie pflanzen sich natürlicherweise einige Jahrhunderte lang fort, und endigen sich selten eher, als mit dem gänzlichen Verfall der Regierung, worinn sie gepflanzet sind. Ueberdem sind sie ein Saamen, der in dem reichsten Boden am fruchtbarsten wächst; und obgleich despotische Regierungsformen nicht ganz frey von denselben sind, so muß man doch gestehen, daß sie in freyen Regierungen, wo sie allezeit die gesetzgebende Gewalt selbst anstecken, welche allein geschickt seyn könnte, durch einen beständigen Eifer

ſer im Belohnen und Beſtrafen, ſie auszurotten, leichter aufſteigen, und ſich ſtärker fortpflanzen.

Die Parteyen können in perſönliche, und wirkliche eingetheilet werden; das iſt, in Parteyen, die ſich auf perſönliche Freundſchaft oder Feindſchaft unter ſolchen Leuten gründen, die die Parteyen ausmachen, und in ſolche, die ſich auf einen wirklichen Unterſchied in den Geſinnungen, oder Intereſſe gründen. Der Grund dieſer Eintheilung iſt leicht zu begreifen, ob ich gleich geſtehen muß, daß man ſelten reine und unvermiſchte Parteyen findet, weder von der einen noch von der andern Art. Man ſieht nicht oft, daß ſich eine Regierung in Parteyen theilet, wann dieſe Parteyen in ihren Abſichten nicht unterſchieden ſind, es ſey dieſes nun ein wirklicher, oder ein anſcheinender Unterſchied, gering, oder von Erheblichkeit: und in Parteyen, die auf den weſentlichſten und wichtigſten Unterſchied gegründet ſind, hat man beſtändig eine ſehr große perſönliche Feindſchaft, oder Liebe bemerket. Aber dieſer Vermiſchung ungeachtet, kann doch eine Parteyen entweder eine perſönliche, oder wirkliche genannt werden, nach dem Grundſatze, den ſie überhaupt angenommen hat, und von dem man ſie am meiſten getrieben ſieht.

Perſönliche Parteyen entſtehen am erſten in kleinen Republiken. Eine jede Privatſtreitigkeit wird eine Sache des Staates. Liebe, Eitelkeit, Nacheiferung, und alle Leidenſchaften erzeugen eben

eben so wohl eine öffentliche Spaltung, als Ehrgeiz, und Rachbegierde. Die Pazzi und Medichi von Florenz, die Fregosi und Adorni von Genua, die Colonnesi und Ursini des neuern Roms, waren Parteyen von der Art.

Die Menschen sind so sehr geneigt, sich in persönliche Parteyen zu theilen, daß der geringste Schein eines wirklichen Unterschiedes sie erzeugen wird. Was kann man sich unerheblichers einbilden, als den Unterschied zwischen einer Farbe der Livereyen und der andern in Turnierspielen? und dennoch erzeugte dieser Unterschied zwo der feindseligsten Parteyen in dem griechischen Reiche, die Ursini und Veneri, welche ihre Feindseligkeiten niemals beylegten, als bis sie diese unglückliche Regierung zu Grunde richteten.

Wir finden in der römischen Geschichte eine sehr merkwürdige Partey unter zwoen Zünften, die politische und patrizische, welche beynahe dreyhundert Jahre hindurch dauerte, und sich immer in ihren Stimmen bey der Wahl des Magistrats äußerte *. Diese Partey war um so viel

* Weil die Forscher der Alterthümer, und Staatskundige diese Partey nicht so sehr bemerket haben, so will ich sie mit den Worten des römischen Geschichtschreibers erzählen. Populus *Tusculanus* cum conjugibus ac liberis *Romam* venit; ea multitudo, vestis mutata, et specie reorum tribus circuit, genibus se omnium advolvens. Plus itaque misericordia ad poenae veni-

viel merkwürdiger, weil sie eine so lange Zeit dauern konnte: da sie sich doch nicht weiter ausbreitete, und keine andere Zunft auf ihre Seite mit in die Streitigkeit zog. Wenn die Menschen keine große Neigung zu dergleichen Spaltungen hätten, so müßte die Gleichgültigkeit der übrigen von dieser Gemeine die thörichten Feindseligkeiten gedämpfet haben, die durch keine neue Wohlthaten, und Beleidigungen, der Liebe oder des Hasses genähret wurden, welches beständig zu geschehen pflegt, wenn der ganze Staat in zwo gleiche Parteyen zerrissen ist.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß wir Parteyen, die durch einen wirklichen Unterschied ihren Anfang genommen haben, noch fortdauern sehen, wenn dieser Unterschied sich schon verloren hat. Wenn sich Leute erst einmal auf die eine oder die andere Seite haben ziehen lassen, so machen sie mit den Personen Freundschaft, mit denen sie sich verbunden haben, und empfangen einen Haß

veniam impetrandam, quam causa ad crimen purgandum valuit. Tribus omnes, praeter *Pollian*, antiquarunt legem. *Poliae* sententia fuit, puberes verberatos necari, liberos conjugesque sub corona lege belli venire: memoriamque ejus irae *Tusculanis* in poenae tam atrocis auctores manisse ad patris aetatem constat; nec quemquam fere ex *Pollia* tribu candidatum *Patriam* ferre solitam. T. LIV. lib. 8. Die Castellani und Nicolotti waren zwo pöbelhafte Parteyen in Venedig, die sich oft in die Haare geriethen, und dann ihre Streitigkeit augenblicklich bey Seite legten.

Haß gegen ihre Gegenparten; und diese Leidenschaften pflanzen sie oft auf ihre Nachkommen fort. Der wirkliche Unterschied zwischen den Guelfen und Ghibellinen war lange in Italien aufgehoben, ehe diese Parteyen sich verloren. Die Guelfen hingen dem Pabste an, und die Ghibellinen dem Kaiser; und dennoch, als das Haus Sforza, welches mit dem Kaiser Allianz gemacht hatte, ob es gleich unter den Guelfen war, von dem Könige * in Frankreich aus Meyland vertrieben wurde, dem Jacomo Trivulzio, und die Ghibellinen beystanden, schlug sich der Pabst zu dieser Parten, und sie machte mit ihm ein Bündniß gegen den Kaiser.

Die bürgerlichen Kriege, welche einige Jahre darauf in Morocco entstanden, zwischen den Schwarzen und Weißen, bloß ihrer Farbe wegen, sind auf einen sehr lächerlichen Unterschied gegründet. Wir lachen darüber; aber ich glaube, wenn wir alles recht untersuchten, daß wir den Mohren weit mehr Gelegenheit zu lachen geben. Denn was sind alle unsere Religionskriege, welche in unserm gesitteten und gelehrten Welttheile geführet worden sind? Meiner Meynung nach sind sie thörichter, als die Bürgerkriege der Mohren. Der Unterschied der Farbe ist ein merklicher und wirklicher Unterschied; aber der Unterschied in einem Glaubensartikel, der ganz und gar thöricht und unverständlich ist, ist kein wirklicher Unterschied der Meynungen, sondern bloß

* Ludwig der XII.

ein Unterschied weniger Redensarten und Ausdrücke, welche eine Parten annimmt, ohne sie zu verstehen, und die andere in gleichen Umständen verwirft. Ueberdem finde ich nicht, daß die Weißen in Morocco den Schwarzen jemals die Nothwendigkeit aufdrangen, ihre Farbe zu ändern, oder sie in dem Falle einer Weigerung mit Inquisitionen oder peinlichen Gesetzen droheten: und die Schwarzen sind in diesem Stücke nicht unbilliger gewesen. Aber ist denn die Meynung eines Menschen, da wo er im Stande ist, eine wirkliche Meynung zu fassen, mehr in seiner Gewalt, als seine Farbe? und kann jemand durch Gewalt, oder Furcht gezwungen werden, in diesem Falle so wohl, als in dem andern, mehr zu thun, als sich zu farben, oder zu verstellen?

Wirkliche Parteyen können in Parteyen aus Interesse, aus Grundsätzen, und aus Liebe eingetheilet werden. Unter allen Parteyen sind die Parteyen aus Interesse die vernünftigsten, und können am ersten entschuldiget werden. Da, wo zwo Ordnungen von Menschen, wie zum Exempel der Adel, und der Pobel, in einer Regierung ein verschiedenes Ansehen haben, welches nicht genau im Gleichgewichte steht, und eines nach dem andern eingerichtet ist, so folget eine jede einem besondern Interesse; und wir können mit Vernunft keine andere Aufführung von dem Grade der Eigennützigkeit erwarten, die der menschlichen Natur eingepflanzet ist. Es erfodert eine große Kunst von einem Gesetzgeber, sol-

chen

chen Parteyen vorzubeugen; und viele Philoſophen ſind der Meynung, daß dieſes Geheimniß, eben ſo, wie das allgemeine Arzneymittel, und die beſtändige Bewegung, Männer in der Theorie beluſtigen, aber niemals in Ausübung gebracht werden könne. In deſpotiſchen Regierungen laſſen ſich freylich oftmals keine Parteyen ſehen; aber ſie ſind deswegen eben ſo gewiß da; oder vielmehr, ſie ſind eben deswegen wirklicher und ſchädlicher.

Die verſchiedenen Ordnungen der Menſchen, der Adel und das Volk, Soldaten und Handelsleute, haben alle ein verſchiedenes Intereſſe; aber der Stärkere unterdrücket ungeſtraft und ohne Widerſtand den Schwächern; welches in ſolchen Regierungen, dem Scheine nach, eine Ruhe erzeuget.

Man hat verſuchen wollen, das Intereſſe der Beſitzer der Ländereyen und der Handelsleute in England zu trennen; aber umſonſt. Das Intereſſe dieſer beyden Geſellſchaften iſt nicht wirklich unterſchieden, und wird niemals unterſchieden ſeyn, bis unſere öffentliche Schulden ſo groß werden, daß wir ſie höchſt beſchwerlich finden, und nicht mehr ertragen können.

Parteyen aus Grundſätzen, vornehmlich aus ſpeculativiſchen abſtracten Grundſätzen, ſind nur den neuern Zeiten bekannt, und ſind vielleicht die außerordentlichſten Erſcheinungen, die von allen am ſchwerſten zu erklären ſind, die jemals in der Welt erſchienen. Wo verſchiedene Grundſätze

eine widerwärtige Aufführung verursachen, wie alle verschiedene politische Grundsätze thun, da läßt sich die Sache leichter erklären. Ein Mann, welcher glaubet, daß ein Mensch, oder eine Familie, das wahre Recht zur Regierung hat, kann sich leicht mit seinem Nebenbürger vergleichen, welcher meynet, daß ein anderer Mann, oder eine andere Familie dieses Recht besitze. Ein jeder wünschet natürlicherweise, nach seinen eigenen Begriffen von demselben, daß das Recht den Plaz behaupten möge. Aber wo der Unterschied der Grundsätze keine widerwärtige Handlung erzeuget, sondern ein jeder seinem Wege folgen kann, ohne sich mit seinem Nachbar zu bereden, wie in allen Religionsstreitigkeiten geschieht: was für Raserey, was für Wuth kann eine solche unglückliche und schädliche Spaltung erzeugen?

Zween Leute, die auf einer Landstraße, der eine nach Osten, und der andere nach Westen gehen, können leicht vor einander vorbey kommen, wenn der Weg breit genug ist: aber zween Männer, die über verschiedene Grundsätze der Religion streiten, können nicht so leicht, ohne sich zu stoßen, auseinander kommen; ob man gleich glauben sollte, daß der Weg auch in diesem Falle breit genug sey, und daß ein jeder, ohne aufgehalten zu werden, seinen eigenen Weg fortsetzen könne. Aber so ist die menschliche Seele beschaffen, sie hält alle Seelen an, die sich ihr nähern; und so wie sie durch die Uebereinstimmung der Meynungen gestärket, und befestiget wird, so

wird

wird ſie durch Widerſprechen beleidiget und beunruhiget. Daher entſteht der Eifer, den die mehriſten Leute in Streitigkeiten entdecken; und daher ihre Ungeduld, wenn ihnen, ſo gar in den tiefſinnigſten und gleichgültigſten Meynungen, widerſprochen wird.

Dieſer Grundtrieb, ſo unerheblich er auch zu ſeyn ſcheint, iſt doch vielleicht der Urſprung aller Religionskriege und Spaltungen geweſen. Aber weil dieſer Grundtrieb in der menſchlichen Natur allgemein iſt, ſo würden ſich ſeine Wirkungen nicht auf ein Alter, und auf eine Religionsſecte eingeſchränket haben, wenn er darinn nicht andere zufällige Urſachen angetroffen hätte, die ihn zu einer ſolchen Höhe erheben, daß er das gröſte Elend und die ſchrecklichſte Verwüſtung anrichtet. Die meiſten Religionen der alten Welt entſtanden in den unbekannten Zeiten der Regierung, als die Menſchen noch barbariſch und ununterwieſen, und der Prinz ſowohl, als der Bauer, geneigt waren, auf blinden Glauben alle fromme Mährchen und Erdichtungen anzunehmen, die ihm überliefert wurden. Der Magiſtrat ergriff die Religion des Volkes, und erwarb ſich, indem ſie ſich willig mit der Aufſicht über Religionsſachen abgab, natürlicherweiſe ein Anſehen darinn, und vereinigte die geiſtliche Gewalt mit der bürgerlichen. Aber als die chriſtliche Religion aufſtand, indem der geſittete Theil der Welt, welcher die Nation verachtete, die zuerſt dieſe Neuerung aufbrachte, Grundſätze

zuversichtlich angenommen hatte, die den ihrigen gerade entgegen waren; so war es kein Wunder, daß sie in solchen Umständen von dem bürgerlichen Mag strat wenig unterstützet wurde, und daß man der Priesterschaft verstattete, alles Ansehen in dieser neuen Secte anzunehmen. Selbst in die en frühen Zeiten bedieneten sie sich dieser Gewalt so übel, daß man die Verfolgungen der Christen vielleicht zum * Theile der Heftigkeit zu drei-

* Ich sage, zum Theile; denn es ist ein gemeiner Irrthum, wenn man sich einbildet, daß die Alten eben so große Freunde der Toleranz waren, als die Engländer oder Holländer itzo sind. Die Gesetze wider den äußerlichen Aberglauben waren unter den Römern sehr alt; und sowohl die Juden, als die Christen wurden zuweilen nach denselben gestrafet: obgleich überhaupt auf diese Gesetze nicht sehr strenge gehalten wurde. Gleich nach der Eroberung von Gallien, verbothen sie, daß sich niemand, als die Eingebohrnen, in der Religion der Druiden unterrichten lassen sollte; und dieses war eine Art der Verfolgung. Ungefähr hundert Jahre nach dieser Eroberung schafften sie durch peinliche Gesetze diesen Aberglauben fast gänzlich ab; welches eine sehr harte Verfolgung gewesen seyn würde, wenn die Nachahmung der römischen Sitten die Gallier nicht zum voraus von ihren alten Vorurtheilen entwehnet hätten. SUETONIUS *in vita Claudii.* Dieses ist ein Beweis von der ungewöhnlichen Vorsichtigkeit und Mäßigung der Römer in dergleichen Fällen; und von der gewaltthätigen und blutdürstigen Methode, womit sie gegen die Christen verfuhren,

zuſchreiben kann, die ſie ihren Nachfolgern einflößeten. Und eben dieſe Grundſätze des geiſtlichen Regiments dauerten fort, nachdem die chriſtliche die herrſchende Religion wurde, und gebahren einen Geiſt der Verfolgung, der von je her ein Gift der menſchlichen Geſellſchaft, und die Quelle der feindſeligſten Parteyen in allen Reichen geweſen iſt. Solche Parteyen alſo, auf Seiten des Volkes, können mit Recht Parteyen des Grundſatzes genannt werden, aber auf Seiten der Prieſter, die die erſten Triebfedern ſind, ſind ſie in der That Parteyen des Intereſſe.

Es iſt noch eine andere Urſache vorhanden, (außer dem Anſehen der Prieſter, und der Zertrennung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt) die das Ihrige beygetragen hat, das Chriſtenthum zu einer Scene der Religionskriege und Spaltungen zu machen. Religionen, die in Zeiten entſtehen, die gänzlich unwiſſend und barbariſch ſind, beſtehen meiſtens aus überlieferten Erzählungen und Erdichtungen, die in jeder Secte ſehr verſchieden ſeyn können, ohne daß eine

ren, ſehr unterſchieden. Daher könnten wir auf den Verdacht gerathen, daß man dieſe wüthenden Verfolgungen der Chriſtenheit, einigermaaßen, dem unvorſichtigen Eifer und der falſchen Andacht derer zuſchreiben müſſe, die dieſe Secte zuerſt ſortpflanzeten: und die Kirchenhiſtorie giebt uns viele Gründe an die Hand, dieſen Argwohn zu bekräftigen.

der andern widerſpricht; und wenn ſie ſich auch widerſprechen, ſo hängt doch ein jeder der Ueberlieferung ſeiner eigenen Secte an, ohne ſie ſonderlich zu unterſuchen, oder darüber zu ſtreiten. Aber da ſich die Philoſophie weit über die Welt ausgebreitet hatte, als das Chriſtenthum entſtand, ſo waren die Lehrer der neuen Secte gezwungen, ein Syſtem von ſpeculativiſchen Meynungen zu erbauen; mit einiger Richtigkeit ihre Glaubensartikel einzutheilen, und zu erläutern, zu erklären, und mit aller Subtilität der Gründe und der Wiſſenſchaft zu erweiſen. Daher entſtand natürlicherweiſe eine Spitzfindigkeit in Streitigkeiten, als das Chriſtenthum ſich in neue Theilungen und Ketzereyen zertrennete; und dieſe Spitzfindigkeit ſtand den Prieſtern in ihrer ſchädlichen Staatsklugheit bey, unter ihren betrogenen Nachfolgern Haß und Feindſchaft auf beyden Seiten zu ſtiften. Die Secten der Philoſophie waren in der alten Welt eifriger, als die Religionsparteyen; aber in den neuern Zeiten ſind die Religionsparteyen wüthender und raſender, als die grauſamſten Parteyen, die jemals aus Intereſſe und Ehrgeize entſtanden.

Ich habe der Parteyen aus **Liebe**, als einer Art **wirklicher** Parteyen gedacht, außer der aus **Intereſſe**, und **Grundſätzen**. Unter Parteyen aus **Liebe** verſtehe ich diejenigen, die ſich auf verſchiedene Neigungen der Menſchen gegen beſondere Familien und Perſonen gründen, die ſie zu Regenten über ſich verlangen. Dieſe Parteyen

teyen ſind oft ſehr heftig; ob ich gleich bekennen muß, daß es nicht ſehr leicht zu erklären iſt, wie Menſchen ſo heftig Perſonen anhängen können, mit welchen ſie ganz und gar nicht bekannt ſind, die ſie vielleicht niemals ſahen, und von welchen ſie niemals eine Gunſt genoſſen, noch jemals zu genießen hoffen können. Dennoch finden wir oft, daß es geſchieht, und ſo gar von Menſchen, die bey andern Gelegenheiten keine beſondere Großmuth in ihrem Eifer entdecken, und die man ſonſt nicht leicht durch Freundſchaft mehr, als ihr eigenes Intereſſe erfodert, in Eifer ſetzen kann. Wir ſind geneigt, ich weis nicht warum, zu glauben, daß die Verwandtſchaft zwiſchen uns und unſern Regenten ſehr eng und genau ſey. Der Glanz der Majeſtät und Gewalt theilet den Gütern, ſo gar einer jeden Perſon, eine Wichtigkeit mit. Und wenn das gute Herz eines Mannes ihm dieſen eingebildeten Nutzen nicht giebt, ſo wird es ſein Widerwillen thun, zum Troß, und aus Widerſetzung der Perſonen, deren Geſinnungen von ſeinen eigenen unterſchieden ſind.

Eilfter Verſuch.

Von den Parteyen in Großbritannien.

Wenn ein nachdenkender Mann die britanniſche Regierung, als einen Gegenſtand der Speculation betrachtete; ſo würde er gleich in derſelben eine Quelle von Parteyen und Spaltungen entdecken, welche zu vermeiden für dieſelbe in allen Verwaltungen unmöglich ſeyn würde. Das rechte Gleichgewicht zwiſchen dem republicaniſchen und monarchiſchen Theile unſerer Staatsverfaſſung iſt in der That, an ſich ſelbſt, ſo fein und ungewiß, daß es unmöglich anders ſeyn kann, wenn wir die Leidenſchaften der Menſchen dazu rechnen, daß nicht hierüber verſchiedene Meynungen ſelbſt unter Perſonen entſtehen ſollten, die den ſchärfſten Verſtand beſitzen. Leute von ſanfter Gemüthsart, die Frieden und Ordnung lieben, und Aufruhr und Bürgerkriege verfluchen, werden allezeit günſtigere Meynungen von der Monarchie haben, als Leute von kühnem und großem Geiſte, die zärtliche Liebhaber der Freyheit ſind, und kein Uebel ſo groß ſchätzen, als Unterwerfung und Sclaverey. Und obgleich alle vernünftige Leute überhaupt

haupt darinn übereinſtimmen, unſere vermiſchte Regierung zu behalten; ſo werden doch einige, wenn wir auf beſondere Dinge kommen, geneigt ſeyn, der Krone größere Freyheiten einzuraumen, ihr mehr Gewalt zu geben, und mit geringerer Behutſamkeit gegen ihre Erweiterung zu wachen, als andere, die bey der entfernteſten Annäherung der Tyranney und der deſpotiſchen Gewalt in Schrecken gerathen. Auf dieſe Weiſe ſind Parteyen aus Grundſätzen ſelbſt in die Natur unſerer Staatsverfaſſung eingeflochten, welche eigentlich genug * Hof- und Landparteyen genannt werden könnten. Die Stärke und Heftigkeit einer jeden von dieſen Parteyen wird ſehr viel

* Dieſe Worte ſind überall im Gebrauche, und ich werde mich derſelben bedienen, ohne Abſicht dadurch einen allgemeinen Tadel der einen, oder Beyfall der andern Partey auszudrücken. Die Hofpartey beſorget, ohne allen Zweifel, bey einigen Gelegenheiten, das Beſte des Landes, und die Landpartey ſetzet ſich demſelben entgegen. Auf gleiche Art wurden die römiſchen Parteyen Optimates und Populares genannt; und Cicero, ein wirklicher Anhänger einer Partey, beſchreibt die Optimates als ſolche, die ſich in allen ihren öffentlichen Verrichtungen nach der Geſinnung der beſten und würdigſten Römer richteten: *pro Sextio.* Das Wort Landpartey kann eine günſtige Erklarung oder Etymologie von derſelben Art geben; aber es würde thöricht ſeyn, hieraus einen Beweis zu ziehen, und ich denke gar nicht daran, indem ich mich dieſer Wörter bediene.

viel auf der besonderen Verwaltung der Regierung beruhen. Eine Verwaltung kann so schlecht seyn, daß sie der Landparten einen großen Vorzug verschaffet; da eine gute Verwaltung viele von den zärtlichsten Liebhabern der Freyheit mit dem Hofe vergleichen wird. Aber, so unbeständig auch die Nation mit diesen Parteyen abwechseln mag, so werden sie doch beständig dauern, so lange wir von einem eingeschränkten Monarchen beherrschet werden.

Aber außer diesem Unterschiede des Grundsatzes werden diese Parteyen durch den Unterschied des Interesse sehr gestärket, ohne den sie fast niemals gefahrlich oder heftig seyn könnten. Die Krone wird natürlicherweise denen alles Vertrauen, und alle Gewalt zuwenden, deren Grundsätze, sie mögen sie nun wirklich haben, oder nur vorgeben, der monarchischen Regierung am günstigsten sind; und diese Versuchung wird sie allem Ansehen nach verpflichten, weiter zu gehen, als ihre Grundsätze sie sonst führen würden. Ihre Gegner, denen ihre hochmüthigen Absichten fehlgeschlagen sind, ziehen sich selbst in die Parten, deren Grundsatze sie verleiten, auf die königliche Gewalt im höchsten Grade eifersüchtig zu seyn, und dehnen natürlicherweise diese Grundsätze weiter aus, als eine gesunde Politik entschuldigen wird. Daher sind die Hof- und Landpartey, welche die rechten Parteyen der britannischen Regierung sind, eine Art der vermischten Parteyen, und werden zugleich durch Interesse und Grund-

sätze

ſätze regieret. Die Häupter der Partenen werden gemeiniglich am meiſten durch den letzten Bewegungsgrund getrieben; die Mitglieder unter ihnen durch den erſten. Man muß mich ſo verſtehen, daß ich dieſes von Perſonen meine, die ihre Bewegungsgründe haben, eine oder die andere Partey zu ergreifen. Denn, die Wahrheit zu ſagen, der größte Theil beſteht aus Leuten, die ſich zuſchlagen, ohne zu wiſſen, warum: aus Exempel, Leidenſchaft, oder Muſſe. Aber es iſt immer nöthig, daß eine Quelle der Theilung, entweder in Grundſätzen, oder Intereſſe, da ſey; ſonſt würden ſolche Leute keine Partenen finden, zu denen ſie ſich ſchlagen könnten.

Was die geiſtlichen Partenen betrifft, ſo können wir merken, daß in allen Weltaltern die Geiſtlichen Feinde der * Freyheit geweſen ſind, und es iſt gewiß, daß dieſe ihre Hartnäckigkeit auf gewiſſe Gründe des Intereſſe und des Ehrgeizes gegründet geweſen ſeyn müſſe. Die Freyheit zu denken, und ſeine Gedanken auszudrücken, iſt allezeit der geiſtlichen Gewalt und den frommen Betrügereyen ſchädlich, worauf ſie gemeiniglich

* Dieſer Satz hat ſeine Richtigkeit, ungeachtet in den erſten Zeiten der britanniſchen Regierung, die Geiſtlichen die größten und vornehmſten Feinde der Krone waren: aber zu der Zeit beläßen ſie ſo erſtaunliche Güter, daß ſie einen betrachtlichen Theil der Eigenthumsherren von England ausmachten, und in vielen Streitigkeiten Nebenbuhler der Krone waren.

niglich gegründet iſt: und dieſe Freyheit kann man, eines untrüglichen Umſtandes wegen, der damit verbunden iſt, und bey allen Arten der Freyheit gefunden wird, niemals erhalten, wenigſtens hat man ſie niemals gehabt, als in freyen Regierungen. Daher müſſen in ſolchen Regierungen, als die **britanniſche** iſt, die beſtellten Geiſtlichen, ſo lange alles in ſeiner natürlichen Stellung bleibt, von der **Hofpartey** ſeyn; ſo wie an der andern Seite alle, die andere Meynungen haben, der **Landpartey** anhangen werden; weil ſie niemals die Toleranz anders hoffen können, die ihnen nothig iſt, als durch unſere freye Regierung. Alle Prinzen, welche nach einer deſpotiſchen Gewalt getrachtet haben, haben dieſes wichtige Intereſſe eingeſehen, daß ſie die beſtellte Geiſtlichkeit gewinnen müßten: ſo wie die Geiſtlichen wiederum ſich ſehr geneigt bezeiget haben, den Abſichten ſolcher Prinzen beyzutreten. **Guſtavus Vaza** war vielleicht der einzige herſſüchtige Monarch, der jemals die Kirche unterdrückte, und zwar zu eben der Zeit, als er der Freyheit Eingriff that. Aber die ausſchweifende Größe der Gewalt der Biſchofe in **Schweden**, welche zu der Zeit der Krone überlegen war, und ihre Liebe zu einer auswärtigen Familie, war die Urſache, warum er ein ſo ungewöhnliches Syſtem der Politik ergriff.

Dieſe Anmerkung von der Liebe der Geiſtlichen gegen eine deſpotiſche Gewalt, und gegen die Regierung einer einzigen Perſon, iſt nicht nur

in

in Ansehung einer Secte allein richtig. Die Presbyterianer, und die calvinisch. Geistlichkeit in Holland waren allezeit offenbare Freunde der Gewalt des Hauses Oranien; so wie die Arminianer, die für Ketzer gehalten wurden, beständig von der Parten der Louvenstein waren, und für die Freyheit eiferten. Wenn aber ein Fürst die Wahl von beyden hat, so sieht man leicht, daß er die bischöfliche Regimentsforme der presbyterianischen vorziehen wird; sowohl der größeren Aehnlichkeit zwischen einer Monarchie und einem Bisthume wegen, als auch weil der Fürst es leichter findet, in einer solchen Regierung die Geistlichkeit durch ihre Vorgesetzten in der Kirche zu beherrschen.

Wenn wir den ersten Ursprung der Partenen in England, unter dem bürgerlichen Kriege betrachten, so werden wir finden, daß er dieser allgemeinen Theorie genau gemäß war, und daß die Regierungsarten den Partenen durch eine regelmäßige und unfehlbare Wirkung die Geburt gaben. Die englische Staatsverfassung hatte, vor dieser Zeit, in einer Art der Verwirrung gelegen; aber so, daß die Bürger viele adeliche Freyheiten besaßen, welche, ob sie gleich vielleicht durch das Gesetz nicht genau bestimmt und gesichert waren, dennoch ihres langen Besitzes wegen, ihnen als ein Erbrecht zuerkannt wurden. Es kam ein ehrgeiziger, oder vielmehr unwissender Prinz auf den Thron, der alle diese Privilegien für Vergünstigungen seiner Vorfahren hielt,

welche er nach seinem Willen widerrufen könnte; und indem er diesen Grundsatz ausführen wollte, handelte er offenbar zur Beleidigung der Freyheit einige Jahre lang. Die Noth zwang ihn endlich, ein Parlament zu berufen: der Geist der Freyheit erhob sich, und breitete sich von selbst aus: Der Prinz, der keine Stütze hatte, sah sich genöthiget, alles einzuraumen, was von ihm gefodert wurde: und seine eifersüchtigen und unversöhnlichen Feinde setzten ihren Foderungen keine Granzen. Hier nahmen also die Streitigkeiten ihren Anfang, wobey es kein Wunder war, daß die Menschen von der Zeit sich in verschiedene Parteyen zertheileten; da noch, bis auf diesen Tag, die Unparteyischen sich in Verlegenheit befinden, die Gerechtigkeit dieses Streites zu entscheiden. Die Ansprüche des Parlaments, wenn sie ihm eingeräumet wurden, machten die Regierung fast ganz republicanisch, und brachten also unsere Staatsverfassung aus ihrem Gleichgewichte. Und wenn sie ihm nicht eingeräumet wären, so waren wir vielleicht noch für eine despotische Macht in Gefahr, der angenommenen Grundsätze und alten Gewohnheiten des Königs wegen, die sich genugsam in allen dem entdeckten, was er seinem Volke zu verwilligen gezwungen war. In dieser so zärtlichen und ungewissen Frage, fielen die Menschen natürlicherweise auf die Seite, die sich zu ihren gewohnten Grundsätzen am besten schickte; und diejenigen, die die zärtlichsten Freunde der Monarchie waren, erklärten

klärten sich für den König, so wie sich die eifrigen Freunde der Freyheit auf die Seite des Parlaments schlugen. Da die Hoffnung eines glücklichen Ausganges auf beyden Seiten fast gleich war: so hatte das Interesse wenig Theil an diesem Streite; so daß die Rundköpfe und Cavaliers bloße Parteyen aus Grundsätzen waren; keine von beyden erklärte sich gegen die Monarchie, oder gegen die Freyheit; aber die erste Parten war mehr auf der Seite des republicanischen Theiles unserer Regierung, und die andere auf der Seite des monarchischen. In Ansehung dessen können sie als Hof- und Landparteyen angesehen werden, die durch unglückliche Umstände, und durch den unruhigen Geist dieser Zeit in einen Bürgerkrieg geriethen. Die Republicaner und die Freunde der despotischen Gewalt lagen in beyden Parteyen versiecket, und machten nur einen kleinen Theil derselben aus.

Die Geistlichkeit stand auf eine schändliche Art den eigenmächtigen Absichten des Königes bey, ihren Maaßregeln gemäß, die sie in solchen Fällen zu ergreifen pflegt: und man hält sie dagegen für Verfolger ihrer Gegner, die sie Ketzer und Aufrührer nannten. Die bestellte Geistlichkeit waren Episcopalen; die Nonconformisten Presbyterianer: so daß alles das Seinige beytrug, die ersten öffentlich zu der Parten des Königes, und die letzten auf die Seite des Parlaments zu ziehen. Da die Cavaliers die Hofpartey ausmachten, und die Rundköpfe die

Landparten, so war die Vereinigung der ersten mit der bestellten Geistlichkeit, und der andern mit den presbyterianischen Nonconformisten nothwendig. Diese Vereinigung ist, nach den allgemeinen Grundsätzen der Politik, so natürlich, daß sehr außerordentliche Umstände der Staatsangelegenheiten erfodert werden, sie zu trennen.

Ein jeder weis den Ausgang dieses Streites; der erst dem Konige, hernach dem Parlamente schädlich war. Nach vielen Verwirrungen und Veränderungen wurde die königliche Familie endlich wieder eingesetzet, und die Regierung auf den ersten Fuß gestellet. **Carl der Zweyte** war durch das schreckliche Exempel seines Vaters nicht klüger geworden; sondern setzte die ersten Maaßregeln fort, wiewohl anfänglich mit größerer Heimlichkeit und Behutsamkeit. Es standen neue Parteyen auf, unter dem Namen der **Whigs** und **Torrys**, welche von der Zeit an beständig fortgefahren haben, unsere Regierung zu verwirren, und zu theilen. Worinn diese Parteyen eigentlich bestehen, das ist vielleicht eine der schwersten Fragen, die man vorlegen kann, und ein Beweis, daß die Historie Problemata enthalte, die eben so ungewiß sind, als irgend ein anders, das man in den abstractesten Wissenschaften findet. Wir haben siebenzehn Jahre lang die Aufführung dieser beyden Parteyen angesehen, in einer ungemeinen Verschiedenheit der Umstände, wo sie Gewalt besaßen, und wo sie ihnen genommen war, im Kriege, und im Frieden: wir treffen Leute an,

an, die sich entweder für die eine, oder die andere Partey erklären, alle Stunden, in Gesellschaft, in unsern Belustigungen, in unsern ernsthaften Beschäfftigungen: wir selbst sind einigermaaßen gezwungen, Parten zu machen; und weil wir in einem Lande der höchsten Freyheit leben, so kann jedermann seine Gesinnungen und Gedanken öffentlich erklären: und dennoch sind wir in Verlegenheit, die Natur, die Ansprüche, und die Grundsätze dieser beyden Parteyen zu erklären. Die Frage ist vielleicht an sich selbst schon etwas schwer; aber sie ist durch die Vorurtheile und Heftigkeit der Partey noch schwerer geworden.

Wenn wir die Parteyen der **Whigs** und **Torrys**, mit den Parteyen der **Rundköpfe** und **Cavaliers** vergleichen, so besteht der sichtbarste Unterschied, der sich zwischen beyden zeiget, in der Lehre von dem blinden **Gehorsame**, und dem **unverbrüchlichen Rechte**, wovon man unter den **Cavaliers** nur wenig hörete, welche aber für die allgemeine Lehre, und für das wahre Kennzeichen eines **Torry** gehalten wurde. Wenn man diese Grundsätze zu ihren nächsten Folgen weiter treibt, so legen sie uns auf, daß wir allen unsern Freyheiten förmlich entsagen, und eine unumschränkte Monarchie erkennen sollen; denn nichts kann ungereimter seyn, als eine eingeschränkte Gewalt, der man sich nicht widersetzen soll, wenn sie auch über ihre Schranken geht. Aber wie die vernünftigsten Grundsätze oft gegen die Leidenschaft nur ein schwaches Gegengewicht

ſind, ſo darf ſich niemand verwundern, daß dieſe ungereimten Sätze, welche, wie ein berühmter * Verfaſſer mit Rechte ſaget, der geſunden Vernunft der Hottentotten oder Samojeden anſtößig ſeyn müßten, zu dieſer Wirkung nicht ſtark genug waren. Die Tories waren, als Menſchen, Feinde der Unterdrückung; und, als Engländer auch Feinde der deſpotiſchen Gewalt. Ihr Eifer für die Freyheit war vielleicht nicht ſo heftig, als der Eifer ihrer Gegner; aber er war doch zureichend, daß ſie alle ihre allgemeinen Grundſatze vergaßen, als ſie ſich offenbar von einer Umſtürzung der alten Regierung bedrohet ſahen. Aus dieſen Geſinnungen entſprang die Revolution; eine Begebenheit von wichtigen Folgen, die der britanniſchen Freyheit einen feſten Grund gab. Die Aufführung der Tories, in, und nach dieſer Begebenheit, wird uns eine richtige Einſicht in die Natur dieſer Parten geben.

Erſtlich ſcheinen ſie in ihrer Liebe zur Freyheit, und in ihrem feſten Entſchluſſe, ſie keinem abſtracten Grundſatze, oder einem eingebildeten Rechte der Fürſten aufzuopfern, die Geſinnungen wahrer Britten gehabt zu haben. An dieſem Stücke ihres Charakters hätte man vor der Revolution der offenbaren Neigung ihres bekannten Grundſatzes, und ihrer faſt ausſchweifenden Höflichkeit gegen den Hof wegen, der aus ſeiner eigenmächtigen Abſicht kein Geheimniß machte, mit

* Diſſertation über Parteyen, zweyter Brief.

mit Rechte zweifeln können. Die Revolution zeigte, daß sie in diesem Stücke, nichts anders, als eine aufrichtige Hofpartey gewesen waren, eine solche, wie man sie in einer britannischen Regierung erwarten kann: das ist, Liebhaber der Freyheit, aber noch gröſsere Liebhaber der Monarchie. Dem ungeachtet muß man gestehen, daß sie ihre monarchischen Grundsätze weiter trieben, so gar in der Ausübung, noch mehr aber in der Theorie, als auf irgend eine Weise mit einer eingeschränkten Regierung bestehen konnte.

Zweytens halfen weder ihre Grundsätze, noch ihre Neigungen, ganz und gar, oder doch mit Ernst, zu dem Vergleiche, der bey der Revolution gemacht wurde, und zu dem, der nach dem getroffen ist. Dieses Stück ihres Charakters könnte den Schein haben, dem erstern zu widersprechen; weil alle andere Vergleiche, in den Umständen, worinn sich die Nation befand, aller Wahrscheinlichkeit nach hätten gefährlich seyn müssen, wo nicht gar der Freyheit schädlich. Aber das Herz der Menschen ist so beschaffen, daß es Widersprüche vergleichen kann; und dieser Widerspruch ist nicht gröſser, als der Widerspruch zwischen dem leidendlichen Gehorsame, und dem Widerstande, den sie bey der Revolution thaten. Ein Tory kann also, nach der Staatsveränderung in wenigen Worten, als ein Liebhaber der Monarchie, der dennoch der Freyheit nicht entsaget; und als ein Mann beschrieben werden, der sich für das

Haus Stuart erkläret. Ein Whig hingegen ist ein Liebhaber der Freyheit, der jedoch der Monarchie nicht entsaget; und ein Freund der Thronfolge in einer protestantischen Linie *.

Diese

* Der berühmte Schriftsteller, den ich eben angezogen habe, hat behauptet: der wirkliche Unterschied zwischen Whigs und Tories sey bey der Revolution verloren gegangen, und seit der Zeit waren sie beständig fort bloß persönliche Parteyen gewesen, so wie die Guelfen, und Ghibellinen, nachdem der Kaiser in Italien alle Macht verloren hatte. Eine solche Meynung, wenn sie angenommen würde, müßte unsere ganze Historie in ein Rathsel verwandeln.

Ich will vorläufig alles, was ein jeder von der Aufführung und dem Umgange aller seiner Freunde und Bekannten an beyden Seiten bemerket, und gehöret haben kann, als einen Beweis eines wirklichen Unterschiedes zwischen diesen Parteyen anführen. Haben nicht die Tories allezeit eine öffentliche Liebe für das Haus Stuart getragen, und haben nicht ihre Feinde sich beständig mit Nachdruck dem Glücke dieser Familie widersetzet?

Die Grundsatze der Tories sind offenbar der Monarchie am gemeinesten. Dennoch haben sich die Tories fast beständig in diesen funfzig Jahren dem Hofe widersetzet; sie waren auch keine großen Freunde mit dem Könige Wilhelm, selbst wenn er sich ihrer bediente. Man kann also nicht sagen, daß sie mit dem Throne, sondern mit der Person Streit gehabt haben, die ihn besaß.

Sie

Dieſe verſchiedene Abſichten bey der Beſtimmung der Thronfolge, ſind zufällige, aber natürliche Zuſätze zu den Grundſätzen der Hof- und

Sie ſtanden mit aller Macht dem Hofe in den vier letzten Jahren der Königinn Anne bey. Aber iſt wohl jemand verlegen, die Urſache zu finden?

Die Thronfolge in der britanniſchen Regierung iſt ein Punct von gar zu wichtigen Folgen, daß er Leuten, die ſich im geringſten um den Wohlſtand des Publici bekümmern, ganz und gar gleichgültig ſeyn ſollte; vielweniger kann man annehmen, daß die Parten der Tories, die ſich niemals aus der Maßigung ein Verdienſt machte, eine ſteife Gleichgültigkeit in einem Puncte von ſo großer Wichtigkeit beobachten ſollte. Waren ſie alſo für das Haus Hanover eifrig? oder war noch wohl ein anderer Umſtand vorhanden, der ihren Eifer in der Widerſetzung zurückhielt, daß er nicht öffentlich ausbrach, als Klugheit, und eine Beobachtung des Wohlſtandes?

Es iſt wunderbar, wenn wir einen beſtellten Epiſcopalgeiſtlichen ſich öffentlich gegen den Hof erklären, und einen nonconformiſtiſchen Presbyterianer mit ihm in Verbindung ſehen. Was kann eine ſolche unnatürliche Aufführung bey beyden verurſachen? Nichts anders, als daß die erſten ihre monarchiſchen Grundſätze nach der itzigen Einrichtung zu hoch treiben, welche auf Grundſätze der Freyheit gegründet iſt: und die letzten, weil ſie ſich vor dem Vorzuge dieſer hohen Grundſätze fürchten, hängen dieſer

Landpartey, welche die eigentlichen Parteyen der britanniſchen Regierung ſind. Ein zärtlicher Liebhaber der Monarchie kann bey einer Veränderung der Thronfolge leicht beleidiget werden; weil ſie gar zu ſehr nach einer Republik ſchmecket: ein zärtlicher Liebhaber der Freyheit kann leicht auf die Gedanken gerathen, daß alle Theile der Regierung dem Intereſſe der Freyheit nachgeſetzet werden müßten. Indeſſen iſt es merkwürdig, daß, obſchon die Grundſätze der Whigs und Tories beyde eine Zuſammenſetzung ſind; dennoch die Ingredienzen, die in beyden den Haupttheil ausmachen, nicht mit einander übereinkamen. Ein Tory liebte die Monarchie, und hatte eine Liebe für das Haus Stuart; aber dieſe letzte Liebe war die herrſchende Neigung der Parten. Ein Whig liebte die Freyheit, und war der Wahl einer proteſtantiſchen Linie zur Thronfolge geneigt; aber die Liebe zur Freyheit, war offenbar ſeine herrſchende Neigung. Die Tories haben oft, als Republicaner gehandelt, wenn entweder Politik, oder Rachbegierde ſie zu einer ſolchen Aufführung verleitete; und es war kein einzi-

dieſer Partey an, von der ſie Freyheit und Toleranz erwarten.

Die unterſchiedene Aufführung der beyden Parteyen in Anſehung der auswärtigen Politik, iſt auch ein Beweis eben davon. Die eine iſt beſtändig Holland günſtig geweſen, und die andere Frankreich. Kurz die Beweiſe von dieſer Art ſcheinen ſo klar und augenſcheinlich zu ſeyn, daß es ganz unnöthig iſt, ſie zu ſammeln.

einziger in dieſer Parten, der nicht verlangt haben würde, wenn wir vorausſetzen, daß ſie in ihren Abſichten bey der Thronfolge betrogen waren, der Krone die genaueſten Einſchränkungen vorzuſchreiben, und unſere Regierungsform einer republicaniſchen ſo ähnlich zu machen, als möglich ware, damit er die Familie drücken möchte, die, nach ſeiner Vermuthung, ohne ein gehöriges Recht auf den Thron kommen wurde. Es iſt wahr, die Whigs haben auch unter dem Scheine, die Thronfolge und Einrichtung der Krone nach ihren Abſichten zu beſtimmen, gefährliche Schritte nach der Freyheit gethan: aber weil die ganze Geſellſchaft der Parten aus keinem andern Grunde dieſe Thronfolge gern ſieht, als in ſo fern ſie ein Mittel iſt, ihre Freyheit in Sicherheit zu ſetzen, ſo ſind ſie durch Unwiſſenheit, oder Verſehen, oder durch das Intereſſe ihrer Führer zu dieſen Schritten verleitet worden. Die Succeſſion der Krone war alſo der vornehmſte Punct für die Tories: die Sicherheit unſerer Freyheit für die Whigs. Und dieſe anſcheinende Unrichtigkeit iſt nach unſerer gegenwärtigen Theorie gar nicht ſchwer, zu erklären. Die Hof- und Landpartey ſind die wahren Mütter der Tories und Whigs. Aber es iſt faſt unmöglich, daß die Liebe der Hofpartey für die Monarchie nicht in eine Liebe gegen den Monarchen ausſchlagen ſollte: da unter ihnen eine ſo enge Verbindung, und der letzte ſo viel mehr ein natürlicher Gegenſtand iſt. Wie leicht artet die Anbethung der Gottheit

in

in eine Anbethung eines Gözen aus? Die Verbindung iſt zwiſchen der Freyheit, der Gottheit der alten Landpartey, oder der Whigs, und einem Monarchen, oder königlichen Familie nicht ſo groß; es iſt auch nicht vernünftig, wenn man annehmen wollte, daß in dieſer Parten die Verehrung von dem einen ſo bald auf das andere fallen konnte. Obgleich auch dieſes kein großes Wunder ſeyn würde.

Es iſt ſchwer, in die Gedanken und Geſinnungen einiger beſondern Menſchen zu dringen; aber es iſt faſt unmöglich, die Geſinnungen einer ganzen Parten zu unterſcheiden, wo es ſehr oft kommen kann, daß nicht zwo Perſonen genau einerley Gedanken haben. Doch will ich ſo kühn ſeyn, zu behaupten, daß es nicht ſo wohl ein Grundſatz, oder eine Meynung eines unverbrüchlichen Rechts war, welche die Tories dem alten königlichen Hauſe geneigt machte, als eine Neigung, oder eine gewiſſe Liebe, und Hochachtung gegen ihre Perſonen. Eben dieſe theilete vormals England unter dem Hauſe von York und Lancaſter, und Schottland unter den Familien von Bruce und Baliol; in einem Alter, worinn politiſche Streitigkeiten wenig in der Mode waren, und folglich politiſche Grundſätze nur wenig bey den Menſchen gelten mußten. Die Lehre eines blinden Gehorſams iſt an ſich ſelbſt ſo ungereimt, und unſern Freyheiten ſo ſehr entgegen, daß ſie nur vornehmlich den Kanzelrednern, und ihren verſpotteten Anhängern unter

ter dem Pöbel gelassen zu seyn scheint. Menschen von besserm Verstande wurden durch Liebe geleitet; und was die Anführer dieser Parten betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß das Interesse ihr vornehmster Bewegungsgrund war, und daß sie ihren eigenen Gesinnungen mehr zuwider handelten, als die Anführer der gegenseitigen Parten. Ob es gleich fast unmöglich ist, mit Eifer das Recht einer Person oder Familie zu vertheidigen, ohne ihr gewogen zu seyn, und den Grundsatz in Liebe zu verwandeln; so ist dieses doch Leuten von einem erhabenen Stande und edler Erziehung, die viele Gelegenheiten gehabt, die Schwachheit, Thorheit, und den Hochmuth der Monarchen zu sehen, und gefunden haben, daß sie gar nicht besser, wo nicht gar schlechter sind, als die übrigen Menschen, nicht so natürlich. Das Interesse, Häupter einer Parten zu seyn, ersetzet also oft, bey solchen Leuten die Stelle des Grundsatzes und der Liebe.

Einige, die nicht behaupten wollen, daß der wirkliche Unterschied unter Whig und Tory bey der Staatsveränderung verloren gegangen sey, scheinen zu denken, daß der Unterschied itzo abgeschafft sey, und daß die Sachen sich in so fern wieder auf ihren alten Fuß gesetzet hätten, daß itzo keine andere Parteyen weiter wären, als die Hof- und Landpartey; das ist, Manner, die entweder durch Interesse, oder Grundsatz sich entweder für die Monarchie, oder für die Freyheit erklären. Man muß in der That gestehen, daß die

Tory

Tory-Parten itzo ihrer Anzahl nach sehr abgenommen zu haben scheint; und noch mehr in ihrem Eifer; und ich wollte selbst sagen, noch mehr in ihrem Credit und Ansehen. Es giebt wenige Manner, die Erkenntniß und Gelehrsamkeit besitzen, wenigstens wenige Philosophen, seitdem Herr Locke geschrieben hat, die sich nicht schämen würden, wenn man sie für Anhänger dieser Partey hielte; und fast in allen Gesellschaften wird der Name eines alten Whig für eine unwidersprechliche Benennung der Ehre und Würde erkläret. Folglich nennen die Feinde der Staatsbedienten, die Hofleute die wahren Tories, als wenn es ein Schimpfname wäre; und die Gegenpartey, als mit einer Ehrenbenennung, die wahren Whigs. Die Tories sind so lange Zeit gezwungen gewesen, die Sprache der Republicaner zu reden, daß sie durch ihre Heucheley sich selbst belehrt, und sowohl die Gesinnungen, als die Sprache ihrer Gegner angenommen zu haben scheinen. Dennoch sind noch viele von dieser Partey mit allen ihren alten Vorurtheilen in England übergeblieben: und daß fast alle Gegner es mit dem Hofe, und die niedrigere Geistlichkeit von der Kirche in England es wenigstens mit der andern Partey hält, ist ein Beweis, daß die Hof- und Landpartey nicht alle unsere Parteyen ausmachen. Dieses kann uns überzeugen, daß sich in unserer Staatsverfassung ein gewisser Hang, ein äußerliches Gewicht befindet, welches

dieselbe

dieſelbe aus ſeiner natürlichen Wage bringt, und in unſern Parteyen Verwirrung anrichtet.

Ich will dieſe Materie mit der Anmerkung beſchließen: daß wir in Schottland niemals Parteyen gehabt haben, nach der eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, und daß die Parteyen in dieſem Lande ſich wirklich in Whigs und Jakobiten theileten. Ein Jakobit ſcheint ein Tory zu ſeyn, den die Staatsverfaſſung nichts anzugehen ſcheint, ſondern der entweder ein eifriger Freund der unumſchränkten Monarchie, oder wenigſtens geneigt iſt, unſere Freyheiten der Thronfolge einer Familie aufzuopfern, der er anhängt. Ich glaube, der Grund des Unterſchiedes zwiſchen England und Schottland iſt dieſer: unſere politiſchen und geiſtlichen Spaltungen in dieſem Lande, haben ſeit der Staatsveränderung ordentlich mit einander übereingeſtimmet. Die Presbyterianer waren alle ohne Ausnahme Whigs: die, ſo den Epiſcopalen zugethan waren, ergriffen die Gegenpartey: und als die Geiſtlichen von der letztern Secte bey der Veränderung von ihrer Kirche abgewandt wurden; ſo hatten ſie keinen Bewegungsgrund in ihren Eiden oder Gebethsformeln, ſich nach der Regierung zu richten, ſondern bekannten öffentlich die höchſten Grundſätze ihrer Parten; welches die Urſache iſt, warum ihre Nachfolger offenherziger und heftiger geweſen ſind, als ihre Brüder von der Tory-Partey in England.

Zwölfter

Zwölfter Verſuch.

Von dem Aberglauben, und der Enthuſiaſterey.

Daß das Verderbniß der beſten Dinge die ſchlimmſten hervorbringt, iſt ſchon zu einer Regel geworden, und wird gemeiniglich unter andern Exempeln auch durch die ſchädliche Wirkung des Aberglaubens, und der Enthuſiaſterey, dem Verderben der wahren Religion, bewieſen.

Dieſe beyde Arten der falſchen Religion, obgleich beyde ſchädlich, ſind deswegen doch von ſehr verſchiedener, und ſo gar von entgegengeſetzter Natur. Die Seele des Menſchen iſt gewiſſen unerklärlichen Schrecken und Befürchtungen unterworfen, die entweder von der unglücklichen Beſchaffenheit der Privat- oder öffentlichen Sachen, von der ſchlechten Geſundheit, von der finſtern und melancholiſchen Gemüthsart, oder von allen dieſen Umſtänden zuſammengenommen, herrühren. In ſolchem Zuſtande der Seele werden unendliche unbekannte Uebel, aus unbekannten Quellen befürchtet; und wo keine wahrhaftige Gegenſtände des Schreckens vorhanden ſind, da findet die Seele, die allezeit zu ihrem Schaden wirkſam

wirksam ist, und ihre herrschende Leidenschaft reif machet, eingebildete Uebel, deren Macht und Schädlichkeit sie keine Gränzen setzet. Wie diese Feinde gänzlich unsichtbar und unbekannt sind, so ist das Mittel, das man ergriffen hat, sie zu besänftigen, eben so wenig zu erklären, und besteht in bloßen Ceremonien, Gebräuchen, freywilligen Qualen, Opfern, Geschenken, oder sonst in einer Gewohnheit, sie mag noch so lächerlich und ungegründet seyn, die entweder die Narrheit, oder der Betrug einer blinden und in Schrecken gesetzten Leichtgläubigkeit empfiehlt. Schwachheit, Furcht, Melancholie und Unwissenheit sind daher die wahren Quellen des Aberglaubens.

Aber die Seele des Menschen ist außerdem auch unerklärlichen Erhebungen und Vorurtheilen unterworfen, welche von einem glücklichen Erfolge, von einer vollkommenen Gesundheit, von großer Lebhaftigkeit, oder von einer kühnen und verwegenen Gemüthsart herrühren. In solchem Zustande der Seele schwillt die Einbildung von großen, aber verwirrten Begriffen auf, welche mit den Schönheiten und Freuden eines Träumers nicht verglichen werden können. Alles was sterblich und vergänglich ist, verschwindet, als wenn es der Aufmerksamkeit nicht würdig wäre. Und der Einbildung wird ein freyer Lauf in die unsichtbaren Gegenden, oder in die Welt der Geister gelassen, wo die Seele die Freyheit hat, sich einer jeden Phantasey zu überlassen, welche sich am besten zu ihrem itzigen Geschmacke und

ihrer Gemüthsart schicket. Daher kommen die Entzückungen, und der erstaunliche Flug der Phantasey; und weil Zutrauen, und Vorurtheil immer zunehmen, so schreibt man diese Entzückungen, weil sie alle zusammen unerklärlich sind und fast über den Begriff unsers ordentlichen Verstandes hinaufsteigen, der unmittelbaren Eingebung des göttlichen Wesens zu, welches der Gegenstand der Anbethung ist. In weniger Zeit sieht sich die Person, die die Eingebung hat, als den vornehmsten Günstling der Gottheit an, und wenn diese Raserey einmal Platz genommen hat, welche die gröbeste Schwärmerey ist, so wird ein jeder Einfall für heilig gehalten. Die menschliche Vernunft, und so gar die Sittenlehre, wird als eine betrügliche Führerinn verworfen; und der schwärmerische Narr übergiebt sich blindlings, und ohne Zurückhaltung, der vorgegebenen Entzückung des Geistes, und der Eingebung vom Himmel. Hoffnung, Hochmuth, Vorurtheil, die erhitzte Einbildung und Unwissenheit sind daher die wahren Quellen der Schwärmerey.

Diese beyde Arten der falschen Religion können Gelegenheit zu vielen Betrachtungen an die Hand geben; aber ich will mich bey wenigen Anmerkungen über ihren Einfluß in die Regierung und Gesellschaft einschränken.

Meine erste Anmerkung ist: daß der Aberglaube der priesterlichen Gewalt sehr nützlich, und die Enthusiasterey ihr eben so sehr, oder noch mehr zuwider ist, als die gesunde

geſunde Vernunft und Philoſophie. Weil der Aberglaube auf Furcht, Gram und Niedergeſchlagenheit gegründet iſt, ſo ſtellet ſie den Menſchen ihm ſelbſt in ſo verächtlichen Farben vor, daß er ſich in ſeinen eigenen Augen unwürdig dünkt, indem er ſich der göttlichen Gegenwart nähert, und daher gemeiniglich zu einer andern Perſon ſeine Zuflucht nimmt, deren heiliges Leben, oder vielleicht Liſt und Unverſchämtheit, gemachet hat, daß man von ihr glaubet, ſie ſey bey der Gottheit angenehmer. Ihr erzeigen die Abergläubiſchen ihre Ehrerbiethung: ihrer Sorgfalt empfehlen ſie ihre Gebethe, Bitten und Opfer: und durch ihre Vermittelung hoffen ſie, ihre Gebethe bey der erzürnten Gottheit annehmlich zu machen. Dieſes iſt der Urſprung der Prieſter *, welche man mit Rechte für eine der gröbſten Erfindungen der Furcht und des niederträchtigen Aberglaubens halten kann, welcher, immer mistrauiſch auf ſich ſelbſt, ſich nicht unterſteht, ſeine Andacht ſelbſt zu verrichten, ſondern

* Unter Prieſtern verſtehe ich hier allein diejenigen, welche Anſpruch auf Macht und Herrſchaft und die Heiligkeit des Charakters machen, die von der Tugend und den guten Sitten unterſchieden iſt. Dieſe ſind von den Geiſtlichen ſehr unterſchieden, welche durch die Geſetze dazu verbunden ſind, den ganzen Gottesdienſt mit gröſſerer Ordnung und Anſtandigkeit zu verrichten. Es iſt kein Rang der Menſchen höher zu ſchätzen, als der letztere.

dern unwissend sich bey der Gottheit durch die Vermittelung dieser vermeinten Freunde und Diener besser zu empfehlen glaubet. Weil der Aberglaube ein groſses Ingredienz selbst der allerschwärmerischten Religionen ist: da sonst nichts als die Philosophie fähig ist, die unerklärlichen Schrecken zu überwinden: so sind in allen Religionen, die nur da sind, Priester zu finden: aber je mehr Aberglauben damit vermischt ist, je gröſser ist das Ansehen des Priesterthums. Das heutige Judenthum und Pabstthum, vornehmlich das letztere hat den allerabgeschmacktesten und barbarischten Aberglauben, der jemals in der Welt gewesen ist, und sie sind die gröſsten Sclaven ihrer Priester. Wie die englische Kirche noch vieles von dem papistischen Aberglauben beybehalten hat, so nimmt sie auch vornehmlich Theil, in ihrer ursprünglichen Einrichtung, an der Neigung zur priesterlichen Herrschaft und Gewalt; vornehmlich in Ansehung der Ehrerbiethung, die sie ihren Priestern erweist: und obgleich nach dem Sinne der Kirche die Gebethe des Priesters die Gebethe des Volkes begleiten müssen: so ist er doch der Mund der Versammlung, seine Person ist heilig, und ohne seine Gegenwart würden wenige ihren öffentlichen Gottesdienst, oder die Sacramente und andere Gewohnheiten der Gottheit angenehm, glauben.

Auf der andern Seite kann man bemerken, daſs alle Schwärmer von dem geistlichen Joche frey gewesen sind, und eine groſse Unabhängigkeit

keit in ihrer Andacht mit einer Verachtung aller Formalitäten und Ueberlieferungen, die auf Ansehen gegründet sind, bewiesen haben. Die **Quacker** sind die allergrößesten, und zugleich die allerunschuldigsten Schwärmer, die jemals bekannt gewesen sind, und sind vielleicht die einzige Secte, welche niemals Priester unter sich aufgenommen hat. Die **Independenten** kommen unter allen **englischen** Sectirern den **Quackern**, sowohl in der Schwärmerey, als auch in ihrer Freyheit von den priesterlichen Banden, am nächsten. Nach diesen folgen die **Presbyterianer** in einer gleichen Entfernung von diesen beyden Puncten. Kurz, diese Anmerkung ist auf die gewisseste Erfahrung gegründet; und man wird auch bemerken, daß sie auf die Vernunft gegründet sey, wenn wir betrachten, daß die Enthusiasterey, wie sie sich zu einem einbilderischen Stolze und Zutrauen erhebt, sich auch geschickt genug glaubet, sich der Gottheit ohne eines andern Vermittelung **zu nähern**. Ihre schwärmerische Andachten sind so eifrig, daß sie sich einbilden, sich durch die Betrachtung und innerliche Bekehrung, in **der That** derselben **zu nähern**, und daher versäumen sie alle äußerliche Ceremonien und Gebräuche, wozu die Hülfe des Priesters, in den Augen ihrer abergläubischen Anhänger, nöthig zu seyn scheint. Der Schwärmer heiliget sich selbst, und giebt seiner Person einen heiligen Charakter, welcher weit erhabener

ist, als der, den Formalitäten und Gebräuche einem andern geben können.

Meine zweyte Anmerkung über diese Art der falschen Religionen ist, daß Religionen, welche etwas von der Schwärmerey an sich haben, in ihrem ersten Ursprunge weit wüthender und heftiger sind, als die, welche etwas von dem Aberglauben an sich haben; aber in kurzer Zeit sanfter und mäßiger werden. Die Heftigkeit dieser Art der Religion, wenn sie durch Neuerungen angereizet, und durch Widerstand aufgebracht wird, erhellet aus unzähligen Beyspielen, von den Anabaptisten in Deutschland, den Camisaren in Frankreich, den Levellers, und anderen Schwärmern in England, und den Covenanters in Schottland. Gleichwie die Enthusiasterey auf eine starke Lebhaftigkeit, und hochmüthige Verwegenheit des Charakters gegründet ist, so erzeuget sie auch die alleräußersten Entschlüsse: vornehmlich, wenn sie sich zu einer Höhe erhoben hat, daß sie den betrogenen Schwärmern eine Meynung der göttlichen Eingebung, und eine Verachtung der gemeinen Regeln der Vernunft, Moral, und Klugheit einflößet.

Daher kömmt es, daß die Schwärmerey so viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft stiftet: aber ihre Wuth ist dem Donner und Sturme gleich, der sich in einer kurzen Zeit erschöpfet, und die Luft heiterer und stiller, als vorher, läßt. Wenn das erste Feuer der Schwärmerey verschwendet ist, so sinken die Menschen von solchen schwär-

ſchwärmeriſchen Secten, und fallen gemeiniglich in die gröſte Verläugnung und Gleichgültigkeit in heiligen Sachen, weil kein Menſch unter ihnen iſt, welcher Anſehen genug hat, deſſen Intereſſe es erfordere, den Religionsgeiſt zu unterhalten. Der Aberglaube hingegen ſchleicht ſich nach und nach und unvermerkt ein: machet die Menſchen zahm und unterthänig; iſt dem Magiſtrate angenehm, und ſcheint dem Volke unbeleidigend zu ſeyn: bis zuletzt die Prieſter, wenn ſie ihr Anſehen feſtgegründet haben, durch ihre unendliche Zänkereyen, Verfolgungen und Religionsſtreitigkeiten, die Tyrannen und Zerſtörer der menſchlichen Geſellſchaft werden. Wie unvermerkt fing nicht die römiſche Kirche an, ihre Gewalt zu erwerben? aber in was für böſe Erſchütterungen ſetzte ſie nicht ganz **Europa**, ſie zu behaupten? Auf der andern Seite ſind unſere Secirer, die vormals die gefährlichſten Schwärmer waren, itzo die gröſten Freydenker geworden: und die **Quacker** ſind vielleicht die einzige ordentliche Geſellſchaft der **Deiſten** in der Welt; die **Literati**, oder die Schüler des **Confucius** in **China** ausgenommen.

Meine **dritte** Anmerkung hierüber iſt, daß der Aberglaube ein Feind der bürgerlichen Freyheit, und die Enthuſiaſterey eine Freundinn derſelben iſt. Da der Aberglaube unter der prieſterlichen Gewalt ſeufzet, und die Enthuſiaſterey eine Feindinn aller prieſterlichen Gewalt iſt, ſo erkläret dieſes dieſe Anmerkung vollkommen. Nicht

zu gedenken, daß die Schwärmerey, als die Schwachheit kühner und ehrbegieriger Gemüther, gemeiniglich mit dem Geiste der Freyheit verknüpfet ist; der Aberglaube hingegen den Menschen niederträchtig und zur Sclaverey geneigt machet. Wir lernen aus der englischen Geschichte, daß in den bürgerlichen Kriegen die Independenten und Deisten am meisten auf ihre Religionssätze bestanden, und doch in den politischen Regeln sich vereiniget hatten, und für die Republik sehr eifrig waren. Und seit dem Ursprunge der Whigs und Tories sind die Anführer der Whigs entweder Deisten, oder Latitudinarier in ihren Grundsätzen gewesen, das ist, Freunde der Toleranz, und gleichgültig gegen alle Secten des Christenthums; da alle Sectirer, die viel von der Schwärmerey an sich haben, allezeit ohne Ausnahme die Partey ergriffen haben, die sich für die bürgerliche Freyheit erklärete. Die Gleichheit in ihrem Aberglauben vereinigte lange Zeit die Hauptkirche, Tories, und römischen Katholiken zu der Unterstützung der Vorrechte und königlichen Gewalt; obgleich die Erfahrung der Verträglichkeit der Whigs die Katholiken auf ihre Seite gebracht zu haben scheint.

Die Molinisten und Janseniſten in Frankreich haben tausend unverständliche Streitigkeiten, die der Achtung eines vernünftigen Mannes nicht würdig sind; aber was die beyden Secten hauptsächlich unterscheidet, und allein unsere Aufmerk-

samkeit

ſamkeit verdienet, iſt der Unterſchied des Eifers in ihren Religionen. Die Molinſten, welche von den Jeſuiten geführet werden, ſind Freunde des Aberglaubens, ſtrenge Beobachter der äußerlichen Formalitäten und Ceremonien, und der prieſterlichen Gewalt, und den Ueberlieferungen ergeben. Die Janſeniſten ſind Schwärmer, eifrige Beförderer der enthuſiaſtiſchen Andacht, und des innerlichen Lebens; machen ſich wenig aus der Gewalt, und ſind, mit einem Worte, nur halbe Katholiken. Die Folgen kommen genau mit der vorhergehenden Betrachtung überein. Die Jeſuiten ſind die Tyrannen, und Sclaven des Hofes: und die Janſeniſten erhalten den kleinen Funken der Liebe zur Freyheit, welche in der franzöſiſchen Nation gefunden wird.

Dreyzehnter Verſuch.

Von dem Geize.

Es iſt leicht zu merken, daß die komiſchen Scribenten einen jeden Charakter übertreiben, und ihre Narren oder Phantaſten mit ſtärkern Zügen ſchildern, als man jemals in der Natur antrift. Dieſe moraliſche Art für das Theater zu malen, iſt oft mit der Maleren

in Gewölben und Plafonds verglichen worden, wo die Farben überhäuft, und jeder Theil außerordentlich groß und übernatürlich gemalet wird. Die Figuren scheinen abscheulich und wider alles Verhältniß, wenn man sie zu nahe betrachtet; aber sie werden natürlich und regelmäßig, wenn sie in einer Entfernung und in dem Gesichtspuncte stehen, für den sie gemalet sind. Auf eben die Art, wenn uns Charaktere in theatralischen Vorstellungen vorgestellet werden, setzet der Mangel der Wirklichkeit die Personen in eine Entfernung von uns; und da er sie kälter und ungeschickter machet, uns zu unterhalten, wird es nöthig, durch die Stärke der Colori das zu ersetzen, was ihnen am Wesen fehlet. So finden wir in dem gemeinen Leben, wenn jemand sich einmal gewöhnet hat, in seinen Erzählungen von der Wahrheit sich zu entfernen, daß er sich niemals in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit halten kann; sondern immer neue Umstände hinzusetzet, um seine Geschichte wunderbarer zu machen, und seine Einbildungskraft zu befriedigen. Sir John Falstaff machte aus zween Leuten in Frieskleidern eilf Personen, ehe er seine Erzählung zu Ende brachte.

Es ist nur ein Laster, welches im Leben mit eben so starken Zügen, und in eben so hoher Farbe gefunden werden kann, als sich ein Satirenschreiber oder Komischer bedienen muß; und dieses ist der Geiz. Wir treffen täglich Leute an, die ein ungeheures Vermögen besitzen, keine Erben haben,

ben, und am Rande des Grabes ſtehen, die ſich die allergemeinſten Nothwendigkeiten des Lebens entziehen, Reichthümer auf Reichthümer häufen, und unter aller wirklichen Noth der ſtrengſten Armuth leben. Die Geſchichte erwähnet eines alten Wucherers, dem von dem Prieſter, als er in den letzten Zügen lag, ein Crucifix zum Andenken geſchenket wurde. Kurz ehe er ſtarb, öffnete er ſeine Augen, betrachtete das Crucifix, und rief aus: **Dieſe Juwelen ſind nicht ächt; ich kann nicht mehr, als zehn Piſtolen auf ein ſolches Pfand leihen.** Dieß war vermuthlich eine Erfindung eines Epigrammatiſten; und doch kann ein jeder aus ſeiner eigenen Erfahrung ſich vieler eben ſo ſtarken Beyſpiele, von der Dauer des Geizes, erinnern. Man erzählet gemeiniglich von einem berüchtigten Geizhalſe in dieſer Stadt, daß er, als er ſich dem Tode nahe befand, einige von den Obrigkeitsperſonen holen ließ, und ihnen einen Zettel von hundert Pfund, der nach ſeinem Tode bezahlet werden ſollte, einhändigte; ſein Vorſatz war, daß dieſe Summe zum chriſtlichen Nutzen angewandt werden ſollte. Allein ſie waren kaum weggegangen, als er befahl, daß man ſie zurückrufen ſollte, und ihnen baares Geld anboth, wenn ſie fünf Pfund von der Summe fallen laſſen wollten. Ein anderer bekannter Geizhals in Norden, der Willens war, ſeine Erben zu hintergehen, und ſein Vermögen zur Erbauung eines Hoſpitals zu vermachen, ſchob die Aufſetzung ſeines letzten Wil-

lens

sens von einem Tage zum andern auf; und wenn die, die die Sache anging, nicht die Verfertigung dieses Testamentes bezahlet hätten, so würde er ohne Testament gestorben seyn. Kurz, keine von den heftigsten Ausschweifungen der Liebe und des Ehrgeizes können in irgend einem Stücke mit der Ausschweifung des Geizes verglichen werden.

Die beste Entschuldigung, die man für den Geiz anführen kann, ist, daß er gemeiniglich bey alten Leuten herrschet, oder bey Leuten von kalter Gemüthsart, bey welchen alle andere Neigungen ausgestorben sind; und da die Seele unfähig ist, ohne alle Leidenschaft oder Beschäfftigung zu bleiben, so findet sie zuletzt diese scheusliche und unvernünftige, die sich zu ihrer kalten und müßigen Gemüthsart schicket. Es scheint zu gleicher Zeit etwas sehr außerordentliches zu seyn, daß eine so frostige und geistlose Leidenschaft im Stande seyn sollte, uns weiter zu führen, als alle Hitze der Jugend und des Vergnügens. Allein wenn wir diese Materie genauer betrachten, so werden wir finden, daß eben dieser Umstand die Erklärung der Sache leichter machet. Wenn die Gemüthsbeschaffenheit warm und voller Lebhaftigkeit ist, so wächst sie natürlicherweise mehr, als auf eine Seite aus, und bringt niedrigere Leidenschaften hervor, um einigermaßen der herrschenden Neigung das Gegengewicht zu halten. Eine Person von dieser Gemüthsart kann unmöglich, sie mag sich noch so stark auf eine Absicht gerichtet haben, aller Empfindung der Schaam oder Achtung gegen

gen die Meynung der Menschen, beraubt seyn. Ihre Freunde müssen einige Gewalt über sie haben: und andere Betrachtungen sind fähig ihr Gewicht zu haben. Alles dieß dienet dazu, sie in einigen Gränzen zu halten. Allein es ist kein Wunder, daß ein geiziger Mann durch seine herrschende Neigung so weit getrieben wird, und seine Leidenschaft in so erstaunlichen Beyspielen an den Tag leget, da er, wegen seiner kalten Gemüthsbeschaffenheit, keinen guten Namen, keine Freundschaft, und kein Vergnügen achtet.

Wir finden daher kein Laster, das sich so schwer bekehren läßt, als der Geiz: und obgleich fast keine Moralisten oder Philosophen, vom Anfange der Welt, bis auf diesen Tag, gewesen sind, die demselben nicht einen Streich versetzet hätten; so finden wir doch kaum ein einziges Exempel einer Person, die davon geheilet worden ist. Aus dieser Ursache gebe ich denen eher meinen Beyfall, die dieses Laster mit Witz und Munterkeit angreifen, als denen, die auf eine ernsthafte Art damit umgehen. Da so wenig Hoffnung ist, daß denen Leuten, die dieses Laster an sich haben, geholfen werde, so wollte ich wenigstens, daß den übrigen Menschen, durch unsere Art dasselbe vorzustellen, ein Vergnügen gemachet werden möchte: da in der That keine Art des Vergnügens ist, woran sie so wenig Theil zu nehmen scheinen.

Unter den Fabeln des Herrn de la Motte ist eine gegen den Geiz gerichtet, die mir natürlicher und leichter vorkömmt, als die mehresten

von

von den Fabeln dieſes ſcharfſinnigen Schriftſtellers. Nachdem ein Geizhals geſtorben, und prächtig begraben war, ſaget er, kam er an das Ufer des Styx, und verlangte mit den andern Geiſtern übergeſetzet zu werden. **Charon** verlangte ſein Fuhrgeld, und erſchrak, als er den Geizhals ſich lieber in den Fluß werfen, als daß er bezahlen wollte, und nach der andern Seite ſchwimmen ſah, alles Geſchreyes und aller Widerſetzung ungeachtet. Die ganze Hölle war im Aufruhre; und ein jeder Richter dachte auf eine Strafe, die ſich für das Laſter ſchickte, das für die hölliſchen Einkünfte von ſo gefährlichen Folgen war. Soll er an den Felſen mit dem **Prometheus** geſchmiedet werden? Oder unter dem Abgrunde in Geſellſchaft der **Danaiden** zittern? Oder dem **Sisyphus** helfen, ſeinen Stein zu wälzen? Nein, ſagte **Minos**, nichts von allem dieſen. Wir müſſen eine härtere Strafe erfinden. Wir wollen ihn auf die Erde zurückſchicken, damit er den Gebrauch ſehen könne, den ſeine Erben von ſeinen Reichthümern machen.

Ich hoffe, man wird es nicht ſo auslegen, daß ich mich dieſem berühmten Schriftſteller zur Seite ſetzen wollte, wenn ich es wage, eine meiner eigenen Fabeln zu erzählen, die die Abſicht hat, eben das Laſter des Geizes vorzuſtellen. Die Idee iſt aus dieſen Zeilen des Herrn **Pope** genommen:

Verdammt

Verdammt zu den Minen, begegnet ein gleiches Schicksal
Dem Sclaven, der es gräbt, und dem Sclaven, der es versteckt.

Unsere alte Mutter Erde stellete einmal, vor dem Gerichte des Himmels, eine Klage gegen den Geiz an, wegen der verruchten und boshaften Rathschläge und Ermahnungen, womit er die Kinder der Klägerinn versuchte, reizte, überredete, und betrügerischerweise verführte, das abscheuliche Laster eines Muttermordes an ihr zu begehen, und durch die Zerreißung ihres Körpers, ihre Eingeweide heimlicher Schätze wegen zu plündern. Die Klage war sehr lang und wortreich: allein wir müssen einen großen Theil der Wiederholungen und synonymischen Ausdrücke übergehen, um unsern Leser mit unserer Erzählung nicht zu sehr zu ermüden. Der Geiz, als er vor den Jupiter gefordert wurde, sich zu verantworten, konnte nicht viel zu seiner Vertheidigung sagen. Er wurde deutlich des Unrechts überwiesen. Das Factum war in der That bekannt, und die Beleidigung oft wiederholet worden. Als daher die Klägerinn um Recht bath, faßte Jupiter sehr willig das Urtheil zu ihrem Vortheile ab; und sein Urtheil war: daß, da der Herr Geiz, Beklagter, die Frau Erde, Klägerinn, so schmerzlich beleidiget hätte, ihm hiedurch anbefohlen würde, den Schatz, den er besagter Klägerinn, so schimpflicherweise durch die

Plün-

Plünderung ihres Busens geraubet hätte, zu nehmen, ihren Busen auf eben die Art, wie vorhin, zu öffnen, und ihn ihr also zurück zu geben, ohne etwas zurück zu halten, oder davon zu nehmen. Aus diesem Urtheile wird folgen, sagte Jupiter zu den Besitzern, daß in allen künftigen Zeiten, die Bedienten des Geizes ihre Reichthümer vergraben und verstecken, und dadurch der Erde das wiedergeben werden, was sie ihr entwendeten.

* *

Vierzehnter Versuch.

Von der Würde der menschlichen Natur.

Es giebt gewisse Secten, die ingeheim in der gelehrten Welt sowohl, als in der politischen entstehen; und ob sie schon zuweilen nicht öffentlich an einander gerathen, so geben sie doch der Denkungsart derer eine andere Wendung, die eine oder die andere Parten ergriffen haben. Die merkwürdigsten von dieser Art sind die Secten, die auf verschiedene Meynungen, von der **Würde der menschlichen Natur**, gegründet sind. Dieß ist ein Punct, der Philosophen, Poeten und Gottesgelehrte, vom

vom Anfange der Welt bis auf diesen Tag, getheilet zu haben scheint. Einige erheben unser Geschlecht bis an den Himmel, und stellen den Menschen als eine Art eines menschlichen Halbgottes vor, der seinen Ursprung von dem Himmel herleitet, und deutliche Zeichen seiner Geschlechtslinie und Abkunft von ihm an sich hat. Andere bleiben bey der Schwachheit der menschlichen Natur stehen, und können nichts entdecken, als Eitelkeit, worinn der Mensch die übrigen Thiere übertrifft, die er so sehr zu verachten sich herausnimmt. Wenn ein Schriftsteller die Talente der Beredsamkeit und des Vortrages besitzt, so ergreift er gemeiniglich die Parten der erstern: ist er aber zur Ironie und Spötterey geneigt, so fällt er gemeiniglich auf die Gegenseite.

Ich bin weit davon entfernet, zu denken, daß alle die, die die menschliche Natur herabgesetzet haben, Feinde der Tugend gewesen sind, und die Schwachheiten ihrer Nebengeschöpfe in einer bösen Absicht Preis gemachet haben. Ich merke vielmehr, daß eine zarte Empfindung der Tugend, besonders wenn sie etwas von der Misanthropie an sich hat, fähig ist, einem Manne gegen die Welt einen Ekel zu machen, und ihn zu verleiten, daß er den allgemeinen Lauf der menschlichen Sachen mit gar zu vielem Verdrusse und Unwillen betrachtet. Ich muß daher der Meynung seyn, daß die Gesinnungen derer, die geneigt sind, von den Menschen gütiger zu denken, der Tugend vortheilhafter sind, als die gegenseitigen

Grundsätze, die uns eine schlechte Meynung von unserer Natur machen. Wenn jemand einen hohen Begriff von seinem Range und Charakter in der Schopfung besitzt, so wird er sich natürlicherweise bemühen, demselben gemäß edel zu handeln, und sich hüten, eine niedrige oder lasterhafte Handlung zu begehen, die ihn unter der Figur erniedrigen könnte, die er seiner Vorstellung nach machet. Wir finden daher, daß alle unsere gesitteten und neuern Moralisten auf diesen Bewegungsgrund bestehen, und sich bemühen, das Laster so vorzustellen, daß es des Menschen unwürdig, und für sich selbst zu hassen sey.

Dem Frauenzimmer wird überhaupt in seiner Jugend mehr geschmeichelt, als den Männern; welches aus der Ursache herrühren mag, weil der vornehmste Punct seiner Ehre für viel schwerer angesehen wird, als der unsrige, und durch allen den anständigen Hochmuth, den man ihm nur einflößen kann, unterstützet werden muß.

Wir finden sehr wenige Streitigkeiten, die nicht auf einige Zwendeutigkeit des Ausdruckes gegründet sind; und ich bin überzeuget, daß der gegenwärtige, der die Würde der menschlichen Natur betrifft, davon nicht mehr, als andere ausgeschlossen ist. Es kann daher der Mühe werth seyn, zu betrachten, was in diesem Streite den Satz selbst betrifft, und was bloß ein Wortstreit ist.

Es wird kein vernünftiger Mann läugnen, daß zwischen Verdiensten und Fehlern, Tugend und

und Laster, Weisheit und Thorheit, ein natürlicher Unterschied ist. Aber es ist doch augenscheinlich, daß wir in der Wahl der Ausdrücke, die entweder unsern Beyfall oder unser Misfallen anzeigen, gemeiniglich mehr durch die Vergleichung, als durch eine andere bestimmte unveränderliche Grundregel in der Natur der Dinge getrieben werden. Die Quantität, die Ausdehnung und die Last werden, auf eben die Art, von einem jeden für wirkliche Dinge angenommen: Aber wenn wir ein Thier groß oder klein nennen, so stellen wir allezeit eine geheime Vergleichung, zwischen diesem Thiere und andern von eben der Species, an; und diese Vergleichung ist es, die unsere Beurtheilung der Größe bestimmt. Ein Hund und ein Pferd können von einer gleichen Größe seyn, da der eine seines großen, und das andere seines kleinen Körpers wegen bewundert wird. Wenn ich daher bey einem Streite gegenwärtig bin, so betrachte ich bey mir selbst, ob die Materie dieses Streites ein Punct sey, der bloß auf ein Verhältniß beruhet, oder nicht; und wenn das ist, ob die Streitenden einerley Gegenstände vergleichen, oder von Dingen reden, die sehr von einander unterschieden sind. Da gemeiniglich das letztere der Fall ist, so habe ich seit einiger Zeit geiernet, solche Streitigkeiten, als deutliche Misbrauche der Müße, zu verachten, das schätzbarste Geschenk, das den Sterblichen gemachet werden konnte.

Wenn wir unsere Begriffe von der menschlichen Natur festsetzen, so sind wir sehr geneigt, einen Vergleich zwischen den Menschen und den Thieren anzustellen, welche die einzigen denkenden Geschöpfe sind, die uns in die Sinne fallen. Diese Vergleichung ist würklich sehr vortheilhaft für die Menschen. Wir sehen auf der einen Seite eine Creatur, deren Gedanken durch keine engen Gränzen, weder von dem Orte noch von der Zeit, eingeschränket sind; die ihre Untersuchungen in zu entferntesten Gegenden dieser Weltkugel ausbreitet, und noch über diese Kugel zu den Planeten und himmlischen Körpern; die zurücksieht, den ersten Ursprung des menschlichen Geschlechtes zu betrachten; ihre Augen vorwärts richtet, den Einfluß ihrer Handlungen auf die Nachkommen, und das Urtheil, das tausend Jahre nachher von ihrem Charakter gefället werden wird, zu betrachten; eine Creatur, die Ursachen und Wirkungen aus einer großen Weite und Verwirrung hervorsuchet; allgemeine Grundsätze aus besondern Erscheinungen zieht; sich aus ihren Entdeckungen bessert; ihre Irrthümer verbessert; und selbst ihre Irrungen vortheilhaft machet. Auf der andern Seite wird uns eine Creatur vorgestellet, die grade das Gegentheil von der vorigen ist; in ihren Betrachtungen und Schlüssen bis auf wenige sinnliche Gegenstände, die sie umgeben, eingeschränkt; ohne Neubegierde, ohne Vorsicht; blindlings durch den Instinct geführet wird, und in sehr kurzer Zeit ihre größte

Voll-

Vollkommenheit erhält, worüber ſie niemals einen Schritt weiter zu gehen fähig iſt. Welch ein großer Unterſchied iſt zwiſchen dieſen Creaturen! Und was für erhabene Ideen müſſen wir von der erſtern haben, in Vergleichung mit der letzten!

Man bedienet ſich gemeiniglich zweyer Mittel, dieſen Schluß zu zernichten: erſtlich, daß man die Sache von einer häßlichen Seite vorſtellet, und ſich bloß bey den Schwachheiten der menſchlichen Natur aufhält. Und zweytens, daß man eine neue und geheime Vergleichung zwiſchen dem Menſchen und den Weſen, von der vollkommenſten Weisheit, anſtellet. Unter andern Vortrefflichkeiten des Menſchen, iſt dieſe merkwürdig, daß er ſich einen Begriff von Vollkommenheiten machen kann, die weit größer ſind, als diejenigen, die er durch die Erfahrung bey ſich ſelbſt findet; und in ſeiner Vorſtellung von der Weisheit und Tugend nicht eingeſchränket iſt. Er kann leicht ſeine Begriffe erhöhen, und ſich einen Grad der Weisheit vorſtellen, welcher mit der ſeinigen verglichen, dieſer eine ſehr verächtliche Geſtalt geben, und verurſachen wird, daß der Unterſchied zwiſchen dieſer und der Klugheit der Thiere einigermaaßen verſchwinden wird. Nun aber iſt es ein Punct, worinn die ganze Welt übereinſtimmet, daß der menſchlichen Natur noch ſehr viel an der vollkommenen Weisheit fehlet. Wir ſollten billig wiſſen, wenn wir dieſe Vergleichung machen, daß wir nicht ſtreiten ſollten, wo

kein wirklicher Unterschied in unsern Meynungen ist. Dem Menschen fehlet weit mehr an der vollkommenen Weisheit, und so gar nach seinen eigenen Begriffen von der vollkommenen Weisheit, als den Thieren von den Menschen fehlet: allein der letzte Unterschied ist doch so beträchtlich, daß nichts, als eine Vergleichung mit dem erstern, ihm den Schein einer Kleinigkeit geben kann.

Es ist auch sehr gebräuchlich, einen Menschen mit dem andern zu **vergleichen**; und da wir sehr wenige finden, die wir **weise** oder **tugendhafte** nennen können, so sind wir geneigt, uns einen verächtlichen Begriff von unserem Geschlechte überhaupt zu machen. Damit wir die Falschheit dieser Art zu schließen einsehen, können wir betrachten, daß die ehrwürdigen Benennungen eines Weisen und Tugendhaften, mit keinem besondern Grade solcher Eigenschaften der **Weisheit** und **Tugend** verknüpft sind; sondern allezeit aus der Vergleichung herrühren, die wir zwischen einem Menschen und dem andern machen. Wenn wir einen Menschen finden, der eine solche Höhe der Weisheit erreichet, die sehr ungewöhnlich ist, so nennen wir ihn einen weisen Menschen; so daß es in der That nichts heißt, wenn man saget, daß es wenige weise Menschen in der Welt giebt; weil es bloß von der Seltenheit herrühret, daß sie diesen Namen verdienen. Wären die Niedrigsten von unserem Geschlechte so weise als **Tullius** oder als Milord **Bako**; so hätten wir hinlängliche Ursache, zu sagen, daß es wenige weise

ſe Menſchen gebe. Denn in dieſem Falle würden wir unſere Begriffe von der Weisheit erhöhen, und demjenigen keine beſondere Ehre erzeigen, der durch ſeine Talente nicht beſonders unterſchieden wäre. Auf eben die Art habe ich von den gedankenloſen Leuten die Anmerkung gehöret, daß es wenig ſchönes Frauenzimmer gabe, in Vergleichung mit dem, das nicht ſchön jen; ſie bedenken nicht, daß wir bloß das Beywort des **Schönen** denen beylegen, die einen Grad der Schönheit beſitzen, der ihnen mit wenigen gemein iſt. Eben der Grad der Schönheit wird bey einem Frauenzimmer Häßlichkeit genannt, der bey einem von unſerm Geſchlechte für eine wirkliche Schönheit gehalten wird.

Da es, wenn wir uns eine Idee von unſerer Species machen, gebräuchlich iſt, ſie mit einer andern Species, die höher oder niedriger iſt, zu **vergleichen**, oder die Individua der Species unter ſich zu vergleichen; ſo vergleichen wir oft die verſchiedenen Bewegungsgründe, oder Triebfedern der menſchlichen Natur zuſammen, um unſer Urtheil nach denſelben zu beſtimmen. Und dieß iſt in der That die einzigſte Art der Vergleichung, die unſerer Achtung würdig iſt, oder die etwas in dem gegenwärtigen Streitpuncte entſcheidet. Wären die eigennützigen und laſterhaften Triebfedern der menſchlichen Natur über die geſelligen und tugendhaften ſo mächtig, als einige Philoſophen behauptet haben, ſo müßten wir uns gewiß einen verächtlichen Begriff von der menſchlichen Natur

machen. Ich werde vielleicht von dieſer Materie in einem künftigen Verſuche weitläuftiger handeln. Indeſſen will ich bemerken, was von verſchiedenen großen Moraliſten des gegenwartigen Zeitalters, außer allen Streit geſetzet iſt, daß die geſelligen Leidenſchaften die mächtigſten von allen ſind, und daß ſo gar alle andere Leidenſchaften ihre ſtärkſte Macht und ihren Einfluß von dieſen erhalten. Wer ein Verlangen hat, dieſen Punct mit der größten Stärke der Beweiſe und der Beredſamkeit weitläuftig abgehandelt zu ſehen, kann des Lords Schaftsbury Unterſuchung der Tugend zu Rathe ziehen.

Nach meiner Meynung ſind zwey Dinge, welche die Philoſophen auf Irrwege geführet haben, die den Eigennutz des Menſchen ſo ſehr haben behaupten wollen. Zuerſt fanden ſie, daß eine jede Handlung der Tugend, oder Freundſchaft mit einem geheimen Vergnügen verknüpft war: woraus ſie ſchloſſen, daß die Freundſchaft und Tugend nicht uneigennützig ſeyn könnten. Allein der Fehlſchluß iſt ganz deutlich. Die tugendhafte Geſinnung oder Leidenſchaft bringt das Vergnügen hervor, und entſteht nicht daraus. Ich empfinde ein Vergnügen, meinem Freunde Gutes zu thun, weil ich ihn liebe: allein ich liebe ihn nicht dieſes Vergnügens wegen.

Zweytens hat man allezeit gefunden, daß tugendhafte Menſchen nichts weniger, als gleichgültig gegen das Lob ſind; und daher hat man ſie als eitele ruhmbegierige Menſchen angeſehen,

die

die keine andere Absicht hätten, als den Beyfall anderer. Allein dieß ist gleichfalls eine Irrung. Es ist sehr unbillig in der Welt, wenn man einen Zug der Eitelkeit in einer löblichen Handlung antrifft, sie aus dieser Ursache herabzusetzen, oder sie bloß diesem Bewegungsgrunde zuzuschreiben. Mit der Eitelkeit ist nicht eben der Fall, als mit den andern Leidenschaften. Wo der Geiz oder die Rachbegierde an einer tugendhaft scheinenden Handlung Theil nimmt, da ist es für uns schwer, zu bestimmen, wie weit sie daran Theil nimmt, und es ist natürlich, sie für die einzige Triebfeder zu halten. Allein die Eitelkeit ist mit der Tugend so nahe verbunden, und den Ruhm tugendhafter Handlungen zu lieben, nähert sich der Liebe zu tugendhaften Handlungen ihrer selbst wegen so sehr, daß diese Leidenschaften eher eine Vermischung leiden können, als alle andere Arten von Neigungen; und es ist allezeit unmöglich, die letzte ohne einigen Grad der erstern zu besitzen. Wir finden daher, daß diese Leidenschaft nach Ruhme allezeit, wie es sich nach dem besondern Geschmacke, oder der Gesinnung der Seele gemäß, woraus sie entspringt, eingeschlossen, und verändert ist. Nero hatte eben die Eitelkeit, wenn er einen Wagen trieb, als Trajan, indem er das Reich mit Gerechtigkeit und Geschicklichkeit regierete. Den Ruhm tugendhafter Handlungen zu lieben, ist ein sicherer Beweis der Liebe zu tugendhaften Handlungen.

Funfzehnter Verſuch.

Von der Freyheit, und unumſchränkten Macht.

Diejenigen, die ihre Federn zu politiſchen Materien, frey von der Wuth und den Vorurtheilen der Parteyen, brauchen, bauen eine Wiſſenſchaft, die am meiſten von allen andern zu dem allgemeinen Nutzen, und zu dem Privatvergnügen derer beyträgt, die ſich der Erlernung derſelben widmen. Gleichwohl bin ich geneigt, einen Verdacht zu hegen, daß die Welt noch zu jung iſt, viele allgemeine Wahrheiten in der Staatskunde feſtzuſetzen, die bis auf die ſpäteſten Nachkommen wahr bleiben. Unſere Erfahrung iſt bisher noch nicht über drey tauſend Jahre alt; ſo daß nicht allein die Art zu ſchlieſſen in dieſer Wiſſenſchaft, und in allen andern noch immer fehlerhaft iſt, ſondern es fehlet uns auch an hinlänglichen Materialien, worüber wir unſere Schlüſſe machen können. Es iſt nicht völlig bekannt, wie weit die menſchliche Natur in der Tugend ſowohl, als in dem Laſter ihre Künſteleyen treiben kann; noch was man von den Menſchen, nach einer groſſen Veränderung in ihrer Aufführung, in den Gebräuchen, oder Grundſätzen

ßen erwarten könne. Machiavel war gewiß ein großer Geist; da er aber seine Untersuchung bey den wüthenden und tyrannischen Regierungen der alten Zeiten, oder den kleinen unordentlichen Fürstenthümern von Italien eingeschränket hatte, so hat man seine Betrachtungen, besonders über die monarchische Regierungsforme sehr fehlerhaft befunden; und es ist kaum eine Marim in seinem Prinzen, die die nachfolgende Erfahrung nicht ganz widerleget hat. Ein schwacher Prinz, saget er, ist nicht im Stande, einen guten Rath anzunehmen; denn wenn er verschiedene um Rath fraget, so wird er unfähig seyn, unter den verschiedenen Rathschlägen eine Wahl zu treffen. Ueberläßt er sich einem, so kann dieser Minister vielleicht Geschicklichkeit besitzen: allein er wird nicht lange ein Minister bleiben; er wird seinen Herrn gewiß absetzen, und sich und seine eigene Familie auf den Thron heben. Ich erwähne dieses Exempel unter unzählbaren andern Irrthümern dieses Staatskundigen, die großen Theils daher rühren, daß er in einem zu zeitigen Alter der Welt gelebt hat, ein guter Richter der politischen Wahrheit zu seyn. Fast alle Prinzen von Europa werden gegenwärtig von ihren Ministern regieret, und dieß ist fast schon seit zwey Jahrhunderten geschehen; und doch hat sich niemals ein solcher Zufall zugetragen, und kann sich nicht zutragen. Sejan kann den Entwurf machen, die Cäsars vom Throne zu stoßen: allein

kein Fleury konnte, so lasterhaft er auch war, bey gesunder Vernunft nicht die geringste Hoffnung haben, das Haus Bourbon abzusetzen.

Die Handlung wurde, bis in dem letzten Jahrhunderte, niemals für eine Staatssache angesehen; und kein einziger Schriftsteller der Staatskunde hat ihrer Erwähnung gethan. So gar die Italiener haben über diese Materie ein tiefes Stillschweigen beobachtet; ob sie gleich itzo die gröste Aufmerksamkeit der Staatsminister sowohl, als derer erweckt, die am tiefsinnigsten nachdenken. Der große Reichthum, die Größe, und die Kriegsgeschäffte der beyden Seemächte, scheinen die Menschen zuerst von der großen Wichtigkeit eines weitläuftigen Handels unterrichtet zu haben.

Weil ich daher den Vorsatz habe, in diesem Versuche eine völlige Vergleichung der Freyheit und der unumschränkten Macht anzustellen, und die Vortheile und Nachtheile einer jeden zu zeigen, so fing ich an, einen Verdacht zu schöpfen, daß kein Mensch in diesem Zeitalter zu einem solchen Unternehmen geschickt sey; und daß alles, was jemand von diesem Puncte sagen möchte, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch die künftige Erfahrung widerlegt, und von den Nachkommen verworfen werden würde. Es sind so mächtige Veränderungen in den menschlichen Sachen vorgefallen, und es haben sich verschiedene Begebenheiten der Erwartung der Alten grade entgegen zugetragen, daß sie hinreichend sind, die Vermuthung eines fernern Wechsels zu erzeugen.

Die

Die Alten haben bemerket, daß alle Künste und Wissenschaften unter freyen Nationen ihren Ursprung nehmen; und daß die Perser und Aegypter, ungeachtet aller ihrer Müsse, ihres Reichthums und Wohllebens, dem Geschmacke in den feinern Vergnügungen nur sehr wenig aufgeholfen haben, die von den Griechen, mitten unter beständigen Kriegen, mit Armuth beladen, und in der größten Einfalt des Lebens und der Sitten, zu so großer Vollkommenheit gebracht wurden. Man hat auch bemerket, so bald die Griechen ihre Freyheit verloren, ob sie schon durch die Eroberungen des Alexanders sehr an Reichthümern zunahmen; daß die Künste von dem Augenblicke an, bey ihnen in Verfall geriethen, und seit der Zeit niemals im Stande waren, ihr Haupt in dieser Gegend zu erheben. Die Wissenschaften wurden nach Rom verpflanzet, die einzige freye Nation, die zu der Zeit auf der Welt war; und da sie einen so günstigen Boden antrafen, fasseten sie ungefähr in einem Jahrhunderte starke Wurzel; bis der Verfall der Freyheit auch den Verfall der Wissenschaften nach sich zog, und eine gänzliche Barbarey über die Welt ausbreitete. Longin hielt sich durch diese zwo Erfahrungen, wovon eine jede in ihrer Art doppelt war, und sowohl den Verfall der Wissenschaften in einer despotischen Regierung, als ihren Wachsthum in einer republicanischen zeigete, hinlänglich berechtiget, zu behaupten, daß die Künste und Wissenschaften niemals anderswo, als in

einer

einer freyen Regierung blühen könnten: Und er hat in dieser Meynung an verschiedenen erhabenen Schriftstellern * in unserm eigenen Lande Nachfolger gehabt, die entweder ihre Absichten bloß auf alte Begebenheiten einschränkten, oder eine zu große Parteylichkeit gegen die Regierungsforme hatten, die bey uns eingeführet ist.

Allein was würden diese Schriftsteller zu den Beyspielen des neuern **Roms** und von **Florenz** gesaget haben? Wovon das erstere alle feinere Künste der Bildhauerkunst, Malerkunst, der Musik und der Poesie zur Vollkommenheit gebracht hat, ob es schon unter der Sclaverey seufzete, und zwar unter der Sclaverey der Priester: da das letztere den größten Fortgang in den Künsten und Wissenschaften machte, nachdem es durch die Usurpationen der Familie der **Medicis** anfing, seine Freyheit zu verlieren. **Arioſto, Taſſo, Galiläo** waren eben so wenig, als **Raphael** und **Michael Angelo** in Republiken gebohren. Und obschon die **lombardiſche** Schule eben so berühmt war, als die **römiſche**, so haben doch die Venetianer den geringsten Theil an dieser Ehre gehabt, und es scheint, daß ihr Genie zu den Künsten und Wissenschaften nicht so groß ist, als das Genie der andern **Italiener**. **Rubens** fing seine Schule zu **Antwerpen** an, nicht zu **Amſterdam**; **Dresden**, nicht **Hamburg**, ist der Sitz der Höflichkeit in **Deutſchland**.

Aber

* **Herr Addiſſon und Lord Shafts bury.**

Aber das ſtärkſte Beyſpiel, daß die Wiſſenſchaften in einer deſpotiſchen Regierung blühen, iſt Frankreich, welches niemals einen Schatten der Freyheit genoſſen, und doch die Künſte und Wiſſenſchaften zu einer größeren Vollkommenheit gebracht hat, als eine andere Nation in der Welt. Die Engländer ſind vielleicht beſſere Philoſophen; die Italiener beſſere Maler und Muſikverſtändige; die Römer waren beſſere Redner: Allein die Franzoſen ſind das einzigſte Volk, die Griechen ausgenommen, die auf einmal Philoſophen, Poeten, Redner, Geſchichtſchreiber, Maler, Baumeiſter, Bildhauer und Muſikverſtändige geweſen ſind. Was die Bühne betrifft, ſo haben ſie die Griechen weit übertroffen: und, in dem gemeinen Leben haben ſie großen Theils die Kunſt, die nützlichſte und angenehmſte von allen, l'Art de Vivre, die Kunſt der Geſellſchaft und des Umganges, vollkommen gemachet.

Wenn wir den Zuſtand der Wiſſenſchaften, und der ſchönen Künſte in unſerm eigenen Lande betrachten, ſo können wir die Anmerkung des Horaz in Anſehung der Römer großentheils auf die Britten anwenden:

— Sed in longum tamen aevum
Manſerunt, hodieque manent *veſtigia rarii.*

Die Zierde und Richtigkeit der Schreibart hat man ſehr bey uns aus der Acht gelaſſen. Wir haben kein Wörterbuch in unſerer Sprache,

und

und kaum eine leidliche Grammatik. Doctor Swift schrieb die erste feine Prose, die wir haben. Sprat, Locke, und so gar Temple wußten zu wenig von den Regeln der Kunst, für sehr zierliche Schriftsteller gehalten zu werden. Die Prose des Bako, Harrington und Milton ist zusammen steif und pedantisch; obgleich ihre Gedanken vortrefflich sind. Die Menschen in diesem Lande, sind mit den großen Streitigkeiten über die Religion, Staatskunde und Philosophie so sehr beschäfftiget gewesen, daß sie zu den kleinen Betrachtungen der Grammatik und der Kritik keine Zeit hatten. Und obschon diese Art zu denken unsern Verstand und unsere Gabe zu untersuchen, mehr als bey andern Nationen verbessert haben muß; so muß man doch gestehen, daß wir auch in den benannten Wissenschaften kein System von Regeln haben, das wir der Nachkommenschaft übergeben könnten: Und das Höchste, dessen wir uns rühmen können, sind einige wenige Versuche in einer etwas richtigern Philosophie; die in der That viel versprechen, allein bisher keinen Grad der Vollkommenheit erreichet haben.

Es ist eine angenommene Meynung geworden, daß der Handel nirgends, als in einer freyen Regierung blühen könne; und es scheint, daß diese Meynung auf eine längere und weitere Erfahrung, als die vorige, von den Künsten und Wissenschaften, gegründet ist. Wenn wir dem Handel in seinem Laufe durch Tyrus, Athen, Syracus,

Syracus, Karthago, Venedig, Florenz, Genua, Antwerpen, Holland, England ꝛc. folgen; ſo werden wir finden, daß er allezeit ſeinen Siz in freyen Regierungen genommen hat. Die drey größten Handelsſtädte in der Welt, ſind itzo London, Amſterdam und Hamburg; lauter freye Städte, und proteſtantiſche Städte, das iſt, die eine doppelte Freyheit haben. Man muß jedoch bemerken, daß die große Eiferſucht, die Frankreich die lezte Zeit in Anſehung der Handlung erwecket hat, zu beweiſen ſcheint, daß dieſe Regel nicht gewiſſer und untrüglicher ſey, als die vorhergehende, und daß die Unterthanen unumſchränkter Fürſten in der Handlung ſowohl unſere Nebenbuhler werden können, als in den Wiſſenſchaften.

Dürfte ich meine Meynung von einer Sache, die mit ſo vieler Ungewißheit verknüpfet iſt, entdecken, ſo wollte ich behaupten: daß, ungeachtet der Bemühungen von Frankreich, etwas der Handlung ſchädliches in der Natur einer abſoluten Regierung ſelbſt iſt, welches nicht davon getrennet werden kann: obſchon der Grund, den ich für dieſe Meynung anführen würde, etwas von dem unterſchieden iſt, worauf man gemeiniglich dringet. Das Privateigenthum ſcheint mir in einer geſitteten europäiſchen Monarchie eben ſo ſicher zu ſeyn, als in einer Republik; und man hat niemals in einer ſolchen Regierung mehr von der Macht eines Monarchen zu befürchten, als wir gemeiniglich vom Donner, Erdbeben, oder

einem andern ungewöhnlichen und außerordentlichen Zufalle befürchten. Der Geiz, der Sporn des Fleißes, ist eine so eigensinnige Leidenschaft, und nimmt seinen Weg durch so viele wirkliche Gefahr und Schwierigkeiten, daß es nicht wahrscheinlich ist, er werde durch eine eingebildete Gefahr, die so klein ist, daß sie kaum gerechnet werden kann, verwundet werden. Die Handlung ist da[illegible], meiner Meynung nach, im Stande, in einer unumschränkten Regierung zu verfallen, nicht, weil sie daselbst nicht so viele **Sicherheit** hat, sondern weil sie weniger **in Ehren gehalten wird.** Eine Unterordnung des Ranges ist zur Erhaltung der Monarchie unumgänglich nothwendig. Geburt, Titel und Bedienungen müssen mehr, als Fleiß und Reichthümer geachtet werden. Und weil diese Begriffe herrschen, werden alle ansehnliche Kaufleute in Versuchung gerathen, ihren Handel aufzugeben, einige von solchen Bedienungen zu kaufen, die mit Freyheiten und Ehre verknüpfet sind.

Da ich bey dieser Materie von den Veränderungen bin, die die Zeit in der Staatskunde hervorgebracht hat, oder hervorbringen kann; so muß ich bemerken, daß alle Arten der Regierungen, freye und despotische, sich in neuern Zeiten zu ihrem Vortheile verändert zu haben scheinen, so wohl in Absicht der fremden, als der einheimischen Sachen. Das **Gleichgewicht der Macht**, ist in der Staatskunde ein Geheimniß, das dem gegenwärtigen Zeitalter nur völlig bekannt

bekannt ist; und ich muß hinzufügen, daß die innere Policey des Staates in dem vergangenen Jahrhunderte auch sehr verbessert worden ist. Sallustius berichtet uns: daß die Armee des Catilina durch den Beytritt der Straßenräuber um Rom, sehr vermehret worden sey; ob ich gleich glaube, daß alle von diesem Handwerke, die gegenwärtig durch ganz Europa ausgestreuet sind, kein Regiment ausmachen würden. In der Rede des Cicero für den Milo, finde ich unter andern diesen Grund, als einen Beweis angeführet, daß sein Client den Clodius nicht ermordet habe. Hätte Milo, saget er, den Vorsatz gehabt, den Clodius zu ermorden, so würde er ihn nicht bey Tage, und in einer solchen Entfernung von der Stadt angefallen haben: Er würde ihm in der Nacht näher an den Vorstädten aufgelauert haben, wo man muthmaßen können, daß Räuber ihn umgebracht hätten; und da dieses sehr oft geschieht, so würde es Betrug befördert haben. Dieß ist ein erstaunender Beweis von der schlechten Policey zu Rom, und von der Anzahl und Macht dieser Räuber; weil Clodius * zu der Zeit mit dreyßig Sclaven umgeben war, die alle vollkommen bewaffnet, und in den öfteren Tumulten, die durch diesen aufrührischen Tribun erreget wurden, hinlänglich zu Blut und Gefahr gewohnt waren.

* Vide ASC. PED. in *Orat. pro Milone.*

Allein, obgleich alle Arten der Regierungen in den neuern Zeiten sehr verbessert sind: so scheint es doch, daß die monarchische Regierung die größten Verbesserungen erhalten hat. Man kann itzo von den gesitteten Monarchien sagen, was vorhin zum Lobe der Republiken allein gesaget wurde: **daß sie Regierungen der Gesetze, nicht der Menschen, sind.** Man findet, daß sie der Ordnung, der Methode und Beständigkeit in einem erstaunlichen Grade fähig sind. Das Eigenthum ist darinn gesichert; der Fleiß wird aufgemuntert; die Künste blühen; und der Prinz lebet zwischen seinen Unterthanen in Sicherheit, wie ein Vater zwischen seinen Kindern. Man muß jedoch bekennen, daß die monarchischen Regierungen, ob sie sich schon in der Artigkeit und Standhaftigkeit den republicanischen genähert haben, doch noch immer weit unter diesen sind. Unsere heutige Erziehung und Gebräuche flößen mehr Leutseligkeit und Mäßigung ein, als die alten; allein bisher sind sie nicht im Stande gewesen, die Beschwerlichkeiten dieser Regierungsforme gänzlich zu heben.

Aber hier muß ich mir die Erlaubniß erbitten, eine Muthmaßung zu entdecken, die mir sehr wahrscheinlich vorkömmt, wovon aber die Nachkommen allein urtheilen können. Ich sollte beynahe denken, daß in den monarchischen Regierungen eine Quelle von Verbesserungen, und in den republicanischen Regierungen eine Quelle des Verderbens ist, welche mit der Zeit diese

Species

Species der Regierung immer näher zu einer Gleichheit bringen werden. Die gröſten Misbräuche, die in **Frankreich**, dem allervollkommensten Muster einer reinen Monarchie, entstehen, kommen nicht von einer gröſsern Anzahl oder Last der Auflagen her, als man in freyen Ländern antrifft; sondern von der kostbaren, ungleichen, willkührlichen und verwirrten Art, sie zu heben, wodurch der Arme, besonders die Bauren und Pachter, groſsentheils in ihrem Fleiſse abgeschrecket werden, und der Ackerbau eine armselige und sclavische Beschäfftigung wird. Allein zu wessen Vortheile dienen diese Misbräuche? Dienen sie zum Vortheile des Adels, so muß man glauben, daß sie mit dieser Regierungsforme verknüpfet sind; denn da der Adel die wahre Stütze der Monarchie ist; so ist es natürlich, daß man mehr auf ihren Nutzen, als den Nutzen des Volkes sehen muß. Allein der Adel verliert in der That selbst am meisten bey diesen Drückungen; da sie ihre Güter zu Grunde richten, und ihre Unterthanen an den Bettelstab bringen. Die einzigen, die dabey gewinnen, sind die **Finanzbedienten**, eine Art von Menschen, die von dem Adel, und dem ganzen Königreiche verachtet und gehasset wird. Wenn daher einmal ein Prinz, oder Minister kommen sollte, der Unterscheidungskraft genug hätte, seinen eigenen und den öffentlichen Nutzen einzusehen, und Muth genug besäße, durch die alten Gebräuche durchzubrechen: so konnten wir erwar-

ten, diesen Misbräuchen abgeholfen zu sehen; und in diesem Falle würde der Unterschied zwischen ihrer absoluten Regierung und unserer freyen, mehr in Worten, als in der Sache selbst bestehen.

Die Quelle des Verderbens, die man in freyen Regierungen bemerken kann, besteht in der Gewohnheit, Schulden zu machen, und die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, wodurch die Auflagen mit der Zeit ganz unerträglich werden, und das ganze Eigenthum des Staates in die Hände des Publici kommen kann. Diese Gewohnheit ist ganz neu. Die Athenienser bezahlten, ob sie schon von einer Republik regieret wurden, fast zweyhundert vom Hundert für die Summen Geldes, die sie bey einer besondern Gelegenheit zu borgen gezwungen waren; wie uns Xenophon * berichtet. Die Holländer haben unter den neuern zuerst den Gebrauch eingeführet, große Summen für geringe Zinsen zu borgen, und haben sich beynahe dadurch zu Grunde gerichtet. Unumschränkte Prinzen haben auch Schulden gemacht; allein da ein unumschränkter

* Κτῷντο δὲ ἀπ' ἐκεῖνοι ἂν οὕτω καλὸν κτήσαιντο ὥσπερ ἀφ' οὗ ἂν προτελέσωσιν εἰς τὴν ἀφορμήν. - - - οἱ δέ γε πλεῖστοι Ἀθηναίων πλείονα λήψονται κατ' ἐνιαυτὸν ἢ ὅσα ἂν εἰσενέγκωσιν, οἱ γὰρ μνᾶν προτελέσαντες, ἐγγὺς δυοῖν μναῖν πρόσοδον ἕξουσι - - ὃ δοκεῖ τῶν ἀνθρωπίνων ἀσφαλέστατόν τε καὶ πολυχρονιώτατον ἐστι. ΞΕΝ. ΠΟΡΟΙ.

umschränkter Prinz einen Bankerutt spielen kann, wenn es ihm gefällt; so können seine Unterthanen niemals durch seine Schulden gedrücket werden. In den republicanischen Regierungen, da das Volk, und vornehmlich diejenigen, die die höchsten Stellen bekleiden, die öffentlichen Gläubiger sind, ist es unmöglich, daß der Staat jemals von diesem Mittel Gebrauch machen kann, welches allezeit ein grausames und barbarisches Mittel ist, ob es schon zuweilen nothwendig seyn kann. Dieß scheint also eine Unbequemlichkeit zu seyn, die allen freyen Regierungen nächstens zu drohen scheint; besonders unserer eigenen, bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen. Und was für ein starker Bewegungsgrund ist dieses, unsere Sparsamkeit mit dem öffentlichen Gelde zu vermehren; daß wir zuletzt aus Mangel an demselben, durch die häufigen Auflagen nicht dahin gebracht werden, unsere freye Regierung zu verfluchen, und uns in eben den Stand der Knechtschaft mit allen den Nationen zu wünschen, die uns umgeben.

* *

Sechszehnter Versuch.

Von der Beredsamkeit.

Diejenigen, die die Zeitpuncte und Veränderungen des menschlichen Geschlechtes betrachten, wie sie uns die Geschichte vorstellet, werden mit einem Schauspiele voll Vergnügen und Verschiedenheit belustiget, und sehen mit Verwunderung, daß die Sitten, Gebräuche, und Meynungen eines Geschlechtes, so erstaunender Veränderungen in verschiedenen Zeitpuncten fähig sind. Man kann jedoch bemerken, daß in der weltlichen Geschichte eine weit größere Einförmigkeit gefunden wird, als in der Geschichte der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften; und daß die Kriege, Unterhandlungen, und die Staatskunde eines Zeitalters, denen von einem andern Zeitalter ähnlicher sind, als der Geschmack, Wiz, und die speculativischen Grundsätze. Der Nutzen, und die Ehrbegierde, Ehre und Schande, Freundschaft und Feindschaft, Dankbegierde und Rachbegierde, sind die ersten Triebfedern in allen öffentlichen Handlungen; und diese Leidenschaften sind von einer sehr hartnäckigen und unbezwingbaren Natur, in Vergleichung der Gesinnungen und des Verstandes, die durch Erziehung und Beyspiele leicht verändert wer-

werden. Die **Gothen** waren mehr an Geschmack und Wissenschaft unter den Römern, als an Muth und Tugend.

Allein, um nicht Nationen zusammen zu vergleichen, die so sehr verschieden sind, daß man sie fast für verschiedene Species halten könnte; so kann man bemerken, daß so gar dieser letzte Zeitpunct der menschlichen Gelehrsamkeit, in vielen Stücken, von der alten sehr unterschieden ist: und daß, wenn wir in der Philosophie den Vorzug haben, wir ihnen immer, aller unserer Bemühungen ungeachtet, an Beredsamkeit lange nicht gleich kommen.

In alten Zeiten glaubte man, daß keine Verrichtung ein so großes Genie, und so große Fähigkeit erfordere, als öffentlich zu reden: und einige erhabene Schriftsteller sind der Meynung, daß die Naturgaben, auch so gar eines großen Poeten, oder Weltweisen, denen nicht gleich kämen, die zu einer solchen Unternehmung erfordert würden. **Griechenland** und **Rom** brachten nur, ein jedes einen vollkommenen Redner hervor; und was auch die andern berühmten Redner für Lob verdienen mochten, so wurden sie doch weit unter diesen zween großen Helden der Beredsamkeit geschätzet. Es ist merkwürdig, daß die alten Kunstrichter kaum zween Redner in einem Zeitalter finden konnten, die grade in einen Rang gesetzet zu werden verdienten, und denselben Grad der Verdienste besaßen. **Calvus, Cälius, Curio, Hortensius, Cäsar** entstanden, einer nach

dem andern. Allein der gröſte von dieſer Zeit kam dem Cicero lange nicht gleich, dem allerberedteſten Redner, der jemals in Rom auftrat. Die von ſeinem Geſchmacke ſprachen jedoch dieß Urtheil, ſowohl von dem römiſchen, als von dem griechiſchen Redner, daß beyde in der Beredſamkeit alle überträfen, die jemals aufgetreten wären; allein daß ſie noch lange die Vollkommenheit in dieſer Kunſt erreichet hätten, die unendlich wäre, und die menſchlichen Kräfte überſtiege, erhalten zu werden, ſondern auch die menſchliche Einbildung, ſich einen Begriff davon zu machen. Cicero bezeuget ſelbſt, daß er mit ſeinen Werken unzufrieden ſey, ja ſo gar mit den Werken des Demoſthenes. Ita ſunt avidae et capaces meae aures, ſaget er, et ſemper aliquid immenſum, infinitumque deſiderant.

Dieſe Umſtände ſind allein hinreichend, uns den groſſen Unterſchied zwiſchen der alten und neuern Beredſamkeit zu entdecken, und uns zu zeigen, wie ſehr der erſtere über den letztern erhaben iſt. Von allen geſitteten und gelehrten Nationen hat Britannien allein Beſitz einer republicaniſchen Regierung, oder iſt die einzige, die ſolchen zahlreichen Verſammlungen zur Geſetzgebung den Zutritt verſtattet, wovon man glauben kann, daß ſie unter der Herrſchaft der Redekunſt ſtehen. Allein worauf kann Britannien in dieſem Puncte prahlen? Wenn wir alle groſſe Manner herrechnen, die unſerm Lande Ehre gemachet haben, rühmen wir uns unſerer Poeten und

Welt-

Weltweisen: allein welcher Redner hat man jemals erwähnet? oder wo sind die Denkmaale ihres Genies anzutreffen? Man findet in der That in unsern Geschichten die Namen verschiedener, die die Aussprüche unseres Parlaments regieret haben: aber weder sie selbst, noch andere haben sich die Mühe genommen, ihre Reden aufzubewahren; und das Ansehen, das sie besaßen, scheint mehr von ihrer Erfahrung, Weisheit, oder Macht entstanden zu seyn, als von ihren Naturgaben in der Redekunst. Gegenwärtig sind in den beyden Häusern über ein halb Dutzend Redner, die nach dem Urtheile des Publici beynahe den Gipfel der Beredsamkeit erreichet haben; und niemand verlanget einem den Vorzug vor dem andern zu geben. Dieß scheint mir ein deutlicher Beweis zu seyn, daß keiner von denselben viel mehr, als eine Mittelmäßigkeit in seiner Kunst erreichet hat, und daß die Gattung der Beredsamkeit, wornach sie streben, die höhern Kräfte der Seele nicht üben, sondern durch gemeine Gaben, und einen geringen Fleiß erreichet werden kann. Hundert Tischler in **London** können einen Tisch oder Stuhl von gleicher Güte machen; allein kein Poet kann mit solchem Geiste und solcher Zierlichkeit Verse schreiben, als Herr **Pope**.

Man erzählet uns, daß, wenn **Demosthenes** redete, alle witzige Leute von den entferntesten Theilen **Griechenlandes** sich in **Athen** versammelten, als zu dem berühmtesten Schauspiele

spiele in der Welt *. In **London** könnet ihr Leute in der Requetenkammer herumlaufen sehen, wenn in den beyden Häusern die wichtigste Sache abgehandelt wird; und viele halten sich für den Verlust ihrer Mahlzeit durch alle Beredsamkeit unserer berühmtesten Redner nicht hinlänglich bezahlet. Wenn der alte **Cibber** auf die Bühne treten soll, so ist die Neubegierde des Publici reger, als wenn unser erster Staatsminister sich selbst gegen die Ursache seiner Absetzung oder Anklage vertheidigen will.

Eine Person, die die edlen Ueberbleibsel der alten Redner nicht kennet, kann so gar aus wenigen Zügen urtheilen, daß der Styl oder die Gattung ihrer Beredsamkeit unendlich höher war, als die, wornach sich unsere neuern Redner bestreben. Wie lächerlich würde es unsern mäßigen und stillen Rednern lassen, wenn sie sich einer **Apostrophe** bedienen wollten, wie die edle **Apostrophe** des **Demosthenes** war, die **Quinctilian** und **Longin** so sehr rühmen, wie er, die unglückliche Schlacht von **Chäronea** zu rechtfertigen, so ausbrach: **Nein, meine Lands-**

* Ne illud quidem intelligunt, non modo ita memoriae proditum esse, sed ita necesse fuisse, cum *Demosthenes* dicturus esset, ut concursus, audiendi causa, ex tota *Graecia* fierent. At cum isti *Attici* dicunt, non modo a corona (quod est ipsum miserabile) sed etiam ab advocatis relinquuntur.

CICERO de *claris Oratoribus.*

Landsleute, nein: Ihr habet nicht geirret. Ich ſchwöre bey den Seelen der Helden, die für eben dieſe Sache in der Ebene von Marathon und Platäa fochten. Wer würde itzo eine ſo kühne, und poetiſche Figur leiden, als die iſt, deren Cicero ſich bediente, nachdem er in den traurigſten Ausdrücken die Kreuzigung eines römiſchen Bürgers beſchrieben hatte. Wollte ich das Schreckliche dieſer Scene nicht den römiſchen Bürgern, nicht den Bundesgenoſſen unſeres Staates, nicht denen, die jemals von dem römiſchen Namen gehöret haben, nicht einmal den Menſchen, ſondern ſo gar dem Viehe ſchildern; oder, weiter zu gehen, wollte ich meine Stimme, in den ödeſten Wüſten, zu den Felſen und Bergen erheben: ſo würde ich doch gewiß dieſe rohen und unbelebten Theile der Natur bey der Erzählung einer ſo erſchrecklichen Handlung mit Schrecken und Verdruß bewegt ſehen †. Mit was für einem

† Quod ſi haec non ad cives Romanos, non ad aliquos amicos noſtrae civitatis, non ad eos, qui populi Romani nomen audiſſent; denique, ſi non ad homines, verum ad beſtias; aut etiam ut longius progrediar, ſi in aliqua deſertiſſima ſolitudine, ad ſaxa et ad ſcopulos haec conqueri et deplorare vellem, tamen omnia muta atque inanima, tanta et tam indigna rerum atrocitate commoverentur.

CIC. in *Verr.*

nem Feuer von Beredsamkeit muß ein solcher Spruch begleitet seyn, wenn er angenehm seyn, oder einen Eindruck auf die Zuhörer machen soll! Und was für eine edle Kunst und erhabene Gaben werden erfordert, durch rechte Stuffen zu so kühnen und heftigen Empfindungen zu gelangen: die Zuhörer in solche Hitze zu setzen, daß sie den Redner in einer so heftigen Leidenschaft, und so erhabenen Begriffen begleiten: und unter einer Fluth von Beredsamkeit den Kunstgriff zu verbergen, wodurch alles dieß bewerkstelliget wird!

Die Heftigkeit in der Action, die die alten Redner beobachteten, war dieser Heftigkeit der Gedanken und Ausdrücke gemäß. Die Supplosio pedis, oder das Stampfen mit dem Fuße, war eine von den allergebräuchlichsten und mäßigsten Bewegungen, deren sie sich bedieneten *; ob sie gleich itzo sowohl in dem Rathe, vor Gerichte, und auf der Kanzel für zu heftig gehalten, und bloß auf dem Theater verstattet wird, die heftigsten Leidenschaften, die daselbst vorgestellet werden, zu begleiten.

Ich

* Vbi dolor? Vbi ardor animi, qui etiam ex infantium ingeniis elicere voces, et querelas solet? nulla perturbatio animi, nulla corporis; frons non percussa, non femur; pedis (*quod minimum est*) nulla supplosio. Itaque tantum abfuit ut inflammares nostros animos; somnum isto loco vix tenebamus.

CICERO de *claris Oratoribus.*

Ich bin ein wenig verlegen, welcher Ursache wir einen so merklichen Verfall der Beredsamkeit in den letztern Zeiten zuschreiben können. Das Genie der Menschen ist vielleicht zu allen Zeiten gleich: die Neuern haben sich mit großem Fleiße und Glücke, auf alle andere Künste und Wissenschaften geleget: und eine von den allergelehrtesten Nationen der Welt besitzt eine republicanische Regierung, die zu der völligen Entwickelung dieser edlen Talente erforderlich zu sern scheint. Allein, ungeachtet aller dieser Vortheile, ist unser Fortgang in der Beredsamkeit nicht sehr beträchtlich, wenn wir sie mit den Schritten vergleichen, die wir in allen Theilen der Gelehrsamkeit gemachet haben.

Sollen wir behaupten, daß das Erhabene der alten Beredsamkeit sich für unsere Zeit nicht schicke, und von den neuern Rednern nicht nachgeahmet werden könne? Welcher Gründe man sich auch bedienen mag, dieses zu erweisen, so bin ich doch versichert, daß sie nach einer Untersuchung schwach und unzureichend befunden werden.

Erstlich, kann gesaget werden, daß in alten Zeiten, in dem blühenden Zeitpuncte der griechischen und römischen Gelehrsamkeit, die bürgerlichen Gesetze, in jedem Staate, nur wenige und ungekünstelt waren, und die Entscheidung der Sachen großentheils der Billigkeit und der gesunden Vernunft der Richter überlassen wurde. Die Erlernung der Gesetze war damals keine mühsame Beschäftigung, die das niedrige

Gewerbe

Gewerbe eines ganzen Lebens erforderte, sie zum Ende zu bringen, und konnte durchaus mit keiner andern Wissenschaft oder Handwerke bestehen. Die großen Staatsmänner und Feldherren bey den **Römern**, waren alle Rechtsgelehrte: und **Cicero** versichert, zu zeigen, wie leicht diese Wissenschaft war, daß er mitten in allen seinen Beschäfftigungen sich unterfangen wollte, sich in wenigen Tagen zu einem vollkommenen Civilisten zu machen. Wo ein Sachwalter sich an die Billigkeit seiner Richter wendet, hat er einen weitern Raum seine Beredsamkeit zu zeigen, als wo er seine Gründe aus vorgeschriebenen Gesetzen, Statuten und Exempeln herleiten muß. In dem ersten Falle müssen viele Umstände zusammen genommen, verschiedene persönliche Anmerkungen beobachtet werden; und so gar die Gunst und Neigung, die der Redner durch seine Kunst und Beredsamkeit sich erwerben muß, können unter dem Scheine der Billigkeit verkleidet werden. Aber, wie wird ein heutiger Rechtsgelehrter Müße finden, seine mühsamen Beschäfftigungen zu verlassen, um Blumen des **Parnasses** zu sammeln? Oder was für Gelegenheit wird er haben, sie mitten in den strengen und spitzfindigen Beweisgründen, Einwürfen und Gegenantworten, deren er sich bedienen muß, anzubringen? Das größte Genie, und der größte Redner, welcher, nach einer Erlernung der Gesetze von einem Monathe, vor dem **Kanzler** reden wollte,

wollte, würde sich bloß Mühe geben, sich selbst lächerlich zu machen.

Ich gestehe gern, daß dieser Umstand der Menge und der Dunkelheit der Gesetze, die Beredsamkeit in den neuern Zeiten ins Abnehmen bringt: allein ich behaupte, daß dieß den Verfall dieser edlen Kunst nicht gänzlich erklären wird. Die Rednerkunst kann dadurch aus dem Gerichtssaale zu Westminster verbannet werden allein nicht aus einem von den Häusern des Parlaments. Unter den Athenienſern verbothen die Areopagiten ausdrücklich alle blendende Beredsamkeit; und in den griechischen Reden, die nach der gerichtlichen Forme geschrieben sind, finden wir keinen so kühnen und rednermäßigen Styl, als wir in den römischen antreffen. Allein zu welcher Höhe brachten die Athenienſer ihre Beredsamkeit in den Berathschlagungen, wenn die Angelegenheiten des Staates untersuchet wurden, und die Freyheit, Glückseligkeit und die Ehre der Nation die Gegenstände der Untersuchung waren? Streitigkeiten von dieser Natur erheben das Genie über alle andere, und öffnen der Beredsamkeit das weiteste Feld; und solche Streitigkeiten sind sehr häufig bey dieser Nation.

Zweytens, kann angeführet werden, daß der Verfall der Beredsamkeit von der vorzüglichern gesunden Vernunft der Neuern entstehe, die mit Verachtung alle diese rhetorischen Kunstgriffe verwerfen, deren man sich bedienen kann, die Richter zu betrügen, und in einem Streite, oder einer

Berathschlagung nichts verstatten wollen, als feste Beweisgründe. Wenn jemand wegen eines Mordes angeklaget ist, so muß die That durch Zeugen, und den Augenschein bewiesen werden; und die Gesetze werden nachher die Bestrafung des Sünders erkennen. Es würde lächerlich seyn, das Schreckliche, und die Grausamkeit der That in starken Farben zu schildern: die Verwandten des Entleibten einzuführen; und sie aus einem Zeichen zu den Füßen der Richter fallen, und mit Thränen und Klagen um Gerechtigkeit flehen zu lassen: Und noch lächerlicher würde es seyn, durch einen Maler ein Gemälde verfertigen zu lassen, worauf die blutige That vorgestellet würde, um die Richter durch die Vorstellung einer so traurigen Scene zu bewegen: ob wir gleich wissen, daß dieser elende Kunstgriff zuweilen von den Sachwaltern bey den Alten gebrauchet wurde. Verbannet nun das Pathetische aus den öffentlichen Reden, so bringet ihr die Redner mehrentheils auf die neuere Beredsamkeit; das ist, auf gesunde Vernunft, in eigentlichen Ausdrücken.

Vielleicht kann man annehmen, daß unsere neueren Gebräuche, oder, wenn ihr wollet, unsere gesundere Vernunft, unsere Redner behutsamer und vorsichtiger in den Versuchen, die Leidenschaften zu erregen, oder die Einbildungskraft ihrer Zuhörer zu erheben, machen konnte, als die Alten waren; aber ich sehe keinen Grund, warum sie deswegen ganz und gar verzweifeln sollten, in diesem Versuche glücklich zu seyn. Sie

sollten

ſollten deswegen ihre Kunſt verdoppeln, nicht aber ſie ganz fahren laſſen. Es ſcheint, als wenn auch die alten Redner ſich vor dieſem Misfallen ihrer Zuhörer gehütet haben; allein ſie ergriffen ganz andere Mittel, ihm zu entgehen *. Sie eilten in einem ſolchen Strome des Erhabenen und Pathetiſchen fort, daß ſie ihren Zuhörern keine Zeit ließen, den Kunſtgriff zu merken, wodurch ſie betrogen wurden. Ja, die Sache recht zu betrachten, ſie wurden durch keinen Kunſtgriff betrogen. Der Redner entflammete erſt ſich ſelbſt durch die Stärke ſeines Genies und ſeiner Beredſamkeit zum Verdruß, Zorn, Mitleiden, und zur Betrübniß; und alsdann theilte er dieſe ungeſtümen Gemüthsbewegungen ſeinen Zuhörern mit.

Bildet ſich jemand ein, daß er mehr geſunde Vernunft habe, als Julius Cäſar: und dennoch wurde dieſer hochmüthige Ueberwinder, wie wir wiſſen, durch die Bezauberung der Beredſamkeit des Cicero ſo ſehr überwunden, daß er einigermaaßen gezwungen wurde, ſeinen gefaßten Entſchluß und Endzweck zu ändern, und einen Verbrecher loszuſprechen, denn verurtheilen wollte, ehe der Redner erſchien.

Drittens kann man einwenden, daß die Unordnungen der alten Regierungen, und die erſchrecklichen Verbrechen, die die Bürger oft begiengen, der Beredſamkeit ein weit größeres Feld eröffneten, als bey den Neuern geſchehen kann.

* Longin Cap. 15.

Wenn kein **Verres** oder **Catilina** wäre, ſo würde auch kein **Cicero** ſeyn. Allein es iſt offenbar, daß dieſer Grund keine Stärke haben kann: es würde leicht ſeyn, in den neuern Zeiten einen **Philippus** zu finden; aber wo wollen wir einen **Demoſthenes** finden?

Was iſt alſo übrig, als daß wir den Mangel des Genies, oder der Urtheilskraft unſerer Redner tadeln müſſen, die ſich entweder unfähig fanden, die Höhe der alten Beredſamkeit zu erreichen, oder alle ſolche Bemühungen in der Meynung verwarfen, als wenn ſie ſich für den Geiſt der neuern Verſammlungen nicht ſchicketen? Einige wenige glückliche Verſuche könnten das Genie der Nation erwecken, die Nacheiferung der Jugend erregen, und unſere Ohren an erhabenere und pathetiſchere Reden gewöhnen, als uns bisher unterhalten haben. Es iſt freylich bey dem erſten Urſprunge und Fortgange der Künſte unter einer Nation allezeit etwas Zufälliges. Ich zweifele, ob man einen hinlänglichen Grund angeben kann, warum das alte **Rom**, indem es alle ſeine Künſte von **Griechenland** empfing, in der Bildhauerkunſt, Malerey, und Baukunſt nur einen Geſchmack erhalten konnte, ohne es in der Ausübung dieſer edlen Künſte weit zu bringen: da das neue **Rom** durch einige Ueberreſte, die es unter den Ruinen des Alterthums fand, erwecket iſt, und dieſe Künſte zu ihrer höchſten Vollkommenheit gebracht hat. Wäre ein ſo ausgebauetes Genie, als Mylord **Bolingbroke**

zu

zu der Zeit der bürgerlichen Kriege aufgeſtanden, als die Freyheit vollkommen wiederhergeſtellet zu werden begonnte, und faſt in allen wichtigen Puncten der Regierung, die Verſammlung des Volkes mit befraget wurde; ſo bin ich verſichert, ein ſo herrliches Exempel würde der britanniſchen Beredſamkeit einen ganz andern Schwung gegeben, und veranlaſſet haben, daß wir die Vollkommenheit der alten Muſter erreichet hätten. Unſere Redner würden alsdann ihrem Vaterlande eben ſowohl Ehre gemacht haben, als unſere Poeten und Philoſophen, und es würden eben ſowohl **brittiſche Ciceros**, als **brittiſche Platos** und **Virgile** aufgetreten ſeyn.

Ich habe geſtanden, daß bey dem Urſprunge und Fortgange der Künſte unter einer Nation etwas Zufälliges iſt; und dennoch muß ich glauben, daß die übrigen gelehrten und geſitteten Nationen in **Europa**, wenn ſie auch den Vortheil einer republicaniſchen Regierung gehabt hätten, der Vermuthung nach, die Beredſamkeit höher getrieben haben würden, als ſie noch zur Zeit in **Britannien** geſtiegen iſt. Die geiſtlichen Reden der **Franzoſen**, vornehmlich von dem **Fleſchier** und **Bourdaloue** ſind weit ſchöner, als die **engliſchen**; und in den Reden des **Fleſchier** findet man viele Züge der erhabenſten Poeſie. Seine Trauerrede auf den Marſchall **von Turenne** iſt eine gute Probe. Nichts, als Privatſachen werden in dieſem Lande vor den Parlamenten oder Obergerichten ausgemacht;

aber dieses Nachtheiles ungeachtet, leuchtet bey vielen ihrer Rechtsgelehrten ein Geist der Beredsamkeit hervor, der mit gehöriger Cultur und Aufmunterung zu der höchsten Vollkommenheit steigen konnte. Die gerichtlichen Reden des Patru sind sehr zierlich, und geben uns Gelegenheit, uns vorzustellen, was ein so feines Genie, in Sachen, die die öffentliche Freyheit oder Sclaverey, den Frieden und den Krieg betreffen, ausgerichtet haben würde, da er so glücklich in Streitigkeiten redet, die den Preis eines alten Pferdes, oder eine schlechte Geschichte eines Streites zwischen einer Aebtißinn und ihren Nonnen betrifft. Denn es ist merkwürdig, daß dieser feine Scribent, ob ihn gleich alle witzige Leute seiner Zeit hochschätzeten, niemals in den wichtigsten Sachen ihrer Gerichte gebrauchet wurde, sondern in Armuth lebte und starb: eines alten Vorurtheiles wegen, welches unter den Dunsen in allen Landern fortgepflanzet wird, daß ein Mann von Genie ungeschickt zu Geschäfften sey. Die Unordnungen, die die Verwaltung des Cardinals Mazarin machte, machten, daß das Parlament von Paris sich in die Entscheidung der öffentlichen Sachen einließ; und in dieser kurzen Zeit ließen sich viele Zeichen einer Erweckung der alten Beredsamkeit sehen. Der Generaladvocat, Talon, rief in einer Rede den Geist des verstorbenen Ludwigs auf seinen Knieen an, auf sein geheiletes, und unglückliches Volk mit Mitleiden herunter zu sehen, und ihm vom Himmel herab

herab die Liebe zur Eintracht und Einigkeit einzuflößen *. Die Glieder der französischen Akademie haben versuchet, uns in ihren Reden bey ihrem Eintritte Muster der Beredsamkeit zu geben: aber, weil sie keine Materie nehmen, worüber sie reden, so schweifen sie alle bis zum Ekel in Lobreden und Schmeicheleyen, der trockensten von allen Materien, aus. Indessen ist ihr Styl gemeiniglich bey diesen Gelegenheiten sehr hoch und erhaben, und könnte den höchsten Gipfel erreichen, wenn er bey einer Materie angewandt wäre, die ihm besser zu Hülfe käme, und mehr unterhielte.

In der Gemüthsart und dem Genie der **Engländer** sind einige Umstände, die dem Fortgange der Beredsamkeit hinderlich sind, und alle Versuche in dieser Art gefährlicher und schwerer unter ihnen machen, als unter einer andern Nation in der Welt. Die **Engländer** sind ihres **Verstandes** wegen berühmt, der sie allen Versuchen sehr ungeneigt machet, sie durch die Blumen der Redekunst und des Vortrages zu betrügen. Sie sind auch sehr sittsam; deswegen sehen sie es für einen Hochmuth an, wenn man den öffentlichen Versammlungen etwas anders, als Vernunft darbiethet, oder sie durch Leidenschaft oder Phantasey zu leiten suchet. Vielleicht erlaubet man mir, noch hinzu zu setzen, daß das Volk überhaupt keinen besonders feinen Geschmack, oder eine Empfindung der Reizungen der Musen

* De Retz *Memoires.*

hat. Sein Geschmack an der Musik, mich des Ausdruckes eines berühmten Schriftstellers zu bedienen, ist nur mittelmäßig. Daher müssen komische Dichter ihre Zuflucht zu Zoten nehmen, wenn sie es rühren wollen; ihre tragischen Dichter zu Mord und Blutvergießen; und daher haben seine Redner, weil sie dergleichen Mittel nicht haben, alle Hoffnung aufgegeben, es zu rühren, und sich an klaren Beweisgründen und Schlüssen begnügen lassen.

Diese Umstände, mit verschiedenen zufälligen Dingen verbunden, können vielleicht den Wachsthum der Beredsamkeit in diesem Königreiche aufgehalten haben; allein sie werden ihren Fortgang nicht verhindern, wenn sie einmal unter uns erscheint: und man kann sicher sagen, daß sie ein Feld sey, worinn noch die blühendsten Lorbeern gesammelt werden können, wenn ein junger Mensch von vollkommenem Genie, der mit allen seinen Künsten genau bekannt, und in öffentlichen Geschäften nicht unwissend wäre, im Parlament erscheinen, und unsere Ohren an stärkere und pathetischere Beredsamkeit gewöhnen sollte. Und in dieser Meynung bestärken mich zwo Betrachtungen, eine aus der alten, die andere aus der neuern Zeit.

Man findet selten, wenn unter einem Volke ein falscher Geschmack in der Dichtkunst und Beredsamkeit herrschet, daß er, nach einer Vergleichung und Ueberlegung, einem wahren vorgezogen ist. Gemeiniglich herrschet er bloß deswegen,

wegen, weil man den wahren nicht kennet, und keine vollkommene Muster hat, die Menschen auf eine bessere Einsicht, und einen feinern Geschmack dieser Werke des Genies zu führen. Wenn diese erscheinen, so gewinnen sie bald alle Stimmen, und ersiegen sich durch ihre natürlichen und mächtigen Reizungen selbst von denen, die die größten Vorurtheile haben, ihre Liebe und Bewunderung. Die Triebfedern aller Leidenschaften, und aller Empfindung sind in einem jeden Menschen; und wenn man sie gehörig zu bewegen weiß, so werden sie lebendig, und erwärmen das Herz, und führen das Vergnügen bey sich, wodurch ein Werk des Genies von den unächten Schönheiten eines eigensinnigen Witzes und der Einbildungskraft unterschieden wird. Und wenn diese Anmerkung, in Ansehung aller freyen Künste, wahr ist, so muß sie auch insbesondere in Ansehung der Beredsamkeit wahr seyn; welche unter keinem vernünftigen Vorwande von dem Volke an feinere Richter sich wenden kann, da sie bloß für das Publicum, und für Weltleute bestimmt ist; sondern muß sich ohne Widerspruch und Einschränkung dem öffentlichen Ausspruche unterwerfen. Derjenige, den das Volk in Vergleichung den größesten Redner nennet, muß auch am gewissesten von Leuten, die Wissenschaft und Gelehrsamkeit besitzen, dafür gehalten werden. Und obgleich ein mittelmäßiger Redner eine Zeitlang triumphiren, und von dem Pöbel, der mit seinen Fähigkeiten zufrieden ist, und nicht einsieht,

was ihm fehlet, für ganz vollkommen gehalten werden kann; so zieht doch das wahre Genie, so bald es erscheint, die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich, und wird augenblicklich seinem Nebenbuhler vorgezogen.

Nach dieser Regel nun zu urtheilen, ist die alte Beredsamkeit, das ist, die erhabene und rührende, von einem bessern Geschmacke, als die neuere, oder diejenige, die in Beweisen und Gründen besteht: und wird, wenn sie wohl angewandt wird, allezeit mehr Stärke und Gewalt über die Menschen haben. Wir sind mit unserer Mittelmäßigkeit zufrieden, weil wir nichts bessers gesehen haben; aber die Alten hatten beydes gesehen, und gaben nach einer Vergleichung dieser Art den Vorzug, von der sie uns Muster hinterlassen haben, die einen solchen Beyfall erhalten. Denn wenn ich mich nicht irre, so ist unsere neuere Beredsamkeit von eben dem Styl, oder eben der Gattung, als die war, welche die alten Kunstrichter die attische Beredsamkeit nannten, das ist, die sanfte, zierliche und feine, die mehr auf den Verstand, als die Leidenschaften wirkete, und niemals ihre Hoheit über Beweise oder gemeine Abhandlungen erhob. So war die Beredsamkeit des **Lysias** unter den **Athenienſern**, und des **Calvus** unter den **Römern**. Diese wurden zu ihrer Zeit hochgeachtet; aber wenn man sie gegen den **Demosthenes** und **Cicero** verglich, wurden sie, wie eine Fackel verdunkelt, die in den Stralen der Mittagssonne gesetzet wird.

wird. Dieſe letzten Redner beſaßen eben die Zierlichkeit, und das Feine, und die Stärke der Beweisgründe, der erſtern; aber was ſie vornehmlich bewunderswürdig machte, war das Pathetiſche, und Erhabene, welches ſie, zu rechter Zeit, in ihren Reden anbrachten, und wodurch ſie die Entſchlüſſe ihrer Zuhörer regierten.

Von dieſer Gattung der Beredſamkeit haben wir in Britannien kaum ein Exempel gehabt, wenigſtens unter unſern öffentlichen Rednern. Unter unſern Schriftſtellern haben wir einige Exempel gehabt, die großen Beyfall gefunden haben, und unſere ehrgeizige Jugend eines gleichen oder größern Ruhms verſichern kann, wenn ſie es verſuchte, die alte Beredſamkeit wieder zu erwecken. Mylord **Bolingbrokes** Werke haben eine Stärke, einen Nachdruck, und eine Hoheit, wornach unſere Redner kaum ſtreben; ob es gleich ausgemacht iſt, daß ein ſo erhabener Styl bey einem Redner weit mehr Anſehen hat, als bey einem Schriftſteller, und eines geſchwindern und wundernswürdigen Beyfalles verſichert iſt. Es kömmt ihm hier die Anmuth der Stimme und der Action zu Hülfe: die Bewegungen werden durch eine Sympathie von dem Redner den Zuhörern, und von dieſen dem Redner mitgetheilet: und ſelbſt der Anblick einer großen Verſammlung, die aufmerkſam auf die Rede eines Mannes iſt, muß ihm eine beſondere Erhebung einflößen, die den ſtärkſten Figuren und Ausdrücken ihren gehörigen Nachdruck geben muß. Es iſt wahr, Reden,

den, die im Sitzen gehalten werden, haben vieles gegen sich: und ein Mann kann kaum dem Gelächter entgehen, der eine Rede, wie ein Schulknabe seine Lection, hersaget, und nichts von dem bemerket, was unter der Berathschlagung behauptet worden ist. Aber wo ist die Nothwendigkeit, in diese Ungereimtheit zu verfallen? Ein öffentlicher Redner muß die Streitfrage, die man abhandelt, vorher wissen. Er kann alle Beweisthümer, Einwürfe, und Beantwortungen, die er für seine Rede für die gehörigsten hält, aufsetzen. Wenn etwas neues vorfallen sollte, so kann er es aus dem Stegreife hinzusetzen; und der Unterschied zwischen seinem ausgearbeiteten Aufsatze, und dem, was er aus dem Stegreife hinzusetzete, wird nicht sehr zu merken seyn. Die Seele fährt gemeiniglich mit eben der Hitze oder Stärke fort, worinn sie sich durch ihre Bewegung gesetzet hat; so wie ein Schiff, das einmal durch die Ruder fortgetrieben ist, eine Zeit lang seinen Lauf fortsetzet, wenn schon der erste Stoß aufgehöret hat.

Ich will diese Materie mit der Anmerkung beschließen: daß in den meisten Reden unserer neuern Redner, wenn sie gleich ihren Styl nicht so erheben, oder den Alten gleich zu kommen sich bemühen sollten, ein Hauptfehler ist, den sie verbessern könnten, ohne von der ernsthaften Art der Beweisgründe und der Schlüsse abzugehen, worinn sie ihren Ehrgeiz einschränken. Ihre große Eitelkeit, aus dem Stegreife zu reden, hat verursachet,

urſachet, daß ſie alle Ordnung und Methode verwerfen, die doch zum Beweiſen ſo nothig zu ſeyn ſcheint, und ohne welche es kaum möglich iſt, eine völlige Ueberzeugung in der Seele hervor zu bringen. Ich will eben nicht viele Eintheilungen nach der Forme in einer öffentlichen Rede empfehlen, wenn die Materie ſie nicht ſehr augenſcheinlich darbiethet: aber es iſt, ohne dieſe Formalitat, leicht, eine Methode zu beobachten, und dieſe Methode den Zuhörern merklich zu machen, welche ſich ungemein vergnügen werden, wenn ſie ſehen, wie ein Beweisgrund natürlich aus dem andern entſteht, und werden eine mehr zuſammenhangende Ueberzeugung behalten, als aus den ſtärkſten Gründen entſtehen kann, die in einen verwirrten Haufen zuſammen geworfen ſind.

Siebenzehnter Verſuch.

Von dem Urſprunge und Fortgange der Künſte und Wiſſenſchaften.

Nichts iſt ſpitzfindiger in unſern Unterſuchungen der menſchlichen Sachen, als das genau zu unterſcheiden, was dem Zufalle zugeſchrieben werden muß, und was aus Urſachen herrühret. In keiner Sache kann ſich ein

Schrift-

Schriftsteller leichter durch falsche Spitzfindigkeiten und Grübeln betrügen. Wenn man saget, daß eine Begebenheit vom Zufalle herrühret, so schneidet man alle fernere Untersuchung derselben ab, und läßt den Schriftsteller mit allen andern Menschen in einer gleichen Unwissenheit. Aber wenn man glaubet, daß die Begebenheit aus gewissen bestimmten Ursachen herkommt, so kann er seine Erfindungskraft zeigen, wenn er diese Ursachen angiebt; und da ein Mann von mittelmäßiger Scharfsinnigkeit in diesem Puncte nicht in Verlegenheit seyn kann, so hat er hier eine Gelegenheit seine Bände aufzuschwellen, und seine tiefe Gelehrsamkeit darinn zu zeigen, daß er das bemerket, was dem gemeinen und unwissenden Manne entwischet.

Die Unterscheidung zwischen Zufall und Ursachen, kömmt auf die Scharfsinnigkeit eines jeden Menschen an, wenn er alle besondere Umstände betrachtet. Aber wenn ich eine allgemeine Regel geben wollte, uns in dieser Unterscheidung zu Hülfe zu kommen, so würde es diese seyn: **Was auf wenige Personen ankömmt, muß großentheils dem Zufalle, oder verborgenen und unbekannten Ursachen zugeschrieben werden: Was aus einer großen Anzahl herkömmt, kann oftmals aus bestimmten und bekannten Ursachen erkläret werden.**

Man kann für diese Regel zween sehr ungezwungene Gründe angeben. **Erstlich**, wenn wir

wir setzen, daß eine Wage einen Hang nach einer Seite hat, er mag so geringe sein, als er will: so wird dieser Hang, wenn er auch vielleicht in einigen Bewegungen nicht gesehen wird, sich doch in sehr vielen zeigen, und das Gewicht gewiß gänzlich auf diese Seite ziehen. Eben so wird die Menge, wenn einige Ursachen eine besondere Neigung oder Leidenschaft, zu einer gewissen Zeit, und unter einem gewissen Volke erzeugen, gewiß von der allgemeinen Leidenschaft angesteckt, und in allen ihren Handlungen von derselben beherrschet werden; wenn gleich viele einzelne Personen der Seuche entgehen, und durch Leidenschaften regieret werden können, die ihnen eigen sind.

Zweytens, diese Grundquellen, oder Ursachen, welche im Stande sind, auf eine Menge zu wirken, sind allezeit von einer gröbern und stärkeren Beschaffenheit, den Zufällen weniger unterworfen, und haben weniger Einfluß von den Einfällen und den Phantasenen besonderer Leute, als diejenigen, die nur auf wenige wirken. Die letztern sind gemeiniglich so zärtlich und fein, daß der geringste Zufall in der Gesundheit, Erziehung oder in dem Vermögen besonderer Personen genug ist, ihren Lauf zu verändern, und ihre Wirkung zu verzögern, und es ist nicht möglich, sie unter eine allgemeine Regel oder Anmerkung zu bringen. Aus der Wirkung, die sie zu einer Zeit haben, können wir nicht mit Gewißheit auf die Wirkung zu einer andern Zeit schließen;

ſen; wenn auch die allgemeinen Umſtände in beyden Fällen einerley ſeyn ſollten.

Nach dieſer Regel zu urtheilen, muß man die einheimiſchen und gradweiſe erfolgten Veränderungen eines Staates beſſer bemerken und erklären können, als die auswärtigen, und augenblicklichen, die gemeiniglich von einzelnen Perſonen veranlaſſet werden, und mehr dem Einfluſſe der Einfälle, der Thorheit, oder des Eigenſinnes, als allgemeiner Leidenſchaften und Intereſſe unterworfen ſind. Die Unterdrückungen der Lords, und die Erhebung der Gemeinen in **England**, nach dem Statute der Alienation, und der Aufnahme der Handlung und des Fleiß s können leichter aus allgemeinen Grundſätzen erkläret werden, als der Verfall der ſpaniſchen, und der Wachsthum der franzöſiſchen Monarchie nach dem Tode **Carls des Fünften**. Wenn Heinrich der **Vierte**, der Cardinal **Richelieu**, und **Ludwig der Vierzehnte**, Spanier; und **Philipp der Zweyte**, **Dritte** und **Vierte**, und **Carl der Zweyte**, **Franzoſen** geweſen wären, ſo würde ſich die Geſchichte dieſer Völker ganz umgekehret haben.

Aus eben dem Grunde iſt es leichter, den Anfang und Fortgang der Handlung eines Königreiches, als ſeiner Gelehrſamkeit zu erklären; und ein Staat, der ſich bemühen wollte, die erſte in Aufnehmen zu bringen, würde eines glücklichen Ausganges weit mehr verſichert ſeyn, als ein anderer, der der letzten aufhelfen wollte. Der

Geiz,

Geiz, oder die Begierde zu gewinnen, ist eine allgemeine Leidenschaft, die zu allen Zeiten wirket, an allen Orten, und auf alle Leute: aber die Neubegierde, oder die Liebe zu den Wissenschaften hat nur einen sehr eingeschränkten Einfluß, und erfordert Jugend, Müße, Erziehung, Genie, und Exempel, wenn sie jemanden einnehmen soll. Man wird niemals einen Mangel an Buchhändlern haben, so lange es Käufer giebt: aber es können oft Leser genug da seyn, wenn es an Schriftstellern fehlet. Eine Menge Leute, die Nothwendigkeit und Freyheit, haben in Holland die Handlung aufgebracht: aber Studiren und Fleiß haben keinen vorzüglichen Scribenten hervorgebracht.

Wir können also schließen: daß wir in keiner Materie so vorsichtig zu Werke gehen müssen, als wenn wir die Geschichte der Künste und Wissenschaften aufsuchen; daß wir keine Ursachen angeben, die nie gewesen sind, und das, was bloß zufällig ist, gewissen und allgemeinen Grundquellen zuschreiben. Diejenigen, die in einem Staate die Wissenschaften bauen, sind allezeit schwach an Zahl: die Leidenschaft, die sie beherrschet, ist eingeschränket: ihr Geschmack und ihr Urtheil zärtlich, und leicht verändert: und ihr Fleiß durch den geringsten Vorfall gestöret. Der Zufall, oder verborgene und unbekannte Ursachen müssen also einen großen Einfluß auf den Ursprung und Fortgang aller feinern Künste haben.

Allein ich finde einen Grund, der mich verleitet, nicht alles dem Zufalle zuzuschreiben. Obgleich der Personen, die die Wissenschaften mit einem so erstaunlichen Erfolge verbessert haben, daß sie sich die Bewunderung der Nachwelt zugezogen, allezeit, unter allen Nationen und in allen Weltaltern, wenige sind; so muß doch nothwendig vorher ein Theil ihres Genies und Geistes unter dem Volke sich ausgegossen haben, in welchem sie aufstehen, der von ihrer frühesten Kindheit auf den Geschmack und die Urtheilskraft dieser vortrefflichen Scribenten erzeugte, bildete, und ausbesserte. Die Masse, woraus solche feine Geister gezogen werden, kann nicht ganz unschmackhaft seyn. *Ein Gott ist in uns, saget Ovid, der das göttliche Feuer athmet, wodurch wir beseelet werden. Die Dichter aller Zeiten haben sich auf eine Eingebung berufen. Dennoch ist nichts übernatürliches darinn. Ihr Feuer ist nicht vom Himmel angezündet. Es lauft nur auf der Erde fort; eine Brust fängt es von der andern auf; und es brennet da am besten, wo die Materialien am besten zubereitet, und am glücklichsten in Ordnung geleget sind. Die Frage, die den Ursprung und Fortgang der Künste und Wissenschaften betrifft, ist also nicht gänzlich eine Frage, die den Geschmack, das Genie, und den Geist einiger wenigen angeht, sondern die den Geist,

* Est Deus in nobis; agitante calescimus illo:
Impetus hic sacrae semina mentis habet.
OVID. *Fast.* lib. I.

Geiſt, Geſchmack und das Genie ganzer Völker begreift; und daher einigermaaßen aus allgemeinen Urſachen und Grundquellen erkläret werden kann. Ich gebe es zu, daß ein Mann, der es unterſuchen wollte, warum eben ein ſolcher Poet, als Homer zum Exempel war, an einem ſolchen Orte, zu einer ſolchen Zeit, entſtand, ſich blindlings in Chimären ſtürzen würde, und die e Materie nicht ohne eine Menge von falſchen Spitzfindigkeiten und Künſteleyen abhandeln könnte. Er könnte ſich eben ſo gut vermeſſen, einen Grund anzugeben, warum eben ſolche beſondere Feldherren, als Fabius und Scipio waren, zu einer ſolchen Zeit in Rom lebten, und warum Fabius eher in die Welt kam, als Scipio. Von ſolchen Vorfällen kann man keinen andern Grund angeben, als den Horaz bemerket:

> Scit genius, natale comes, qui temperat aſtrum,
> Naturae Deus humanae, mortalis in unum —
> — Quodque caput, vultu mutabilis, albus et ater.

Allein ich glaube, daß man in vielen Fällen gute Gründe angeben kann, warum dieſe oder jene Nation zu dieſer oder jener Zeit geſitteter und gelehrter iſt, als eine von ihren Nachbarn. Wenigſtens iſt dieſes eine ſo artige Materie, daß es Schade iſt, ſie ganz und gar liegen zu laſſen, ehe man gefunden hat, ob es möglich ſey, vernünftig davon zu reden, oder nicht; und ob ſie ſich unter einige allgemeine Grundſätze bringen laſſe.

Ich will alſo einige allgemeine Anmerkungen darüber mittheilen, die ich mit völliger Verläugnung, der Cenſur und Unterſuchung der Gelehrten unterwerfe.

Meine erſte Anmerkung iſt: **daß es den Künſten und Wiſſenſchaften unmöglich ſey, zuerſt unter einem Volke aufzukommen, wenn nicht dieſes Volk die Glückſeligkeit einer freyen Regierung genießt.**

In den erſten Weltaltern, wenn die Menſchen noch barbariſch und unwiſſend ſind, ſuchen ſie keine andere Sicherheit vor Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeit gegen einander, als in der Wahl einiger Regenten, deren entweder wenige oder viele ſind, auf welche ſie ein ſtillſchweigendes Vertrauen ſetzen, ohne durch Geſetze oder politiſche Anordnungen für eine Sicherheit gegen die Gewalt und Ungerechtigkeit dieſer Regenten zu ſorgen. Wenn die Gewalt bey einer Perſon ganz vereiniget iſt, und das Volk durch Eroberung oder Fortpflanzung zu einer großen Menge anwächſt, ſo muß der Monarch, der es unmöglich findet, allein und ſelbſt alle Dienſte ſeiner Herrſchaft an allen Oertern zu verrichten, ſeine Gewalt einer Unterobrigkeit auftragen, die in ihrem Lande Frieden und Ordnung erhalten ſoll. Weil Erfahrung und Erziehung den Verſtand der Menſchen noch nicht merklich geſchärfet haben, ſo denket auch der Prinz, der ſelbſt uneingeſchränkt iſt, nicht daran, ſeine Miniſter einzuſchränken, ſondern übergiebt ſeine völlige Gewalt einem jeden,

den, den er über eine oder die andere Parten des Volkes ſezet. Alle allgemeine Geſetze ſind mit Beſchwerlichkeiten verknüpfet, wenn man ſie auf beſondere Fälle anwendet: und es wird ein ſehr ſcharfer Verſtand und Erfahrung erfordert, ſowohl zu merken, daß dieſer Unbequemlichkeiten weniger ſind, als derer, die aus der völlig eigenmächtigen Gewalt bey einer jeden Obrigkeit entſtehen: als auch zu unterſcheiden, welche allgemeine Geſetze, auf das Ganze angewandt, die wenigſten Unbequemlichkeiten haben. Dieſes iſt eine Sache von ſo großer Schwierigkeit, daß Manner ſelbſt in den erhabenen Künſten der Dichtkunſt und Beredſamkeit, worinn ein feuriges Genie und die Einbildungskraft ihnen forthelfen, es weit gebracht haben können, ehe ſie in ihren Landesgeſetzen große Verbeſſerungen zu machen im Stande ſind, wozu bloß öftere Verſuche und fleißige Bemerkungen ſie anführen können. Man kann alſo nicht annehmen, daß ein barbariſcher Monarch unumſchränkt, und ununterrichtet, jemals ein Geſetzgeber werden, oder darauf denken wird, ſeine Baſſen in allen Provinzen, oder ſeine Kadis in allen Dörfern einzuſchränken. Man erzählet, daß der leztverſtorbene Czar, ungeachtet ihn ein edler Geiſt trieb, der ſich in die europäiſchen Künſte verliebte, und ſie bewunderte, eine Hochachtung gegen die türkiſche Policey in dieſem Stücke bekannte, und die kurzen Entſcheidungen der Gerichtshändel billigte, die in dieſer barbariſchen Monarchie

üblich sind, wo die Richter an keine Methode, Forme oder Gesetze gebunden sind. Er sah nicht ein, wie sehr diese Gewohnheit allen seinen übrigen Bemühungen, sein Volk gesittet zu machen, entgegen gewesen sern würde. Eine despotische Gewalt hat, in allen Fällen, etwas unterdrückendes und erniedrigendes; aber sie ist ganz und gar verderblich und unerträglich, wenn sie in einen engen Raum zusammengezogen wird; und wird noch schlimmer, wenn die Person, die sie besitzt, weis, daß die Zeit ihrer Gewalt eingeschränket und ungewiß ist. Habet subjectos tanquam suos; vites, ut alienos *. Er regieret die Unterthanen mit eben der Gewalt, als wenn sie die seinigen wären; und mit Verachtung oder Tyrannen, als wenn sie einem andern gehöreten. Völker, die auf diese Weise regieret werden, sind Sklaven, im völligen und eigentlichen Wortverstande; und es ist unmöglich, daß sie jemals zu einem feinen Geschmacke, oder einem scharfen Verstande kommen können. Sie dürfen nicht einmal verlangen, in Ueberfluß und Sicherheit die Nothwendigkeiten des Lebens zu genießen.

Wenn man also erwarten wollte, daß die Künste und Wissenschaften jemals in einer Monarchie ihren Ursprung nehmen sollten, so hieße dieses, einen Widerspruch erwarten. Ehe man sich auf diese Verbesserungen legte, war der Monarch unwissend und barbarisch; und, weil er nicht Einsicht genug besaß, die Nothwendigkeit zu

* TACIT. *hist.* lib. I.

zu erkennen, daß er durch allgemeine Gesetze seinem Staate das Gleichgewicht geben müsse, übergab er allen Unterobrigkeiten seine völlige Gewalt. Diese barbarische Policey erniedrigte das Volk, und verhinderte auf ewig alle Verbesserungen. Wäre es möglich, daß ein Monarch, ehe die Wissenschaft in der Welt bekannt war, so viele Weisheit besitzen könnte, ein Gesetzgeber zu werden, und sein Volk nach Gesetzen, nicht nach dem freyen Willkühr ihrer Nebenunterthanen zu regieren, so möchte es dieser Regierungsart möglich seyn, die erste Mutter der Künste und Wissenschaften zu seyn. Aber nach dieser Hypothese scheint ein wahrer Widerspruch darinn zu seyn.

Es ist möglich, daß eine Republik in ihrer Kindheit durch eben so wenige Gesetze, als eine barbarische Monarchie, erhalten werden, und ihrem Magistrate, oder ihren Richtern eine eben so uneingeschränkte Gewalt übergeben kann. Aber außer dem, daß die öftere Erwählung dieser Obrigkeiten durch das Volk, ihrer Gewalt einen großen Zügel anleget; ist es unvermeidlich, daß nicht, in der Folge der Zeit, die Nothwendigkeit, der Obrigkeit Vorschriften zu geben, um die Freyheit zu erhalten, endlich in die Augen fallen, und allgemeinen Gesetzen und Statuten den Ursprung geben sollte. Die römischen Consule entschieden eine Zeitlang alle Händel, ohne durch ein positives Gesetz eingeschränket zu seyn; bis das Volk, welches dieses Joch mit Ungeduld trug, **Decemvirs** erwählete, die die zwölf

Tafeln bekannt machten; eine Sammlung von Gesetzen, welche die einzigen geschriebenen Regeln waren, wornach man einige Alter hindurch in dieser berühmten Republik das Eigenthum und die Strafe bestimmte, ob sie gleich vielleicht der Länge nach nicht einer einzigen englischen Parlamentsacte gleich waren. Dennoch waren sie, mit einer freyen Regierungsforme stark genug, das Leben und die Güter der Bürger in Sicherheit zu setzen; einen von der Herrschaft des andern auszuschließen; und alle vor der Gewalt oder Tyrannen eines Mitbürgers zu schützen. In solchen Umständen können die Wissenschaften ihr Haupt empor heben, und blühen; aber niemals können sie in einer solchen Scene der Unterdrückung und Sclaverey leben, die beständig aus barbarischen Monarchien entstehen, wo das Volk bloß durch die Gewalt der Obrigkeiten im Zwange gehalten wird, und die Obrigkeiten durch kein Gesetz und keine Vorschrift eingeschränket sind. Ein uneingeschränkter Despotismus von dieser Art verhindert, so lange er dauert, in der That alle Erfindungen, und hält die Menschen ab, das Erkenntniß zu erlangen, welches nöthig ist, sie von den Vortheilen zu unterrichten, die aus einer bessern Policey und gemäßigtern Gewalt entstehen.

Hierinn bestehen also die Vortheile der Republiken. Wenn gleich eine Republik barbarisch wäre; so giebt sie doch nothwendig, durch eine unmerkbare Veränderung, dem Gesetze einen Ursprung,

Ursprung, und zwar noch ehe die Menschen in den Wissenschaften sonderlich weit gekommen sind. Aus dem Gesetze entspringt die Sicherheit; aus der Sicherheit Wißbegierde; und aus der Wißbegierde Erkenntniß. Die letztern Schritte dieses Fortganges können zufälliger seyn: aber die erstern sind ganz nothwendig. Eine Republik ohne Gesetze kann niemals eine Dauer haben. Hingegen entsteht in einer monarchischen Regierung das Gesetz nicht nothwendig aus der Regierungsforme. Die Monarchie, wenn sie unumschränkt ist, hat allezeit etwas, das mit dem Gesetze streitet. Eine große Weisheit und Ueberlegung kann sie allein vergleichen. Aber einen solchen Grad der Weisheit kann man niemals erwarten, ehe die menschliche Vernunft die großen Erfindungen und Verbesserungen gemacht hat. Diese Erfindungen erfordern Neubegierde, Sicherheit und Gesetz. Der erste Wachsthum der Künste und Wissenschaften kann also in einer despotischen Regierung nie erwartet werden.

Nach dem nothwendigen Stufengefolge der Dinge muß das Gesetz vor der Wissenschaft hergehen. In Republiken kann das Gesetz vor der Wissenschaft hergehen, und kann aus der Regierungsart selbst entstehen. In Monarchien entsteht es nicht aus der Regierungsforme, und kann nicht vor der Wissenschaft hergehen. Ein unumschränkter Prinz, der barbarisch ist, machet seine Minister und Obrigkeiten eben so unumschränkt, als er selbst ist: und weiter ist nichts nothig, auf

ewig allen Fleiß, alle Neubegierde und Wissenschaft zu verhindern.

Es giebt noch andere Ursachen, die den Ursprung der feinern Künste in despotischen Regierungen verhindern; ob ich gleich den Mangel der Gesetze, und die einer jeden kleinen Obrigkeit aufgetragene völlige Gewalt für die wichtigste annehme. Die Beredsamkeit kömmt in Republiken natürlicherweise eher empor: die Nacheiferung in allen Vollkommenheiten muß auch hier mehr belebt und angefeuert werden: und Genie und Fähigkeit haben mehr Raum und eine freyere Laufbahne. Alle diese Ursachen machen, daß eine freye Regierungsart die einzige rechte **Mutter** der Künste und Wissenschaften ist.

Die zweyte Anmerkung, die ich hierüber machen will, ist diese: **Nichts ist dem Ursprunge der guten Sitten und der Gelehrsamkeit zuträglicher, als eine Anzahl benachbarter unabhängiger Staaten, die die Handlung und die Policey zusammen verbunden hat.** Die Nacheiferung, die gemeiniglich unter diesen benachbarten Staaten entsteht, ist eine offenbare Quelle der Verbesserung: aber das, worauf ich mich vornehmlich berufen wollte, ist der Einhalt, den solche begränzte Länder der **Gewalt** und der **Herrschaft** machen.

Weitläuftige Herrschaften, worinn eine einzige Person eine große Gewalt hat, werden bald despotisch; aber kleine verändern sich gemeiniglich in gemeine Wesen. Ein weites Gebieth

wird

wird nach und nach an Tyrannen gewöhnet: weil alle Gewaltthätigkeiten anfänglich gegen einen Theil ausgeübet werden, wovon man nichts erfährt, und welche keine heftige Gährung verurſachen, weil er von der höchſten Regierung entfernet iſt. Ueberdieß kann ein großes Gebieth, wenn gleich alles misvergnügt iſt, durch ein wenig Kunſt im Gehorſame erhalten werden: weil ein jeder Theil ſich fürchtet, einen Tumult und Aufſtand zu erregen, da er nicht weis, wozu die andern ſich entſchließen. Nicht zu gedenken, daß es eine abergläubiſche Ehrfurcht gegen Prinzen giebt, worein die Menſchen gemeiniglich verfallen, wenn ſie den Prinzen nicht oft ſehen, und wenn viele nicht ſo ſehr mit ihm bekannt werden, daß ſie finden, daß er nur ein Menſch iſt. Und weil große Staaten große Koſten aufbringen können, den Pomp der Majeſtät zu halten: ſo iſt dieſes eine Art der Verblendung der Menſchen, und giebt gemeiniglich Anlaß, ſie zu Sclaven zu machen.

In einer kleinen Herrſchaft wird eine jede Gewaltthätigkeit im Augenblicke dem Ganzen bekannt: das Murren und Beklagen, das daraus entſteht, breitet ſich leicht aus: und der Zorn wird um ſo viel größer, weil die Unterthanen in ſolchen Staaten nicht leicht glauben können, daß der Unterſchied zwiſchen ihnen und ihren Regenten ſehr groß iſt. „Die großeſten Feinde der „Ehre der Helden, ſaget ein gewiſſer Schriftſtel„ler, ſind ihre **Kammerdiener**.„ Es iſt gewiß,

Bewun-

Bewunderung und Bekanntschaft können, in Ansehung aller sterblichen Geschöpfe, unmöglich zusammen bestehen. Antigonus, der von seinen Schmeichlern als eine Gottheit, und ein Sohn dieses herrlichen Planeten, der die Welt erleuchtet, begrüßet wurde, sagte: **hierüber kannst du den Mann fragen, der meinen Nachtstuhl ausräumet.** Schlaf und Liebe überzeugte den Alexander, daß er kein Gott war: aber ich glaube, diejenigen, die ihn täglich bedieneten, konnten noch viele andere überzeugendere Beweise seiner Menschheit, in den unzähligen Schwachheiten gegeben haben, denen er unterworfen war.

Aber die Theilungen in kleine Staaten sind der Gelehrsamkeit vortheilhaft, weil sie den Fortgang der Gewalt und der Herrschaft hemmen. Die Ehre ist oftmals für die Menschen eine eben so große Verblendung, als die unumschränkte Gewalt, und ist der Freyheit zu denken und zu untersuchen eben so schädlich. Aber wo eine Anzahl benachbarter Staaten eine große Gemeinschaft der Künste und Handlung hat, da verhindert sie ihre Eifersucht, die sie gegen einander haben, so leicht Gesetze in Sachen des Geschmacks oder der Vernunft anzunehmen, und machet, daß sie alle Werke der Kunst mit der großesten Sorgfalt und Schärfe untersuchen. Die Seuche der Meynung des gemeinen Mannes breitet sich nicht so leicht von einem Orte zu dem andern aus. Sie empfängt leicht in einem oder dem andern Staate einen Widerstand, wo

sie

sie nicht mit den herrschenden Vorurtheilen übereinstimmet. Und nichts, als Natur oder Vernunft, kann sich durch alle Hindernisse einen Weg öffnen, und Nationen, die sich am meisten um den Vorzug streiten, in Hochachtung und Bewunderung derselben vereinigen.

Griechenland war ein Haufen von kleinen Gebiethen, welche bald Republiken wurden: und da sie durch ihre nahe Nachbarschaft, und das Band einer Sprache und eines Interesse vereiniget waren, traten sie in die genaueste Gemeinschaft der Handlung und Gelehrsamkeit zusammen. Hier kam ein glückliches Clima, ein fruchtbarer Boden, und die wohlklingendste und nachdrücklichste Sprache zusammen: daß alle Umstände unter diesem Volke, dem Ursprunge der Künste und Wissenschaften aufzuhelfen schienen. Eine jede Stadt brachte ihre verschiedenen Künstler und Philosophen hervor, welche den übrigen der benachbarten Republiken den Vorzug nicht einräumen wollten: ihre Streitigkeiten und Zänkereyen schärfeten den Verstand der Menschen. Es wurden viele verschiedene Gegenstände der Urtheilskraft vorgeleget, indem ein jeder den Vorzug vor den übrigen forderte: und weil die Wissenschaften nicht durch den Zwang der Gewalt niedergedrücket wurden; so waren sie im Stande, so merkwürdige Sprossen zu treiben, die noch itzo Vorwürfe unserer Bewunderung sind. Nachdem sich die römische christliche oder katholische Kirche über die gesittete Welt ausgebreitet

und

und sich aller Gelehrsamkeit der Zeiten bemächtiget hatte, indem sie an sich selbst nur ein großer Staat, und unter einem Haupte vereiniget war; verschwand sogleich diese Verschiedenheit der Secten, und die aristotelische Philosophie wurde allein in allen Schulen aufgenommen, zu dem äußersten Verderben aller Wissenschaften. Aber nachdem die Menschen endlich dieses Joch abgeworfen haben, hat die Sache beynahe ihre erste Gestalt wieder angenommen, und Europa ist gegenwärtig eine Copey im Großen von dem, was Griechenland vordem als ein Original im Kleinen war. Wir haben den Vortheil dieser Umstände in vielen Exempeln gesehen. Was verhinderte sonst den Fortgang der carteſianiſchen Philosophie, gegen die die französische Nation eine so starke Liebe gegen das Ende des letzten Jahrhunderts zeigte, als der Widerstand, den die andern Nationen von Europa ihr thaten, welche bald die schwachen Seiten dieser Philosophie entdeckten? Die strengste Prüfung, der sich Newtons Theorie unterwerfen mußte, kam nicht von seinen Landesleuten, sondern von Ausländern her; und wenn sie die Hindernisse überwinden kann, die sie noch itzo in allen Theilen von Europa antrift, so wird sie wahrscheinlich bis auf die späteste Nachwelt fortgehen. Die Engländer haben die anstößige Freyheit ihrer Bühne aus dem Exempel der französischen Anständigkeit und Moral erkannt. Die Franzosen sind überzeuget, daß ihr Theater durch gar

zu viele Liebe und Galanterie ein wenig weibisch geworden ist, und fangen an, den männlichern Geschmack einiger ihrer benachbarten Nationen zu billigen.

In China scheint man ziemlich viel Höflichkeit und Wissenschaft zu besitzen; und man sollte natürlicherweise glauben, daß sie, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, zu einer größern und vollendetern Vollkommenheit reif werden müssen, als sie itzo ist. Aber China ist ein großes Reich, redet eine Sprache, wird durch ein Gesetz regieret, und hat einerley Sitten. Das Ansehen eines Lehrers, wie Confucius war, wurde leicht von einem Winkel des Reiches zu dem andern fortgepflanzet. Niemand hatte das Herz, dem Strome der Meynung des Volkes zu widerstehen. Und die Nachkommen waren nicht kühn genug, das zu bestreiten, was ihre Väter überall angenommen hatten. Dieses scheint ein sehr natürlicher Grund zu seyn, warum die Wissenschaften in diesem mächtigen Reiche einen so langsamen Fortgang gemachet haben *.

Wenn

* Wenn man fragen sollte: wie wir mit den obigen Grundsätzen die Glückseligkeit, die Reichthümer, und die gute Policey der Chineser vergleichen wollen, die beständig von einem einzigen Monarchen regieret worden sind, und sich kaum von einer freyen Regierung einen Begriff machen können; so würde ich antworten: daß die Regierung der Chineser, ob sie gleich eine reine Monarchie ist, dennoch, eigentlich zu reden,

Wenn wir die Gestalt des Erdbodens betrachten: so finden wir, daß Europa von allen vier Welttheilen am meisten mit Seeen, Flüssen und Bergen durchbrochen ist; und Griechenland von allen Ländern in Europa am meisten. Daher waren diese Länder von der Natur in verschiedene Gebiethe getheilet. Und daher entstanden

den, keine unumschränkte ist. Dieses rühret aus der besondern Lage dieses Landes her. Sie haben keine andern Nachbarn, als die Tartarn, für welche sie einigermaaßen durch ihre berühmte Mauer, und durch ihre weit größere Anzahl gesichert waren, oder wenigstens gesichert zu seyn schienen. Hiedurch wurde die Kriegeszucht bey ihnen allezeit sehr versäumet; und die Macht, die sie auf den Beinen haben, ist eine der schlechtesten Miliz; und unfähig, in diesen ungemein volkreichen Ländern einen allgemeinen Aufstand zu dämpfen. Man kann also mit Rechte sagen: daß das Schwerdt in der Hand des Volkes ist, welches für den Monarchen ein genugsamer Zwang ist, und ihn nöthiget, seinen Mandarins, oder Statthaltern der Provinzen, den Zwang allgemeiner Gesetze aufzulegen, um die Empörungen zu verhüten, welche, wie wir aus der Geschichte sehen, so häufig und gefährlich in diesem Reiche entstanden sind. Vielleicht würde eine reine Monarchie von dieser Art, wenn sie zur Vertheidigung auswärtiger Feinde geschickt wäre, die beste von allen Regierungen seyn, weil sie sowohl die Ruhe hat, die die königliche Gewalt begleitet, als auch die Mäßigung und Freyheit der Versammlungen des Volkes.

den die Wissenschaften in Griechenland: und Europa ist bisher die beständigste Wohnung derselben gewesen.

Oft bin ich fast auf die Gedanken gerathen, daß Unterbrechungen in die Zeiten der Gelehrsamkeit, wenn sie nicht mit einer solchen Zerstörung der alten Bücher und historischen Urkunden verknüpfet wäre, den Künsten und Wissenschaften eher beförderlich seyn würden, weil sie den Fortgang des Vorurtheils des Ansehens hindern, und die tyrannischen Gesetzgeber über die menschliche Vernunft vom Throne werfen. Man betrachte die sclavische Unterwerfung der alten Philosophen unter den Stiftern einer jeden Schule, so wird man bald überführet werden, daß sich von einer so knechtischen Philosophie in hundert Jahrhunderten nichts Gutes erwarten ließ. Selbst die Eclectici, die um die Zeiten des Augustus entstanden, waren, ungeachtet sie vorgaben, daß sie von allen verschiedenen Secten das annahmen, was ihnen gefiele, dennoch im Grunde eben so sclavisch und parteiisch, als irgend einer von ihren Brüdern; weil sie die Wahrheit nicht in der Natur, sondern in verschiedenen Schulen suchten; wo sie glaubeten, daß sie nothwendig gefunden werden müsse, wenn gleich nicht im Ganzen, dennoch in Theilen zerstreuet. Nach der Wiederaufkunft der Gelehrsamkeit konnten diese Secten der Stoiker und Epikureer, Platoniker und Pythagoräer ihren Credit, oder ihr Ansehen nicht wieder gewinnen; und zu-

gleich verwahreten sie durch das Exempel ihres Falles die Menschen, daß sie sich diesen neuen Secten, welche es versuchten, eine Gewalt über sie zu gewinnen, nicht mit einer so blinden Verläugnung unterwarfen.

Die dritte Anmerkung, die ich hier über den Ursprung und Fortgang der Künste und Wissenschaften machen will, ist diese: **Obgleich eine freye Regierung die rechte Ernährerinn dieser edlen Pflanzen ist; so können sie doch in eine andere Regierung verpflanzet werden; und eine Republik ist dem Wachsthume der Wissenschaften, und eine gesittere Monarchie der Aufnahme der feinern Künste beförderlich.**

Einen großen Staat oder Gesellschaft, sie mag monarchisch oder republicanisch seyn, durch allgemeine Gesetze im Gleichgewichte zu halten, ist ein Werk von so großer Schwierigkeit, daß kein menschliches Genie, so groß es auch sey, fähig ist, es durch die bloße Kraft der Vernunft und Ueberlegung zu verrichten. Die Urtheile vieler Personen müssen sich bey diesem Werke vereinigen: Erfahrung muß sie in ihrer Arbeit leiten: die Zeit muß sie zur Vollkommenheit bringen: und das Gefühl der Unbequemlichkeiten muß die Irrthümer verbessern, worein sie unvermeidlich in ihren öftern Versuchen und Erfahrungen fallen. Daraus erhellet die Unmöglichkeit: daß dieses Unternehmen sich in einer Monarchie anfangen und fortsetzen lasse; weil eine solche Regierungs-

gierungsforme, ehe sie gesittet ist, kein anderes Geheimniß in der Policey weis, als dieses, daß sie einem jeden Statthalter, oder jeder Obrigkeit eine unumschränkte Gewalt übergiebt, und das Volk in so manche Classen und Ordnungen der Sclaveren abtheilet. Aus solchen Umständen kann man niemals Verbesserungen in den Wissenschaften, den freyen Künsten, in Gesetzen, und kaum in den Handkünsten und Manufacturen erwarten. Dieselbe Barbarey und Unwissenheit, worinn die Regierung anfängt, wird auf alle Nachkommen fortgepflanzet, und kann niemals durch die Kräfte und Erfindung solcher unglücklichen Sclaven ein Ende erreichen.

Aber obgleich das Gesetz, die Quelle der Sicherheit und Glückseligkeit in einer Regierung spät entsteht, so wird es doch nicht mit derselben Schwierigkeit erhalten, als es aufgebracht worden; sondern wenn es einmal Wurzel gefasset hat, so ist es eine harte Pflanze, die kaum jemals vergeht, wenn sie auch noch so schlecht verpfleget wird, oder die Jahreszeiten noch so strenge sind. Die Künste des Wohllebens, und noch mehr die freyen Künste, die auf einem verfeinerten Geschmacke, oder auf der Empfindung beruhen, gehen leicht verloren; weil sie immer nur von wenigen getrieben werden, deren Müße, Glück und Genie sie in den Stand setzet, sich damit zu beschäftigen. Aber das, was allen Menschen im gemeinen Leben vortheilhaft ist, kann, wenn es einmal erfunden ist, kaum jemals wieder un-

tergehen, es sey denn in einem gänzlichen Untergange der Gesellschaft, und durch solche wüthende Ueberschwemmungen barbarischer Räuber, die alles Andenken der ersten Künste und Sitten vertilgen. Die Nachahmung ist auch geschickt, diese gröbern und nützlichern Künste von einem Clima in ein anderes zu verpflanzen, und sie vor den feinern Künsten in ihrem Fortgange vorhergehen zu lassen; ob sie vielleicht gleich in ihrem ersten Ursprunge und ihrer Fortpflanzung nach diesen kamen. Aus diesen Ursachen entstehen gesittete Monarchien; wo die Künste der Regierung, die zuerst in freyen Staaten erfunden wurden, zum beyderseitigen Vortheile, und zur Sicherheit des Regenten und des Unterthans erhalten werden.

So vollkommen demnach die monarchische Regierungsform einigen Staatskundigen scheinen mag, so hat sie doch alle ihre Vollkommenheit der Republik zu danken; und es ist nicht möglich, daß ein bloßer Despotismus, der unter einem barbarischen Volke aufgerichtet worden ist, jemals durch seine eigene Stärke und Kräfte sich selbst verbessern und poliren kann. Er muß seine Gesetze und Methoden und Anordnungen, und folglich seine Standhaftigkeit und Ordnung von einer freyen Regierung borgen. Diese Vortheile sind bloß Gewächse der Republiken. Der weitläuftige Despotismus einer barbarischen Monarchie verhindert auf ewig, wenn wir die Regierung, und die vornehmsten Puncte der Verwaltung

waltung ſtückweiſe unterſuchen, alle ſolche Erfindungen.

In einer geſitteten Monarchie iſt der Prinz allein in der Ausübung ſeiner Gewalt uneingeſchränket, und beſitzt allein eine Macht, die durch nichts anders, als Gewohnheit, Exempel, und die Bemerkung ſeines eigenen Intereſſe gebunden iſt. Ein jeder Miniſter, oder Magiſtrat, ſo groß er immer ſey, muß ſich den allgemeinen Geſetzen unterwerfen, welche die ganze Geſellſchaft regieren, und die Gewalt, die ihm anvertrauet iſt, ſo ausüben, wie es ihm vorgeſchrieben iſt. Das Volk hangt von keinem andern, als von ſeinem Herrn ab, was die Sicherheit ſeines Eigenthums betrifft. Er iſt ſo weit von demſelben entfernt, und ſo frey von Privateiferſucht oder Intereſſe, daß man dieſe Abhängigkeit nicht fühlet. Und auf dieſe Weiſe entſteht eine Regierungsart, der wir in einer hohen politiſchen Hitze den Namen der Tyranney geben können, die aber, durch eine richtige und kluge Verwaltung, dem Volke genugſame Sicherheit geben, und alle Abſichten einer politiſchen Geſellſchaft erfüllen kann.

Aber obgleich ſowohl in einer geſitteten Monarchie, als auch in einer Republik, das Volk genugſame Sicherheit zum Genuſſe ſeiner Güter hat; ſo haben doch in beyden Regierungsformen diejenigen, die die höchſte Gewalt beſitzen, die Macht, viele Ehrenſtellen und Vortheile auszutheilen, die den Ehrgeiz und Geiz der Menſchen genug reizen. Der Unterſchied iſt nur dieſer, daß

in einer Republik die Candidaten der Bedienungen niedersehen, die Stimmen des Volkes zu gewinnen; in einer Monarchie aber in die Höhe schauen müssen, sich um die Gunst und Gewogenheit der Großen zu bewerben. In der ersten glücklich zu seyn, muß ein Mensch sich erst nothwendig, durch seinen Fleiß, seine Fähigkeit oder Einsicht nützlich machen; in der andern gut fortzukommen, muß er sich durch seinen Witz, seine Höflichkeit und Gefälligkeit angenehm machen. Ein großes Genie kommt in Republiken besser fort: in Monarchien ein feiner Geschmack. Und folglich sind die Wissenschaften ein natürlicheres Gewächs der ersten, und die feinen Künste der andern.

Nicht zu gedenken, daß Monarchien, weil sie ihre vornehmste Stärke von einer abergläubischen Ehrfurcht gegen die Priester und Prinzen haben, allezeit die Freyheit abschneiden, Religions- und Staatssachen, und folglich metaphysische und moralische Dinge vernünftig zu untersuchen. Alle diese machen die wichtigsten Zweige der Wissenschaft aus. Die Mathematik und Naturphilosophie, welche die einzigen sind, die übrig bleiben, sind nicht halb so wichtig.

Die Künste zum Vergnügen, haben unter einander eine sehr große Verbindung; und eben diese Zärtlichkeit des Geschmacks, die uns geschickt machet, in der einen Entdeckungen zu machen, erlaubet nicht, daß wir die andern ganz roh und barbarisch lassen. Unter allen Künsten des Umganges

ganges gefällt keine besser, als eine beiderseitige Verläugnung und Höflichkeit, welche uns anleitet, unsere eigene Neigungen gegen die Neigungen unseres Freundes zu verläugnen, und die Eigenliebe und den Hochmuth, der der menschlichen Seele so natürlich ist, zu biegen, und zu verbergen. Ein gutherziger Mann, der wohl erzogen ist, übet diese Höflichkeit gegen alle Menschen aus, ohne vorher darauf zu denken, oder aus Eigennutz: aber diese schätzbare Eigenschaft unter einem Volke gemein zu machen, scheint es nöthig zu seyn, daß man der natürlichen Gemüthsart durch einen allgemeinen Bewegungsgrund zu Hülfe komme. Da, wo die Gewalt von dem Volke zu den Großen hinauf steigt, wie in allen Republiken, können diese Höflichkeiten wenig ausgeübet werden, weil der ganze Staat beynahe zu einer Gleichheit gebracht, und ein jedes Mitglied großentheils von dem andern unabhängig ist. Das Volk hat einen Vortheil durch die Gewalt seiner Wahlstimmen: der Große durch die Hoheit seiner Stelle. Aber in einer gesitteten Monarchie ist ein langes Gefolge von Bedienten von dem Prinzen an bis zu dem Bauer, welches zwar nicht groß genug ist, das Eigenthum eines jeden unsicher zu machen, oder die Seele des Volkes niederzuschlagen; aber doch zureichend ist, in einem jeden die Neigung zu erzeugen, seinen Obern zu gefallen, und sich nach den Mustern zu bilden, die Leuten von Stande und Erziehung am meisten gefallen. Daher entstehen artige

Sitten am natürlichsten in Monarchien und an Höfen; und wo diese blühen, da wird keine freye Kunst ganz und gar versäumet, oder verachtet werden.

Die Republiken in Europa sind itzo eines Mangels an Höflichkeit wegen berüchtigt. Die guten Sitten eines Schweizers, der in Holland gesittet worden ist *, ist unter den Franzosen ein Ausdruck, die Grobheit zu bezeichnen. Die Engländer fallen in eben diesen Tadel, ihrer Gelehrsamkeit und Genies ungeachtet. Und wenn die Venetianer eine Ausnahme von der Regel sind, so haben sie es vielleicht ihrem Verkehre mit den andern Italienern zu danken, deren meiste Provinzen eine Abhängigkeit erzeugen, die mehr als zureichend ist, ihre Sitten auszubessern.

Es ist schwer, etwas von der Höflichkeit der alten Republiken zu urtheilen: doch wollte ich fast glauben, daß die Künste des Umganges nicht so nahe zur Vollkommenheit unter ihnen gebracht waren, als die Kunst in Schriften und Aufsätzen. Die Schwatzhaftigkeit der Alten ist in vielen Fällen beynahe ekelhaft, und übersteigt allen Glauben. Auch ihre Eitelkeit ist oftmals ein wenig beleidigend; eben so wie die gemeine Ausgelassenheit und Beleidigung der Sittsamkeit in ihrer

* C'est la politesse d'un Suisse
En Hollande civilisé.

ROUSSEAU.

ihrer Schreibart. Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, *pene*, bona patria laceraverat, ſaget Salluſtius in einer ſeiner ernſthafteſten und lehrreichſten Stellen ſeiner Geſchichte. Nam fuit ante Helenam Cunnus teterrima belli cauſa, iſt ein Ausdruck des Horaz, indem er von dem Urſprunge des moraliſchen Guten und Boſen redet. Ovid und Lucrez* ſind in ihrem Style völlig ſo ausgelaſſen, als Mylord Rochester; obgleich die erſten feine Männer, und zärtliche Scribenten, und der leßte ein lüderlicher und unverſchämter Wollüſtling war. Juvenal ſchärfet mit großem Eifer die Sittſamkeit ein; aber er giebt ein ſehr ſchlechtes Exempel, wenn wir die Unverſchämtheit ſeiner Ausdrücke betrachten.

Ich will alſo ſo kühn ſeyn, zu verſichern, daß unter den Alten wenig Zärtlichkeit der Geburt oder der feinen Verläugnung und der Ehrfurcht war, welche gegen Perſonen, mit welchen wir umgehen, auszudrücken, oder in den Gebährden anzunehmen uns die Höflichkeit zwinget. Cicero war gewiß einer der feinſten Männer ſeines

* Dieſer Poet empfiehlt eine ſehr außerordentliche Cur für die Liebe, und Dinge, die man in einem ſo zierlichen und philoſophiſchen Gedichte nicht erwarten ſollte. Es ſcheint das Original eines ſchönen und reinen Bildes des Dr. Schwift geweſen zu ſeyn. Siehe das vierte Buch, 1165. Der zierliche Catull und Phädrus ſind einem gleichen Tadel unterworfen.

Alters; und doch muß ich bekennen, daß ich mich oftmals an die elende Figur gestoßen habe, worunter er seinen Freund Atticus in den Gesprächen vorstellet, worinn er selbst redend eingeführet wird. Dieser gelehrte und tugendhafte Römer, dessen Würde, ungeachtet er nur ein Privatmann war, keinem andern in Rom nachgab, wird darinn in einem noch erbärmlichern Lichte vorgestellet, als in unsern neuern Gesprächen der Freund des Ubaldesbes. Er ist ein demüthiger Bewunderer des Redners, machet ihm viele Complimente, und nimmt seine Lehren mit aller Verläugnung an, die ein Schüler seinem Lehrer beyzeiget. Selbst Lato wird sehr cavaliermäßig in den Gesprächen de finibus aufgeführet. Und es ist merkwürdig, daß Cicero, der ein großer Zweifler in Sachen der Religion war, und nicht gern etwas in dieser Materie zwischen den verschiedenen Secten der Philosophie entscheiden wollte, seine Freunde in einem Streite über das Wesen, und die Natur der Götter aufführet, wovon er nur ein Zuhörer ist; weil es in der That eine Ungereimtheit gewesen seyn würde, wenn ein so großes Genie, als das seinige war, wofern er geredet hätte, nicht etwas entscheidendes darüber gesaget, und alles zu seinem Vortheile ausgeführet hätte, wie er in andern Gelegenheiten allezeit thut. Es ist auch in dem reizenden Buche, de Oratore, ein Geist in den Gesprächen, und eine ziemliche Gleichheit unter den Redenden beobachtet worden: aber alsdann sind diese Redende die großen

Männer

Männer des Alters, welches vor dem Verfaſſer war, und er erzählet das Geſpräch nur als von Hörenſagen.

Es iſt nur ein kaltſinniges Compliment, welches Horaz ſeinem Freunde dem Hypophus in der Ode machet, die er an ihn gerichtet hat *. Niemand, ſaget er, iſt in allen Stücken glücklich. Und ich kann vielleicht verſchiedene Vortheile genteßen, die du nicht haſt. Du beſitzeſt große Reichthümer: deine blökenden Heerden bedecken die ſicilianiſchen Felder: dein Wagen wird von den ſchönſten Pferden gezogen: und du kleideſt dich in dem reicheſten Purpur. Aber das gütige Schickſal hat mir bey einer kleinen Erb-

* — — Nihil eſt ab omni
Parte beatum.
Abſtulit clarum cita mors Achillem,
Longa Tithonum minuit ſenectus:
Et mihi forſan, tibi quod negarit,
Porriget hora.
Te greges centum, Siculaeque circum
Mugiunt vaccæ: tibi tollit hinni-
Tum apta quadrigis equa: te bis Afro
Murice *tinctae*
Veſtiunt lanæ; mihi parva rura, et
Spiritum Grajæ tenuem Camoenæ
Parca non mendax dedit, et malignum
Spernere vulgus.
Lib. II. Ode 16.

Erbschaft ein feines Genie gegeben, und mich mit einer Verachtung der boshaften Urtheile des Pöbels begabet. Phädrus saget zu seinem Gonner, Eurychus: wenn du mein Buch lesen solltest, so wird es mir angenehm seyn: wo nicht, so werde ich wenigstens die Ehre haben, der Nachwelt zu gefallen *. Ich wollte fast glauben, daß ein heutiger Dichter eine solche Unanständigkeit nicht begangen haben würde, als die ist, die wir in der Anrede des Virgils an den August finden: wo er nach vielen ausschweifenden Schmeicheleyen, und nachdem er den Kaiser vergöttert hat, nach der Gewohnheit dieser Zeiten, endlich diesen Gott in eine Gleichheit mit sich selbst setzet **. Durch deinen gnädigen Wink, saget

* Quem si leges lætabor; sin autem minus, habebunt certe, quo se oblectent posteri.

** Ignarosque viæ mecum miseratus agrestes,
Ingredere, et votis jam nunc assuesce vocari.
Georg. Lib. I.

Man würde zu einem Prinzen, oder großen Manne nicht sagen: **Wenn du und ich an diesem Orte wären, und wir eine solche Begebenheit sähen**; sondern: **wenn du an diesem Orte wärest, und ich dich begleitete; und dieses trüge sich zu.**

Hier muß ich einer Delicatesse gedenken, die man in Frankreich beobachtet, welche mir übertrieben und lächerlich vorkömmt. Man muß nicht sagen: **das ist ein sehr schöner Hund, Madam;**

ſaget er, mache mein Unternehmen glücklich; erbarme dich mit mir der Hirten, die die Landwirthſchaft nicht verſtehen, und ſchenke dieſem Werke deinen günſtigen Schutz. Wenn die Menſchen in dem Alter gewohnt geweſen wären, ſolche kleine Umſtände zu bemerken; ſo würde ein ſo feiner Schriftſteller, als

Madam; ſondern, Madam, das iſt ein ſehr ſchöner Hund. Sie glauben, daß es unanſtändig ſey, wenn man dieſe Worte, Hund und Madam, in der Rede zuſammenſetzet; ob ſie gleich dem Verſtande nach kein Beziehen auf einander haben.

Allenfalls gebe ich zu, daß der Schluß aus einzelnen Stellen der alten Schriftſteller betrüglich zu ſeyn ſcheinen kann; und daß die obigen Erweiſe keine ſo große Stärke bey andern haben können, als bey denen, die mit dieſen Schriftſtellern genau bekannt ſind, und die Richtigkeit der allgemeinen Setzung verſtehen. Zum Exempel: wie ungereimt würde es ſeyn, wenn man behaupten wollte, Virgil habe die Stärke der Wörter nicht gekannt, die er brauchet, und wüßte ſeine Beywörter nicht richtig zu wählen? weil er in den folgenden Zeilen, die auch an den Auguſt gerichtet ſind, in dieſem Stücke gefehlet, und den Indianern eine Eigenſchaft beygeleget hat, die, gewiſſermaaßen, ſeinen Held lächerlich zu machen ſcheint.

— Et te, maxime Cæſar,
Qui nunc extremis Aſiæ jam victor in oris
Imbellem avertis Romanis arcibus Indum.
Georg. Lib. II.

als Virgil war, diesem Satze eine andere Wendung gegeben haben. Der Hof des Augustus, so gesittet er auch war, hatte, wie es scheint, noch nicht die Sitten der Republik abgeleget.

Der Cardinal Wolsey entschuldigte seine bekannte begangene Unbescheidenheit, da er sagte, Ich und mein König, *Ego et Rex meus*, damit, daß er bemerkete: dieser Ausdruck sey dem lateinischen Genie völlig gemäß, und ein Römer nenne sich vor der Person, von, oder mit der er rede. Aber dieses scheint doch ein Beweis des Mangels an Höflichkeit unter diesem Volke gewesen zu seyn. Die Alten machten eine Regel daraus: daß die Person von dem höchsten Range im Reden zuerst genannt werden sollte; und zwar so, daß wir finden, daß zwischen den Römern und Aetolern Zank und Eifersucht daraus entstand; weil ein Dichter die Aetoler in einem Lobliede auf einen Sieg ihrer gesammten Waffen über die Macedonier, eher genannt hatte, als die Römer †.

Wenn man den neuern Zeiten an Höflichkeit den Vorzug einräumet, so wird man vermuthlich die neuern Begriffe von der Galanterie und der Ehre, die natürliche Frucht der Höfe und Monarchien, als Ursachen dieser Verbesserung ansehen. Niemand läugnet, daß diese Erfindungen neu sind ††. Aber einige der eifrigsten Verfechter

† PLVT. in *Vita Flamin.*

†† In dem Selbstquäler des Terenz, sendet Clinias, wenn er in die Stadt kömmt, seiner Geliebten

fechter der Alten haben behauptet, daß ſie läppiſch und lächerlich, und vielmehr ein Schimpf, als eine Ehre unſerer gegenwärtigen Zeit wären *. Hier iſt vielleicht der Ort, dieſe Frage in Anſehung der Galanterie und der Ehre zu unterſuchen. Wir wollen von der Galanterie den Anfang machen.

Die Natur hat allen lebendigen Creaturen eine Neigung unter beyden Geſchlechten eingepflanzet, welche ſelbſt in den grauſamſten und reißenden Thieren nicht bloß in der Befriedigung der leiblichen Begierde eingeſchränket iſt, ſondern eine Freundſchaft und beyderſeitige Sympathie erzeuget, die ihr ganzes Leben hindurch fortdauert. Ja man kann ferner bemerken, daß ſelbſt in den Thierarten, bey welchen die Natur die Vergnügung dieſer Begierde auf eine Jahreszeit, und auf einen Gegenſtand einſchränket, und eine Art der Ehe, oder der Verbindung zwiſchen einem Männchen und Weibchen ſtiftet, ſich dennoch eine augenſcheinliche Gefälligkeit und Güte befindet, die ſich weiter erſtrecket, und die Neigungen der Geſchlechter gegen einander zärtlicher machet **.

Wie

liebten Bothen, daß ſie zu ihm kommen ſolle, anſtatt daß er ihr aufwarten ſollte.

* Mylord Schafsbury, ſiehe ſeine Moraliſt.

** Tutti gli altri animai, che ſono in terra,
O che vivon quieti et ſtanno in pace;
O ſi vengon a riſſa, et ſi fan guerra,
A la femina il maſchio non la face.

L'orſa

Wie viel mehr muß dieſes bey dem Menſchen ſtatt finden, dem die Einſchränkung ſeiner Begierde nicht natürlich iſt; ſondern entweder zufällig von einer ſtarken Reizung zur Liebe herrühret, oder aus der Ueberlegung ſeiner Pflicht und des Wohlſtandes entſtehet? Nichts kann alſo weniger aus Verſtellung herkommen, als die Leidenſchaft der Galanterie. Sie iſt im höchſten Grade natürlich. Kunſt und Erziehung machen an den artigſten Hofen keine größere Veränderung in derſelben, als in allen andern löblichen Leidenſchaften. Sie ziehen nur die Seele noch mehr auf ihre Seite; ſie verbeſſern ſie; ſie poliren ſie; und geben ihr eine eigene Annehmlichkeit und beſondern Ausdruck.

Aber die Galanterie iſt eben ſo edel, als natürlich. Es gehöret für die Moral, und iſt ein Gegenſtand der gemeinſten Erziehung, ſolche grobe Laſter zu verbeſſern, die uns verleiten, gegen andere eine wirkliche Beleidigung zu begehen. Wo dieſes nicht einigermaaßen beobachtet wird, da kann keine menſchliche Geſellſchaft beſtehen. Aber um den Umgang und die Freundſchaft der Seelen leichter, und angenehmer zu machen, hat man gute Sitten erfunden, und dieſe haben die Sache

L'orſa con l'orſo al boſco ficura erra,
La Leoneſſa appreſſo il Leon giace.
Con Lupo vive il Lupa ficura,
Ne la Giuvenca ha del Torel paura.

ARIOSTO *Canto 5.*

Sache weiter gebracht. Wo die Natur der Seele eine Neigung zu einem Laſter, oder einer Leidenſchaft gegeben hat, die andern unangenehm iſt, da hat eine feinere Erziehung die Menſchen, das Gewicht auf die Gegenſeite zu ziehen, und in ihrer ganzen Aufführung den Schein der Geſinnungen anzunehmen gelehret, die denen entgegen ſind, wozu ſie eine natürliche Neigung haben. Alſo hat ein geſitteter Mann, da wir gemeiniglich ſtolz und eigenliebig ſind, und uns gern einen Vorzug vor andern herausnehmen, gelernet, ſich gegen diejenigen demüthig aufzuführen, mit denen er umgeht, und ihnen in allen gewöhnlichen Umſtänden, die in Geſellſchaften vorfallen, den Vorzug vor ihm einzuräumen. Eben ſo müſſen gute Sitten, wenn etwan die Umſtände einer Perſon natürlicherweiſe einen unangenehmen Argwohn in ihr erzeugen, dieſes durch eine gezwungene Entdeckung ſolcher Geſinnungen verhüten, die denen grade entgegen ſind, gegen welche ſie gern eiferſüchtig iſt. So wiſſen alte Leute ihre Schwachheiten, und pflegen gern Verachtung von der Jugend zu befürchten: deswegen verdoppeln wohlerzogene Jünglinge die Zeichen ihrer Ehrfurcht und Demuth gegen die Aeltern. Fremde und Ausländer ſind ohne Schutz: daher erzeiget man ihnen in allen geſitteten Ländern die größten Höflichkeiten, und räumet ihnen in allen Geſellſchaften den Vorrang ein. Ein Mann iſt Herr in ſeiner eigenen Familie, und ſeine Gäſte ſind, einigermaaßen, ſeiner Gewalt unterwor-

sen: deswegen ist er allezeit die geringste Person in der Gesellschaft: aufmerksam auf alles, was ein jeder verlanget; und giebt sich alle Mühe, zu gefallen, die keinen Zwang gar zu merklich verräth, oder seinen Gästen zu vielen Zwang auflege. Die Galanterie ist nichts anders, als eine Art einer gleichen freundlichen und feinen Aufführung. Da die Natur dem **Manne**, durch die Gabe größerer Stärke der Seelen und des Leibes, vor dem **weiblichen Geschlechte** den Vorzug gegeben hat, so ist es seine Schuldigkeit, diesen Vorzug, so viel es möglich ist, durch die Artigkeit seiner Aufführung, und durch eine vorsetzliche Demuth und Gefälligkeit gegen alle seine Neigungen und Meynungen, zu verbergen. Barbarische Nationen zeigen diesen Vorzug dadurch, daß sie ihre Frauen in der niederträchtigsten Sclaverey halten; daß sie sie einschließen, schlagen, verkaufen, oder tödten. Aber das männliche Geschlecht unter gesitteten Nationen zeiget seinen Vorzug auf eine gütigere, und doch eben so sichtbare Art; durch Höflichkeit, Ehrerbiethung, Gefälligkeit, und mit einem Worte, durch Galanterie. In einer guten Gesellschaft hat man nicht nöthig zu fragen, wer ist der Herr des Gastmahles? Der Mann, der unten an sitzt, und beständig beschäfftiget ist, einem jeden zu dienen, ist gewiß die Person. Wir müssen entweder alle solche Bezeugungen der Höflichkeit, als läppisch und gezwungen verwerfen, oder auch die Galanterie mit ihr zugleich annehmen. Die alten

Mosko-

Moſkoviter heiratheten ihre Frauen mit einer Ruthe, ſtatt eines Trauringes. Eben dieſes Volk nahm in ſeinen eigenen Häuſern immer den Sitz über Fremde, ſelbſt * auswärtige Geſandte. Von dieſen beyden Exempeln ihrer Höflichkeit und Artigkeit iſt eines ſo gut, als das andere.

Die Galanterie kann eben ſo gut mit der **Weisheit** und **Klugheit** beſtehen, als mit der **Natur**, und dem **Edelmuthe**; und trägt, in einer gehörigen Ordnung, mehr zur Geſelligkeit und **zum Vortheile** der Jugend beyder Geſchlechter bey, als irgend eine andere Erfindung. Es iſt merkwürdig, daß in allen Gewächſen die Blume und der Saamen allezeit zuſammen ſitzen; und auf eben die Art hat die Natur unter allen Gattungen der Thiere auf die Liebe zwiſchen den Geſchlechtern ihr angenehmſtes und beſtes Vergnügen gegründet. Aber die Vergnügung der fleiſchlichen Begierde allein iſt nicht von großem Werthe; und wir finden ſelbſt bey den unvernünftigen Geſchöpfen, daß ihr Spiel, ihr Scherz und andere Ausdrückungen ihrer Zärtlichkeit den größten Theil ihres Vergnügens ausmachen. In vernünftigen Creaturen müſſen wir gewiß der Seele ſehr vieles zuſchreiben. Wenn wir dem Gaſtmahle alle Vernunft, Unterredung, Sympathie, Freundſchaft und Munterkeit nehmen wollen, ſo würde das Uebrige in den Augen des wirklich fei-

* Siehe die Nachrichten dreyer Geſandtſchaften von dem Grafen von Carlile.

nen, und vom Geschmacke zärtlichen Mannes, kaum werth seyn, angenommen zu werden.

Wo ist eine bessere Schule der Sitten, als die Gesellschaft des tugendhaften Frauenzimmers; wo die Bemühung von allen Seiten zu gefallen unvermerkt die Seele poliren muß, wo die Exempel einer weiblichen Sanftmuth und Sittsamkeit sich ihren Bewunderern mittheilen, und wo die Zartlichkeit dieses Geschlechtes einen jeden aufmerksam machet, daß er durch eine Verstoßung gegen den Wohlstand nicht beleidige?

Ich muß bekennen, daß ich nach meiner eigenen Wahl lieber eine Gesellschaft von wenigen ausgesuchten Freunden vorziehe, mit welchen ich ruhig und friedfertig mich an Vernunft sättigen, und die Richtigkeit aller Gedanken, sie mögen munter oder ernsthaft seyn, untersuchen kann, die vorfallen. Aber weil man nicht alle Tage eine so angenehme Gesellschaft antrift, so muß ich glauben, daß vermischte Gesellschaften, ohne Frauenzimmer, die unschmackhaftesten Zeitvertreibe von der Welt, und eben so leer von Scherz und Höflichkeit, als von Geschmack und Vernunft sind. Nichts kann sie vor einer ungemeinen Schlafrigkeit bewahren, als starkes Trinken; ein Mittel, welches noch schlimmer ist, als die Krankheit.

Unter den Alten wurde der Charakter des schönen Geschlechtes für ganz häuslich gehalten, und sie wurden nicht als ein Theil der gesitteten Welt, oder guter Gesellschaften angesehen. Dieses

ſes iſt vielleicht der wahre Grund, warum die Alten uns kein einziges vorzügliches ſcherzhaftes Stück hinterlaſſen haben, (ob man gleich das Banquet des **Xenophons**, und einige Geſpräche des **Lucians** ausnehmen kann) da doch viele von ihren ernſthaften Werken ganz unnachahmlich ſind. **Horaz** verwirft die groben Spötte-reyen, und den kalten Scherz des **Plautus**: aber ſind die ſeinigen viel angenehmer? Dieſes iſt alſo eine große Verbeſſerung, die die feinen Künſte von der **Galanterie**, und von den Höfen empfangen haben, wo ſie zuerſt entſprang.

Das Point d'honneur iſt eben ſowohl eine neue Erfindung, als die **Galanterie**, und wird von einigen für eben ſo nützlich zur Verbeſſerung der Sitten gehalten: aber ich kann nicht gewiß ſagen, wie es hiezu etwas beygetragen habe. Der Umgang unter den gröbſten Leuten iſt gemeiniglich nicht ſo grob, daß er zu Schlägereyen ſelbſt nach den feinſten Geſetzen dieſer phantaſtiſchen Ehre Anlaß geben könnte; und was die andern kleinern Unanſtändigkeiten betrifft, die am meiſten beleidigen, weil ſie am öfterſten beleidigen, ſo können ſie nimmer durch die Gewohnheit der Zweykämpfe abgeſchaffet werden. Aber dieſe Begriffe ſind nicht bloß **unnütz**, ſondern auch **ſchädlich**. Wenn man den ehrlichen Mann von dem tugendhaften Manne trennet, ſo haben die lüderlichſten Leute etwas gewonnen, wodurch ſie ſich eine Würde geben können, und ſind im Stande, ſich, ob ſie gleich die ſchändlichſten und ge-

fährlichsten Laster begangen haben, in Ansehen zu erhalten. Sie sind Schwelger, Verschwender, und bezahlen keinen Pfenning von dem, was sie schuldig sind; aber sie sind ehrliche Leute; und deswegen müssen sie als artige Leute in allen Gesellschaften aufgenommen werden.

Es giebt einige Pflichten der neuern Ehre, die die wesentlichsten Pflichten der Moral sind; nämlich Treue, Haltung des Versprechens, und Wahrheit im Reden. Diese Puncte der Ehre hat Herr Addison vor Augen gehabt, wenn er den Juba sagen läßt:

> Die Ehre ist ein heiliges Band, das Gesetz der Könige, die Vollkommenheit, die ein edles Gemüth unterscheidet, die der Tugend hilft und sie stärket, wo sie dieselbe antrifft, und ihre Handlungen nachahmet, wo sie nicht ist; sie läßt nicht mit sich scherzen.

Diese Zeilen sind sehr schön: aber ich befürchte, daß Herr Addison hier eben so unrichtige Gesinnungen angebracht hat, als er bey andern Gelegenheiten an andern Dichtern mit Rechte tadelt. Die Alten wußten von keiner Ehre, die von der Tugend unterschieden war.

Aber, von dieser Ausschweifung wieder zurück zu kehren, will ich folgendes, als die vierte Anmerkung über diese Materie von dem Ursprunge und Fortgange der Künste und Wissenschaften, setzen: Wenn die Künste und Wissenschaften

ten in einem Staate zur Vollkommenheit gelangen, ſo nehmen ſie gemeiniglich, oder vielmehr nothwendig, von dieſem Augenblicke an ab, und wachen ſelten, oder niemals, in der Nation wieder auf, wo ſie vormals geblühet haben.

Man muß geſtehen, daß dieſer Satz, ob er gleich der Erfahrung gemäß iſt, bey dem erſten Anblicke der Vernunft ſehr entgegen zu ſeyn ſcheinen kann. Wenn das natürliche Genie der Menſchen in allen Altern, und in allen Ländern immer gleich iſt, (wie ich glaube, daß es iſt) ſo muß es dem Genie ſehr forthelfen, und es ausbauen, wenn es in allen Künſten richtige Muſter hat, den Geſchmack zu leiten, und die Gegenſtände der Nachahmung zu beſtimmen. Die Muſter, die uns die Alten hinterlaſſen haben, gaben allen Künſten vor zweyhundert Jahren die Geburt, und haben ihren Fortgang in allen Ländern von Europa ſehr befördert: Warum hatten ſie unter der Regierung des Trajans, und ſeiner Nachfolger, nicht eine gleiche Wirkung, da ſie noch vollſtändiger waren, und von der ganzen Welt bewundert, und fleißig geleſen wurden? Bis auf den Kaiſer Juſtinian verſtand man unter dem Dichter, unterſcheidungsweiſe, bey den Griechen, den Homer; bey den Römern, den Virgil. Eine ſo große Bewunderung hatte man noch für dieſe göttlichen Genies; obgleich in vielen Jahrhunderten kein Dichter erſchienen

war, der mit Rechte sagen konnte, daß er diesen nachgeahmet habe.

Das Genie eines Menschen ist ihm selbst im Anfange seines Lebens eben so unbekannt, als andern; und nur nach öftern Versuchen, die ihm glucken, hat er Herz, sich stark genug zu solchen Unternehmungen zu glauben, worauf diejenigen, die glücklich gewesen sind, die Bewunderung der Welt gezogen haben. Wenn seine eigene Nation bereits viele berühmte Muster der Beredsamkeit hat, so vergleicht er gemeiniglich seine Jugendübungen mit diesen; und indem er die unendliche Ungleichheit zwischen beyden einsieht, so verliert er den Muth zu einigen neuen Versuchen, und unterstehe sich niemals ein Nebenbuhler solcher Verfasser zu werden, die er so sehr bewundert. Eine edle Nacheiferung ist die Quelle alles Vortreflichen. Bewunderung und Bescheidenheit vertilget gemeiniglich diese Nacheiferung. Und niemand ist einer übertriebenen Bewunderung so sehr fähig, als ein wahrhaftig großes Genie.

Nach der Nacheiferung ist Lob und Ruhm die größte Aufmunterung der edlen Künste. Ein Scribent wird mit neuer Stärke belebet, wenn er den Beyfall höret, den die Welt seinen ersten Werken giebt; und da er durch diese Bewegungsgründe erwecket wird, so erreichet er oftmals einen Gipfel der Vollkommenheit, die sowohl ihn, als seinen Leser in Erstaunen setzet. Aber wenn alle Posten der Ehre eingenommen sind, so werden seine ersten Versuche nur kaltsinnig von dem Publico

blico aufgenommen, indem man sie mit den Werken vergleicht, die an sich selbst schöner sind, und schon den Vortheil eines gewissen Rufes vor sich haben. Wenn Moliere oder Corneille itzo ihre frühen Werke auf die Bühne brächten, die vordem so wohl aufgenommen wurden, so würden die jungen Dichter den Muth verlieren, wenn sie die Gleichgültigkeit und die Verachtung des Publici wahrnähmen. Die Unwissenheit der Zeit allein konnte den Prinzen von Tyrus eine günstige Aufnahme machen; aber diese haben wir den Mohren zu danken: Wäre das Stück, ein jeder in seiner Gemüthsart, verworfen, so hätten wir Volpone niemals gesehen.

Vielleicht gereichet es keiner Nation zum Vortheile, die Künste in gar zu großer Vollkommenheit von ihren Nachbarn zu empfangen. Dieses verlöschet die Nacheiferung, und schwächet die Hitze der feurigen Jugend. Die vielen Muster der italienischen Malerkunst, die in Großbritannien gebracht sind, sind, anstatt unsere Künstler zu erwecken, die Ursache ihres schlechten Fortganges in dieser edlen Kunst. Eben so gieng es vielleicht in Rom zu, als es die Künste von Griechenland empfing. Die Menge der vollkommenen Werke in der französischen Sprache, die sich in ganz Deutschland und im Norden ausgebreitet haben, hält diese Nationen ab, ihre eigene Sprache zu verbessern, und erhält sie allezeit, in Ansehung dieser angenehmen Belustigungen, in einer Verbindlichkeit gegen ihre Nachbarn.

Es ist wahr, die Alten haben uns in allen Arten von Schriften Muster hinterlassen, die sehr der Bewunderung würdig sind. Aber außerdem, daß sie in Sprachen geschrieben sind, die allein der Gelehrte versteht; außerdem, sage ich, ist die Vergleichung zwischen den witzigen Köpfen der neuern Zeit, und denen, die in einem so entfernten Alter lebten, nicht so vollkommen und völlig. Wenn Waller unter der Regierung des Tiberius gebohren wäre, so würde man seine ersten Arbeiten, in Vergleichung mit den vollkommenen Oden des Horaz, verachtet haben. Aber in dieser Insel verringerte der Vorzug des römischen Poeten nichts von dem Ruhme dieses englischen. Wir schätzten uns glücklich genug, daß unser Clima, und unsere Sprache nur eine schwache Copey eines so vortrefflichen Originales hervorbringen konnte.

Kurz, die Künste und Wissenschaften erfordern, wie einige Pflanzen, einen frischen Boden; und so reich das Land auch seyn mag, und so sehr man es durch Kunst und Pflege anfrischen mag, so wird es doch, wenn es einmal erschöpfet ist, niemals etwas hervorbringen, welches in seiner Art vollkommen und vollendet wäre.

Achtzehnter Verſuch.

Der Epikureer*.

Es iſt eine groſſe Demüthigung der Eitelkeit des Menſchen, daß ſeine gröſſeſte Kunſt, und ſein äuſſerſter Fleiß die geringſten Werke der Natur nicht in der Vollkommenheit nachmachen kann, daß ſie jenen an Schönheit, oder am Werthe gleich wären. Die Kunſt iſt nur eine Unterarbeiterinn, und beſchäftiget ſich damit, denen Stücken einige wenige Züge und Zierrathe zu geben, die aus der Hand der Meiſterinn kommen. Das Gewand mag ihre Arbeit ſeyn, aber die Hauptfigur darf ſie nicht berühren. Die Kunſt mag geſchickte Kleider machen: aber die Natur muß den Menſchen hervorbringen.

Wir

* Oder der Mann der Ueppigkeit, und des Vergnügens. Die Abſicht in dieſem, und den dreyen folgenden Verſuchen, iſt nicht ſowohl, die Geſinnungen der alten philoſophiſchen Secten genau zu erklären; als vielmehr die Geſinnungen derer Secten zu beſchreiben, die ſich gemeiniglich in der Welt ſelbſt bilden, und von dem Leben und der Glückſeligkeit der Menſchen verſchiedene Gedanken haben. Ich habe einer jeden den Namen der philoſophiſchen Secte gegeben, mit der ſie die gröſſte Verwandtſchaft hat.

Wir finden so gar, daß die besten Werke, die wir gemeiniglich Werke der Kunst nennen, in Ansehung ihrer vornehmsten Schönheit, der Stärke, und der glücklichen Hülfe der Natur zugeschrieben werden. Alles was in Gedichten vortrefflich ist, schreiben wir dem Oestrum, oder der poetischen Ader zu. Das gröste Genie wirft die Leyer zur Seite, wenn zuweilen die Natur ihre Hülfe versaget, (denn sie ist nicht immer günstig) und machet sich keine Hoffnung, durch Hülfe der Regeln der Kunst, die himmlische Harmonie zu erreichen, die es allein der Eingebung zu danken hat. Wie elend sind die Gesänge, wo kein glücklicher Fluß der Phantasey, der Kunst den Stoff gegeben hat, sie zu verschönern und zu poliren!

Aber unter allen fruchtlosen Versuchen der Kunst ist keiner so lächerlich, als der, den strenge Weltweisen gewaget haben, eine künstliche Glückseligkeit hervorzubringen, und uns durch Regeln der Vernunft, und durch Nachdenken vergnügt zu machen. Warum machte keiner von ihnen Anspruch auf die Belohnung, welche Xerres allen denen versprach, die ein neues Vergnügen erfinden konnten? Wenn sie nicht, vielleicht, so manches Vergnügen für sich selbst erfanden, daß sie Reichthümer verachteten, und keines solchen Vergnügens bedurften, das die Belohnung dieses Monarchen ihnen schaffen konnte. Ich bin in der That geneigt, zu glauben, daß sie dem persischen Hofe nicht gern dadurch ein

neues

neues Vergnügen machen wollten, daß ſie es ſo neu, ungewöhnlich, und lächerlich vorſtelleten. Ihre Speculationen könnten, auf die Theorie eingeſchränkt, und in den Schulen von Griechenland ernſthaft vorgetragen, in ihren unwiſſenden Schülern Verwunderung erwecken; aber der Verſuch, ſolche Grundſätze in Ausübung zu bringen, würde bald ihre Thorheit verrathen.

Ihr rühmet euch, daß ihr mich durch Vernunft, und durch Regeln der Kunſt glücklich machen wollet. Ihr müſſet mich alſo durch Regeln der Kunſt von neuem erſchaffen. Denn meine Glückſeligkeit beruhet auf meiner innern Bildung und Structur. Aber ihr habet nicht die Macht, dieſes zu thun; und ich befürchte, auch nicht die Kunſt: ich kann überdem unmöglich glauben, daß die Natur weniger Weisheit beſitze, als ihr. Laſſet ſie alſo die Maſchine leiten, die ſie ſo weiſe gebildet hat. Ich finde, daß ich ſie nur verderben würde, wenn ich künſtelte.

Wozu ſollte ich mir anmaßen, eine einzige von den Federn, oder Grundtrieben nach Regeln zu leiten, zu verbeſſern oder zu ſtärken, die die Natur mir eingepflanzet hat? Iſt dieſes der Weg, worauf ich zur Glückſeligkeit kommen muß? Aber die Glückſeligkeit begreift Vergnügen, Zufriedenheit, Ruhe und Luſt in ſich; nicht Wachſamkeit, Sorge und Arbeit. Die Geſundheit meines Körpers beſteht in der Leichtigkeit, womit er alle ſeine Wirkungen verrichtet. Der Magen verdauet die Speiſen: das Herz ſetzet

das

das Blut in seinen Umlauf: das Gehirn sondert die Lebensgeister ab, und läutert sie: und alles dieses geschieht, ohne daß ich mich darum bekümmern darf. Wenn ich erst nach meinem Willen das Blut aufhalten kann, wenn es mit Ungestüm durch seine Canäle läuft, so kann ich auch hoffen, den Lauf meiner Neigungen und Leidenschaften zu verändern. Umsonst würde ich mein Erkenntnißvermögen zwingen, und mich bemühen, an einem Gegenstande Vergnügen zu finden, den die Natur nicht geschickt gemachet hat, meine Sinnen mit Vergnügen zu rühren. Ich kann mich durch meine fruchtlose Bemühungen verdrüßlich machen, aber niemals werde ich Vergnügen empfinden.

Weg demnach mit dieser eiteln Pralerey, daß wir uns in uns selbst glücklich machen, uns an unsern eigenen Gedanken weiden, mit dem Bewußtseyn, daß wir Recht gethan haben, befriedigen, und alle Hülfe und alle Ergänzung aus äußerlichen Gegenständen verachten können. Dieß ist die Sprache des Stolzes, nicht der Natur. Und es wäre gut, wenn auch nur dieser Stolz sich selbst erhalten, und ein wahres innerliches Vergnügen geben könnte, so traurig und ernsthaft es auch seyn möchte. Aber dieser ohnmächtige Stolz kann weiter nichts, als der Außenseite eine Ordnung geben: und mit unendlicher Mühe, und Aufmerksamkeit der Sprache und der Mine eine philosophische Würde mittheilen, um den unwissenden Pöbel zu betrügen.

Das

Das Herz iſt indeſſen von allem Vergnügen leer; und die Seele, die durch ihre eigentlichen Gegenſtände nicht aufrecht erhalten wird, verſinket in die tiefſte Bekümmerniß und Melancholie. Elender, aber eitler Sterblicher! deine Seele ſollte in ſich ſelbſt glücklich ſeyn! Was für Hülfsmittel hat ſie, ein ſo unermeßliches Leere auszufüllen, und die Stelle aller deiner körperlichen Sinnen und Kräfte zu erſetzen? Kann dein Kopf ohne deine andern Glieder beſtehen? In dieſen Umſtänden

Welch eine närriſche Figur muß es nicht machen, nichts weiter thun, als ſchlafen und gähnen?

In einer ſolchen Schlafſucht oder Melancholie muß die Seele verſinken, wenn ſie der äußeren Beſchäfftigungen und Vergnügungen beraubet wird.

Haltet mich alſo nicht länger in dieſem gewaltthätigen Zwange. Schränket mich nicht in mir ſelbſt ein; ſondern zeiget mir dieſe Gegenſtände und Vergnügungen, die die beſte Beruhigung bringen. Aber warum fordere ich euch auf, ſtolze und unwiſſende Weiſen, mir den Weg zur Glückſeligkeit zu zeigen? Laſſet mich meine eigene Leidenſchaften und Neigungen um Rath fragen. In dieſen muß ich die Regeln der Natur leſen; nicht in euren unnützen Reden.

Aber ſiehe, meinem Wunſche geneigt, nahet ſich mir die göttliche, die liebenswürdige *, Wolluſt,

* Dia Voluptas. LVCRET.

luſt, der Gegenſtand der höchſten Liebe der Götter und Menſchen. Bey ihrer Ankunft ſchlägt mein Herz in natürlicher Hitze, und alle meine Sinnen, und alle meine Seelenkräfte ſind in Freude aufgelöſet; indem ſie um mich her allen Schmuck des Frühlings, und alle Schätze des Herbſtes ausgießt. Ihre melodiſche Stimme entzücket mein Ohr mit der lieblichſten Muſik, indem ſie mich einladet, dieſe angenehmen Früchte zu genießen, die ſie mir mit einem Lächeln darbiethet, welches über die Himmel und die Erde einen Glanz ausgießt. Die gaukelnden Liebesgötter, die ſie begleiten, fachen mich mit ihren wohlriechenden Flügeln, oder gießen das lieblichſten Oel auf mein Haupt aus, oder reichen mir ihren blinkenden Nektar in goldenen Bechern dar. O! laſſet mich ewig meine Glieder auf dieſes Roſenbette ſtrecken, und ſo, ach! ſo die angenehmen Augenblicke empfinden, wie ſie mit ſanften und weichen Tritten vorüber gleiten. Aber grauſame Veränderung! Wohin fliehet ihr ſo geſchwind? Warum beſchleunigen meine heißen Wünſche, und die Laſt von Vergnügen, womit ihr kämpfet, euren unbarmherzigen Schritt mehr, als ſie ihn hemmen? Laſſet mich dieſe ſanfte Ruhe nach allen meinen Mühſeligkeiten genießen, mit welchen ich die Glückſeligkeit ſuchte. Laſſet mich, mich an dieſer Wolluſt ſättiger, nachdem ich mich derſelben ſo lange und ſo thöricht enthalten habe.

Aber

Aber ſie wollen nicht. Die Roſen haben ihre Farbe verloren: die Früchte ihren Geſchmack: und der liebliche Wein, deſſen Dünſte, noch vor Kurzem, alle meine Sinne mit ſolchem Vergnügen vergifteten, ladet itzo vergebens den geſättigten Gaum ein. Die Wolluſt lächelt über meine Schläfrigkeit. Sie winket ihrer Schweſter, der Tugend, zu, ihr zu Hülfe zu kommen. Die frohe, die ſcherzende Tugend höret ihre Stimme, und bringt den ganzen Haufen meiner aufgeweckten Freunde mit. Willkommen, dreymal willkommen, meine mir ewig werthen Geſpielen, in dieſe ſchattigten Lauben, und zu dieſem wollüſtigen Mahle! Eure Gegenwart hat der Roſe ihre Farbe, und der Frucht ihren Geſchmack wiedergegeben. Die Dünſte dieſes geiſtigen Nektars ſpielen itzo von neuem um mein Herz; da ihr an meinem Vergnügen Theil nehmet, und in euren erheiterten Blicken die Freude entdecket, die ihr bey meiner Glückſeligkeit und Zufriedenheit empfindet. Eine gleiche Freude fühle ich bey der eurigen; und durch eure frohe Gegenwart aufgemuntert, will ich von neuem das Feſt anfangen, woran meine Sinnen, nach einem gar zu öftern Genuſſe, ſich faſt ſchon geſättiget hatten; weil die Seele nicht ſo geſchwind mit dem Körper fortwollte, und ihrem überladenen Gefährten keine Erleichterung ſchaffete.

In euren angenehmen Unterredungen iſt beſſer, als in den Vernunftſchlüſſen der Schulen in der Forme, wahre Weisheit zu finden. In eu-

ren freundschaftlichen Liebkosungen entwickelt sich die wahre Tugend besser, als in den leeren Gezänken der Staatsleute und derer, die sich Patrioten dünken. Hier lasset uns das Vergangene vergessen, um das Zukünftige uns nicht bekümmern, und das Gegenwärtige genießen; und weil wir noch da sind, so lasset uns ein Gut gewiß nehmen, worüber weder das Schicksal noch das Glück Gewalt hat. Der Tag, der morgen kömmt, wird sein eigenes Vergnügen mitbringen: aber sollte er auch unsere zärtlichen Wünsche nicht befriedigen, so wollen wir uns wenigstens das Vergnügen machen, an das heutige Vergnügen zu denken.

Befürchtet nicht, meine Freunde, daß die barbarischen Gezänke des **Bacchus**, und seiner Säufer sich in unsere Gespräche mischen, und uns mit ihrem wüsten Geschwätze stören werden. Die scherzhaften Musen bedienen uns; und flößen mit ihrer reizenden Symphonie, welche die Wölfe und Tiger der wilden Wüste zähmen könnte, eine süße Freude unserer Brust ein. Frieden, Harmonie, und Eintracht herrschen in diesem Aufenthalte; und nichts unterbricht die Musik, als unsere Gesänge, oder die angenehmen Töne unserer freundschaftlichen Stimmen.

Aber höret! Der Liebling der Musen, der angenehme **Damon**, rühret die Leyer; und indem er seine harmonischen Töne mit seinem noch harmonischern Gesange begleitet, so flößet er uns eben die glückliche Wollust der Phantasey ein, die

die ihn ſelbſt außer ſich ſetzet. „Ihr Günſtlinge „des Himmels *, ſingt er, laſſet euch, indem „der muthwillige Frühling allen ſeinen blühenden „Stolz auf euch herab gießt, von der Ehre durch „ihren betrüglichen Glanz nicht verleiten, dieſe „angenehme Jahreszeit, dieſen Frühling des Le„bens, in Gefahren zuzubringen. Die Weis„heit zeiget euch die Bahn zum Vergnügen: die „Natur ſelbſt winket euch, ihr auf dieſem ebenen „und blumichten Wege zu folgen. Wollet ihr ge„gen ihre befehlende Stimme die Ohren verſchlie„ßen? wollet ihr eure Herzen gegen ihre zärt„lichen Reizungen verhärten? O betrogene Sterb„liche, daß ihr eure Jugend ſo verlieret; daß ihr „alſo ein ſo unſchätzbares Geſchenk wegwerfet, und „mit einer ſo vergänglichen Glückſeligkeit ein Spiel „treibet! Betrachtet eure Belohnung wohl. Be„trachtet den Ruhm, der eure ſtolzen Herzen ſo „reizet, und euch mit eurem eigenen Lobe verfüh„ret. Er iſt ein Echo, ein Traum, ja der Schat„ten eines Traumes, den ein jeder Wind zerſtreuet, „und der durch einen jeden widerwärtigen Athem „des unwiſſenden und ſchlecht urtheilenden Pöbels „verloren geht. Ihr befürchtet nicht einmal, daß „ſelbſt der Tod ihr euch entreißen werde. Aber „ſehet! noch bey euren Lebzeiten beraubet euch die

* Eine Nachahmung des Syrenen-Geſangs beym Taſſo:

O Giovinetti, mentre Aprile e Maggio
V' ammantan di fiorité e verdi ſpoglie, etc.
Gierusalemme liberata, Canto 14.

„Verleumdung deſſelben, die Unwiſſenheit bekümmert ſich nicht darum; die Natur genießt ihn „nicht: allein die Phantaſey empfängt dieſen eitlen „lohn, der eben ſo leer und unbeſtändig iſt, als „ſie ſelbſt, indem ſie allen Vergnügen entſaget.„

Alſo gehen die Stunden unvermerkt dahin, und führen alle Wollüſte der Sinnen, und alle Freuden der Harmonie und Freundſchaft in ihrem ſcherzhaften Gefolge. Die lächelnde Unſchuld beſchließt den Zug; und indem ſie ſich unſern entzückten Augen darſtellet, verſchönert ſie die ganze Scene, und machet den Anblick dieſer Wollüſte ſo entzückend, nachdem ſie vorübergegangen ſind, als wenn ſie ſich noch mit lächelndem Geſichte uns näherten.

Aber die Sonne iſt unter den Horizont geſunken; und die Finſterniß, die uns ſtill überfiel, hat nun die ganze Natur in einen allgemeinen Schatten verhüllet. Erfreuet euch, meine Freunde; ſetzet eure Mahlzeit fort, oder vertauſchet ſie mit der ſüßen Ruhe. „Eure Freude, oder eure „Ruhe ſoll immer die meinige ſeyn, wenn ihr „auch nicht zugegen ſeyd.„ Aber wohin gehet ihr? oder was für neue Freuden fordert ihr außer unſerer Geſellſchaft? Iſt auch wohl etwas angenehm, außer unſern Freunden? und kann etwas gefallen, woran wir keinen Theil nehmen? Ja, meine Freunde; die Freuden, die ich itzo ſuche, leiden eure Gegenwart nicht. Hier allein wünſche ich eure Abweſenheit: und hier allein kann ich eine zurei-

zureichende Belohnung für den Verlust eurer Gesellschaft finden.

Aber noch bin ich nicht weit in die Schatten des dicken Waldes gegangen, der eine zwiefache Nacht um mich her ausbreitet, da ich schon, wie mich dünkt, die reizende Cälia, die Gebiethe-rinn meiner Wünsche, sehe, die ungeduldig in den dunkeln Gängen wandelt, der bestimmten Stunde zuvorkömmt, und mit mir meiner Langsamkeit wegen zanket. Aber die Freude, die meine Gegenwart ihr verursachet, vertheidiget meine Sache am besten; zerstreuet alle sorgenvolle und verdrüßliche Gedanken, und läßt uns allein Zeit zu Freude und Entzückung. Mit was für Worten, meine Schöne, soll ich meine Zärtlichkeit ausdrücken, oder die Regungen beschreiben, die itzo meine entzückte Brust erwärmen. Worte sind zu schwach, meine Liebe zu beschreiben; und, ach, wenn du nicht eben diese Flamme in dir fühlest, so werde ich mich umsonst bemühen, dir einen rechten Begriff von derselben beyzubringen. Aber alle deine Worte, alle deine Bewegungen sind zureichend, meinen Zweifel zu heben; und indem sie deine Liebe ausdrücken, entflammen sie zugleich die meinige. Wie liebenswürdig ist diese Einsamkeit, diese Stille, diese Finsterniß! Keine Gegenstände sind itzo der entzückten Seele beschwerlich. Der Gedanke, die Sinne, die alle von nichts, als unserer beyderseitigen Glückseligkeit voll sind, haben die Seele gänzlich eingenommen, und theilen ihr ein Ver-

gnügen mit, welches die betrogenen Sterblichen umsonst in allen andern Freuden suchen.

Aber warum hebt sich dein Busen mit diesen Seufzern, indem Thränen deine glühenden Wangen baden? Warum ist dein Herz mit diesen eiteln Bekümmernissen beunruhiget? Warum fragst du mich so oft, wie lange meine Liebe noch dauern solle? Weis ich, wie lange mein Leben noch dauern wird? Aber beunruhiget auch dieses deine zärtliche Brust? und ist das Bild unserer zerbrechlichen Sterblichkeit dir immer vor Augen, eine Dunkelheit über deine fröhlichsten Stunden zu werfen, und selbst dieso Freuden zu vergiften, die die Liebe einflößet? Bedenke vielmehr, daß wir, wenn das Leben hinfällig, und die Jugend vergänglich ist, den gegenwärtigen Augenblick wohl anwenden, und nichts von einem so vergänglichen Daseyn verlieren sollten. Noch ein kurzer Augenblick, alsdann werden wir nicht mehr seyn. Kein Gedächtniß von uns wird auf der Erde zurückbleiben, und selbst die fabelhaften Schatten der Unterwelt werden uns keine Wohnung verstatten. Unsere vergeblichen Bekümmernüsse, unsere eiteln Entwürfe, unsere ungewissen Untersuchungen werden alle verschlungen und verloren seyn. Unsere gegenwärtigen Zweifel, in Ansehung der ursprünglichen Ursachen der Dinge, werden niemals aufgelöset werden. Nur davon allein können wir überzeuget seyn, daß, wenn eine herrschende Seele die Welt regieret, sie vergnügt seyn müsse,

wenn sie sieht, daß wir die Endzwecke unsers Seyns erfüllen, und das Vergnügen genießen, zu dem wir allein erschaffen waren. Laß diese Betrachtung deine ängstlichen Gedanken beruhigen; aber mache deine Freuden nicht zu ernsthaft, indem du ihnen beständig nachhängst. Es ist einmal für alle genug, mit dieser Philosophie bekannt zu seyn, um der Liebe und Fröhlichkeit völlig den Zügel zu lassen, und alle Gewissenszweifel eines eiteln Aberglaubens zu entfernen: aber so lange die Jugend und die Liebe unsere heißen Begierden befriediget, meine Schöne, müssen wir aufgewecktere Gespräche erfinden, und die Liebkosungen der Liebe darein mischen.

* *

Neunzehnter Versuch.

Der Stoiker*.

Die Natur hat sich gegen den Menschen, und gegen andere Thiere in diesem wichtigen und augenscheinlichen Unterschiede bezeiget, daß sie dem erstern einen erhabenen himmlischen Geist, und eine Verwandtschaft mit den obern Wesen gegeben hat, und nicht leidet, daß diese edlen Seelenkräfte im Schlafe und müßig liegen; sondern ihn durch Nothdurft treibt, bey

* Oder der geschäfftige und tugendhafte Mann.

allen Gelegenheiten seine äußerste Kunst, und allen Fleiß anzuwenden. Die unvernünftigen Thiere hat die Natur mit vielen nothwendigen Dingen versorget, da diese wohlthätige Mutter aller Dinge sie bekleidet, und bewaffnet hat: und wenn ihr eigener Fleiß bey irgend einer Gelegenheit erfordert wird, so versieht sie die Natur mit der Kunst, indem sie ihnen Instincte einpflanzte, und führet sie durch ihre unfehlbare Vorschriften zu ihrem Besten. Aber der Mensch, der nackend und dürftig den rauhen Elementen Preis gegeben wird, erhebt sich langsam durch die Sorge und Wachsamkeit seiner Aeltern aus diesem hülflosen Zustande. Alles hat man der Geschicklichkeit und Arbeit zu verdanken; und wenn noch die Natur die Materialien hergiebt, so sind sie doch immer roh und unausgearbeitet, bis der Fleiß, der immer arbeitsam ist und überleget, sie vom Groben ausarbeitet, und zum Gebrauche und zur Bequemlichkeit der Menschen geschickt machet.

Erkenne demnach, o Mensch, die Güte der Natur: denn sie hat dir den Verstand gegeben, der dich mit allen Nothwendigkeiten versehen muß. Aber laß keine Nachläßigkeit, unter dem falschen Scheine der Dankbarkeit, dich bereden, mit ihren Geschenken vergnügt zu seyn. Wolltest du, dich zu ernähren, zu den rohen Kräutern zurückkehren; dich zu bedecken, unter dem freyen Himmel leben; und dich gegen die Raubthiere der Wüste zu vertheidigen, nach Steinen und Keulen greifen? So kehre auch wieder zu deinen wil-

den

den Sitten, deinem furchtsamen Aberglauben, deiner viehischen Unwissenheit zurück: und ernie, drige dich unter diese Thiere, deren Stand du bewunderst, und so gern nachahmen wolltest.

Deine zärtliche Mutter, die Natur, hat dir Kunst und Verstand gegeben, und den ganzen Erdkreis mit Materialien angefüllet, woran diese Talente arbeiten sollen: Gehorche ihrer Stimme, die dir so deutlich saget, daß du selbst der Gegenstand deines Fleißes seyn sollst, und daß du allein durch Kunst und Aufmerksamkeit diese Geschicklichkeit erwerben kannst, die dich in der Welt zu deinem gehörigen Stande erheben kann. Siehe den Künstler an, der einen rohen und ungestalten Stein in ein edles Metall verwandelt; der dieses Metall mit künstlicher Hand formet, und gleichsam mit einer Zauberey, alle Waffen zu seiner Vertheidigung, und alles Geräth zu seinem Gebrauche erschaffet. Er hat diese Kunst nicht von der Natur: Uebung und Gewohnheit haben sie ihn gelehret: und wenn du seine Fertigkeit erlangen willst, so mußt du seinen arbeitsamen Tritten folgen.

Aber wolltest du wohl, indem du dich hochmüthig bestrebest, deine körperlichen Kräfte und Vermögen vollkommen zu machen, niederträchtig deine Seele versäumen, und sie aus einer verkehrten Trägheit immer so roh und ungebaut lassen, als sie aus der Hand der Natur kam? Eine solche Thorheit, und Nachläßigkeit sey fern von allen vernünftigen Wesen! Wenn die Natur

in ihren Gaben und Geschenken sparsam gewesen ist, so ist die Kunst um so viel nöthiger, ihre Mängel zu ersetzen. Wenn sie großmüthig und freygebig gewesen ist, so wisse, daß sie von uns immer Fleiß und Anwendung erwartet, und sich im Verhältniß nach unserer Undankbarkeit rächet. Das reichste Genie schießt, wie der fruchtbarste Boden, wenn es nicht gebauet wird, in Unkraut und Disteln aus; und trägt, statt der Weine und Oliven zum Vergnügen, und Nutzen der Menschen, seinem nachläßigen Eigenthümer die reichste Erndte von Giften.

Der große Endzweck alles menschlichen Fleißes ist die Erlangung der Glückseligkeit. Deswegen wurden Künste erfunden, Wissenschaften ausgebauet, Gesetze gegeben, und Gesellschaften von der tiefsten Weisheit der Patrioten und Gesetzgeber aufgerichtet. Selbst der verlassene Wilde, der den unfreundlichen Elementen, und der Wuth der wilden Thiere bloß liegt, vergißt, auf eine Minute, diesen großen Vorwurf seines Daseyns nicht. So wenig er von den Künsten des Lebens weis, so hat er doch beständig die Absicht aller dieser Künste im Gesichte, und suchet in der Finsterniß, die ihn umgiebt, mit Begierde nach der Glückseligkeit. Aber so tief der Wildeste unter dem polirten Bürger erniedriget ist, der unter dem Schutze der Gesetze, alle Bequemlichkeiten genießt, die der Fleiß erfunden hat; so tief ist dieser Bürger selbst unter dem tugendhaften Manne, und dem wahren

ren Philoſophen erniedriget, der ſeine Begierden beherrſchet, ſeine Leidenſchaften bezwinget, und von der Vernunft gelernet hat, allen Abſichten und Vergnügen einen rechten Werth beyzulegen. Denn haben wir ſonſt wozu einer Kunſt und Erlernung nöthig? Und giebt es keine Kunſt des Lebens, keine Regel, keine Vorſchrift uns in dieſer Hauptſache zu leiten? Kann kein beſonders Vergnügen ohne Geſchicklichkeit erlanget, und kann das Ganze ohne Ueberlegung oder Verſtand, durch die blinde Leitung der Begierde und des Inſtinctes eingerichtet werden? So werden hierinn wahrhaftig keine Irrthümer begangen; ſondern alle Menſchen, ſo lüderlich und nachläßig ſie auch immer ſind, gehen zu ihrer Glückſeligkeit in einer eben ſo unfehlbaren Bewegung fort, als die himmliſchen Körper beobachten, wenn ſie durch die Hand des Allmächtigen geführet, durch die Felder der Luft rollen. Aber wenn man ſich oftmals irren kann, und Irrthümer nicht zu vermeiden ſind, ſo laſſet uns dieſe Irrthümer aufzeichnen; laſſet uns ihre Urſachen betrachten; laſſet uns erwägen, wie wichtig ſie ſind; laſſet uns Mittel ſuchen, ihnen zuvorzukommen. Wenn wir hieraus alle Regeln unſerer Aufführung gezogen haben, ſo ſind wir **Philoſophen**: wenn wir dieſe Regeln in Ausübung gebracht haben, ſo ſind wir **Weiſe**.

Wie viele Künſtler, von welchen einer unter dem andern ſteht, und ſich beſchäfftigen, die verſchiedenen Räder und Federn einer Maſchine zu verfer-

verfertigen, so sind diejenigen, die in allen besondern Künsten des Lebens eine Geschicklichkeit besitzen. Derjenige ist der Meister, der die verschiedenen Theile zusammensetzet, sie nach der rechten Harmonie, und dem gehörigen Verhältnisse beweget, und wahre Glückseligkeit, als die Frucht ihrer übereinstimmenden Ordnung hervorbringt.

Soll denn, da ihr einen so reizenden Vorwurf vor Augen habet, diese Arbeit und Aufmerksamkeit, die zur Erlangung eurer Absicht nothwendig ist, euch beschwerlich und unerträglich dünken? Wisset, daß diese Arbeit selbst das vornehmste Stück von der Glückseligkeit ist, wonach ihr strebet, und daß alle Freude bald schaal und unschmackhaft wird, wenn sie nicht durch Arbeit und Mühe erhalten worden ist. Sehet, die harten Jäger stehen von ihren Federbetten auf, schütteln den Schlummer ab, der noch immer ihre schweren Augenlieder niederzieht, und eilen, ehe noch Aurora den Himmel mit ihrem flammenden Mantel bedecket hat, in den Wald. Sie verlassen in ihren Häusern und benachbarten Gefilden Thiere von allen Arten, deren Fleisch ihnen die angenehmste Speise giebt, und die sich dem tödtlichen Streiche selbst darbiethen. Der arbeitsame Mann verachtet was so leicht erkaufet wird. Er suchet eine Beute auf, die sich vor seinen Augen versiecket, oder seiner Nachstellung entflieht, oder sich gegen seine Gewaltthätigkeit vertheidiget. Wenn er auf der Jagd alle Leidenschaften der Seele, und alle Glieder seines Leibes geübet hat,

hat, ſo findet er die Reizung der Ruhe, und vergleicht mit Freuden das Vergnügen derſelben mit dem Vergnügen ſeiner Arbeiten.

Und kann ein eifriger Fleiß ſelbſt der Nachſetzung einer der ſchlechteſten Beuten ein Vergnügen geben, die uns oft gar entwiſchet? Und kann nicht eben dieſer Fleiß die Erbauung unſerer Seele, die Mäßigung unſerer Leidenſchaften, und die Erleuchtung unſerer Vernunft zu einer angenehmen Beſchäfftigung machen, wenn wir täglich unſern Fortgang merken, und unſere innern Züge und Bildung alle Augenblicke mit neuen Reizungen glänzen ſehen? Machet den Anfang damit, daß ihr euch von der ſchläfrigen Nachläßigkeit heilet; der Verſuch iſt nicht ſchwer: ihr dürfet nur die Süßigkeit einer rühmlichen Arbeit koſten; ein langes Nachſinnen iſt nicht nöthig: vergleichet nur einmal für alle, die Seele mit dem Körper, die Tugend mit dem Glücke, und die Ehre mit dem Vergnügen, alsdann werdet ihr die Vortheile des Fleißes erkennen: alsdann werdet ihr einſehen, was die rechten Gegenſtände eures Fleißes ſind.

Vergebens ſuchet ihr die Ruhe auf Roſenbetten; vergebens hoffet ihr Vergnügen von den angenehmſten Weinen und Früchten. Euer Müßiggang ſelbſt wird Mühſeligkeit: Eure Wolluſt ſelbſt erzeuget Ekel. Die Seele findet, ohne Uebung, alles Vergnügen unſchmackhaft, und beſchwerlich; und ehe noch der Leib, voll von ſchädlichen Feuchtigkeiten, die Marter ſeiner vielfachen

Krank-

Krankheiten fühlet, merket euer beſſerer Theil den Anfall des Giftes, und ſuchet umſonſt ſeine Beängſtigung durch neues Vergnügen zu erleichtern, die die tödtliche Krankheit nur immer vermehren.

Ich darf euch nicht erſt ſagen, daß ihr euch, indem ihr erhitzt das Vergnügen verfolget, immer dem Glücke, und den Zufällen ausſetzet, und eure Neigungen auf äußerliche Gegenſtände heftet, die der Zufall in einem Augenblicke euch entreißen kann. Ich will annehmen, daß euer günſtiges Geſtirn euch immer den Genuß eurer Reichthümer und Güter läßt. Ich beweiſe euch, daß ihr ſelbſt mitten in euren größten Vergnügen unglückſelig; und daß ihr nicht fähig ſend, das zu genießen, was das günſtige Glück euch immer zu genießen erlaubet, indem ihr euch demſelben zu ſehr ergebet.

Aber wahrhaftig die Unbeſtändigkeit des Glückes iſt eine Betrachtung, die man nicht überſehen, oder verachten darf. Glückſeligkeit kann unmöglich da beſtehen, wo keine Sicherheit iſt; und Sicherheit findet da keinen Platz, wo das Glück die geringſte Herrſchaft hat. Wenn auch dieſe unbeſtändige Göttinn ihren Zorn nicht gegen euch auslaſſen ſollte, ſo würde euch doch immer die Furcht vor demſelben quälen; würde euren Schlummer ſtören, eure Träume verſcheuchen, und eine Traurigkeit auf die Freude eurer köſtlichſten Gaſtmähler werfen.

Der Tempel der Weisheit liegt auf einem Felſen, über der Wuth der kämpfenden Elemente erha-

erhaben, und aller menschlichen Bosheit ist der Zutritt verschlossen. Der rollende Donner bricht unter ihm los; und diese noch schrecklichern Werkzeuge der menschlichen Wuth reichen nicht an eine so erhabene Höhe. Der Weise schauet, so lange er diese heitere Luft schöpfet, mit Vergnügen und Mitleiden auf die Irrthümer der betrogenen Sterblichen herab, die den wahren Pfad des Lebens blind suchen, und den Reichthümern, dem Adel, der Ehre oder Gewalt, statt der wahren Glückseligkeit, nachgehen. Den größten Theil derselben sieht er in seinen zärtlichen Wünschen betrogen: einige klagen, daß das neidische Glück ihnen den Gegenstand ihrer Begierden geraubet hat, den sie schon einmal besaßen; und alle beschweren sich, daß so gar ihre eigenen Wünsche, ob sie ihnen gleich gewähret sind, ihnen keine Glückseligkeit geben, oder die Bekümmernis ihrer zerstreuten Seelen heben können.

Aber erhält sich der Weise beständig in dieser philosophischen Gleichgültigkeit, und begnüget sich damit, daß er das Elend der Menschen beklaget, ohne sich die Mühe zu machen, ihnen zu helfen? Folget er beständig dieser strengen Weisheit, welche in der That durch den Vorwand, ihn über die menschlichen Zufälle zu erheben, sein Herz verhärtet, und ihn gegen das Beste der Menschen und der Gesellschaft sorglos macht? Nein; er weis, daß in dieser schmutzigen Herberge, weder wahre Weisheit, noch wahre Glückseligkeit zu finden ist. Er fühlet die Reizung der

gesell-

gesellschaftlichen Liebe zu sehr, einer so angenehmen, so natürlichen, so tugendhaften Neigung jemals entgegen zu handeln. Wenn er auch in Thränen schwimmt, so beklaget er doch das Elend des menschlichen Geschlechts, seines Landes, seiner Freunde, und wenn er nicht im Stande ist, ihnen zu helfen, und bloß durch Mitleiden trösten kann; so freuet er sich doch dieser edlen Gemüthsart wegen, und empfindet ein Vergnügen, welches alle sinnliche Wollust weit übertrifft. So einnehmend sind Empfindungen der Menschenliebe, daß sie selbst das Angesicht der Bekümmerniß erheitert, und wie die Sonne wirket, die, wenn sie auf eine dunkle Wolke, oder einen fallenden Regen stralet, die herrlichsten Farben darauf malet, die nur in dem ganzen Zirkel der Natur zu finden sind.

Aber nicht hier allein legen die gesellschaftlichen Tugenden ihre Stärke an den Tag. Ihr möget sie vermischen, womit ihr wollet, sie werden allezeit hervorscheinen. So wenig die Bekümmerniß sie überwinden kann, so wenig kann sinnliches Vergnügen sie verdunkeln. Die Freuden der Liebe, so rasend und unordentlich sie auch sind, verbannen nicht die zarten Empfindungen der Sympathie und Neigung. Sie leiten vielmehr ihre größte Stärke von dieser edlen Leidenschaft her, und wenn sie uns allein angebothen werden, so geben sie der unglücklichen Seele nichts, als Ueberdruß und Widerwillen. Sehet jenen lustigen Prasser, der gegen alles andere Ver-

Vergnügen, außer dem Weine und dem Scherze, eine Verachtung bekennet: Trennet ihn von seinen Gespielen, wie einen Funken von dem Feuer, wo er vordem einen Theil der allgemeinen Flamme ausmachte: seine Munterkeit wird auf einmal verlöschen; und ob er gleich mit allen andern Mitteln zur Freude umgeben ist, so edelt ihn doch das prächtige Mahl, und er ergiebt sich lieber dem abstractesten Studiren und Nachsinnen, weil es angenehmer ist, und besser beschäftiget.

Aber die gesellschaftlichen Leidenschaften geben niemals ein solches entzückendes Vergnügen, oder machen in den Augen Gottes und der Menschen einen so herrlichen Anblick, als wenn sie alle irdische Vermischung abwerfen, sich den Empfindungen der Tugend zugesellen, und uns zu rühmlichen und würdigen Handlungen geneigt machen. So wie harmonische Farben durch ihre freundschaftliche Vereinigung sich unter einander einen Glanz geben, und von einander empfangen; so ist es auch mit diesen verschönernden Empfindungen der menschlichen Seele. Sehet den Triumph der Natur in der väterlichen Liebe! Welch eine eigennützige Leidenschaft, was für ein sinnliches Vergnügen ist mit ihr zu vergleichen? es mag ein Mensch über das Glück und die Tugend seines Kindes sich freuen, oder er mag durch die schrecklichste Gefahr, die ihm drohet, demselben zu Hülfe eilen.

Fahret immer fort, die edle Leidenschaft zu reinigen, so werdet ihr ihren schimmernden Glanz

immer mehr bewundern. Was für Reizungen hat die Harmonie der Seelen, und die Freundschaft, die sich auf Hochachtung und Dankbarkeit auf beyden Seiten gründet! Was für eine Beruhigung ist es, den Elenden zu unterstützen, den Betrübten zu trösten, den Gefallenen aufzurichten, und den Lauf des grausamen Glückes, oder noch grausamerer Menschen aufzuhalten, wenn sie den Rechtschaffenen und Tugendhaften beleidigen! Aber was für eine noch höhere Freude in den Siegen über Laster und Elend, wenn unsere Nebengeschöpfe durch tugendhafte Exempel oder weise Ermahnungen unterrichtet werden, ihre Leidenschaften zu beherrschen, ihre Laster zu verbessern, und ihre schlimmsten Feinde zu überwinden, die in ihren eigenen Busen wohnen?

Aber diese Vorwürfe sind noch immer gar zu eingeschränkt für die menschliche Seele, die vom Himmel abstammet, von den göttlichsten und weitesten Neigungen schwellet, und, indem sie ihre Aufmerksamkeit weiter ausdehnet, als auf Verwandte und Bekannte, ihre gütigen Wünsche bis auf die entfernteste Nachwelt gehen läßt. Sie sieht Freyheit und Gesetze für die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und weihet sich mit der größten Freude zu ihrer Bewachung, und zum Schutze. Arbeiten, Gefahre, der Tod selbst, haben ihre Reizungen, wenn wir ihnen für das gemeine Wohl Troß biethen, und verschönern das Leben, welches wir großmüthig für das Beste unsers Vaterlandes aufopfern. Glück-

lich

lich iſt der Mann, dem das günſtige Glück erlaubet, der Tugend das zu bezahlen, was er der Natur ſchuldig iſt, und ein freywilliges Geſchenk aus dem zu machen, was ihm ſonſt eine grauſame Nothwendigkeit rauben muß.

In dem wahren Weiſen und Patrioten iſt alles vereiniget, was die menſchliche Natur unterſcheiden, oder den ſterblichen Menſchen zu einer Aehnlichkeit mit der Gottheit erheben kann. Die ſanfteſte Güte, die unüberwindlichſte Entſchloſſenheit, die zärtlichſten Geſinnungen, die erhabenſte Liebe und Tugend, alle dieſe beſeelen, eine nach der andern, ſeine entzückte Bruſt. Was für eine Beruhigung, wenn er in ſich ſiehe, und die unordentlichſten Leidenſchaften in eine rechte Harmonie und Uebereinſtimmung geſtimmet, und alle mißlautende Töne aus dieſer bezaubernden Muſik verbannet findet! Wenn die Betrachtung lebloſer Schönheit ſo gar angenehm iſt; wenn ſie die Sinne auch alsdenn entzücket, wenn ſie ſich in fremden Gegenſtänden zeiget, was muß dann die moraliſche Schönheit thun? und was für einen Einfluß muß ſie haben, wenn ſie unſere eigene Seele verſchönert, und die Wirkung unſerer eigenen Ueberlegung und unſers Fleißes iſt?

Aber wo iſt die Belohnung der Tugend? und was für eine Vergeltung hat die Natur für ſolche wichtige Opfer beſtimmet, als das Leben und das Glück iſt, welche wir ihr oft bringen müſſen? O Sbh-

we der Erden! kennet ihr den Werth dieſer himmliſchen Gebietherinn nicht? fraget ihr niederträchtig nach ihrem Lohne, da ihr ihre eigenen Reizungen ſehet? Aber wiſſet, daß die Natur der menſchlichen Schwachheit nachgeſehen, und dieſes ihr liebſtes Kind nicht nackend und unbekleidet gelaſſen hat. Sie hat die Tugend mit der reichſten Ausſteuer verſehen; aber weil ſie beſorgte, die Lockungen des Eigennutzes möchte ſolche Anwerber herben ziehen, die die angebohrne Würde einer ſo göttlichen Schönheit nicht einſehen, ſo hat ſie voller Weisheit dafür geſorget, daß dieſe Ausſteuer keine Reizungen haben kann, als nur in den Augen derer, die ſchon die Liebe der Tugend entzücket hat. Ehre iſt der Brautſchatz der Tugend, die ſüße Belohnung rühmlicher Thaten, die Krone des Triumphs, die das gedankenvolle Haupt des uneigennützigen Patrioten bedecket, oder die ſtaubige Stirne des ſiegreichen Kriegers. Durch einen erhabenen Preis erhoben, ſchauet der tugendhafte Mann mit Verachtung auf alle Lockungen des Vergnügens, und alle Drohungen der Gefahr herab. Der Tod ſelbſt verliert ſeine Schrecken, wenn er bedenket, daß ſich ſeine Herrſchaft bloß über einen Theil von ihm erſtrecket, und daß er, trotz dem Tode und der Zeit, der Wuth der Elemente, und der unendlichen Abwechſelung der menſchlichen Sachen, eines unſterblichen Ruhmes unter allen Söhnen der Menſchen verſichert iſt.

Es iſt gewiß ein Weſen da, welches über die ganze Welt herrſchet; und mit unendlicher Weisheit und Macht die kämpfenden Elemente in gehörige Ordnung, und ein richtiges Verhältniß gebracht hat. Es mögen tiefſinnige Vernünftler darüber zanken, wie weit dieſes gütige Weſen ſeine Sorge für die Tugend erſtrecke; und ob es unſer Daſeyn bis zu einem künftigen Stande fortdauern laſſe, ihr ihre gehörige Vergeltung zu geben, und ſie in völligen Triumph zu ſetzen. Der tugendhafte Mann iſt, ohne in einer ſo zweifelhaften Sache etwas auszumachen, mit dem Theile zufrieden, der ihm von dem höchſten Regenten aller Dinge beſtimmt iſt. Mit Dankbarkeit nimmt er an, daß ihm noch ein fernerer Lohn aufbehalten ſey; aber ſollte er ſich betrügen, ſo glaubet er deswegen nicht, daß die Tugend ein leerer Nahmen ſey; ſondern er glaubet mit Rechte, daß ſie ihr eigener Lohn ſey, und erkennet mit Dankbarkeit die Güte ſeines Schöpfers, der ihm, indem er ihn zum Daſeyn hervorrief, zugleich die Gelegenheit gegeben hat, ein ſo unſchätzbares Gut einmal zu erlangen.

Zwanzigster Versuch.

Der Platoniker *.

Einigen Philosophen dünket es verwunderungswürdig, daß alle Menschen, die einerley Natur besitzen, und einerley Vermögen haben, dennoch in ihren Absichten und Neigungen so sehr unterschieden sind, und daß der eine dasjenige offenbar verwirft, was der andere begierig suchet. Einige halten es noch für bewundernswürdiger, daß der Mensch in verschiedenen Zeiten so sehr von sich selbst unterschieden ist; und nach dem Genusse mit Verachtung das verwirft, was vorher der Gegenstand aller seiner Wünsche war. Mir scheint, diese fieberhafte Ungewißheit und Unentschlossenheit in der Aufführung der Menschen ganz unvermeidlich; keine vernünftige Seele, die zu der Betrachtung des höchsten Wesens und seiner Werke erschaffen ist, kann jemals Zufriedenheit oder Beruhigung genießen, so lange sie sich bey der unedlen Verfolgung des sinnlichen Vergnügens, oder des Beyfalls des Pöbels aufhält. Die Gottheit ist ein gränzenloser Ocean von Glückseligkeit und Herrlichkeit: die menschlichen Seelen sind kleinere Ströme,

* Oder der Mann, der die Betrachtung und eine philosophische Andacht liebet.

Ströme, welche erſt aus dieſem Ocean entſtehen, und immer in allen ihren Umwegen in denſelben zurück zu kehren, und ſich in dieſer Unermeßlichkeit von Vollkommenheiten zu verlieren ſuchen. Wenn ſie in dieſem natürlichen Laufe durch Laſter oder Thorheit aufgehalten werden, ſo werden ſie wüthend und ungeſtüm, ſchwellen zu einem Strome auf, und breiten Schrecken und Verwüſtung auf den benachbarten Ebenen aus.

Vergebens empfiehlt einer dem andern mit prächtigen Worten und heftigen Ausdrücken ſeine eigene Abſicht, und ladet die leichtgläubigen Zuhörer zu einer Nachahmung ſeines Lebens und ſeiner Sitten ein. Das Herz ſtrafet das Geſicht der Lügen, und fühlet merklich, ſelbſt mitten im beſten Glücke, wie wenig dieſe Wollüſte befriedigen, die es von ſeinem rechten Vorwurfe abziehen. Ich betrachte den wollüſtigen Menſchen vor dem Genuſſe; ich meſſe die Heftigkeit ſeiner Begierde, und die Würde ſeines Gegenſtandes; ich finde, daß ſeine ganze Glückſeligkeit allein aus der Verwirrung der Gedanken entſteht, die ihn außer ſich geſetzt erhält, und ſein Geſicht von ſeiner Sünde und ſeinem Elende abwendet. Die Empfindung dieſer Sünde und dieſes Elendes kehret mit zweyfacher Angſt wieder in ihn zurück: ſeine Seele wird von Furcht und Gewiſſensbiſſen gefoltert; ſein Körper mit Ekel und Ueberdruß gequälet.

Aber eine ehrwürdigere, wenigſtens eine hochmüthigere Perſon ſtellet ſich kühn unſerem

Tadel dar; und erdichtet sich, unter dem Titel eines Philosophen und Moralisten, sich der strengsten Untersuchung zu unterwerfen. Er fordert, mit einer sichtbaren, obgleich versteckten Ungeduld, unseren Beyfall, und unser Lob; und scheint sich beleidiget zu dünken, daß wir einen Augenblick anstehen, in Bewunderung seiner Tugend auszubrechen. Indem ich diese Ungeduld sehe, stehe ich noch länger an; ich fange an, die Bewegungsgründe seiner scheinbaren Tugend zu untersuchen: aber sehet, ehe ich meine Untersuchung anfangen kann, reißt er sich von mir los, wendet sich in seiner Rede an den Haufen unvorsichtiger Zuhörer, und betrügt sie artig mit seinen prächtigen Ansprüchen.

O Philosoph! deine Weisheit ist eitel, und deine Tugend unnütz. Du suchest den dummen Beyfall der Menschen, nicht die richtigen Anmerkungen deines eigenen Gewissens, oder den noch richtigern Beyfall desjenigen Wesens, der mit einem Blicke seiner allsehenden Augen die ganze Welt durchschauet. Du bist dir gewiß der Unrichtigkeit deiner gerühmten Frömmigkeit bewußt, indem du dich einen Bürger, einen Sohn, einen Freund nennest, und doch deinen höhern Monarchen, deinen wahren Vater, deinen größesten Wohlthäter vergissest. Wo ist die Anbethung, die du einer solchen unendlichen Vollkommenheit schuldig bist, von der alles Gute und Schätzbare herkömmt? Wo ist die Dankbarkeit, die du deinem Schöpfer schuldig bist, der dich

aus

aus dem Nichts hervorrief, und dich in alle diese Verbindungen mit deinen Nebengeschöpfen setzte; und der von dir forderte, alle die Pflichten dieser Verbindungen zu erfüllen, und dir verboth, dasjenige, was du dir selbst bezeigest, nicht dem vollkommensten Wesen zu versagen, mit dem du durch die engsten Bande verbunden bist?

Aber du bist dein eigener Götze: du betbest deine eingebildete Vollkommenheiten an: oder du suchest vielmehr, weil du deine wirklichen Unvollkommenheiten merkest, allein die Welt zu betrügen, und durch Vermehrung deiner unwissenden Bewunderer, deine Phantasen zu vergnügen. Deswegen ist es dir noch nicht genug, daß du dasjenige nicht achtest, was in der ganzen Welt das Vortrefflichste ist; sondern du willst auch das Schlechteste und Verächtlichste an seine Stelle setzen.

Betrachte alle Werke von menschlichen Händen; alle Erfindungen des menschlichen Verstandes, worinn du dich einer so tiefen Kenntniß rühmest: du wirst finden, daß das vollkommenste Werk immer von den vollkommensten Gedanken herrühret, und daß es die Seele allein ist, die wir bewundern, wenn wir die Schönheiten einer nach Verhältnissen wohl eingerichteten Bildsäule, oder die Symmetrie einer schönen Säule loben. Der Bildhauer, der Baukünstler kömmt uns stets vor Augen, und läßt uns unsere Gedanken auf die Schönheit seiner Kunst und Erfindung wenden, die aus einem Klumpen unförmlicher

Materie solche redende Züge und Verhältnisse ziehen konnte. Diese vorzügliche Schönheit des Gedankens und Verstandes erkennest du selbst, indem du uns auffoderst, in deiner Aufführung die Harmonie der Neigungen, die Würde der Gesinnungen, und alle diese Schönheiten einer Seele zu betrachten, die vornehmlich unsere Aufmerksamkeit verdienen. Aber warum brichst du so kurz ab? Siehst du sonst nichts, was schätzbar ist? Weist du unter deinem entzückenden Lobe, der Schönheit und Ordnung noch nicht, wo die vollkommenste Schönheit, die vollkommenste Ordnung zu finden ist? Vergleiche die Werke der Kunst mit den Werken der Natur. Die ersten sind nur eine Nachahmung der andern. Je näher die Kunst der Natur kömmt, je vollkommener schätzet man sie. Aber wie entfernt ist sie noch immer, wenn sie ihr am nächsten ist, und welch einen unermeßlichen Zwischenraum kann man noch zwischen beyden sehen? Die Kunst zeichnet nur die Außenseite der Natur ab, und läßt die innerlichen und bewundernswürdigern Räder und Triebfedern unberührt; weil sie ihre Nachahmung so sehr übertreffen, als sie über ihren Begriff erhaben sind. Die Kunst zeichnet nur die kleinen Werke der Natur ab, und hat keine Hoffnung, die Größe und Pracht zu erreichen, die in den Meisterstücken ihres Originales so erstaunlich sind. Können wir denn so blind seyn, in dem ausgesuchten und erstaunlichen Baue der Welt keine Weisheit und keinen Entwurf zu entdecken?

decken? Können wir so dumm seyn, nicht die heißesten Entzückungen von Andacht und Verehrung zu empfinden, wenn wir unsere Betrachtung auf das verständige Wesen richten, welches so unendlich gut und weise ist?

Die vollkommenste Glückseligkeit muß gewiß aus der Betrachtung des vollkommensten Gegenstandes entstehen. Aber was ist vollkommener, als Schönheit und Tugend? Und wo finden wir eine Schönheit, die der Schönheit der Welt gleich ist? Oder Tugend, welche mit der Güte und Gerechtigkeit der Gottheit verglichen werden kann? Wofern etwas das Vergnügen dieser Betrachtung schwächen kann, so muß es entweder unser eingeschränktes Vermögen seyn, welches uns den größten Theil dieser Schönheiten und Vollkommenheiten verbirgt; oder die Kürze unseres Lebens, welche uns nicht Zeit genug läßt, uns in denselben zu unterrichten. Aber dieses ist unser Trost, daß unsere Kräfte, wenn wir sie hier würdig anwenden, in einem andern Zustande unsers Daseyns erweitert werden sollen, daß wir bessere Anbether unsers Schöpfers seyn können: und daß der Versuch, der in der Zeit nie zu Ende gebracht werden kann, die Beschäfftigung in der Ewigkeit seyn wird.

Ein-

Einundzwanzigster Versuch.

Der Zweifler.

Ich habe lange einen großen Verdacht gegen die Entscheidungen der Philosophen, in allen Materien gehabt, und mich geneigter gefühlet, ihre Folgerungen zu bestreiten, als anzunehmen. Es ist ein Fehler, worein sie alle ohne Ausnahme zu fallen scheinen; sie schränken ihre Grundsätze zu sehr ein, und sehen nicht auf die unendliche Verschiedenheit, die die Natur in allen ihren Werken gezeiget hat. Wenn ein Philosoph einmal einen Grundsatz vorzüglich angenommen hat, der vielleicht manche natürliche Wirkung erklären kann; so will er denselben Grundsatz über die ganze Schöpfung ausdehnen, und alle Phänomenen daraus erklären, obgleich durch die gewaltsamste und thörigste Schlußfolge. Da unsere Seele eng und eingeschränkt ist, so können wir unsere Begriffe nicht zu der Verschiedenheit und Weite der Natur ausdehnen; wohl aber uns einbilden, daß sie in ihren Operationen eben so eingeschränkt ist, als wir in unsern Untersuchungen sind.

Wenn aber diese Schwachheit der Philosophen bey einer Gelegenheit in Verdacht gezogen zu werden verdienet; so verdienet sie es gewiß in ihren Gedanken von dem menschlichen Leben, und den Mitteln, die Glückseligkeit zu erlangen.

Hierinn

Hierinn verirren sie sich nicht nur durch die Eingeschränktheit ihres Verstandes, sondern auch ihrer Leidenschaften. Ein jeder hat eine herrschende Neigung, der sich alle andere Begierden und Neigungen unterwerfen müssen, und die ihn, obgleich vielleicht von Zeit zu Zeit, sein ganzes Leben lang regieret. Es ist ihm schwer, zu begreifen, daß etwas, was ihm ganz gleichgültig scheint, jemals für eine andere Person Vergnügen und Reizungen besitzen könne, die alle seiner Betrachtung gänzlich entwischen sollten. Das, was er suchet, ist in Ansehung seiner allezeit das reizendste: die Gegenstände seiner Leidenschaft, die würdigsten; und die Bahn, die er geht, die einzige, die zur Glückseligkeit führet.

Aber möchten diese mit Vorurtheilen begabte Vernünftler einen Augenblick betrachten, daß ihnen viele Exempel und Gründe entgegen stehen, die zureichend sind, sie aus ihrem Betrüge zu reißen, und zu nöthigen, daß sie ihre Regeln und Grundsätze erweitern. Sehen sie denn nicht die ungeheure Verschiedenheit der Neigungen und Absichten unter den Menschen, wo ein jeder völlig mit seiner Lebensart zufrieden zu seyn scheint, und es für die größte Unglückseligkeit halten würde, in der Lebensart eines andern eingeschränkt zu seyn? Fühlen sie nicht bey sich selbst, daß das, was zu einer Zeit gefällt, zu einer andern durch Veränderung der Neigung misfällt? und daß es nicht in ihrer Gewalt ist, durch ihre äußersten Kräfte denjenigen Geschmack, oder die Neigung sich wieder zu geben, die vorhin demjenigen Rei-

zungen

zungen beygeleget hatte, was ihnen itzo gleichgültig, oder unangenehm zu seyn scheint? Was wollen sie also sagen mit den allgemeinen Vorzügen des Stadt- oder Landlebens, eines wirksamen, oder eines Lebens in Vergnügen, der Eingezogenheit oder der Gesellschaft, wenn außer den verschiedenen Neigungen verschiedener Menschen, eines jedweden Erfahrung ihn überzeugen kann, daß eine jede von diesen Lebensarten in ihrer Art angenehm ist; und daß ihre Verschiedenheit, oder ihre weise Vermischung vornehmlich, sie alle angenehm machet?

Aber soll man denn dieses bloß auf Ebentheuer fortgehen lassen? Und muß ein Mensch bloß seine Gemüthsart und Neigung zu Rathe ziehen, seinen Lebenslauf zu bestimmen, ohne jemals seine Vernunft zu fragen, daß sie ihn unterrichte, welche Bahn vorzüglich sey, und gewisser zur Glückseligkeit führe? Ist denn gar kein Unterschied unter der Aufführung des einen und des andern?

Ich antworte, es ist ein großer Unterschied. Ein Mensch kann, indem er seiner Neigung folget, da er eine Lebensart wählet, ein sicherer Mittel brauchen, als ein anderer, der durch seine Neigung zu eben der Lebensart geführet wird, und eben den Gegenstand verfolget. **Sind Reichthümer der Gegenstand, der eure Begierde vergnüget:** so erwerbet euch eine Geschicklichkeit in eurem Gewerbe; seyd fleißig, es zu treiben, und erweitert den Zirkel eurer Freunde und Bekanntschaft; vermeidet Vergnügen und Kosten,

Koſten, ſeyd niemals freygebig, als nur in den Fällen, wenn ihr mehr dadurch gewinnen könnet, als ihr durch Sparſamkeit behalten würdet. Wollet ihr euch allgemeine Hochachtung erwerben? ſo hütet euch vor beyden Nebenwegen mit gleicher Sorgfalt, vor Stolz und Niederträchtigkeit; laſſet es andere ſehen, daß ihr auf euch ſelbſt haltet, aber ohne andere zu verachten. Wenn ihr in eines von beyden Extremen fallet, ſo werdet ihr durch euren Hochmuth den Stolz der Menſchen reizen, oder ſie ſelbſt durch eure furchtſame Unterwerfung, und durch die ſchlechte Meynung, die ihr ſelbſt von euch zu haben ſcheinet, euch verachten lehren.

Dieſes, ſaget ihr, ſind die Regeln einer gemeinen Klugheit und Vernunft; die alle Aeltern ihren Kindern einſchärfen, und ein jeder vernünftiger Menſch in ſeinem Lebenslaufe anwendet, den er ſich erwählet hat. Was verlanget ihr denn mehr? Gehet ihr zu einem Philoſophen, als zu einem Wahrſager, etwas mehr durch die Magie, oder Zauberey zu lernen, als was durch allgemeine Klugheit und Vernunft erkannt werden kann? Ja, wir gehen zu einem Philoſophen, mehr unterrichtet zu werden, wie wir unſern Endzweck, als die Mittel wählen ſollen, dieſen Endzweck zu erhalten: Wir wollen gern wiſſen, welche Begierden wir befriedigen, welche Leidenſchaften wir vergnügen, welcher Neigung wir folgen ſollen. Im übrigen verlaſſen wir uns auf die

geſunde

gesunde Vernunft, und die allgemeinen Regeln der Welt zu unserer Unterrichtung.

So ist es mir leid, daß ich gesaget habe, ich sey ein Philosoph: denn ich finde, daß eure Fragen sehr in Verwirrung setzen, und stehe in Gefahr, wenn meine Antwort zu rauh und ernsthaft ist, für einen Pedanten und Schulmann; wenn sie aber zu leichtsinnig und frey ist, für einen Lehrer des Lasters und der Gottlosigkeit gehalten zu werden. Dennoch, euch zu befriedigen, will ich euch meine Meynung hierüber sagen, und nur von euch verlangen, sie für eben so unerheblich zu halten, als ich selbst. Alsdann werdet ihr sie nicht würdig achten, weder darüber zu lachen, noch euch daran zu ärgern.

Wenn wir uns auf eine Grundregel, welche wir von der Philosophie lernen, jemals verlassen können: so glaube ich, kann diese als gewiß und ungezweifelt angenommen werden, daß nichts an und für sich selbst verächtlich oder vom Werthe, wünschens- oder hassenswerth, schön oder häßlich sey; sondern daß diese Eigenschaften von der besondern Beschaffenheit und der Mechanik der menschlichen Empfindungen und Neigungen herkomme. Was einem Thiere die angenehmste Nahrung zu seyn dünkt, ist einem andern die schlechteste; was auf das Gefühl des einen auf eine angenehme Art wirket, erwecket bey einem andern Schmerz. So ist es unwidersprechlich mit allen körperlichen Sinnen beschaffen. Aber wenn wir die Materie genauer untersuchen; so

werden

werden wir finden, daß die Anmerkung da auch Stand hält, wo die Seele mit dem Leibe in Gemeinschaft wirket, und ihre Empfindung mit den äußerlichen Begierden vermischet.

Laß dir von diesem zärtlichen Liebhaber den Charakter seiner Geliebten beschreiben; er wird dir erzählen, daß er keine Worte finden kann, ihre Reizungen zu beschreiben, und dich sehr ernsthaft fragen: ob du jemals einen Engel, oder eine Göttinn gekannt habest? Wenn du antwortest: Du hättest sie nicht gekannt; so wird er sagen: daß es dir unmöglich sey, dir von so göttlichen Schönheiten, als seine Geliebte besitze; von einer so vollkommenen Gestalt; solchen wohl abgemessenen Zügen; solcher reizenden Miene, solcher liebenswürdigen Gemüthsart, von solcher Lebhaftigkeit und Munterkeit, einen Begriff zu machen. Du kannst aus seinen ganzen Reden sonst nichts schließen, als daß der gute Mensch verliebt sey, und daß die allgemeine Begierde zwischen den Geschlechtern, die die Natur allen Thieren eingegossen hat, in ihm auf einen besondern Gegenstand durch einige gute Eigenschaften gezogen sey, die ihm Vergnügen erwecken. Eben dieselbe göttliche Creatur scheint nicht nur einem andern Thiere, sondern auch einem andern Menschen, ein bloß sterbliches Geschöpf, und wird mit der größten Gleichgültigkeit angesehen.

Die Natur hat allen Thieren gegen ihre Abkömmlinge ein gleiches Vorurtheil gegeben. So bald das hülflose Kind das Licht siehet, wird es

von seinen zärtlichen Aeltern mit der größten Liebe angesehen, und einem jeden andern Gegenstande vorgezogen, so vollkommen er sonst mag, ob es gleich in andern Augen ein verächtliches und elendes Geschöpf zu seyn scheint. Die Leidenschaft allein, die von der ursprünglichen Structur und Bildung der menschlichen Natur entsteht, giebt den unerheblichsten Dingen einen Werth.

Eben diese Anmerkung können wir weiter treiben, und schließen: daß so gar, wenn die Seele allein wirket, und indem sie sich geneigt findet, zu tadeln, oder zu loben, einen Gegenstand für ungestalt und häßlich, einen andern für schön und liebenswürdig erkläret: Ich sage, daß in eben diesem Falle, diese Eigenschaften nicht wirklich in den Gegenständen vorhanden sind, sondern bloß auf die Empfindungen derjenigen Seele ankommen, die tadelt, oder lobet. Ich gestehe, daß es schwer seyn wird, diesen Satz zu beweisen, und wenn man ihn bewiesen hat, ihn den nachsinnigen Denkern begreiflich zu machen, weil die Natur in den Empfindungen der Seele einförmiger ist, als in den meisten Empfindungen des Leibes, und eine nähere Aehnlichkeit in den inwendigen, als auswärtigen Theilen der Menschen hervorbringt. Es befindet sich in dem Geschmacke der Seele etwas, das den Regeln gleich kömmt; und Kunstrichter können weit wahrscheinlicher vernünfteln und streiten, als Köche. Diese Materie würde eine besondere Untersuchung erfordern.

Zugleich

Zugleich können wir bemerken, daß diese Einförmigkeit unter den Menschen nichts schadet, sondern daß es eine beträchtliche Verschiedenheit unter den Empfindungen der Schönheit, und der Würde giebt, und daß Erziehung, Gewohnheit, Vorurtheil, Eigensinn, und Gemüthsart unsern Geschmack in dieser Art sehr verändert. Ihr werdet niemals jemand überzeugen, der nicht an die italiensch. Musik gewöhnet ist, daß der schottische Klang nicht besser sey. Ihr habet keinen einzigen Grund, außer eurem eigenen Geschmack, den ihr zu eurem Vortheile anwenden könntet, und eurem Gegner wird sein eigener Geschmack allemal ein noch stärkerer Beweis des Gegentheils zu seyn scheinen. Wenn ihr weise seyd, so wird ein jeder von euch zugeben, daß der andere Recht haben könne; und da ihr viele andere Exempel von dieser Verschiedenheit des Geschmackes habet, so werdet ihr beyde bekennen, daß Schönheit und Würde schlechterdings von einer relativischen Natur sind, und in einer angenehmen Empfindung bestehen, die von einem Gegenstande in einer gewissen Seele, nach der besondern Structur und Beschaffenheit dieser Seele, hervorgebracht wird.

Durch diese Verschiedenheit der Empfindung, die wir bey dem menschlichen Geschlechte wahrnehmen, hat vielleicht die Natur uns ihre Macht empfinden und sehen lassen wollen, was für erstaunliche Veränderungen sie in den Leidenschaften und Begierden der Menschen, bloß durch die

Veränderungen ihrer inwendigen Einrichtung, ohne eine andere Veränderung in den Gegenständen, hervorbringen konne. Der gemeine Mann kann durch eben diesen Grund überführet werden. Aber Männer, die mehr gewohnt sind, zu denken, konnen einen noch stärkern, zum wenigsten allgemeinern Beweis, aus der Natur der Gegenstände selbst nehmen.

In der Operation des Vernunftschlusses thut die Seele nichts anders, als daß sie alle ihre Gegenstände durchläuft, wie sie glaubet, daß sie in der That sind, ohne etwas hinzu zu thun, oder etwas von ihnen zu nehmen. Wenn ich das **ptolomäische** und **copernicanische** System untersuche, so bemühe ich mich allein durch meine Untersuchung die wahre Stellung der Planeten zu wissen: dieß heißt mit andern Worten, ich bemühe mich, ihnen in meiner Seele, oder in meinen Begriffen, dieselben Relationen zu geben, die sie unter einander in dem Himmel haben. Zu dieser Operation der Seele scheint also in der Natur der Dinge eine allezeit gewisse, obgleich oft unbekannte, Regel zu liegen: die Wahrheit, oder die Falschheit läßt sich nicht durch die verschiedenen Begriffe der Menschen verändern. Wenn gleich das ganze menschliche Geschlecht auf ewig ausmachte, daß die Sonne sich bewege, und die Erde ruhe: so weichet deswegen die Sonne keinen Zoll weit aus ihrem Orte; und dergleichen Schlüsse sind ewig falsch und irrig.

Aber es verhält ſich anders mit den Eigenſchaften des **Schönen** und **Häßlichen**, des **Liebens-** und **Haſſenswürdigen**, als mit Wahrheit und Falſchheit. Bey den erſten iſt die Seele nicht zufrieden, bloß ihre Gegenſtände zu betrachten, wie ſie an ſich ſelbſt beſchaffen ſind. Sie fühlet auch eine Empfindung der Luſt und Unluſt, des Beyfalls oder Tadels, die auf die Betrachtung derſelben folget: und dieſe Empfindung beſtimmt ſie, den Gegenſtand zur **ſchön** oder **häßlich**, **liebens-** oder **haſſenswerth** zu erklären. Nun iſt es ausgemacht, daß dieſe Empfindung von der beſondern Beſchaffenheit, oder Structur der Seele, abhangen müſſe, welche ſolche beſondere Gegenſtände geſchickt machet, auf dieſe beſondere Art zu wirken, und eine Sympathie, oder Gleichheit, zwiſchen der Seele und dem Gegenſtande hervorbringt. Verändere die Structur der Seele, oder die inwendigen Organe, ſo wird dieſelbe Empfindung nicht mehr erfolgen, obgleich die Gegenſtände dieſelben bleiben. Da die Empfindung von dem Gegenſtande unterſchieden iſt, und aus ihren Wirkungen auf die Organe der Seele entſteht; ſo muß eine Veränderung in einer von beyden die Wirkung verandern, und derſelbe Gegenſtand, der ſich der Seele ganz anders vorſtellet, kann nicht dieſelbe Empfindung hervorbringen.

Dieſen Schluß kann ein jeder ſelbſt machen, ohne viel Philoſophie, wo die Empfindung deutlich von dem Gegenſtande unterſchieden werden

kann. Wem iſt es nicht klar, daß Macht, Ehre, Rache, nicht von ſich ſelbſt verlangenswerth ſind, ſondern ihr ganzer Werth von der Structur der menſchlichen Leidenſchaften herkomme, welche eine Begierde gegen dieſe beſondern Gegenſtände erzeugen? Aber in Anſehung der Schönheit, ſie ſey natürlich, oder moraliſch, nimmt man überall an, daß es eine ganz andere Bewandniß habe. Die angenehme Eigenſchaft, glaubet man, liege in dem Gegenſtande, nicht in der Empfindung; und dieſes bloß deswegen, weil die Empfindung nicht ſo verwirrt und heftig iſt, ſich ſelbſt auf eine deutliche Art, von den Begriffen des Gegenſtandes zu unterſcheiden.

Aber eine kleine Ueberlegung reichet zu, ſie zu unterſcheiden. Ein Menſch mag vollkommen alle Zirkel und Ellipſen des copernicaniſchen Syſtems verſtehen, und alle unregelmäßige Spiralen des ptolomäiſchen; deswegen wird er noch nicht ſehen, daß das erſtere ſchöner iſt, als das letzte. Euklides hat ſehr vollkommen die Eigenſchaft eines Zirkels erkläret, aber in keinem einzigen Satze ein Wort von ihrer Schönheit geſaget. Die Urſache iſt klar. Die Schönheit iſt keine Eigenſchaft eines Zirkels: Sie liegt in keinem Theile der Linie, deren Theile alle gleich weit von einem Puncte entfernet ſind. Es iſt bloß die Wirkung, welche dieſe Figur auf die Seele machet, deren beſondere Beſchaffenheit oder Structur ſie ſolcher Empfindungen fähig machet. Vergebens werdet ihr ſie im Zirkel, entweder durch

durch eure Sinnen, oder durch mathematiſche Vernunftſchlüſſe, in allen Eigenſchaften dieſer Figur ſuchen.

Derjenige Mathematikus, welcher kein anderes Vergnügen hatte, indem er den Virgil las, als daß er die Reiſe des Aeneas nach der Landkarte unterſuchte, konnte vollkommen den Sinn eines jeden lateiniſchen Wortes verſtehen, das dieſer göttliche Dichter gebrauchet hat, und folglich einen deutlichen Begriff von der ganzen Erzählung haben. Er konnte ſo gar einen deutlichern Begriff davon haben, als die, die die Geographie des Gedichtes nicht ſo ſehr unterſuchet hatten. Er wußte alſo alles in dem Gedichte; aber die Schönheiten verſtand er nicht, weil eigentlich zu reden, dieſe Schönheiten nicht in dem Gedichte liegen, ſondern in der Empfindung, oder dem Geſchmacke des Leſers. Und wo ein Menſch eine ſolche Empfindlichkeit der Seele, dieſe Empfindung zu fühlen, nicht hat, ſo kann er das Schöne nicht verſtehen, wenn er auch alle Wiſſenſchaft, und Erkenntniß eines Engels hätte *.

* Wenn ich mich nicht fürchtete, gar zu philoſophiſch zu ſcheinen, ſo wollte ich meine Leſer an die berühmte Lehre erinnern, die man in neuern Zeiten völlig erwieſen zu haben glaubet: daß Geſchmack und Farben, und alle andere ſinnliche Eigenſchaften, nicht in dem Körper, ſondern bloß in den Sinnen liegen. Mit der Schönheit und Häßlichkeit, mit Tugend und Laſter

Aus diesem allen folget, daß wir nicht nach dem Werthe eines Gegenstandes, welchen jemand suchet, seine Annehmlichkeit bestimmen können, sondern bloß nach der Leidenschaft, mit welcher er diesen Gegenstand verfolget, und nach dem Glücke, das er in dieser Nachsuchung hat. Gegenstände haben an und vor sich selbst ganz und gar keinen Werth. Sie erhalten ihren Werth lediglich von der Leidenschaft. Wenn diese stark, standhaft und glücklich ist, so ist die Person glücklich. Man kann nicht mit einigem Grunde zweifeln, daß ein kleines Mädchen, in einem neuen Kleide, auf einem Balle der Tanzschule, eben ein so großes Vergnügen empfinde, als der größeste Redner, der in dem Glanze seiner Beredsamkeit triumphiret;

Laster ist es eben so beschaffen. Diese Lehre benimmt der Wirklichkeit der letzten Eigenschaften nichts mehr, als der Wirklichkeit der erstern; und darf weder den Kunstrichtern noch Moralisten anstößig seyn. Wenn man auch annimmt, daß die Farben bloß in den Augen liegen, würde man die Färber oder Maler deswegen weniger hochschätzen? Es ist eine genugsame Einförmigkeit in den Sinnen und dem Gefühle der Menschen, diese Eigenschaften alle zum Gegenstande der Kunst, und des Nachdenkens zu machen, und den größten Einfluß auf die Lebensart, und die Sitten zu haben. Und da es gewiß ist, daß die gedachte Entdeckung in der Naturphilosophie keine Veränderung in der Wirkung machet; warum sollte denn eine gleiche Entdeckung in der Moralphilosophie eine Veränderung machen?

umphiret; indem er die Leidenschaft und die Entschlüsse einer zahlreichen Versammlung regieret.

Der ganze Unterschied demnach zwischen einem Menschen und dem andern, in Ansehung seines Lebens, besteht entweder in der Leidenschaft, oder in dem Genusse. Und diese Unterschiede sind zureichend, Glückseligkeit und Elend hervorzubringen. Um glücklich zu seyn, müssen die Leidenschaften weder zu heftig, noch zu schwach seyn. Im ersten Falle befindet sich die Seele in einer beständigen Unordnung, und Flatterhaftigkeit. Im andern versinket sie in eine unangenehme Nachläßigkeit, und Schlafsucht.

Um glücklich zu seyn, müssen die Leidenschaften gütig und gesellschaftlich seyn; nicht rauh und eigensinnig. Die Neigungen der letzten sind nicht so angenehm, als der ersten. Wer wollte Zanksucht und Jachzorn, Neid und Rache, mit Freundschaft, Gütigkeit, Gnade und Dankbarkeit vergleichen?

Um glücklich zu seyn, müssen die Leidenschaften angenehm und aufgeweckt, nicht finster und melancholisch seyn. Eine Geneigtheit zur Hoffnung und Freude ist wahrer Reichthum; eine Neigung zur Furcht und zur Betrübniß, wahre Armuth.

Einige Leidenschaften und Neigungen sind dem Genusse ihrer Gegenstände nicht so beständig, und dauerhaft, als andere, und bringen nicht ein so dauerhaftes Vergnügen und Zufriedenheit. Eine philosophische Gottseligkeit ist zum

Exempel, gleich der Entzückung eines Poeten, eine vorübereilende Wirkung einer starken Lebhaftigkeit, großer Müsse, eines feinen Genies, und einer Gewohnheit in Untersuchungen und Betrachtungen: Aber ungeachtet aller dieser Umstände, kann ein abstracter, unsichtbarer Gegenstand, wie der, den die natürliche Religion uns allein vorstellet, die Seele nicht lange in Bewegung erhalten, noch im Leben von einiger Wirkung seyn. Um die Leidenschaften, im Fortgange zu erhalten, müssen wir ein gewisses Mittel erfinden, die Sinne und die Einbildungskraft zu rühren, und sowohl einige historische, als philosophische Nachrichten von der Gottheit zu Hülfe nehmen. So gar gemeiner Aberglauben und Gebräuche haben in diesem Stücke ihren Nutzen.

Obgleich die Gemüther der Menschen sehr verschieden sind, so können wir doch sicher überhaupt sagen, daß ein Leben in Vergnügen nicht so lange bestehen kann, als ein Leben in Beschäfftigungen, sondern dem Ekel und der Sättigung weit eher unterworfen ist. Die Zeitvertreibe, die die dauerhaftesten sind, haben alle eine Vermischung von Fleiß und Aufmerksamkeit bey sich, wie etwan Wettspiele, und die Jagd. Und überhaupt füllet Beschäfftigung und Handlung alle große Lücken des Lebens aus.

Aber wenn auch das Temperament am besten aufgeleget ist zu einiger Vergnügung, so fehlet oft der Gegenstand: Und in diesem Betrachte tragen die Leidenschaften, welche äußerlichen Gegen-

Gegenſtänden nachgehen, nicht ſo viel zur Glückſeligkeit bey, als dieſe, die in uns ſelbſt bleiben; indem wir weder ſo verſichert ſind, ſolche Gegenſtände zu erhalten, noch ſo ſicher, ſie zu beſitzen. Eine Liebe zur Gelehrſamkeit iſt, in Anſehung der Glückſeligkeit, einer Liebe der Reichthümer vorzuziehen. Einige Menſchen haben eine groſſe Stärke der Seele; und wenn ſie auch äuſſerlichen Gegenſtänden nachgehen, werden ſie durch eine Verfehlung nicht ſehr gerühret, ſondern erneuern ihren Fleiß und ihre Mühe mit der gröſten Luſt. Nichts trägt mehr zur Glückſeligkeit bey, als dieſe Beſchaffenheit der Seele.

Nach dieſem kurzen und unvollkommenen Grundriſſe des menſchlichen Lebens, iſt die tugendhafte, die glückſeligſte Verfaſſung der Seele; oder mit andern Worten, diejenige, die zu einer Geſchäfftigkeit und Wirkſamkeit leitet, uns zu geſellſchaftlichen Leidenſchaften geneigt machet, das Herz gegen die Angriffe des Glücks ſtählet, die Neigungen in eine richtige Mäßigkeit bringt, unſere eigenen Gedanken in uns zu einer Unterhaltung machet, und uns mehr zu dem Vergnügen der Geſellſchaft und des Umganges, als zu dem Vergnügen der Sinne geneigt machet. Dieß muß zugleich dem ſorgloſeſten Vernünftler einfallen, daß alle Verfaſſungen der Seele nicht gleich geſchickt zur Glückſeligkeit ſind, und daß eine Leidenſchaft, oder Gemüthsart ungemein wünſchenswerth ſey, indem eine andere eben ſo haſſenswerth iſt. Und in der That, der ganze Unterſchied

schied zwischen den Lebensarten, kömmt auf die Seele an; und keine Art der Geschäffte ist an sich selbst einer andern vorzuziehen. Gutes und Böses, sowohl das natürliche als moralische, beruhet lediglich auf den menschlichen Empfindungen und Neigungen. Kein Mensch würde jemals unglückselig seyn, wenn er sein Gefühl verändern könnte. Gleich dem Proteus würde er alle Anfälle, durch eine beständige Veränderung seiner Gestalt und Bildung, verlachen.

Aber dieser Zuflucht hat uns die Natur beraubet. Der Bau und die Beschaffenheit unserer Seele hängt nicht mehr von unserer Wahl ab, als die Beschaffenheit unsers Körpers. Die mehresten Menschen sehen nicht einmal ein, daß eine Veränderung in diesem Betracht sehr zu wünschen wäre. Wie ein Strom nothwendig dem verschiedenen Hange des Erdbodens folget, worauf er fließt; so wird der unwissende und gedankenlose Theil der Menschen durch seine natürliche Neigungen in Bewegung gesetzet. Solche Leute sind in der That von allen Ansprüchen auf die Philosophie, und von aller Medicin der Seelen ausgeschlossen, die man so sehr rühmet. Aber selbst auf den Weisen und Gedankenvollen hat die Natur einen bewundernswürdigen Einfluß; und es ist nicht allemal in der Gewalt des Menschen, durch seine äußerste Kraft und Fleiß sein Temperament zu verbessern, und den tugendhaften Charakter zu erhalten, wornach er sich sehnet. Das Reich der Philosophie erstrecket sich über wenige;

nige; und selbst in Betracht dieser ist ihre Macht sehr schwach, und eingeschränkt. Der Mensch kann von dem Werthe der Tugend sehr gerühret seyn und sie zu erhalten wünschen; aber es ist nicht allezeit gewiß, daß er in seinen Wünschen glücklich seyn wird.

Derjenige, der ohne Vorurtheile den Lauf der menschlichen Handlungen betrachtet, wird finden, daß die Menschen fast gänzlich durch ihre Gemüthsbeschaffenheit und Temperament geleitet werden, und daß allgemeine Grundregeln eine kleine Gewalt haben, nur in so fern, als sie unsern Geschmack, oder unsere Empfindung rühren. Wenn ein Mensch eine lebendige Empfindung der Ehre und Tugend mit mäßigen Leidenschaften hat, so wird seine Aufführung allezeit den Regeln der Moral gemäß seyn; oder wenn er ja einmal gegen sie verstößt, so wird seine Wiederkehr leicht und bald geschehen; aber wenn hingegen jemand mit einer so verkehrten Verfassung der Seele gebohren ist, mit einer so harten und unempfindlichen Gemüthsart, kein Vergnügen an der Tugend und an der Menschlichkeit, keine Liebe gegen seine Nebengeschöpfe, keine Begierde nach Ehre und Beyfall zu haben; so muß man von einem solchen sagen, daß er gänzlich unheilbar sey, und auch in der Philosophie ist kein Mittel für ihn. Er erndtet keine Befriedigung, als nur von niedertrachtigen und sinnlichen Gegenständen, oder von der Befriedigung böser Leidenschaften ein; er fühlet keine Gewissensbisse, seine lasterhaften

Nei-

Neigungen zu beherrschen: er hat selbst nicht die Empfindung, oder den Geschmack, der erfordert wird, wenn er einen bessern Charakter verlangen soll; ich weiß meines Ortes weis nicht, wie ich mich gegen einen solchen verhalten, oder durch was für Gründe ich mich bemühen sollte, ihn zu bekehren. Wollte ich ihm von der innern Zufriedenheit vorreden, die aus löblichen und gütigen Handlungen entsteht, von den feinern Vergnügen einer uneigennützigen Liebe und Freundschaft, von der dauerhaften Freude eines guten Namens und eines gesetzten Charakters; so könnte er mir immer antworten: daß diese vielleicht ein Vergnügen für solche Leute seyn möchten, die fähig wären, es zu empfinden; er für seinen Theil wäre von einer ganz unterschiedenen Art, und Gemüthsverfassung. Ich muß es wiederholen, meine Philosophie hat in diesem Falle kein Mittel, und ich kann nichts anders thun, als den unglückseligen Zustand dieser Person bedauren. Aber alsdann frage ich: ob eine jede andere Philosophie ein Mittel angeben kann; oder ob es möglich ist, durch ein jedes andere System alle Menschen tugendhaft zu machen, so verkehrt auch ihre natürliche Art und Beschaffenheit der Seelen seyn mag? Die Erfahrung wird uns bald von dem Gegentheile überführen; und ich will so kühn seyn, zu behaupten, daß vielleicht der größte Nutzen, der aus der Philosophie entsteht, indirecte entstehe. Es ist gewiß, daß ein ernsthafter Fleiß in den Wissenschaften und Künsten das

Tempe-

Temperament ſanft und günſtig machet, und dieſen ſeinen Regungen zu Hülfe kömmt, worinn die wahre Tugend und Ehre beſteht. Es geſchieht ſelten, ſehr ſelten, daß ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit nicht zum wenigſten ein ehrlicher Mann iſt, was er ſonſt auch für Schwachheiten an ſich haben mag. Die Anſtrengung ſeiner Seele, im ſpeculativiſchen Nachſinnen muß in ihm die Leidenſchaften des Eigennutzes und des Ehrgeizes dämpfen, und ihn zu gleicher Zeit eine größere Empfindlichkeit aller Wohlanſtändigkeiten und Pflichten des Lebens geben. Er empfindet den moraliſchen Unterſchied in den Charakteren und Sitten weit beſſer, und dieſe Empfindung wird nicht durch dieſe Unterſuchungen vermindert, ſondern vielmehr ſehr vergrößert.

Außer dieſen unmerklichen Veränderungen des Temperaments und der Gemüthsverfaſſung, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß noch andere durch Nachſinnen und Fleiß hervorgebracht werden. Die bewundernswürdigen Wirkungen der Erziehung kennen uns überzeugen, daß die Seele nicht durchaus halsſtarrig und unbiegſam ſey, ſondern daß ſie einige Veränderungen in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit und Bildung leiden kann. Laſſet einen Mann ſich ſelbſt das Muſter eines Charakters vorſetzen, der ſeinen Beyfall hat; laſſet ihn alle kleine Umſtände wohl kennen, worinn ſein eigener Charakter von dieſem Muſter abgeht; laſſet ihn über ſich ſelbſt wachſam ſeyn, und ſeine

Seele

Seele durch eine beständige Bestrebung vom Laster zur Tugend wenden: so zweifle ich nicht, er wird mit der Zeit in seinem Temperamente eine Veränderung zur Besserung finden.

Die Gewohnheit ist ein anderes starkes Mittel, die Seele zu verbessern, und ihre gute Gemüthsart und Neigungen einzupflanzen. Ein Mann, welcher eine Zeitlang in einem nüchternen und mäßigen Leben fortfährt, wird die Schmausereyen und Unordnungen hassen: wenn er sich in Beschäfftigungen, oder Nachsinnen einläßt, so wird der Müßiggang ihm eine Strafe zu seyn scheinen: wenn er sich anstrenget, Gütigkeit und Umgänglichkeit auszuüben, so wird er bald einen Abscheu vor allen Exempeln des Stolzes und der Gewaltthätigkeit haben. Wenn jemand völlig überzeuget ist, daß ein tugendhafter Lebenslauf der beste ist; wenn er nur Entschluß genug hat, sich auf eine Zeitlang selbst zu zwingen; so darf man nicht an seiner Besserung verzweifeln. Das Unglück ist, daß diese Ueberzeugung und dieser Entschluß niemals Platz finden kann, ehe nicht ein Mensch schon vorher mittelmäßig tugendhaft ist.

Hier also ist der größte Triumph der Kunst, und der Philosophie: sie verbessert unvermerkt das Temperament, sie zeiget uns diese Gemüthsverfassungen, die wir, durch eine beständige Anstrengung der Seele und oftwiederholte Fertigkeit, zu erhalten uns bemühen sollen. Außer diesen kann ich ihren Einfluß nicht erkennen, und

ich

ich traue allen dieſen Ermahnungen und Troſtgründen ſehr wenig, welche unter allen ſpeculativiſchen Vernünſtlern ſo ſehr Mode ſind.

Wir haben ſchon bemerket, daß keine Gegenſtände an und vor ſich ſelbſt angenehm, oder verhaßt, vom Werthe, oder verachtenswürdig ſind; ſondern daß alle Gegenſtände ihre Eigenſchaften von dem beſondern Charakter, und der Verfaſſung der Seele erlangen, welche ſie überſieht. Um alſo den Werth eines Gegenſtandes bey jemand zu verkleinern, oder zu vermehren, ſeine Leidenſchaften zu erregen, oder zu mäßigen, giebt es keine eigentliche Bewegungsgründe, die mit einiger Stärke oder Wirkung angewendet werden könnten. Fliegen jagen, wie Domitian, wenn es mehr Vergnügen machet, iſt der Jagd wilder Thiere vorzuziehen, die William Rufus, oder den Eroberungen der Königreiche, die den Alexander vergnügte.

Aber obgleich der Werth eines jeden Gegenſtandes allein durch die Empfindungen oder Leidenſchaften einer jeden beſondern Perſon beſtimmt werden kann; ſo können wir doch bemerken, daß die Leidenſchaften, indem ſie ihren Ausſpruch thun, den Gegenſtand nicht ſchlechtweg betrachten, wie er an ſich ſelbſt iſt, ſondern ihn mit allen Umſtänden überſehen, die ihn begleiten. Ein Menſch, der in eine entzückende Freude geräth, weil er einen Diamanten beſitzt, ſchränket nicht ſein Geſicht, bey dem Glanze dieſes Steines ein: er betrachtet auch ſeine Seltenheit, und hieraus

entsteht vornehmlich sein Vergnügen und seine Freude. Hierbey also kann sich ein Philosoph aufhalten, und besondere Absichten und Betrachtungen und Umstände zusammen sammeln, welche uns sonst möchten entwischet seyn, und durch diese Mittel kann er entweder eine besondere Leidenschaft mäßigen, oder erregen.

Es möchte unvernünftig scheinen, wenn man schlechterdings die Gewalt der Philosophie in diesem Stücke läugnen wollte; aber man muß bekennen, daß ihr diese starke Muthmaßung entgegensteht, daß, wenn diese Betrachtungen natürlich wären, und sich von selbst darböthen, sie sich auch von selbst, ohne Hülfe der Philosophie dargebothen haben würden; wenn sie aber nicht natürlich sind, auch niemals einen Einfluß auf die Neigungen haben können. Diese sind von einer sehr zärtlichen Natur, und können nicht durch die äußerste Kunst und den höchsten Fleiß gezwungen und eingeschränket werden. Eine Betrachtung, welche wir aus einer Absicht suchen, in welche wir uns mit Schwierigkeit einlassen, die wir mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit behalten, kann niemals diese aufrichtige und dauerhafte Bewegungen der Leidenschaften hervorbringen, welche aus der Natur und der Verfassung der Seele entspringen. Ein Mensch kann eben so gut verlangen, sich von der Liebe zu heilen, indem er seine Geliebte durch das künstliche Mittel eines Vergrößerungsglases betrachtet, und hier ihre rauhe Haut, und die ungeheure Unförmlichkeit

keit ihrer Züge sieht, als eine Leidenschaft durch die künstlichen Bewegungsgründe eines Seneca oder Epikret zu erregen, oder zu mäßigen. Die Erinnerung der natürlichen Aussicht und Stellung seines Gegenstandes wird in beyden Fällen sich wieder bey ihm einfinden. Die Betrachtungen der Philosophie sind zu fein, und zu weit entfernt, im gemeinen Leben Platz zu finden, oder einen Affect auszurotten. Die Luft ist zu fein, eingezogen zu werden, wo sie über den Winden und Wolken der Atmosphäre erhoben ist.

Ein anderer Fehler dieser Betrachtungen, die die Philosophie uns darbiethet, ist, daß sie gemeiniglich unsere lasterhaften Leidenschaften nicht vermindern noch vertilgen können, ohne zugleich diejenigen zu vertilgen und zu schwächen, die tugendhaft sind, und ohne die Seele gänzlich gleichgültig und unthätig zu machen. Sie sind größtentheils allgemein, und lassen sich auf alle unsere Affecten anwenden. Vergebens hoffen wir ihre Wirkung allein auf eine Seite zu richten. Wenn wir durch unaufhörliches Studiren und Nachsinnen sie uns sehr vertraulich und gegenwärtig gemachet haben, so werden sie durchaus wirken, und über die ganze Seele eine allgemeine Unempfindlichkeit ausbreiten. Wenn wir die Nerven zerstören, so vertilgen wir das Gefühl des Vergnügens, zugleich mit dem Gefühle des Schmerzens.

Es ist leicht, nur durch einen Blick einen oder bey andern dieser Fehler in den meisten philoso-

phischen Betrachtungen zu finden, die so sehr in alten und neuern Zeiten gerühmet werden. Lasset euch durch die Beleidigung, oder die Gewaltthaten der Menschen, sagen die Philosophen, niemals durch Haß oder Verdruß, aus eurer Fassung setzen. Wollet ihr euch über die Bosheit eines Affen, oder über die Grausamkeit eines Tigers erzürnen? Diese Betrachtung verführet uns zu einer schlechten Meynung von der menschlichen Natur, und muß die gesellschaftliche Liebe verlöschen. Sie führet uns zugleich an, alle Gewissensbisse wegen unserer Laster aus dem Wege zu räumen, wenn wir bedenken, daß das Laster dem menschlichen Geschlechte so natürlich ist, als der besondere Instinct den unvernünftigen Thieren.

Alles Uebel entsteht aus der Ordnung des Ganzen, welches schlechterdings vollkommen ist. Wollet ihr eine so göttliche Ordnung eures eigenen besondern Nutzens wegen, zu zerstören wünschen? Wie, wenn die Uebel, die ich leide, von Bosheit oder Gewalt entstehen? Aber die Laster und Unvollkommenheiten der Menschen sind auch in der Ordnung des Ganzen begriffen. Wenn Plagen und Erdbeben des Himmels Absichten nicht verhindern: warum denn ein Borgia, oder Catilin? Nehmet dieses an; so werden meine eigenen Laster ein Theil derselben Ordnung seyn.

Der Menſch iſt gebohren, elend zu ſeyn; und erſtaunet er noch über ein beſonderes Unglück? Und kann er dem Schmerzen und der Klage, eines einzigen Unſerns wegen, Räum geben? Ja, er beklaget ſich mit groſſer Billigkeit, daß er gebohren iſt, elend zu ſeyn. Euer Troſt ſtellet ihm hundert Uebel für eines vor, wovon ihr ihn retten wollet.

Ihr ſolltet beſtändig Tod, Krankheit, Armuth, Blindheit, Verbannung, Verleumdung und Schande vor Augen haben, als Uebel, die den Menſchen begegnen können. Wenn euch eines von dieſen Uebeln treffen ſollte, ſo würdet ihr es deſto beſſer ertragen, weil ihr euch Rechnung darauf gemachet habt. Ich antworte: Wenn wir uns in einer allgemeinen und entfernten Betrachtung der Uebel des menſchlichen Lebens einſchranken, ſo kann dieſes keine Wirkung haben, uns zu denſelben vorzubereiten. Wenn wir ſie uns durch ein genaues ſtarkes Nachſinnen gegenwartig und vertraulich machen; ſo iſt dieſes ein wahres geheimes Mittel, alles Vergnügen zu vergiften, und uns immer elend zu machen.

Eure Sorgen ſind fruchtlos, und werden den Lauf des Schicksals nicht ändern. Sehr wahr; und eben weil der Grund wahr iſt, bin ich bekümmert.

Ciceros Troſt bey der Taubheit iſt etwas ſonderbar. Wie viel Sprachen, ſaget er, giebt es, die ihr nicht verſtehet! Die punſche,

ſpaniſche, galliſche, ägyptiſche ꝛc. In Anſehung aller dieſer Sprachen, ſeyd ihr, als wenn ihr taub wäret, und doch ſeyd ihr hierinn gleichgültig. Iſt es denn ein ſo großes Unglück, in Anſehung noch einer Sprache, mehr taub zu ſeyn?

Mir gefällt die Antwort des Antipaters von Cyrene beſſer, als ihn eine Frau ſeiner Blindheit wegen tröſten wollte. Was, ſaget er, meynet ihr, daß im Finſtern kein Vergnügen ſey *?

Nichts, ſaget Fontenelle, kann mehr den Ehrgeiz und die Leidenſchaft nach Siegen zernichten, als das wahre Syſtem der Aſtronomie. Welch ein elend Ding iſt ſelbſt die ganze Erdkugel in Anſehung des unendlichen Raumes der Natur? Dieſe Betrachtung iſt offenbar zu weit entfernet, daß ſie einige Wirkung haben könnte. Und wenn ſie von Wirkung wäre, würde ſie nicht ſowohl den patriotiſchen Eifer, als den Ehrgeiz zerſtören? Eben derſelbe artige Verfaſſer füget mit einigem Grunde hinzu: daß die glänzenden Augen des Frauenzimmers der einzige Gegenſtand wären, welche nichts von ihrem Glanze oder Werthe, durch die weitläuftigſten Betrachtungen der Aſtronomie und Philoſophie verlören, ſondern gegen alle Syſtemen die Probe hielten. Wollen uns die Philoſophen nicht lehren, unſere Liebe gegen ſie einzuſchränken?

Es

* *Tuſc. Quæſt. Lib. V.*

Es sind allein zwo Betrachtungen, die man in den Büchern der Philosophen antrifft, von welchen man einige Wirkung erwarten kann; und zwar darum, weil diese zwo Betrachtungen aus dem gemeinen Leben gezogen sind, und sich bey der flüchtigsten Uebersehung der menschlichen Dinge darbiethen. Wenn wir die Kürze und Ungewißheit des Lebens betrachten, wie thöricht scheint uns alsdann alle Sorge, womit wir die Glückseligkeit suchen? Und wenn wir auch unsere Absichten über unser Leben ausdehnen wollten, wie thöricht scheinen unsere weit aussehendsten und großen Entwürfe, wenn wir die beständige Veränderung der menschlichen Dinge betrachten, wodurch Gesetze und Gelehrsamkeit, Bücher und Regierungen von der Zeit, als von einem reißenden Strome fortgerissen werden, und in dem unermeßlichen Ocean der Verwesung verloren gehen. Eine solche Betrachtung kann gewiß alle unsere Leidenschaften dämpfen; aber wirket sie nicht eben deswegen den Kunstgriffen der Natur entgegen, die uns zu unserm Glücke betrüglich zu der Meynung verführet hat, daß das menschliche Leben von einiger Erheblichkeit sey? Und kann nicht eine solche Betrachtung glücklich von wollüstigen Vernünftlern angewandt werden, uns von dem Pfade der Tugend und Geschäftigkeit in die blumigten Gefilde des Vergnügens und Müßiggang zu leiten?

Wir werden von dem Thucydides unterrichtet: daß unter der berühmten Plage in Athen,

da der Tod einem jeden vor Augen stand, eine lüderliche ausgelassene Freude und Munterkeit unter dem Volke herrschete, welches sich unter einander aufmunterte, das Leben so lange recht zu genießen, als es dauerte. Eben diese Regel machet, daß Soldaten im Kriege der Schwelgerey und dem Wohlleben mehr ergeben sind, als irgend eine andere Art von Menschen: Und man kann in diesem Königreiche merken, daß ein langer Friede durch die Sicherheit, die er erzeuget, sich in diesem Stücke sehr verändert, und unsere Officiere fast von dem herzhaften Charakter ihres Gewerbes entfernet hat.

Die zweyte philosophische Betrachtung, welche einen Einfluß in die Affecten haben möchte, wird von der Vergleichung unsers Verstandes mit dem Zustande anderer Menschen hergeleitet. Diese Vergleichung machen wir beständig, selbst im gemeinen Leben; aber es ist ein Unglück, daß wir unsere Umstände lieber mit dem Stande der Größern, als der Geringern vergleichen. Ein Philosoph verbessert diese natürliche Schwachheit dadurch, daß er sein Gesicht auf die andere Seite kehret, um sich selbst mit den Umständen zufrieden zu machen, worein das Glück ihn gesetzet hat. Es sind wenige, die nicht aus dieser Betrachtung einigen Trost schöpfen könnten; obgleich einem rechtschaffenen Manne der Anblick des menschlichen Elendes eher Kummer, als Trost verursachen, und zu den Klagen über sein eigenes Unglück, noch ein tiefes Mitleiden mit dem Unglücke

glücke der andern hinzufügen könnte. So unvollkommen sind selbst die besten philosophischen Trostgründe.

Ich will diese Materie mit der Anmerkung beschließen: daß, ob man gleich in der Tugend ganz gewiß am besten wählet, wenn man sie erhalten kann; dennoch die Unordnung und Verwirrung der menschlichen Sachen so groß ist, daß man keine vollkommene Oekonomie, oder regelmäßige Austheilung der Glückseligkeit und des Elendes in diesem Leben jemals erwarten kann. Nicht allein die Glücksgüter und die leiblichen Gaben (welche beyde von großer Wichtigkeit sind); nicht allein diese Vortheile, sage ich, sind ungleich unter den Tugendhaften und Lasterhaften vertheilet, sondern die Seele selbst nimmt einigermaaßen an dieser Unordnung Theil, und der würdigste Charakter genießt durch eben diese Oekonomie der Leidenschaften, nicht allezeit die größte Glückseligkeit.

Wir bemerken, daß, obgleich eine jede Krankheit, oder Schmerz des Körpers von der Unordnung in den Theilen herrühret, dennoch dieser Schmerz nicht allezeit mit der Unordnung im Verhältnisse stehe, sondern größer oder geringer ist, nach der größern oder geringern Empfindlichkeit des Theiles, in welchen die schädlichen Feuchtigkeiten ihren Einfluß äußern. Zahnschmerzen machen heftigere Schmerzen, als Schwindsucht oder Wassersucht. Eben so können wir in Absicht der Beschaffenheit der

Seele bemerken, daß alle Laster zwar verderblich; aber dennoch die Zerstörung, Unordnung, oder der Schmerz von der Natur nicht nach einem Verhältnisse gegen die Stufen der Laster abgemessen, noch der Mensch, der die höchste Tugend besitzt, wenn wir auch die äußerlichen Zufälle bey Seite setzen, allezeit der Glückseligste ist. Eine finstere und melancholische Gemüthsart ist gewiß für unsere Gesinnungen ein Fehler oder eine Unvollkommenheit. Aber weil sie mit einer großen Empfindung der Ehre und großer Unschuld verknüpfet seyn kann, so kann sie in sehr würdigen Charakteren gefunden werden; ob sie gleich zureichend ist, das Leben zu verbittern, und die Person, die sie besitzt, vollkommen elend zu machen. An der andern Seite kann ein eigennütziger Schelm ein aufgewecktes und munteres Temperament, eine gewisse Fröhlichkeit des Herzens besitzen, welche in der That eine gute Eigenschaft ist, aber weit über ihr Verdienst belohnet wird; und wenn sie mit gutem Glücke begleitet ist, die Bekümmerniß, und die Gewissensbisse, die aller andern Laster wegen entstehen, ersetzen wird.

Ich will als eine Anmerkung hiezu noch hinzufügen: daß, wenn ein Mensch einem Fehler oder einer Unvollkommenheit unterworfen ist, es oft geschehen kann, daß eine gute Eigenschaft, die er mit demselben zugleich besitzt, ihn noch elender machet, als wenn er vollkommen lasterhaft wäre. Eine Person, die eine solche Schwachheit und Weichlichkeit des Temperaments hat, daß sie

leicht

leicht durch Traurigkeit gebeuget werden kann, ist deswegen unglücklicher, weil sie eine edle und freundliche Gemüthsverfassung besitzt, die ihr ein lebendiges Mitleiden gegen andere giebt, und sie desto mehr dem Unglücke, und dem Zufalle bloßstellet. Eine Empfindung der Scham, in einem unvollkommenen Charakter, ist gewiß eine Tugend, bringt aber große Unzufriedenheit und Reue, wovon der freche Schelm gänzlich frey ist. Eine sehr verliebte Gemüthsart, mit einem Herzen, das zur Freundschaft unfähig ist, ist glücklicher, als die äußerste Liebe, mit einer Großmuth des Temperaments, die einen Menschen außer sich selbst setzet, und ihn zum gänzlichen Sclaven des Gegenstandes seiner Leidenschaft machet.

Mit einem Worte, das menschliche Leben wird mehr durch das Glück, als durch Vernunft regieret; muß mehr, als ein dummer Zeitvertreib, als eine ernsthafte Beschäftigung angesehen werden, und wird mehr von der besondern Gemüthsart, als von allgemeinen Regeln regieret. Sollen wir uns in dasselbe durch Liebe und Sorge verwickeln? Es ist nicht so vieler Bekümmerniß werth. Sollen wir um das unbekümmert seyn, was sich zuträgt? so verlieren wir alles Vergnügen des Spiels durch unsere Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit. Indem wir über das Leben Betrachtungen anstellen, ist das Leben dahin; und der Tod geht mit den Thoren eben so um, wie mit den Philosophen, ob sie ihn gleich vielleicht verschiedentlich empfangen. Das Leben an

genaue

genaue Regeln und Methoden zu binden, ist gemeiniglich eine beschwerliche, oft eine fruchtlose Bemühung. Und ist es nicht auch ein Beweis, daß wir dem Preise, den wir zu erlangen suchen, einen gar zu großen Werth beylegen? Selbst dasselbe so sorgfältig betrachten, und einen richtigen Begriff von demselben genau festsetzen, würde schon zu viel seyn, wenn nicht für einige Gemüthsarten diese Beschäfftigung eine der angenehmsten wäre, worauf sie das Leben verwenden könnten.

Zweyundzwanzigster Versuch.

Von der Vielweiberey, und Ehescheidung.

Da die Ehe eine Verbindung ist, worein man durch eine beyderseitige Einwilligung tritt, und deren Absicht die Fortpflanzung des Geschlechtes ist: so ist es augenscheinlich, daß sie alle verschiedene Bedingungen annehmen muß, die die beyderseitige Einwilligung bestimmet, wenn sie dem Endzwecke derselben nicht entgegen sind.

Ein Mann ist, wenn er sich mit einer Frau vereiniget, an sie nach den Bedingungen seiner Verbindung gebunden. Bey der Erzeugung der

Kinder

Kinder ist er durch alle Gesetze der Natur und Menschenliebe verpflichtet, für ihren Unterhalt und ihre Erziehung Sorge zu tragen. Wenn er diese beyden Theile seiner Pflicht ausgeübet hat; so kann niemand ihn einer Ungerechtigkeit oder Beleidigung beschuldigen. Und da die Bedingungen seiner Verbindung sowohl, als die Weise, seine Kinder zu erhalten, sehr verschieden seyn können: so ist es bloß ein Aberglaube, wenn man sich vorstellet, daß die Ehe nur einförmig seyn könne, oder nur eine Art oder Forme annähme. Wenn die menschlichen Gesetze die natürliche Freyheit der Menschen nicht einschränkten; so würde eine jede Heirath eben so von einander unterschieden seyn, als die Contracte, oder der Kauf von einer jeden andern Art oder Species.

Da die Umstände verschieden sind, und die Gesetze verschiedene Vortheile versprechen: so finden wir, daß sie zu verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Oertern, verschiedene Bedingungen diesem Contracte auflegen. In Tonquin haben die Schiffer den Gebrauch, daß sie, wenn die Schiffe in den Hafen kommen, auf die Jahreszeit heirathen; und dieser kurzen Verbindung ungeachtet, sind sie der strengsten Treue sowohl in ihrem Bette, als in der ganzen Handthierung ihrer Sachen, von diesen Frauen versichert, die sie nur eine Zeitlang haben.

Ich kann mich gegenwärtig auf meine Gewährsmänner nicht besinnen; allein ich habe irgendwo gelesen: daß die Republik Athen, als

sie

sie durch den Krieg und die Pest viele von ihren Bürgern verloren hatte, jedermann erlaubete, zwey Weiber zu heirathen, um den Verlust, der durch dieses Unglück entstanden war, desto eher wieder zu ersetzen. Den Dichter Euripides traf das Loos, daß er an zwo häßliche, mürrische Frauen verheirathet wurde, die ihn mit ihrer Eifersucht und ihrem Gezänke so sehr plageten, daß er nachher ein öffentlicher Feind von allem Frauenzimmer wurde; und er ist der einzige dramatische Schriftsteller, vielleicht der einzige Dichter, der einen beständigen Abscheu vor dem ganzen Geschlechte hegete.

In dem angenehmen Roman, die Geschichte der Sevaramben betitelt, worinn erzählet wird, daß viele Männer, und wenige Frauen an eine wüste Küste durch Schiffbruch geworfen wurden; richtet der Befehlshaber der Gesellschaft die unendliche Streitigkeiten, die sich erhoben, beyzulegen, ihre Ehen folgendermaaßen ein: Er nahm für sich selbst ein schönes Frauenzimmer allein; wies einem jeden Paare unter ihm stehender Bediente auch eine an; und fünfen, von dem niedrigsten Range, gab er eine Frau gemeinschaftlich. Hätte der größte Gesetzgeber, in solchen Umständen, sich mit größerer Weisheit aufführen können?

Die alten Britten hatten eine sehr besondere Art zu heirathen, die man bey keiner andern Nation antrifft. Eine Anzahl derselben, als zehn oder zwölf, traten in eine Gesellschaft zusammen, welches

welches vielleicht in diesen barbarischen Zeiten zu ihrer Vertheidigung insgesammt nothwendig war. Um diese Gesellschaft noch fester zu verbinden, nahmen sie in Gemeinschaft eine gleiche Anzahl Weiber: und alle Kinder, die gebohren wurden, sahen sie so an, als wenn sie ihnen allen gehöreten; und folglich sorgete die ganze Gemeine für ihren Unterhalt.

Unter den niedrigern Geschöpfen schreibt die Natur selbst, die höchste Gesetzgeberinn, alle Gesetze vor, die ihre Verbindungen bestimmen, und sie verändert diese Gesetze nach den verschiedenen Umständen der Geschöpfe. Da, wo sie das neugebohrne Thier mit Ruhe, Speise und Vertheidigung versieht, endiget die Vermischung ihre Verbindung; und die Sorge für die Nachkommen ist gänzlich dem weiblichen überlassen. Wo die Nahrung schwerer zu erhalten ist, dauert die Verbindung eine Jahreszeit lang, bis die Nachkömmlinge für sich selbst sorgen können; dann höret die Verbindung gleich auf, und jeder Theil hat die Freyheit, sich in der folgenden Jahreszeit in eine neue Verbindung einzulassen. Allein die Natur, die den Menschen mit Vernunft begabet hat, hat nicht alle Artikel seines Heirathscontractes so genau bestimmet, sondern es seiner eigenen Klugheit überlassen, sie so einzurichten, wie es sein besonderer Zustand und seine Umstände erfordern. Die bürgerlichen Gesetze ergänzen den Mangel der Weisheit einer jeden besondern Person; und unterwerfen zu gleicher Zeit dadurch,

daß

daß sie die natürliche Freyheit der Menschen einschränken, dem Privatnutzen den Nutzen des Publici. Alle Einrichtungen sind daher in diesem Puncte gleich gesetzmäßig, und den Grundsätzen der Natur gleich gemäß, ob sie schon nicht alle gleich zuträglich und gleich nützlich für die Gesellschaft sind. Die Gesetze können die Vielweiberey zugeben, wie bey den östlichen Nationen; oder eine freywillige Ehescheidung erlauben, wie bey den Griechen und Römern; oder sie können einem Manne bloß eine Frau auf Lebenszeit verstatten, wie bey den heutigen Europäern. Es kann nicht unangenehm seyn, die Vortheile und Nachtheile einer jeden Gewohnheit zu betrachten.

Die Fürsprecher der Vielweiberey können sie, als das einzige Mittel wider die Wuth und Unordnungen der Liebe, und als die einzige Hülfe anpreisen, wodurch die Männer von der Sclaverey unter dem weiblichen Geschlechte befreyet werden, die uns die natürliche Heftigkeit unserer Leidenschaften auferleget. Bloß durch diese Mittel können wir unser Recht zur Herrschaft wiedergewinnen; und durch die Befriedigung unserer Begierde, die Herrschaft der Vernunft in unserer Seele wiederaufrichten, und hernach unsere eigene Herrschaft in unseren Familien. Der Mann muß, wie ein schwacher Souverain, der nicht im Stande ist, sich gegen die Betrügereyen und Intriguen seiner Unterthanen zu erhalten, eine Partey wider die andere ergreifen, und durch die

die Eifersucht des Frauenzimmers unumschränkt werden. Zu theilen, und zu regieren, ist eine allgemeine Regel; und durch die Versäumung derselben werfen sich die Europäer in eine schlimmere und schimpflichere Sclaverey, als die Türken oder Perser, die in der That einem Herrn unterworfen sind, der in einer Entfernung von ihnen ist, allein in ihren häuslichen Sachen mit einer unumschränkten Herrschaft regieren. Ein ehrlicher Türk, wenn er aus seinem Serail kömmt, wo alles vor ihm zittert, würde erstaunen, Sylvia in ihrem Putzzimmer zu sehen, wie sie von allen jungen und schönen Herren in der Stadt angebethet wird, und sie gewiß für eine mächtige und despotische Königinn halten, die ihre Wache von gehorsamen Sclaven und Beschnittenen um sich hätte.

Auf der andern Seite kann man mit bessern Grunde behaupten, daß diese Herrschaft des Mannes eine wirkliche unrechtmäßige Anmaßung ist, und die Verwandtschaft, nicht zu sagen, die Gleichheit des Ranges zernichtet, die die Natur zwischen beyden Geschlechtern gestiftet hat. Wir sind von Natur ihre Liebhaber, ihre Freunde, ihre Gönner: Sollten wir so zärtliche Benennungen gutwillig mit den barbarischen Titeln eines Herrn und Tyrannen vertauschen?

In welchem Stande würden wir durch dieses unmenschliche Verfahren Vortheil haben? als Liebhaber, oder als Ehemänner? Der Liebhaber ist ganz vertilget; und die Gunstbewer-

bung, die angenehmſte Scene im menſchlichen Leben, kann nicht länger Platz haben, wo das Frauenzimmer nicht ihren freyen Willen hat, ſondern wie das ſchlechteſte Vieh gekaufet und verkaufet wird. Der **Ehemann** gewinnt eben ſo wenig dabey, wenn er das vortreffliche Geheimniß gefunden hat, alle Stücke der Liebe, ausgenommen ihre Eiferſucht, zu unterſcheiden. Es iſt keine Roſe ohne Dorn: allein der muß in der That ein närriſcher Elender ſeyn, der die Roſen wegwirft, und die Dornen allein behält.

Ich wollte nicht gern behaupten, daß das ein Vortheil unſerer europäiſchen Gebräuche ſey, was **Mehemet Effendi**, der letzte türkiſche Geſandte in **Frankreich**, bemerket hat. **Wir Türken**, ſaget er, **ſind große Narren gegen die Chriſten. Wir halten mit Unruhe und Koſten, ein jeder in ſeinem Hauſe, ein Serail: allein ihr befreyet euch von dieſer Bürde, und euer Serail iſt in den Häuſern eurer Freunde.** Die bekannte Tugend unſerer brittiſchen Damen befreyet ſie hinlänglich von dieſer Beſchuldigung: Und ſelbſt der **Türk**, er mag auch ein noch ſo großer **Türk** ſeyn, muß bekennen, daß unſer freyer Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte, unſere Geſellſchaft mehr, als andere Erfindungen, verſchönert, belebet, und geſittet machet.

Allein die aſiatiſchen Sitten ſind der Freundſchaft eben ſo nachtheilig, als der Liebe. Die Eiferſucht ſchließt die Menſchen von allem vertrau-

vertrauten und genauen Umgange aus. Niemand darf seinen Freund in sein Haus, oder an seinen Tisch führen, oder er bringt seiner großen Anzahl Weiber einen Liebhaber. Daher ist jede Familie im ganzen Osten von einander so abgesondert, als wenn sie so viele verschiedene Königreiche wären. Es ist daher kein Wunder, daß Salomon, der wie ein orientalischer Prinz mit seinen sieben hundert Weibern, und dreytausend Kebsweibern, ohne einen Freund zu haben, lebte, so pathetisch von der Eitelkeit der Welt schreiben konnte. Hätte er das Geheimniß mit einem Weibe, oder einem Kebsweibe, wenigen Freunden, und einer großen Menge Gesellschafter versuchet: so hätte er vielleicht mehr Annehmlichkeit an dem Leben gefunden. Hebet Liebe und Freundschaft auf, was bleibt in der Welt übrig, das angenommen zu werden verdiente?

Es ist nöthig, die schrecklichen Wirkungen der Eifersucht, und den Zwang, worinn das ganze schöne Geschlecht im ganzen Oriente gehalten wird, zu erzählen, die Vielweiberey noch verhaßter zu machen. In diesen Ländern ist es den Mannern nicht erlaubet, einigen Umgang mit dem Frauenzimmer zu haben, nicht einmal den Aerzten, wenn man doch glauben kann, daß die Krankheit alle wollüstige Leidenschaften in dem Busen der Schönen ausgeloschet, und sie zu gleicher Zeit außer Stand gesetzet hat, Gegenstände der Begierde zu seyn. Tournefort erzählet uns: als er in das Serail des Großvezirs als ein Arzt ge-

führet worden, daß er ſich nicht wenig verwundert habe, da er ſeine Augen auf eine Gallerie gerichtet, eine große Menge nackender Arme zu ſehen, die aus der Wand des Zimmers hervorſtanden. Er konnte nicht begreifen, was dieſes bedeuten ſollte; bis ihm geſaget wurde, daß dieſe Arme Körpern gehöreten, die er heilen ſollte, ohne etwas mehr von ihnen zu wiſſen, als was er aus den Armen ſehen könnte. Es war ihm nicht erlaubet, die Kranken zu befragen, auch nicht einmal ihre Wärter, damit er etwa nicht nöthig fände, ſich nach Umſtänden zu erkundigen, die die Delicateſſe des Serails zu entdecken nicht erlaubete. Daher geben die Aerzte im Oriente vor, alle Krankheiten aus dem Puſſe zu erkennen; wie unſere europäiſchen Quackſalber ſich unterſtehen, alle Perſonen zu heilen, bloß wenn ſie ihr Waſſer ſehen. Ich glaube, wäre Herr Tournefort von dieſer letzten Art geweſen, die eiferſüchtigen Türken würden in Conſtantinopel nicht erlaubet haben, daß man ihm die zu ſeiner Kunſt nöthigen Materialien gegeben hätte.

In einem andern Lande, wo die Vielweiberey auch erlaubet iſt, machen ſie ihre Weiber zu Krüppeln, und machen, daß ſie ihre Füße nicht brauchen können, um ſie in ihren eigenen Häuſern einzuſchließen. Allein der Leſer wird ſich vielleicht wundern, wenn er höret, daß in einem europäiſchen Lande, wo die Vielweiberey nicht erlaubet iſt, die Eiferſucht dennoch zu einer ſolchen Höhe gebracht werden kann, daß es ſo gar unan-

unanständig ist, zu glauben, ein Frauenzimmer von Stande habe Füße oder Beine. Ein Spanier ist selbst über die Gedanken derer eifersüchtig, die sich seiner Frau nähern; und er wird, wenn es möglich ist, verhüten, daß er auch nur durch eine willkürliche Verstellung nicht entehret wird. Folgende Geschichte, die wir von sehr glaubwürdiger Hand haben, kann ein Zeugniß davon seyn *. Als die Mutter des verstorbenen Königes von Spanien auf ihrer Reise nach Madrid war, kam sie durch eine kleine Stadt in Spanien, die wegen ihrer Manufacturen von Handschuhen und Strümpfen berühmt war. Die ehrliche Obrigkeit des Ortes dachte, sie könnte ihre Freude bey der Aufnahme ihrer neuen Königinn nicht besser ausdrücken, als wenn sie ihr eine Probe von den Waaren überreichete, weswegen ihre Stadt allein merkwürdig war. Der Major-Domo, der die Königinn führete, nahm die Handschuh sehr gnädig auf: allein, als ihm die Strümpfe angebothen wurden, warf er sie mit großem Zorne weg, und verwies der Obrigkeit diese grobe Unanständigkeit nachdrücklich. Wisset, sagte er, daß eine Königinn von Spanien keine Beine hat. Die arme junge Königinn, die damals wenig von der Sprache wußte, und öfters durch Erzählungen von der spanischen Eifersucht geschreckt worden war, glaubete,

* Memoires de la Cour d' Espagne par M.l. D'ANNOY.

man würde ihr die Beine abnehmen. Sie fing daher an zu ſchreyen, und zu bitten, daß man ſie wieder nach Deutſchland zurückbringen möchte; denn ſie könnte eine ſolche Operation nimmer aushalten: und es war ſehr ſchwer, ſie wieder zu beruhigen. Man ſaget, daß Philipp der Vierte niemals in ſeinem Leben ſo herzlich gelachet habe, als bey der Erzählung dieſer Geſchichte.

Wenn man von einer ſpaniſchen Dame nicht glauben muß, daß ſie Beine habe, was ſoll man von einer türkiſchen Dame glauben? Man muß glauben, daß ſie überhaupt kein Daſeyn habe. Daher wird es auch zu Conſtantinopel für eine Grobheit und Unanſtändigkeit gehalten, jemals in Gegenwart des Mannes von den Frauen zu reden *. Es iſt wahr, wohlerzogene Leute in Europa machen es auch zu einer Regel, niemals von ihren Frauen zu ſprechen: allein die Urſache davon liegt nicht in unſerer Eiferſucht. Ich glaube, es rühret daher, weil wir ohne dieſe Regel, die Geſellſchaft ermüden würden, indem wir zu viel von ihnen ſprächen.

Der Präſident Montesquieu hat einen andern Grund dieſer Regel angegeben: Die Männer, ſaget er, reden in Geſellſchaft von ihren Weibern nicht gern, damit ſie nicht von ihnen vor Leuten ſprechen, die ſie beſſer kennen, als ſie ſelbſt.

Da wir die Vielweiberey verworfen, und einen Mann mit einer Frau verheirathet haben; ſo laſſet

* *Memoires de* Marquis d'ARGENS.

lasset uns nun betrachten, welche Dauer wir ihrer Verbindung geben, und ob wir solche freywillige Ehescheidungen zugeben sollen, die bey den Griechen und Römern üblich waren? Diejenigen, die diese Gewohnheit vertheidigen wollen, können folgende Gründe anführen.

Wie oft entsteht Ekel und Abscheu in der Ehe, aus den allergeringsten Zufällen, oder aus nicht übereinstimmenden Gemüthern; wo die Zeit, anstatt die Wunden, die aus beyderseitigen Beleidigungen entstehen, zu heilen, sie täglich durch neue Streitigkeiten und Vorwürfe mehr zu Geschwüren machet? Lasset uns die Herzen von einander trennen, die nicht für einander gemachet sind. Ein jedes von denselben kann vielleicht ein anderes finden, wofür es sich besser schicket. Wenigstens kann nichts grausamer seyn, als mit Gewalt eine Vereinigung zu erhalten, die zuerst durch beyderseitige Liebe gestiftet ist, und nun in der That durch beyderseitigen Haß aufgelöset wird.

Allein die Freyheit der Ehescheidungen ist nicht allein ein Mittel für den Haß, und häuslichen Zank: Sie ist auch ein Präservativ für denselben, und das einzigste Mittel, die Liebe im Leben zu erhalten, die zuerst das verheirathete Paar vereinigte. Das Herz des Menschen liebet die Freyheit: die bloße Vorstellung des Zwanges ist ihm zuwider: wenn man es mit Gewalt dazu zwingen will, was es sonst gewählet haben würde, so verändert sich seine Neigung gleich, und aus der Begierde wird ein Abscheu. Wenn

der Nutzen des Publici uns nicht erlaubt, in der Vielweiberey die Abwechselung zu genießen, die uns in der Liebe so angenehm ist; so nehmet uns doch wenigstens nicht diese Freyheit, die so unumgänglich nöthig ist. Es ist umsonst, wenn ihr mir saget, daß die Person, mit welcher ich mich vereinigen will, bloß meiner Wahl überlassen ist. Es ist wahr, die Wahl meines Gefängnisses ist mir gelassen; allein dieß ist nur ein schlechter Trost, weil es immer ein Gefangniß bleibt.

Von dieser Art sind die Gründe, die zum Vortheile der Ehescheidungen angeführet werden können: allein diese drey Einwürfe, die nicht beantwortet werden können, scheinen ihnen entgegen zu stehen. Erstlich: Was soll aus den Kindern werden, wenn die Aeltern sich getrennet haben? Sollen sie der Sorge einer Stiefmutter anvertrauet werden; und statt der zärtlichen Sorge und Liebe einer Mutter, alle Gleichgültigkeit, oder den Haß einer Fremden, oder einer Feindinn empfinden? Diese Unbequemlichkeiten werden genugsam empfunden, wo die Natur die Ehescheidung durch das Schicksal gemachet hat, das allen Menschen unvermeidlich ist. Und wollen wir uns noch bemühen, diese Unbequemlichkeiten durch häufige Ehescheidungen zu vermehren, und den Aeltern die Macht geben, ihre Nachkommen, nach ihrem Eigensinne elend zu machen?

Zweytens: Wenn es auf der einen Seite wahr ist, daß das Herz des Menschen von Natur

tur die Freyheit liebet, und alles haſſet, wozu es gezwungen wird; ſo iſt es auch auf der andern Seite wahr, daß das Herz des Menſchen ſich von Natur den Nothwendigkeiten unterwirft, und eine Neigung bald verliert, wenn ſich eine gänzliche Unmöglichkeit zeiget, dieſelbe zu befriedigen. Ihr werdet ſagen, dieſe Grundtriebe der menſchlichen Natur ſind widerſprechend: aber was iſt der Menſch anders, als ein Haufen von Widerſprüchen? Indeſſen iſt es merkwürdig, daß Grundtriebe, wo ſie nach dieſer Art ſich in ihrer Wirkung einander entgegen ſind, ſich doch nicht allemal einander zu Grunde richten: ſondern einer oder der andere in einer beſondern Gelegenheit, nachdem die Umſtände ihm entweder weniger, oder mehr günſtig ſind, herrſchen kann. Zum Exempel, die Liebe iſt eine unruhige, und ungeduldige Leidenſchaft, voller Eigenſinn und Veränderungen: ſie entſteht in einem Augenblicke von einer Geſichtsbildung, von einer Mine, von nichts, und ſie wird plötzlich auf eben die Art verlöſchet. Eine ſolche Leidenſchaft erfordert vor allen Dingen Freyheit; und darum hat **Eloiſe** Urſache, wenn ſie, um dieſe Leidenſchaft zu erhalten, ſich weigert, ihren geliebten **Abelard** zu heirathen.

Wie oft habe ich geſagt, wenn du auf unſere Verbindung drangeſt, verflucht ſeyn alle Geſetze, außer den Geſetzen, die die Liebe gemachet hat! Die Liebe, ſo frey, wie die Luft, breitet, bey dem Anblicke der menſchlichen Verbindungen, ihre leichten

Flügel aus, und entfliehet im Augenblicke. Allein die Freundschaft ist eine stille und ruhige Neigung, sie wird durch die Vernunft geleitet, und durch die Gewohnheit bestätiget; sie entsteht aus einer langen Bekanntschaft, und aus beyderseitiger Verpflichtung; ohne Eifersucht, oder Furcht, und ohne solche fieberhafte Zufälle, von Hitze und Kälte, die in der verliebten Leidenschaft eine so angenehme Quaal verursachen. Eine so reine Neigung, wie die Freundschaft ist, wächst daher eher unter dem Zwange, und erreichet niemals eine solche Höhe, als wenn ein großer Nutzen, oder eine Nothwendigkeit zwo Personen verbindet, und ihnen einen Gegenstand ihrer Absicht darbiethet. Lasset uns dann betrachten, ob die Liebe oder die Freundschaft in einer Ehe herrschen soll; und dann werden wir bald bestimmen können, ob derselben die Freyheit, oder der Zwang vortheilhafter sey. Die glücklichsten Ehen werden gewiß da gefunden, wo die Liebe durch eine lange Bekanntschaft zu einer Freundschaft geworden ist, und sich befestiget hat. Wer außer den ersten Wochen im Ehestande von Entzückungen und Begeisterungen träumet, ist ein Narr. So gar die Romanen selbst müssen, mit aller Freyheit der Erdichtung, ihre Liebhaber an dem Tage ihrer Ehe verlassen, und sie finden es leichter, die Liebe zwölf Jahre hindurch unter Kälte, Verachtung und Schwierigkeiten zu erhalten, als eine Woche in dem Besitze, und in Sicherheit. Wir dürfen daher uns nicht abschrecken

schrecken lassen, das Band der Ehe so fest, als möglich, zu knüpfen. Die Freundschaft wird zwischen Personen, wo sie ächt und aufrichtig ist, eher daben gewinnen. Und wo sie wankend und ungewiß ist, da ist dieß das beste Mittel, sie zu befestigen. Wie viele leere Zänkereyen und Verdrußlichkeiten findet man, die sich Menschen von gemeiner Klugheit zu vergessen bemühen, wenn sie in der Nothwendigkeit sind, ihr Leben mit einander zuzubringen: die aber bald in den tödtlichsten Haß ausschlagen würden, wenn sie unter der Hoffnung einer leichten Trennung, auf das Aeußerste getrieben würden?

Drittens müssen wir bedenken, daß nichts gefährlicher ist, als zwo Personen in allen ihren Nutzen und Absichten so eng zu vereinigen, als Mann und Frau, ohne die Vereinigung vollkommen zu machen. Die geringste Möglichkeit eines abgesonderten Nutzens muß die Quelle von unendlichem Gezänke und Eifersucht seyn. Was **Doctor Parnel, die Gemüthsbeschaffenheit der Frau, die gern Kleinigkeiten an die Seite bringt**, nennet, wird doppelt schädlich seyn; und der Eigennutz des Mannes, der mit mehrerer Macht versehen ist, kann noch gefährlicher werden.

Soliten diese Gründe wider die freywilligen Ehescheidungen, als unzureichend angesehen werden, so hoffe ich, kein Mensch wird das Zeugniß der Erfahrung verwerfen wollen. Zu der Zeit, als die Ehescheidungen unter den **Römern** am üblich-

üblichſten waren, waren die Ehen am ſeltenſten; und Auguſt ſah ſich gezwungen, Leute von Stande zu Rom durch Strafgeſetze zu dem ehelichen Stande zu zwingen: ein Umſtand, der kaum in einem andern Zeitalter, oder bey einer andern Nation angetroffen wird.

Das Verboth der Vielweiberey und der Eheſcheidungen empfiehlt unſere europäiſche Gewohnheit bey der Ehe, hinlänglich.

* *

Dreyundzwanzigſter Verſuch.

Von der Einfalt, und Kunſt im Schreiben.

Die ſchöne Schreibart beſteht, nach dem Herrn Addiſon, aus Gedanken, die natürlich ſind, ohne gemein zu ſeyn. Man kann keine richtigere und kürzere Erklärung von der feinen Schreibart geben.

Gedanken, die bloß natürlich ſind, rühren die Seele mit keinem Vergnügen, und ſcheinen nicht werth zu ſeyn, daß ſie unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Der Scherz eines Schiffers, die Anmerkungen eines Bauren, der ſchmutzige Spaß eines Sänftenträgers oder Lohnkutſchers, ſind alle natürlich und unangenehm. Was für ein ungeſal-

gesalzenes Lustspiel würden wir von dem Geschwätze bey dem Theetische, getreu und der völligen Länge nach abgebildet, machen? Nichts kann Personen von Geschmacke gefallen, als die mit allen ihren Reizungen und Zierrathen gezeichnete Natur, la belle nature; oder wenn wir das niedrige Leben abmalen, so müssen die Züge stark und merkwürdig seyn, und ein lebendiges Bild in die Seele bringen. Cervantes hat die läppische Naivete * des Sancho Pancho mit solchen unnachahmlichen Farben abgebildet, daß sie eben so sehr belustiget, als das Bild des großmüthigsten Helden, oder zärtlichsten Liebhabers.

Von den Rednern, Philosophen, Kunstrichtern und allen Schriftverfassern, die in eigener Person reden, ohne andere redende oder agirende Personen einzuführen, gilt eben das. Wenn seine Sprache nicht artig, seine Bemerkungen nicht mehr, als gemein, sein Geschmack nicht stark und männlich ist; so wird er sich umsonst seiner Natur und Einfalt rühmen. Er kann richtig; aber wird niemals angenehm seyn. Es ist das Unglück solcher Schriftsteller, daß sie nie getadelt, und beurtheilet werden. Das Glück eines Buches, und das Glück eines Mannes ist nicht

* Der Verfasser merket in einer Anmerkung an, daß er das Wort naiveté, von den Franzosen entlehnet habe, weil die englische Sprache dergleichen nicht hat. Die deutsche hat eben den Mangel, und ich glaubte, daß ich eben so frey seyn dürfte, als der Verfasser.

nicht einerley. Der verborgene betrügliche Pfad des Lebens, wovon Horaz redet, fallentis semita vitae, kann das glücklichste Loos des einen seyn; aber ist das größte Unglück, worein der andere fallen kann.

Auf der anderen Seite können Werke, die ganz in Verwunderung setzen, ohne natürlich zu seyn, niemals der Seele eine dauerhafte Belustigung verursachen. Chimären bilden, heißt, eigentlich zu reden, nicht abmalen, oder nachahmen. Die Richtigkeit der Vorstellung ist verloren, und die Seele ist misvergnügt, ein Bild zu finden, das mit keinem Originale eine Aehnlichkeit hat. Solche ausschweifende Zierrathe sind in einem Briefe, oder philosophischen Style eben so wenig angenehm, als in dem tragischen oder epischen. Gar zu viele Zierde ist in allen Arten von Werken ein Fehler. Ungewöhnliche Ausdrücke, starker schimmernder Witz, gemalte Gleichnisse, und epigrammatische Wendungen sind, vornehmlich wenn sie gar zu dicht gesäet sind, eher Verunstaltungen, als Verschönerungen der Rede. Wie das Auge, wenn es ein gothisches Gebäude betrachtet, durch die Vielfältigkeit der Zierrathe zerstreuet wird, und durch seine genaue Aufmerksamkeit auf die Theile, das Ganze verliert; so ermüdet sich die Seele, indem sie ein Werk liest, das mit Witz überhäufet ist, und wird über die beständige Bemühung zu scheinen, und in Verwunderung zu setzen, verdrüßlich: So geschieht es da, wo ein Scribent von

Witze

Wiße überflieſſt, wenn auch dieſer Wiß an ſich ſelbſt richtig und angenehm ſeyn ſollte. Aber gemeiniglich pflegen dieſe Scribenten ihre liebſten Zierrathe auch da zu ſuchen, wo die Materie ſie nicht darbiethet; und daher haben ſie zuweilen abgeſchmackte Einfälle gegen einen Gedanken, der in der That ſchön iſt.

Keine Materie in der kritiſchen Wiſſenſchaft iſt reicher, als die von der rechten Miſchung der Einfalt und der Zierde im Schreiben; und damit ich alſo nicht in ein gar zu weites Feld gerathe, will ich mich hierüber bey einigen allgemeinen Anmerkungen einſchränken.

Erſtlich, merke ich an: **daß, ob man gleich in keinem von beyden ausſchweifen, und eine gehörige Mittelſtraſſe in allen Werken beobachten müſſe; dennoch dieſe Mittelſtraße nicht in einem Puncte liegt, ſondern einer ziemlichen Ausdehnung fähig iſt.** Man betrachte, in dieſem Stücke, den weiten Unterſchied zwiſchen **Pope** und dem **Lucrez**. Dieſe ſcheinen in den beyden größten Extremen der Zierde und der Einfalt zu liegen, die ein Poet ſich erlauben kann, ohne einer tadelnswürdigen Ausſchweifung ſchuldig zu ſeyn. Dieſer ganze Zwiſchenraum kann mit Dichtern angefüllet ſeyn, die alle von einander unterſchieden ſeyn, und doch alle, ein jeder in ſeiner beſondern Schreibart und Weiſe, gleich vortrefflich ſeyn konnen. **Corneille** und **Congreve**, die ihren Wiz und ihre Zierlichkeit etwas weiter treiben, als **Pope** (wofern

Dichter

Dichter von so verschiedener Art zusammen verglichen werden können), und Sophokles und Terenz, die einfältiger sind, als Lucrez, scheinen diese Mittelstraße verlassen zu haben, auf welcher die vollkommensten Werke gefunden werden, und den Tadel zu verdienen, daß sie in diesen entgegengesetzten Charakteren ein wenig ausschweifen. Von allen großen Poeten liegen Virgil und Racine, meiner Meinung nach, dem Mittelpuncte am nächsten, und sind von beyden Extremen am weitesten entfernt.

Meine zweyte Anmerkung hierüber ist: daß es sehr schwer, wo nicht unmöglich, ist, mit Worten zu erklären, worinn das richtige Mittel zwischen beyden Ausschweifungen, in der Einfalt, und in der Zierde, bestehe; oder eine Regel zu geben, wornach wir die Gränzen zwischen dem Fehler und der Schönheit genau wissen können. Ein Kunstrichter kann hierüber nicht nur mit vielem Urtheile reden, ohne seine Leser zu unterrichten, sondern auch ohne die Materie selbst vollkommen zu verstehen. Es ist auf der Welt kein feiner Stück einer Kritik, als Fontenellens Dissertation von Schäfergedichten; worinn er mit einer Menge von Anmerkungen, und philosophischen Untersuchungen sich bemühet, das richtige Mittel zu bestimmen, welches sich für diese Schreibart schicket. Aber man lese die Schäfergedichte dieses Verfassers, so wird man überzeuget werden, daß dieser sinnreiche Kunstrichter, seiner

ſeiner feinen Beurtheilung ungeachtet, einen falſchen Geſchmack hatte, und den Punct der Vollkommenheit näher an das Extrem der Zierlichkeit ſetzete, als die Schäfergedichte erlauben. Die Gedanken ſeiner Schäfer ſchicken ſich beſſer bey den Nachttiſch in Paris, als zu den Wäldern von Arkadien. Aber dieſes iſt unmöglich in ſeiner kritiſchen Unterſuchung zu entdecken. Er tadelt alle zu häufige Malerey und Ausſchmückung eben ſo ſehr, als Virgil gethan haben könnte, wenn er eine Diſſertation von dieſer Art der Dichtkunſt geſchrieben hätte. So unterſchieden auch der Geſchmack der Menſchen ſeyn mag, ſo ſind doch ihre allgemeinen Gedanken über dieſe Materien gemeiniglich einerley. Keine Kritik kann ſehr lehrreich ſeyn, die nicht aufs Beſondere geht, und voll Exempel und Erläuterungen iſt. Ein jeder giebt dieſes zu, daß ſowohl die Schönheit, als die Tugend in dem Mittel liege; aber wo dieſes Mittel iſt? das iſt die große Frage, und kann durch allgemeine Betrachtungen nicht hinlänglich erkläret werden.

Ich will als eine dritte Anmerkung ſagen: **daß wir uns mehr hüten müſſen, in der Zierde, als in der Einfalt auszuſchweifen; und zwar weil der erſte Fehler häßlicher und gefährlicher iſt, als der letzte.**

Dieſes iſt eine gewiſſe Regel: daß Witz und Leidenſchaft ganz und gar nicht zuſammen beſtehen können. Wenn die Affecten erreget worden ſind, ſo darf die Einbildungskraft nicht Platz finden.

Da die Seele des Menſchen eingeſchränket iſt, ſo iſt es unmöglich, daß alle ihre Kräfte auf einmal wirken können: und je mehr eine derſelben vorzüglich arbeitet, je weniger haben die andern Raum, ihre Stärke auszuüben. Aus dieſer Urſache wird mehr Einfalt in ſolchen Werken erfordert, wo Menſchen, und Handlungen und Leidenſchaften abgemalet werden, als in ſolchen, die aus Tiefſinn und Betrachtungen beſtehen. Und weil die erſte Gattung der Schreibart die angenehmſte und ſchönſte iſt, ſo kann man in dieſer Abſicht dem Extrem der Einfalt ſicher den Vorzug vor dem Künſtlichen geben.

Wir können auch bemerken: daß dieſe Werke, die wir zu oft leſen, und die ein jeder auswendig gelernet hat, die Einfalt vor ſich haben, und nichts in den Gedanken enthalten, was in Verwunderung ſetzet, wenn man ihnen die Artigkeit des Ausdruckes, und das harmoniſche Sylbenmaaß nimmt, worinn ſie eingekleidet ſind. Wenn die Schönheit eines Werkes in einer Spitzfindigkeit beſteht; ſo kann es anfänglich blenden; aber die Seele denket bey der zweyten Durchleſung den Gedanken voraus, und wird nicht mehr davon gerühret. Wenn ich ein Epigramma des Martials leſe, ſo erinnere ich mich bey der erſten Zeile des Ganzen; und ich finde kein Vergnügen darinn, das für mich zu wiederholen, was ich ſchon weis. Aber eine jede Zeile, ein jedes Wort in dem Catullus hat ſeinen Werth: und ich kann mich nicht müde leſen. Es iſt genug, den

Cowley

Cowley einmal flüchtig zu leſen: aber Parnel, wenn man ihn zum funfzehnten male lieſt, iſt noch immer ſo neu, als zum erſten male. Ueberdieß iſt es mit den Büchern eben ſo, wie mit dem Frauenzimmer, bey welchem eine gewiſſe Einfalt der Sitten und der Kleidung angenehmer iſt, als der Schimmer der Schminke und der gekünſtelten Mienen und des Putzes, welche das Auge reizen können, aber nicht an das Herz gehen. Terenz iſt eine ſittſame und ſchamhafte Schöne, der wir alles erlauben, weil er ſich nichts herausnimmt, und deſſen Keuſchheit und Natur einen dauerhaften, obgleich keinen heftigen Eindruck auf uns machet.

Aber das Künſtliche iſt das gefährlichſte Extrem, ſo wie es am wenigſten das ſchönſte iſt, und worein wir am erſten zu fallen pflegen. Die Einfalt wird für Dummheit gehalten, wenn ſie nicht mit großer Zierde und Richtigkeit verbunden iſt. Hingegen iſt in einem Schimmer des Witzes und Einfalles etwas, das in Verwunderung ſetzet. Gemeine Leſer werden heftig dadurch gerühret, und bilden ſich fälſchlich ein, daß es die ſchwerſte und ſchönſte Schreibart ſey. Seneca hat eine Menge von angenehmen Fehlern, ſaget Quinctilian, abundat dulcibus vitiis; und iſt deswegen der gefährlichſte, und der geſchickteſte, den Geſchmack junger und unvorſichtiger Leute zu verderben.

Ich will noch hinzufügen: daß man ſich vor der Ausſchweifung in dem Künſtlichen ſehr mehr

hüten müſſe, als jemals; weil dieſes das Extrem iſt, worein man am leichteſten zu fallen pflegt, ſeitdem die Gelehrſamkeit weiter gekommen iſt, und ſeitdem vorzügliche Scribenten in allen Arten von Schriften aufgetreten ſind. Die Bemühung, durch Neuigkeit zu gefallen, verleitet die Menſchen weit von der Einfalt und Natur, und füllet ihre Schriften mit Künſteleyen und Einfällen an. Auf dieſe Weiſe wurde das Alter des Claudius und Nero an Geſchmack und Genie ſo viel ſchlechter, als die Zeit des Auguſtus: und vielleicht haben wir itzo einige Symptomen von einer gleichen Ausartung des Geſchmackes, ſowohl in Frankreich, als in England.

Vierundzwanzigſter Verſuch.

Von Nationalcharakteren.

Der gemeine Mann iſt ſehr geneigt, alle Nationalcharaktere zu übertreiben; und wenn er es einmal als einen Grundſatz feſtgeſetzet hat, daß ein Volk falſch, oder verzagt, oder unwiſſend ſey, ſo will er keine Ausnahme machen, ſondern eine jede einzelne Perſon unter eben demſelben Charakter begreifen. Vernünftige Leute verwerfen dieſes unbedingliche Urtheil; ob ſie gleich gar nicht läugnen, daß eine jede

jede Nation gewiſſe beſtimmte Gewohnheiten hat, und daß einige beſondere Eigenſchaften häufiger unter einem Volke, als ihren Nachbarn angetroffen werden. Das gemeine Volk in der Schweitz hat ganz gewiß mehr Frömmigkeit, als der Pöbel in Irland: Und ein jeder Verſtändiger wird aus dieſem Umſtande allein einen Unterſchied in dem Glauben machen, den er ihnen zuſtellet. Wir haben Urſache, mehr Witz und Lebhaftigkeit von einem Franzoſen, als von einem Spanier zu erwarten; obgleich Cervantes ein gebohrner Spanier war. Von einem Engländer wird man gemeiniglich vorausſetzen, daß er mehr Gelehrſamkeit beſitze, als ein Däne; obgleich Tycho de Brahe in Dänemark gebohren war. Man giebt von dieſen Nationalcharakteren verſchiedene Urſachen an; weil einige ſie aus moraliſchen, andere aus phyſikaliſchen Gründen erklären. Unter die moraliſchen ſetze ich alle Umſtände, die geſchickt ſind, auf die Seele, als Gründe, oder Bewegungsgründe zu wirken, und welche eine gewiſſe beſondere Art von Sitten uns gewöhnlich machen. Von dieſer Art ſind, die Beſchaffenheit der Regierung, die Veränderungen der öffentlichen Sachen, der Ueberfluß oder der Mangel, worinn das Volk lebet, die Verfaſſung der Nation gegen ihre Nachbarn, und dergleichen Umſtände. Unter den phyſikaliſchen Urſachen verſtehe ich hier die Eigenſchaft der Luft, und des Clima, von welcher man annimmt, daß ſie unvermerkt auf das Temperament wirken, in-

dem sie den Zustand und die Beschaffenheit des Leibes verändern, und eine besondere Complexion mittheilen, welche, obgleich Nachdenken und Vernunft sie zuweilen überwindet, dennoch über den meisten Theil der Menschen Gewalt, und einen Einfluß in ihre Sitten haben soll.

Daß der Charakter einer Nation sehr auf moralischen Ursachen beruhe, muß ein jeder unstreitig einsehen, der ohne viele Mühe eine Betrachtung anstellet: Denn eine Nation ist nichts anders, als eine Gesellschaft von einzelnen Personen, und die Sitten der einzelnen Personen werden sehr oft durch diese Ursachen bestimmet. So wie Armuth und harte Arbeit die Seele des gemeinen Volkes niederträchtig, und zu den Wissenschaften und Beschäfftigungen des Verstandes ungeschickt machet; so muß auch da, wo eine Regierung die Unterthanen unterdrücket, diese eine gleiche Wirkung auf ihr Temperament und Genie haben, und alle freye Künste von ihnen verbannen. Exempel hievon sind sehr häufig in der Welt.

Eben dieser Grundsatz der moralischen Ursachen bestimmet den Charakter verschiedener Handwerke, und verändert diejenige Gemüthsverfassung, die ein jedes Glied von Natur empfangen hat. Ein Soldat, und ein Priester sind unter allen Nationen, und zu allen Zeiten verschiedene Charaktere. Und dieser Unterschied gründet sich auf Umstände, deren Wirkung ewig und unveränderlich ist.

Die

Die veränderliche Lebensart machet Soldaten sowohl ausschweifend, verschwenderisch, und großmüthig, als beherzt. Ihre Muße, und die weitläuftige Gesellschaft, die sie im Felde und in Städten ausmachen, verleiten sie zur Wollust und Galanterie. Durch ihre öftere Veränderung der Gesellschaft erlangen sie eine gute Erziehung und freye Aufführung: da sie nur gegen öffentliche und offenbare Feinde gebrauchet werden, so werden sie aufrichtig, ehrlich, und uneigennützig; und weil sie mehr mit dem Leibe, als mit der Seele arbeiten, so sind sie gemeiniglich gedankenlos und unwissend *.

Es ist eine bekannte aber nicht ganz falsche Grundregel, daß Priester von allen Religionen sich gleich sind; und obgleich der Charakter ihres Gewerbes nicht in allen Umständen über den persönlichen die Oberhand behauptet, so wird er doch

 gewiß

* Menander saget: Κομψὸς στρατιώτης, οὐδ' ἂν εἰ πλάττοι Θεὸς Οὐδεὶς γένοιτ' ἄν. MEN. apud STOBAEUM. Es steht selbst nicht in der Gewalt eines Gottes, gesittete Soldaten zu machen. Die gegenseitige Anmerkung in Ansehung der Sitten der Soldaten findet in unsern Tagen statt. Dieses scheint mir ein Vorurtheil zu seyn, daß die Alten alle ihre Verbesserung und Höflichkeit den Büchern und dem Studieren zuschreiben; wozu freylich das Leben der Soldaten nicht so eingerichtet ist. Gesellschaft und Welt ist ihre Sphäre. Und wenn es eine Artigkeit giebt, die sich in der Gesellschaft lernen läßt, so werden sie gewiß den größten Theil davon haben.

gewiß bey dem meisten Haufen der herrschende Charakter seyn. Denn wie die Chemisten behaupten, daß die Spiritus, wenn sie zu einer gewissen Höhe gestiegen sind, sich alle gleich sind, von was für Materien sie auch abgezogen werden: so erlangen auch diese Männer, indem sie über die Menschheit erhoben sind, einen gleichförmigen Charakter, der ihnen ganz eigen, und meiner Meynung nach, überhaupt zu reden, nicht der liebenswürdigste ist, den man in der menschlichen Gesellschaft findet. Er ist in den mehresten Stücken dem Charakter der Soldaten entgegengesetzet, so wie die Lebensart, von welcher er seinen Ursprung hat *.

Was

* Obgleich alle Menschen zu gewissen Zeiten, und in gewissen Gemüthsverfassungen, eine starke Neigung gegen die Religion haben; so sind doch wenige, oder kein einziger, der sie in dem Grade und in der Beständigkeit habe, die erfordert wird, den Charakter dieses Gewerbes zu machen. Daher kömmt es, daß die Geistlichen, weil sie aus der gemeinen Masse des menschlichen Geschlechtes herausgezogen sind, wie andere Leute zu andern Handwerken, größtentheils durch die Absicht des Vortheils, wenn sie gleich keine Atheisten oder Freydenker sind, es nöthig finden, bey verschiedenen Gelegenheiten sich andächtiger zu stellen, als sie zu der Zeit sind, und den Schein des Eifers und der Ernsthaftigkeit zu behaupten, wenn sie mit den Uebungen ihrer Religion beschäfftiget, als wenn ihre Seelen in den allgemeinen Beschäfftigungen des Lebens verwickelt sind. Sie müssen nicht, wie die

Was die phyſikaliſchen Urſachen betrifft, ſo bin ich geneigt, durchaus an ihrer Wirkung in dieſem Puncte zu zweifeln. Ich glaube auch

 nicht,

die übrige Welt, ihren natürlichen Regungen und Empfindungen Raum geben; ſie müſſen über ihre Blicke, Worte, und Handlungen Wache halten; und die Ehrfurcht zu unterſtützen, die ihnen das unwiſſende Volk bezeuget, müſſen ſie nicht nur eine merkwürdige Eingezogenheit beobachten, ſondern auch den Geiſt des Aberglaubens durch beſtändige Gebährden und Heucheley befördern. Dieſe Verſtellung zerſtöret oft die Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit ihres Temperaments, und machet in ihrem Charakter einen unerſetzlichen Bruch

Wenn von ungefähr einige von ihnen ein Temperament haben, das mehr zur Heiligkeit geneigt iſt, als gewöhnlich, daß ſie nur eine kleine Heucheley nöthig haben, den Charakter ihres Gewerbes zu behaupten; ſo iſt es ihnen ſo natürlich, dieſen Vortheil gar zu hoch anzurechnen, und zu glauben, daß er alle Beleidigung der guten Sitten wieder ausſöhne, daß ſie oft nicht tugendhafter, als Heuchler ſind. Und obgleich wenige ſich unterſtehen, dieſe verwerfliche Meynung öffentlich zu geſtehen: daß alles dem Heiligen geſetzlich iſt, und daß ſie allein ein Eigenthum an ihren Gütern haben; ſo können wir doch merken, daß dieſe Grundſätze in jedem Buſen verborgen liegen, und den Eifer in der Beobachtung der Religion, ihnen als ein ſo großes Verdienſt vorſtellet, daß er viele Fehler und ſchändliche Läſter vergüten könte. Dieſe Anmerkung iſt ſo gemein, daß ein jeder vernünftiger Mann auf ſeiner Hut iſt, wenn er.

einen

nicht, daß die Menſchen etwas von ihrem Temperamente, oder Genie der Luft, der Speiſe, oder dem Clima zuſchreiben können. Ich bekenne, daß

einen außerordentlichen Schein der Religion antrifft, ob er gleich auch bekennet, daß von dieſer allgemeinen Regel manche Ausnahme ſtatt habe, und daß Frömmigkeit und Aberglauben zuſammen beſtehen können.

Die meiſten Menſchen ſind ehrgeizig; aber der Ehrgeiz anderer Menſchen kann gemeiniglich befriediget werden, wenn ſie in ihrem Gewerbe andere übertreffen, und dadurch den Nutzen der Geſellſchaft befördern. Der Ehrgeiz der Geiſtlichen kann oft nur dadurch befriediget werden, wenn ſie Unwiſſenheit und Aberglauben, einen blinden Glauben, und heiligen Betrug befördern. Und indem ſie das erlanget haben, was Archimedes bloß bedurfte, (eine andere Welt, worinn er ſeine Maſchinen anſetzen konnte) ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dieſe Welt nach ihrem Willen bewegen.

Die meiſten Menſchen haben eine übertriebene Meynung von ſich ſelbſt; aber diejenigen haben eine beſondere Verſuchung zu dieſem Laſter, die mit ſo großer Ehrfurcht angeſehen, und ſelbſt von dem unwiſſenden Haufen für heilig gehalten werden.

Die meiſten Menſchen ſind geneigt, eine beſondere Hochachtung für Menſchen von ihrem Gewerbe zu haben; aber, wie etwa ein Rechtsgelehrter oder Arzt, oder Kaufmann es machet, ein jeder von ihnen folget ſeinem beſondern Geſchäffte. Die Vortheile dieſer Profeſſionen ſind nicht ſo genau vereiniget, als die Vortheile der Geiſtlichen von einer Religion, wo die ganze Geſell-

daß die gegenſeitige Meynung, beym erſten Anblicke, einen guten Schein haben mag; denn wir finden, daß dieſe Umſtände einen Einfluß in alle andere

Geſellſchaft durch die Ehrfurcht gewinnt, die man gegen ihre gemeinſchaftlichen Meynungen bezeiget, und durch die Unterdrückung der Antagoniſten.

Wenige Leute können es geduldig leiden, daß man ihnen widerſpricht; aber die Geiſtlichen gerathen auch ſo gar in einige Wuth: weil ihr ganzer Credit und Handwerk auf dem Glauben beruhet, den ihre Meynungen finden; und ſie allein verlangen ein göttliches und übernatürliches Anſehen, oder haben eine Begierde, ihre Gegner als Lieblose und Unheilige vorzuſtellen. Das odium theologicum, oder der theologiſche Haß, iſt ſelbſt zum Sprichworte geworden, und führet denjenigen Grad der Zankſucht bey ſich, der der wüthendſte und unverſöhnlichſte iſt.

So werden viele Laſter der menſchlichen Natur durch gewiſſe moraliſche Gründe in dieſer Profeßion angefeuchtet; und obgleich einige beſondere Perſonen der Seuche entgehen, ſo werden doch alle weiſe Regierungen gegen die Verſuche einer Geſellſchaft auf ihrer Hut ſeyn, die allezeit zu einer Partey treten, und indem ſie als eine Geſellſchaft handelt, beſtändig durch Ehrgeiz, Stolz, und einen Geiſt der Verfolgung getrieben ſeyn wird.

Das Temperament der Religion iſt ernſthaft und majeſtätiſch; und dieß iſt der Character, der von Prieſtern erfordert wird, der ſie an ſtrenge Regeln des Wohlſtandes bindet, und gemeiniglich Ordnung und Unmäßigkeit unter ihnen verhütet. Keine Munterkeit, vielweniger ein

andere Thiere haben, und daß eben diejenigen Geſchöpfe, die in allen Himmelsgegenden leben können, zum Exempel Hunde, Pferde, ꝛc. dennoch nicht in allen eine gleiche Vollkommenheit erhalten. Der Muth der Bullenbeißer und Kampfhähne ſcheint dem Clima von England allein eigen zu ſeyn. Flandern iſt merkwürdig wegen der ſtarken und großen, Spanien wegen der leichten und muthigen Pferde. Und eine jede Zucht von dieſen Geſchöpfen wird, aus einem Lande in das andere verſetzt, bald die Eigenſchaften verlieren, die es dem Clima ſeiner Geburt zuzuſchreiben hatte.

Es giebt wenige Fragen, die neubegieriger ſind, als dieſe, und öfterer in unſern Unterſuchungen

ein ausſchweifendes Vergnügen, iſt unter dieſer Geſellſchaft erlaubet; und vielleicht iſt dieſe Tugend die einzige, die ſie ihrem Handwerke zu danken haben. In Religionen, die auf ſpeculatiwiſche Grundſätze gegründet ſind, und worinn öffentliche Reden einen Theil des Gottesdienſtes ausmachen, kann man auch vorausſetzen, daß die Geiſtlichen einen anſehnlichen Theil der Gelehrſamkeit der Zeit beſitzen wollen; ob es gleich gewiß iſt, daß ihr Geſchmack in der Beredſamkeit allezeit beſſer ſeyn wird, als ihre Geſchicklichkeit in der Weltweisheit. Aber wer die andern edlen Tugenden der Leutſeligkeit, Wiederzigkeit und Mäßigung beſitzt, wie ſehr viele unter ihnen, hat ſie gewiß der Natur oder dem Nachſinnen, nicht dem Genie ſeines Berufes, zu danken.

gen der Dinge, die den Menſchen betreffen, vorkommen; deswegen kann es nicht unedenlich ſeyn, ſie ernſthaft zu unterſuchen.

Die menſchliche Seele iſt ſo beſchaffen, daß ſie ſehr gern nachahmet; und es iſt einer gewiſſen Geſellſchaft von Menſchen unmöglich, oft mit einander umzugehen, ohne eine Aehnlichkeit der Sitten anzunehmen, und ihre Laſter ſowohl, als Tugenden, einer dem andern mitzutheilen. Die Liebe zur Geſellſchaft iſt bey allen vernünftigen Geſchöpfen heftig; und eben dieſe Gemüthsart, die uns dieſe Liebe einflößet, machet auch, daß wir einer des andern Meynung annehmen, und daß gleiche Leidenſchaften und Meynungen die ganze Bande, oder den Haufen der Geſellſchafter durchlaufen, wie eine anſteckende Krankheit. Wo eine Menge Volk in einem politiſchen Körper verbunden iſt, da müſſen die Gelegenheiten zu Zuſammenkünften, zur Vertheidigung, zum Handel, und zur Regierung ſo heftig ſeyn, daß ſie zuletzt, mit einer Sprache und Mundart, eine Aehnlichkeit in ihren Sitten erlangen, und ſowohl einen allgemeinen und Nationalcharakter haben müſſen, als einen perſönlichen, der einem jeden für ſich eigen iſt. Ob nun gleich die Natur alle Arten von Temperament und Verſtand in großem Ueberfluſſe hervorbringt; ſo folget doch nicht, daß ſie ſie allezeit in gleichen Verhältniſſen gegen einander hervorbringt, und daß in jeder Geſellſchaft Fleiß und Trägheit, Tapferkeit und Zaghaftigkeit, Sanftmuth und Trotz, Weisheit

und

und Thorheit auf einerley Weiſe vermiſchet ſeyn müſſen. Wenn in der Kindheit einer Geſellſchaft, eine oder die andere von dieſen Gemüthsbeſchaffenheiten, in gröſſerer Menge, als die andere gefunden wird: ſo wird ſie gemeiniglich in der Zuſammenſetzung die Oberhand behalten, und dem Nationalcharakter eine Farbe geben. Oder wollte man behaupten, daß keine Art von Temperamenten mit Grund als eine herrſchende, in eben dieſer zuſammengeſetzten Geſellſchaft angenommen werden könne, und daß allezeit in der Vermiſchung ein gleiches Verhältniß beobachtet werde; ſo kann man doch gewiß nicht annehmen, daß die Perſonen von Anſehen und Credit, die noch eine engere Geſellſchaft ausmachen, allezeit eben den Charakter haben; und ihr Einfluß in die Sitten des Volkes muß jederzeit ſehr beträchtlich ſeyn. Wenn bey der erſten Errichtung einer Republik ein Brutus in Anſehen geſetzet würde, und von einer ſo enthuſiaſtiſchen Liebe für die Freyheit und das gemeine Beſte eingenommen wäre, alle Verbindung der Natur und den Privatnutzen zu überſehen: ſo würde ein ſo prächtiges Exempel natürlicherweiſe eine Wirkung auf die ganze Geſellſchaft haben, und in jedem Buſen dieſelbige Leidenſchaft entzünden. Es bilde, was da wolle, die Sitten des einen Geſchlechtes, das folgende muß ſich noch tiefer mit der Farbe des erſten färben; da die Menſchen in ihrer Kindheit fähiger ſind, Eindrücke anzunehmen, und dieſe Eindrücke ſo lange, als ſie in der Welt bleiben,

zu

zu behalten. Dennoch behaupte ich, daß alle Nationalcharaktere, wo ſie nicht auf gewiſſen moraliſchen Urſachen beruhen, von dergleichen Zufällen herzuleiten ſind, und daß phyſikaliſche Urſachen keine merkliche Wirkung auf das menſchliche Gemüth haben.

Wenn wir durch die ganze Welt gehen, und alle Jahrbücher der Geſchichte nachſchlagen; ſo werden wir allenthalben Spuren von dieſer Sympathie, oder Seuche der Sitten, aber keine einzige von dem Einfluſſe der Luft und der Himmelsgegend finden.

Zum erſten: Wir können bemerken, daß, wo eine weitläuftige Regierung vor vielen Jahrhunderten aufgerichtet worden, dieſe einen Nationalcharakter über das ganze Reich ausbreitet, und einem jeden Theile eine Aehnlichkeit der Sitten mittheilet. So haben die Chineſer die allergrößeſte Einförmigkeit des Charakters, die man ſich nur einbilden kann; obgleich die Luft und das Clima in verſchiedenen Theilen dieſes weitläuftigen Reiches ſehr verſchieden iſt.

Zweytens: In kleinen Herrſchaften, die ſehr nahe an einander ſtoßen, hat doch das Volk einen verſchiedenen Charakter, und iſt oft eben ſo leicht aus ſeinen Sitten zu unterſcheiden, als die entlegenſten Nationen. Athen und Theben lagen nur eine kurze Tagereiſe von einander; obgleich die Athenienſer eben ſo merkwürdig wegen ihrer Geſchicklichkeit und Munterkeit, als die Thebaner wegen ihrer Dummheit, Grobheit

und

und Gleichgültigkeit waren. Plutarch redet von den Wirkungen der Luft auf die Gemüther der Menſchen, und bemerket, daß die Einwohner des Oräcum ſehr verſchiedene Temperamente von den Einwohnern der höhern Stadt Athen hatten, welche ungefähr vier Meilen davon entfernet lag. Doch ich glaube, kein Menſch ſchreibt die Verſchiedenheit der Sitten in Wapping und St. James der Verſchiedenheit der Luft und der Himmelsgegend zu.

Drittens: Derſelbige Nationalcharakter folget gemeiniglich der Macht der Regierung zu einer gewiſſen beſtimmten Gränze; und wenn man über einen Strom geht, oder über einen Berg ſteigt, ſo findet man ſchon eine neue Art von Sitten, mit einer neuen Herrſchaft. Die aus Languedok, und die Gaskoner ſind das munterſte Volk in ganz Frankreich; aber ſo bald wir über die Pyrenäen gehen, befinden wir uns unter Spaniern. Kann man ſich auch einbilden, daß ſich die Eigenſchaften der Luft ſo genau mit den Gränzen eines Reiches verändern ſollten, welches ſo ſehr den Zufällen, der Schlachten, Handlungen und Eheverbindungen unterworfen iſt?

Viertens: Wo einige gewiſſe Leute, unter entfernten Nationen vertheilet, eine genaue Geſellſchaft oder Verbindung mit einander haben, da erlangen ſie eine Gleichheit der Sitten, und haben nur wenig mit den Nationen gemein, unter welchen ſie leben. Alſo haben die Juden in Europa,

Europa, und die Arminianer im Morgenlande, einen beſondern Charakter; und die erſtern ſind ſo bekannt ihrer Betrügereyen, als die letzten ihrer Frömmigkeit wegen. Eben ſo bemerket man auch, daß die Jeſuiten in allen römiſch-katholiſchen Ländern einen beſondern ihnen eigenen Charakter haben.

Fünftens: Wo ein Umſtand, als etwa eine Verſchiedenheit der Sprache, Mundart, oder Religion, zwo Nationen, die in einem Lande wohnen, ſich unter einander zu vermiſchen verhindert, da werden ſie eine verſchiedene und ſo gar entgegengeſetzte Art der Sitten auf etliche Jahrhunderte behalten. Die Aufrichtigkeit, Ernſthaftigkeit, und Tapferkeit der Türken machet einen völligen Contraſt gegen die Leichtſinnigkeit, Betrüglichkeit und Freyheit der heutigen Griechen aus.

Sechſtens: Die erſte Art der Sitten wird einer Nation folgen, und ihr durch die lange Welt ſowohl, als ihre Geſetze und ihre Sprache, anhangen. Die ſpaniſche, engliſche franzöſiſche und holländiſche Colonien können alle unterſchieden werden, ſelbſt unter den Wendezirkeln.

Siebentens: Die Sitten eines Volkes verändern ſich merklich von einem Alter zum andern, entweder durch große Veränderung ihrer Regierung, durch die Vermiſchung neuer Völker, oder durch die Unbeſtändigkeit, der alle menſchliche Dinge unterworfen ſind. Die Ge-

ſchicklichkeit und der Fleiß der alten Griechen haben mit der Dummheit und Trägheit der itzigen Bewohner dieſer Länder nichts gemein. Aufrichtigkeit, Tapferkeit, und Liebe zur Freyheit machen den Charakter der alten Römer aus; Spitzfindigkeit, Zaghaftigkeit, und eine ſclaviſche Gemüthsart iſt der Charakter der heutigen. Die alten Spanier waren unruhig, aufrühriſch, und dem Kriege ſo zugethan, daß viele ſich ſelbſt tödteten, wenn die Römer ihnen ihre Waffen genommen hatten. Man würde eine gleiche Schwierigkeit finden, gegenwärtig (zum wenigſten ſeit funfzehn Jahren) die itzigen Spanier in die Waffen zu bringen. Die Batavier waren alle Soldaten des Glückes, und traten zum Dienſte bey den römiſchen Armeen in Sold. Ihre Nachkommen leiſteten den Fremden eben die Dienſte, die ihre Vorfahren den Römern leiſteten. Zwar ſind noch einige Züge des franzöſiſchen Charakters eben dieſelbigen, welche Cäſar den Galliern beygeleget hat; aber was für eine Gleichheit iſt zwiſchen der Höflichkeit, Artigkeit und Wiſſenſchaft der heutigen Bewohner dieſes Landes, und der Unwiſſenheit, Barbarey und Grobheit der Alten?

Achtens: Wenn verſchiedene benachbarte Nationen eine ſehr genaue Verbindung mit einander haben, entweder durch die Policey, Handlung, oder Reiſen: ſo erlangen ſie eine Gleichheit der Sitten, nach dem Verhältniſſe ihrer Verbindung. So ſcheinen die Franken einen gleichförmigen

migen Charakter mit den östlichen Nationen zu haben. Der Unterschied unter ihnen ist der besondern Mundart verschiedener Provinzen gleich, welcher allein von einem Ohre gemerket werden kann, das derselben gewohnt ist, und gemeiniglich einem Fremden entwischet.

Tacitus: Oft können wir eine bewundernswürdige Vermischung der Sitten und Charaktere bey einer Nation bemerken, die eine Sprache redet, und einer Regierung unterworfen ist: Und in diesem Puncte sind die Engländer das merkwürdigste Volk von allen, die jemals in der Welt gewesen sind: und dieses kann doch der Veränderlichkeit und Unbeständigkeit ihrer Himmelsgegend, oder irgend einer andern physikalischen Ursache nicht zugeschrieben werden, weil alle diese Ursachen in ihrem benachbarten Königreiche von Schottland statt finden, ohne diese Wirkung zu haben. Wo das Regiment eines Volkes ganz republicanisch ist, da kann es eine besondere Art von Sitten hervorbringen. Wo es ganz monarchisch ist, da kann es diese Wirkung noch eher haben, indem die Nachahmung der Großen die Nationalsitten mehr unter dem Volke ausbreitet. Wenn ein Staat aus lauter Kaufleuten besteht, so wie Holland; so wird ihre einförmige Lebensart ihren Charakter ausmachen. Besteht er meistens aus Edelleuten, und begüterten Eigenthümern, wie Deutschland, Frankreich und Spanien; so erfolget eben dieses. Das Genie einer besondern Secte, oder Reli-

gien iſt nicht weniger fähig, die Sitten eines Volkes zu bilden. Aber die engliſche Regierung iſt eine Vermiſchung von Monarchie, Ariſtokratie, und Demokratie. Das Volk beſteht aus Adel und Kaufleuten. Alle Secten der Religion werden unter ihnen gefunden. Und die große Freyheit und Ununterwürfigkeit, die ſie haben, erlaubet einem jeden, diejenigen Sitten zu äußern, die ihm eigen ſind. Daher haben die Engländer unter allen Völkern in der Welt am wenigſten von einem Nationalcharakter; wenn nicht etwan dieſes Beſondere ihren Nationalcharakter ausmachet.

Wenn die Charaktere der Menſchen von der Luft und dem Clima abhingen, ſo ſollte man natürlicherweiſe glauben, daß die Grade der Hitze und Kälte einen mächtigen Einfluß hätten; weil nichts eine größere Wirkung auf alle Pflanzen, und unvernünftige Thiere hat, als eben dieſe. Und in der That, man hat einigen Grund, zu glauben, daß alle diejenigen Nationen, welche jenſeit des Polarzirkels, oder zwiſchen den Wendezirkeln leben, ſchlechter, als das übrige ganze Geſchlecht, und aller höhern Vollkommenheiten der menſchlichen Seele gänzlich unfähig ſind. Die Armuth und das Elend der nordlichen Bewohner der Erde, und die Trägheit der ſüdlichen konnen vielleicht dieſen merklichen Unterſchied erklären, ohne daß wir zu phyſikaliſchen Urſachen unſere Zuflucht nehmen. Dieß iſt zum wenigſten gewiß, daß die Charaktere der Nation

in

in den temperirten Himmelsgegenden ſehr vermiſchet ſind, und daß die meiſten allgemeinen Anmerkungen, die von den ſüdlichern und nordlichern Nationen in dieſen Gegenden gemachet worden, ungewiß und irrig befunden ſind.

Sollen wir ſagen, daß die Nachbarſchaft der Sonne die Einbildungskraft der Menſchen in Feuer ſetze, und ihnen einen beſondern Geiſt und eine Lebhaftigkeit gebe? Die Franzoſen, Griechen, Aegypter und Perſer ſind der Lebhaftigkeit wegen merkwürdig: die Spanier, Turken und Chineſer ſind der Ernſthaftigkeit wegen bekannt: ohne alle dergleichen Verſchiedenheit der Himmelsgegend, die dieſe Verſchiedenheit des Temperaments hervorbringen könnte.

Die Griechen und Römer, die alle andere Nationen Barbarn nannten, ſchränkten alles Genie und einen ſcharfen Verſtand, allein in den ſüdlichen Himmelsgegenden ein, und verurtheilten die nordlichen Nationen, als unfähig zu aller Wiſſenſchaft und Höflichkeit. Aber Britannien hat ſowohl in Thaten, als in der Gelehrſamkeit ſolche groſſe Männer hervorgebracht, als Griechenland, oder Italien aufweiſen kann.

Man giebt vor: die Empfindungen der Menſchen würden zärtlicher, je näher ſie der Sonne wären, und ihr Geſchmack an der Schönheit und Zierde von jeder Art, ſie ſey, welche ſie wolle, nähme in jeder Breite verhältnißweiſe zu: wie wir beſonders in der Sprache ſehen könnten, da die ſüdlichern ſanfter und melodiſcher, die nordli-

chern hart und unangenehm ſind. Aber dieſe Anmerkung hält nicht überall Stand. Die arabiſche Sprache iſt rauh und unangenehm; die moskovitiſche lieblich und muſikaliſch. Nachdruck, Stärke, und zuweilen Rauhigkeit machet den Charakter der lateiniſchen Sprache aus; die italieniſche iſt die flüßigſte, ſanfteſte und weichlichſte Sprache, die man ſich nur einbilden kann. Eine jede Sprache wird einigermaaßen von den Sitten des Volkes, aber weit mehr von dem urſprünglichen Stamme der Worte, und dem Klange abhängen, die es von ſeinen Vorfahren empfing, und die unveränderlich bleiben, ſo gar wenn die Sitten die allergrößten Veränderungen gelitten haben. Wer kann daran zweifeln, daß die Engländer gegenwärtig ein weit geſitteter und geleheter Volk ſind, als die Griechen in verſchiedenen Altern, nach der Belagerung von Troja waren? Dennoch iſt zwiſchen der Sprache des Milton und des Homers kein Vergleich. Je je größer die Veränderungen und Verbeſſerungen ſind, die in den Sitten eines Volkes gemachet werden, je weniger kann man es in ihrer Sprache erwarten. Eine kleine Anzahl großer und feiner Genies werden ihren Geſchmack und ihre Wiſſenſchaft einem ganzen Volke mittheilen, und die größten Verbeſſerungen machen: aber ſie machen ihre Sprache durch ihre Schriften geſetzt, und verhüten einigermaaßen fernere Veränderungen derſelben.

Mylord

Milord **Bako** hat angemerket, daß die Bewohner des Mittages überhaupt erfindungsreicher, als die Bewohner der Nordländer sind; aber daß der, der in einem kalten Lande gebohren sey, und Genie habe, es zu einer gröſsern Höhe bringe, als die südlichern Witzigen erreichen können. Diese Anmerkung bekräftiget ein neuer Schriftsteller *, indem er die südlichern schönen Geister mit Kürbissen vergleicht, die alle gemeiniglich in ihrer Art gut; aber allezeit eine unschmackhafte Frucht sind: indem die nordlichen Genies den Melonen gleichen, von welchen kaum die fünfte gut ist, aber wenn sie gut ist, einen ausnehmenden Geschmack hat. Ich glaube, daß diese Anmerkung richtig seyn kann, wenn man sie auf die europäischen Nationen, und auf die gegenwärtigen Zeitalter einschränket: aber alsdann glaube ich, daß sie sich aus moralischen Ursachen erklären läßt. Alle Wissenschaften und feinen Künste sind von Süden zu uns herüber gebracht; und man kann sich leicht einbilden, daß in der ersten Hitze, womit sie getrieben wurden, da man durch Nacheiferung und Ruhm erwecket wurde, die wenigen, die sich demselben ergaben, sie zur höchsten Stufe erheben, und alle Nerven, und alles Vermögen anstrecken würden, den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen. Solche herrliche Exempel breiteten die Gelehrsamkeit allenthalben aus, und erzeugten eine allgemeine Hochachtung gegen die Wissenschaften. Nach der

* Dr. BERKELEY: Minute Philosopher.

Zeit iſt es kein Wunder, daß der Fleiß nachläßt; weil die Menſchen nicht mehr ſo angenehme Ermunterungen finden, noch durch ihre Verdienſte zu ſolcher Ehre gelangen. Die allgemeine Verbreitung der Gelehrſamkeit unter dem Volke, und die gänzliche Verbannung der groben Unwiſſenheit und Grobheit, erlangete demnach bey jeder Perſon ſelten eine merkwürdige Vollkommenheit.

„Anfänglich, ſaget Juvenal *, war die Ge„lehrſamkeit in Griechenland und Italien ein„geſchloſſen. Nun ahmet die ganze Welt Athen „und Rom nach. Der beredte Gallier un„terrichtete Britannien in der Rechtsgelehr„ſamkeit. Selbſt Thule geht mit den Ge„danken um, zu ſeiner Unterrichtung Rhetore „kommen zu laſſen... Dieſer Zuſtand der Gelehrſamkeit iſt merkwürdig; weil Juvenal ſelbſt der letzte römiſche Scribent iſt, der noch Genie beſaß: diejenigen, die nach ihm kamen, haben nur bloß deswegen einiges Anſehen, weil ſie uns erzählen, was vorgefallen iſt. Ich wünſche, daß die neuliche Bekehrung der Moſkoviter zur Erlernung der Wiſſenſchaften der gegenwärtigen

* Iuven. *Sat.* 15.

Sed Cantaber unde
Stoicus? antiqui praeſertim aetate Metelli.
Nunc totus Grajas, noſtrasque habet orbis Athenas.
Gallia cauſidicos docuit facunda Britannos:
De conducendo loquitur jam rhetore Thule.

gen Periode der Gelehrſamkeit nicht eine gleiche Vorbedeutung ſeyn möge.

Der Cardinal Bentivoglio giebt den nordlichen Nationen vor den ſüdlichen, in Betrachtung der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, den Vorzug; und erwähnet auf einer Seite die Spanier und Italiener, auf der andern die Niederländer und Deutſchen. Aber ich will lieber glauben, daß dieſes durch einen Zufall gekommen ſey. Die alten Römer ſcheinen ein ſo aufrichtiges treues Volk geweſen zu ſeyn, wie die heutigen Türken ſind. Aber wenn wir ja ſetzen wollen, daß dieſer Zufall ſeine beſtimmte Urſachen gehabt habe, ſo können wir allein daraus ſchließen, daß alle Extreme leicht zuſammenkommen können, und gemeiniglich von dergleichen Folgen begleitet werden. Betrügeren iſt die gewöhnlichſte Begleiterinn der Unwiſſenheit und Barbarey; und wenn geſittete Nationen jemals ſpitzfindige und verkehrte Staatsregeln ergreifen, ſo kommt es von einer zu weit getriebenen Unterſuchung her, die ſie verleitet, daß ſie die ebene und gerade Bahn zur Macht und Ehre verachten.

Die mehreſten Eroberungen ſind von Norden nach Süden vorgegangen, und daraus hat man geſchloſſen: daß die nordlichen Völker mehr Macht und Wildheit beſäßen. Aber es würde richtiger geweſen ſeyn, wenn man geſaget hätte: daß die mehreſten Eroberungen wegen Armuth und Mangel an Lebensmitteln, nach Ueberfluß und Reichthümern gemachet wären. Die Saracenen,

nen, als ſie die Wüſten Arabiens verließen, führeten ihre Eroberungen nach Norden zu, und gegen alle fruchtbare Provinzen des römiſchen Reiches, und kamen den Türken auf dem halben Wege entgegen, die aus Süden von den barbariſchen Wüſten der Tartarey kamen.

Ein vortrefflicher Schriftſteller * hat angemerket: daß alle Thiere, die Muth haben, auch Fleiſch freſſen; und daß man von einem Volke, wie die Engländer, deſſen Nahrungsmittel ſtark und geſund ſind, eine größere Herzhaftigkeit, als von den halbverhungerten Völkern anderer Länder, erwarten könne. Aber die Schweden geben, ungeachtet ſie dieſe Vortheile nicht haben, an kriegeriſchem Muthe keiner Nation, die jemals in der Welt geweſen iſt, etwas nach.

Ueberhaupt können wir bemerken: daß der Muth von allen Nationaleigenſchaften am wenigſten gegründet iſt, weil er ſich nur zu gewiſſen Zeiten, und bey wenigen in jeder Nation äußert; Fleiß hingegen, Wiſſenſchaft, Höflichkeit kann in beſtändiger und allgemeiner Uebung ſeyn, und dem ganzen Volke zur Gewohnheit werden. Wenn Muth erhalten werden ſoll, ſo muß es durch Kriegeszucht, Exempel und Meynung ** geſchehen. Die zehnte Legion des Cäſars, und das

* William Temple's Account of the Netherlands.

** Als einen Beweis, wie ſehr der Muth auf Meynung ankomme, können wir bemerken: daß von den

das Regiment der Piccardie in Frankreich war aus den Bürgern ohne Unterſchied ausgenommen: aber da ſie einmal die Meynung gefaſſet hatten, daß ſie die beſten Völker im Dienſte wären; ſo machte ſie eben dieſe Meynung in der That dazu.

Die einzige Anmerkung von der Verſchiedenheit der Menſchen in verſchiedenen Himmelsgegenden, die noch einiges Gewicht hat, iſt die bekannte Anmerkung: daß das Volk in den nordlichen Ländern eine groſſere Neigung zu ſtarkem Getranke, und das Volk in den ſudlichen Gegenden zur Liebe und dem Frauenzimmer hat. Man kann von dieſem Unterſchiede eine ſehr wahrſcheinliche phyſiſche Urſache angeben. Wein, und abgezogene Spiritus erwärmen das erſtorne Blut in den kältern Himmelsgegenden, und ſtärken den Menſchen gegen die Beleidigungen der Witterung: ſo wie die gebährende Hitze der Sonne in den Ländern, die ihren Stralen nahe liegen, das

den zwo vornehmſten Zünften der Griechen, den Doriern und Joniern, die erſten allezeit für tapferer und männlicher, als die letzten gehalten wurden; obgleich die Colonien beyder Zünfte unter das ganze weite Griechenland, in klein Aſien, Sicilien, Italien, und den Inſeln auf dem Aegeiſchen Meere, gemiſchet, und zerſtreuet waren. Die Athenienſer waren die einzigen Jonier, die jemals einigen Ruhm wegen Tapferkeit und Kriegesthaten hatten; obgleich eben dieſe den Lacedämoniern, als den tapferſten Doriern, nachgeſetzet wurden.

das Blut entflammet, und die Leidenſchaften unter beyden Geſchlechtern ſtärket.

Vielleicht kann aber auch dieſer Punct aus moraliſchen Urſachen erkläret werden. Alle ſtarke Getränke ſind im Norden ſeltener, und werden folglich häufiger gekaufet. Diodorus von Sicilien * erzählet uns: daß die Gallier zu ſeiner Zeit ſtarke Trinker, und dem Weine vornehmlich wegen ſeiner Neuigkeit und Seltenheit ſehr ergeben waren. An der andern Seite, da die Hitze in den ſüdlichen Gegenden die Männer und Weiber nöthiget, halb nackend zu gehen, machet ſie dadurch ihren Umgang gefährlicher, und entflammet ihre benderſeitige Liebe gegen einander. Dieſes machet Aeltern und Eheleute eiferſüchtiger und eingezogener; welches immer noch mehr die Leidenſchaft entflammet. Nicht zu erwähnen, daß, weil das Frauenzimmer in den ſüdlichern Ländern eher reif wird, eine größere Aufſicht und Eiferſucht in ihrer Erziehung nothwendig iſt; da es ausgemachet iſt, daß ein Mädchen von zwölf Jahren nicht eben ſo viel Vernunft beſitzen kann, die Wuth ihrer Leidenſchaft zu regieren, als dasjenige, das ihre Heftigkeit nicht eher, als im ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahre empfindet.

Vielleicht iſt auch die Erzählung falſch, daß die Natur, entweder aus moraliſchen oder phyſikaliſchen

* Lib. 5. Derſelbe Verfaſſer ſchreibt dieſen Volke Verſchwiegenheit zu; ein neuer Beweis, daß Nationalcharaktere ſich ſehr verändern können.

kali'chen Urſachen, dieſe verſchiedene Neigungen den verſchiedenen Himmelsgegenden mitgetheilet hat. Die alten **Griechen**, ob ſie gleich in einer warmen Gegend gebohren waren, ſchienen doch dem Trunke ſehr ergeben zu ſeyn; und ihr Vergnügen beſtund bloß in einer Trinkgeſellſchaft unter Männern, die ihre Zeit zuſammen bey einander, von den ſchönen Geſchlechtern entfernet, zubrachten. Als **Alexander** die **Griechen** in **Perſien** führete, ein noch ſüdlicheres Clima, vermehreten ſie noch ihre Völlereyen in dieſer Art, und ahmeten den Sitten der **Perſer** nach. So ehrwürdig war der Charakter eines Säufers unter den **Perſern**, daß **Cyrus** der jüngere, als er die mäßigen **Lacedämonier** gegen ſeinen Bruder, den **Artoxerres**, zu Hülfe rief, ſie bloß ſeiner größeren Gaben wegen forderte, weil er tapferer, freygebiger, und ein ſtärkerer Trinker wäre. **Darius Hyſtaſpes** ließ unter ſeinen andern Tugenden und fürſtlichen Eigenſchaften, auch dieſe auf ſeinen Grabſtein ſchreiben: daß kein anderer eine größere Menge Wein trinken könnte, als er. Man kann alles von den **Negros** erhalten, wenn man ihnen ſtarke Getränke anbiethet; und ſie ſehr leicht vermögen, nicht allein ihre Aeltern, ſondern auch ihre Weiber und Kebsweiber für eine Tonne Branntwein zu verkaufen. In **Frankreich** und **Italien** trinkt niemand ſonſt blaßen Wein, als in den heißeſten Sommertagen: und in der That iſt es alsdann eben ſo nöthig, die durch die Hitze ausdampfenden Geiſter wieder zu erſetzen,

erſetzen, als es in Schweden im Winter nöthig iſt, den durch die Kälte der Jahreszeit erfrornen Körper zu erwärmen.

Wenn Eiferſucht als ein Beweis einer verliebten Gemüthsart angeſehen wird, ſo war kein Volk eiferſüchtiger, als die Moſkoviter, ehe ihr Verkehr mit Europa ihre Sitten in dieſem Puncte etwas verändert hatte.

Aber wenn wir auch ſetzen, die Sache ſey wahr, daß die Natur, durch phyſikaliſche Gründe, ordentlich dieſe beyden Leidenſchaften, eine den nordlichen, die andere den ſüdlichen Ländern gegeben habe; ſo wird dieſes allein daraus folgen, daß das Clima nur auf die gröbern und körperlichern Organe unſers Leibes; nicht aber, daß es auf dieſe feinere Organe wirken könne, worauf die Wirkung der Seele und des Verſtandes ankommen. Und dieß iſt der Analogie der Natur gemäß. Die Thiere arten niemals aus, wenn ſie ſorgfältig in Acht genommen werden; und Pferde insbeſondere zeugen allezeit in ihrer Geſtalt ihr Blut, ihren Geiſt und ihre Geſchwindigkeit; aber ein Narr kann einen Philoſophen zeugen, und ein tugendhafter Mann, einen Böſewicht.

Ich will dieſe Materie mit der Anmerkung beſchließen: daß, obgleich die Leidenſchaft zum Trinken weit niederträchtiger und viehiſcher iſt, als die Liebe, welche, wenn ſie gehörig eingeſchränket wird, der Urſprung aller Artigkeit und Sittſamkeit iſt, dieſe den ſüdlichen Gegenden dennoch keinen ſo großen Vortheil giebt, als wir dem erſten

ſien Anſehen nach glauben möchten. Wenn die Liebe eine gewiſſe Höhe überſteigt, ſo machet ſie den Menſchen eiferſüchtig, und ſchneidet den freyen Umgang unter den beyden Geſchlechtern ab, worauf doch die Artigkeit einer Nation ſehr beruhet. Und wenn wir in dieſem Puncte viel nachſinnen, und tief denken wollten, ſo würden wir bemerken: daß Nationen in ſehr vielen temperirten Gegenden am geſchickteſten ſind, in allen Stücken weiter zu kommen, indem ihr Blut nicht ſo entflammt, ſie eiferſüchtig zu machen, und doch warm genug iſt, daß ſie den Reizungen und Gaben des ſchönen Geſchlechtes ihren gehörigen Werth geben können.

Fünfundzwanzigſter Verſuch.

Von dem urſprünglichen Contracte.

Weil in der gegenwärtigen Zeit keine Parteyen ſich ohne ein philoſophiſches oder ſpeculativiſches Syſtem von Grundſätzen, die ihren politiſchen oder praktiſchen angehängt ſind, behelfen kann; ſo finden wir auch, daß eine jede von den Parteyen, worein dieſe Nation ſich getheilet hat, ein Gebäude von dieſer

Art

Art aufgeführet hat, um das Schema der Handlungen zu vertheidigen und zu bedecken, welchem ſie folget. Da das Volk gemeiniglich ein ſehr grober Baumeiſter iſt, vornehmlich in dieſer ſpeculativiſchen Art, und noch mehr, wenn es durch einen partenſchen Eifer getrieben wird; ſo kann man ſich leicht einbilden, daß ſein Meiſterſtück ein wenig unförmlich ſeyn, und offenbare Zeichen der Heftigkeit und der Unordnung verrathen muß, in der es aufgeführet wurde. Eine Parten, die den Urſprung der Regierung von der Gottheit herleitet, bemühet ſich, ſie ſo heilig und unverletzlich zu machen, daß es beynahe ſo gut, als eine Vergreifung an Gott ſelbſt ſeyn müßte, ſie im geringſten anzugreifen. Eine andere Parten, die die Regierung bloß auf die Einwilligung des Volkes gründet, nimmt eine Art eines urſprünglichen Contractes an, in welchem die Unterthanen ſich die Macht vorbehalten haben, ſich ihrem Herrn zu widerſetzen, wenn ſie ſich durch die Gewalt gedrücket finden, womit ſie ihn zu gewiſſen Abſichten freywillig bekleidet haben. Dieſes ſind die ſpeculativiſchen Grundſätze der beyden Partenen; und dieſes ſind auch die praktiſchen Folgen, die ſie daraus herleiten.

Ich will es wagen, zu behaupten: daß dieſe beyde Syſtemen der ſpeculativiſchen Grundſätze richtig ſind; obgleich nicht in dem Verſtande, worinn die Parteyen ſie nehmen: und daß beyde Grundriſſe der praktiſchen Folgen klug ſind; obgleich nicht

nicht in der Weite, wohin eine jede Partey, der andern entgegen, ſie zu treiben ſich gemeiniglich bemühet hat.

Daß die Vorſehung der letzte Urheber aller Regierung iſt, wird niemand läugnen, der eine allgemeine Vorſehung annimmt, und einraumet, daß alle Zufälle in der Welt nach einem einförmigen Plane regieret und zu weiſen Abſichten geleitet werden. Weil es dem menſchlichen Geſchlechte unmöglich war, wenigſtens in einem zuträglichen oder ſichern Stande, ohne den Schutz der Regierung zu leben; ſo muß ſie gewiß die Abſicht dieſes wohlthätigen Weſens ſeyn, welches das Glück aller ſeiner Geſchöpfe ſuchet: und weil ſie in der That aller Orten in allen Ländern und Altern eingeführet iſt; ſo können wir mit noch größerer Gewißheit ſchließen, daß ſie die Abſicht dieſes allwiſſenden Weſens geweſen ſey, welches ſich in keinem Zufalle und keiner Wirkung betrügen kann. Aber weil ſie ihr den Urſprung, nicht durch eine beſondere wunderthätige Vermittelung, ſondern durch ihre verborgene und allgemeine Wirkſamkeit, gab; ſo kann, eigentlich zu reden, ein Monarch ſein Statthalter in keinem andern Verſtande genannt werden, als man von einer jeden Gewalt oder Macht, die von ihm herkömmt, ſagen kann, daß ſie auf ſein Geheiß ausgeübet werde. Alles, was ſich wirklich zutragt, iſt mit in dem allgemeinen Plane, oder in der Abſicht der Vorſehung begriffen; und der groſeſte und geſetzmäßigſte Prinz hat nicht mehr Grund,

in dieſer Betrachtung, ſich einer beſondern Heiligkeit oder unverletzlichen Gewalt anzumaßen, als eine Unterobrigkeit, oder ſelbſt ein unrechtmäßiger Herr, oder ſelbſt ein Rauber und Straßenrauber. Eben derſelbe höchſte Aufſeher, der aus weiſen Abſichten eine Elisabeth oder einen Henrich,* mit der Gewalt bekleidete, gab auch, ohne Zweifel aus gleichweiſen Abſichten, die Gewalt einem Borgia oder einem Angria. Dieſelben Urſachen, die der unumſchränkten Gewalt in einem jeden Staate den Urſprung gaben, richteten auch in demſelben ein jedes kleines Gericht, und eine jede eingeſchrankte Gewalt auf. Ein Gerichtsdiener handelt alſo eben ſo gut, wie ein König auf göttlichen Befehl, und beſitzt ein unverletzliches Recht.

Wenn wir betrachten, wie ziemlich gleich alle Menſchen ſich an körperlicher Stärke, und ſelbſt an den Kräften und Vermögen der Seele ſind, ehe ſie durch die Erziehung verbeſſert worden: ſo müſſen wir nothwendig geſtehen, daß nichts, als ihre eigene Einwilligung zuerſt ſie zuſammen in Geſellſchaft bringen, und einer Gewalt unterwerfen konnte. Das Volk in den Wäldern und Wüſten, wenn wir der Regierung bis auf ihren Urſprung nachgehen, iſt die Quelle aller Gewalt und Gerichtsbarkeit, und verließ freywillig, um Frieden und Ordnung zu erhalten, ſeine angebohrne Freyheit, und nahm von ſeines Gleichen und ſeinen Mitbrüdern Geſetze an. Die Bedingungen,

* Henrich der Vierte von Frankreich.

gungen, mit welchen ſie ſich unterwerfen wollten, waren entweder ausdrücklich gemacht, oder doch ſo klar und offenbar, daß man es für überflüßig halten konnte, ſie auszudrücken. Wenn man dieſes demnach unter dem urſprünglichen Contracte verſteht, ſo kann nicht geläugnet werden, daß alle Regierungen zuerſt auf einen Contract gegründet ſind, und daß die älteſten groben Verbindungen der Menſchen ganz nach dieſem Grundſatze gebildet waren. Vergebens verweiſt man uns auf Urkunden, dieſen Aufſatz unſerer Freyheiten zu ſuchen. Er wurde nicht auf Pergament, noch auf Blätter oder Baumrinden geſchrieben. Er wurde gemachet, ehe man ſchreiben konnte, und alle andere Künſte des geſitteten Lebens erfunden hatte. Aber wir treffen ihn in der Natur des Menſchen, und in der Gleichheit an, die wir unter allen und jeden Perſonen dieſer Gattung finden. Die Macht, die itzo aufgebracht iſt, und in Flotten und Armeen beſteht, iſt offenbar politiſch, und rühret von der Oberherrſchaft, der Wirkung der eingeführten Regierung her. Die natürliche Stärke eines Menſchen beſteht allein in der Kraft ſeiner Glieder, und Größe ſeines Muthes; die niemals ſeinem Befehle eine Menge unterwerfen konnte. Nichts, als ihre eigene Einwilligung und ihre Erkenntniß der Vortheile des Friedens und der Ordnung könnte dieſe Wirkung gehabt haben.

Aber Philoſophen, die ſich zu einer Partey geſchlagen haben, (wenn dieſes nicht ein Widerſpruch

spruch in Terminis ist,) sind mit dieser Einwilligung nicht zufrieden. Sie behaupten nicht allein, daß die Regierung in ihrer ersten Kindheit aus einer Einwilligung, oder einer freywilligen Vereinigung des Volkes entstand: sondern auch, daß sie noch itzo, da sie ihre völlige Reife erlanget hat, auf keinem andern Grunde beruhe. Sie behaupten, daß alle Menschen immer gleich gebohren werden, und keinem Prinzen oder keiner Regierung Treue schuldig sind, wenn sie sich nicht durch eine Verpflichtung und Beschwörung eines **Versprechens** verbindlich gemachet haben. Und weil kein Mensch, ohne einige Wiedervergeltung, die Vortheile seiner angebohrnen Freyheit vergeben, und sich dem Willen eines andern unterwerfen würde; so müsse man dieses Versprechen immer mit Bedingung verstehen, und es lege ihm keine Verbindlichkeit auf, wenn er bey seinem Herrn nicht Gerechtigkeit und Schutz fände. Diese Vortheile verspricht ihm dagegen sein Herr; und wenn er sein Wort nicht hält, so hat er die Puncte seines Bundes gebrochen, und dadurch die Unterthanen von aller Verbindung zur Treue losgemachet. So ist, nach der Meynung dieser Philosophen, der Grund der Gewalt in allen Regierungen beschaffen; und so das Recht der Widersetzung, welches ein jeder Unterthan besitzt.

Aber wollten diese Vernünftler sich nur in der Welt umsehen; so würden sie nichts finden, das im geringsten mit ihren Ideen übereinstimmet, oder ein so gekünsteltes philosophisches System

unter-

unterſtützen kann. Wir finden vielmehr aller Orten Prinzen, die ihre Unterthanen ihr Eigenthum nennen, und ihr unabhängiges Recht zur unumſchränkten Macht aus Eroberung oder Thronfolge behaupten. Wir finden auch allenthalben Unterthanen, die dieſes Recht ihren Prinzen zuerkennen, und annehmen, daß ſie ſelbſt unter Verpflichtungen zum Gehorſame gegen einen gewiſſen Herrn eben ſowohl, als unter der Verbindlichkeit zur Ehrfurcht und Demuth gegen gewiſſe Aeltern gebohren ſind. Dieſe Verbindungen ſtellet man ſich allezeit ſo vor, daß ſie von unſerer Einwilligung nicht abhangen; in Perſien und in China, in Frankreich und in Spanien, und ſelbſt in Holland und England, wo die obgedachten Lehren nicht ſorgfältig eingepräget worden ſind. Gehorſam, oder Unterwerfung wird ſo gemein, daß die meiſten Menſchen niemals ihren Urſprung, oder ihre Urſachen mehr unterſuchen, als die Gründe der Schwere, des Widerſtandes, oder der allgemeinſten Geſetze der Natur. Oder wenn die Neubegierde ſie jemals rühret; ſo geben ſie ſich doch den Augenblick zufrieden, und erkennen ihre Verbindlichkeit zur Treue, ſo bald ſie einſehen, daß ſie ſelbſt, und ihre Vorfahren vor vielen Jahren, oder von undenklichen Zeiten her, einer ſolchen Regierung, oder einer ſolchen Familie unterworfen geweſen ſind. Wolltet ihr in den meiſten Theilen der Welt lehren, daß die politiſchen Verbindungen gänzlich auf einer freywilligen Ein-

ſtimmung, oder einem beyderſeitigen Verſprechen beruhe: ſo würde der Magiſtrat euch bald als Aufrührer ins Gefängniß ſetzen, weil ihr die Bande des Gehorſams zerreißet; wenn eure Freunde euch nicht vorher als raſend einſperreten, weil ihr ſolche ungereimte Dinge behaupten wolltet. Es iſt wunderlich, daß eine Handlung der Seele, welche eine jede einzelne Perſon begangen haben ſoll, und zwar nachdem er ſchon zum Gebrauche ſeiner Vernunft gekommen iſt; denn ſonſt könnte ſie keine Gültigkeit haben; daß dieſe Handlung, ſage ich, ihnen allen ſo unbekannt ſeyn ſollte, daß auf der ganzen Erdfläche kaum einige Spuren oder das Andenken derſelben übrig geblieben ſeyn ſollte.

Aber man ſaget: der Contract, worauf die Regierung gegründet iſt, ſey der urſprüngliche Contract; und man kann alſo annehmen, daß er zu alt ſey, daß das itzige Geſchlecht etwas davon wiſſen könnte. Wenn man die Vereinigung darunter verſteht, durch welche wilde Menſchen zuerſt in Geſellſchaft traten und ihre Stärke vereinigten; ſo hat es ſeine bekannte Richtigkeit: aber da dieſe ſo alt, und durch tauſend Veränderungen der Regierung und der Prinzen vertilget iſt; ſo kann man nicht ſagen, daß ſie itzo noch einige Gültigkeit habe. Wenn wir etwas davon ſagen wollten, ſo müſſen wir behaupten, daß eine jede Regierung, die geſetzmäßig iſt, und den Unterthanen einige Verbindlichkeit zur Treue auflegt, anfänglich auf die Einwilligung und auf einen frey-

freywilligen Vertrag gegründet war. Aber außerdem, daß dieſes die Einwilligung der Väter vorausſetzet, ihre Kinder zu verbinden, bis auf die entfernteſten Nachkommen, (welches republicaniſche Scribenten niemals einraumen werden,) außer dieſem, ſage ich, wird es durch die Geſchichte oder Erfahrung in keinem Alter, oder keinem Lande der Welt, bewieſen.

Alle Regierungen, die wir itzo haben, oder von welchen in der Geſchichte noch einige Nachrichten vorhanden ſind, ſind urſprünglich, entweder auf unrechtmäßige Anmaßungen, oder Eroberungen, oder beyde, ohne einen Schein einer gütigen Einwilligung oder freywilliger Unterwerfung des Volkes, gegründet geweſen. Wenn ein Mann, der Liſt und Herz beſitzt, an die Spitze einer Armee oder Partey geſtellet wird; ſo iſt es ihm oftmals leicht, wenn er ſich bald der Gewalt, bald eines falſchen Vorwandes bedienet, ſeine Herrſchaft über ein Volk aufzurichten, welches hundertmal ſo ſtark iſt, als ſeine Anhänger. Er ſchneidet allen Verkehr ab, daß ſeine Feinde nicht mit Gewißheit ihre Anzahl und ihre Stärke wiſſen können. Er läßt ihnen nicht die Zeit, ſich zu verſammeln, und ihm zu widerſtehen. Selbſt diejenigen, die die Werkzeuge ſeiner Uſurpation ſind, mögen ſeinen Fall wünſchen; ſo hält doch ihre Unwiſſenheit, weil einer die Abſicht des andern nicht weis, ſie im Gehorſame, und iſt die einzige Urſache ſeiner Sicherheit. Durch dergleichen Kunſtgriffe ſind viele Regie-

rungen aufgerichtet worden; und dieses ist der ganze ursprüngliche Contract, dessen sie sich rühmen können.

Die Gestalt der Erde verändert sich beständig, durch den Anwachs kleiner Königreiche zu mächtigen Reichen, durch die Auflösung großer Reiche in kleinere Königreiche, durch Pflanzung der Colonien, durch Völkerwanderungen. Kann man in allen diesen Begebenheiten etwas anders entdecken, als Zwang und Gewaltthätigkeit? Wo ist die Einwilligung von beyden Seiten, oder die freywillige Vereinigung, davon man so vieles redet?

Selbst der gelindeste Weg, wie eine Nation einen auswärtigen Herrn erhalten kann, durch Vermählung oder ein Testament, ist dem Volke nicht sehr rühmlich; sondern setzet voraus, daß ihr Regent mit ihm, wie mit einer Aussteuer, oder einem Vermächtnisse, verfahren kann, wie er es zu seinem Vergnügen oder Interesse gut findet.

Aber wo sich auch keine Gewalt ins Mittel schlägt, und die Wahl statt hat; was ist diese so hoch gepriesene Wahl? Es sind entweder einige wenige große Männer, die für alle den Ausspruch thun, und keinem Widerspruche, oder keiner Widersetzung Raum geben werden; oder es ist der Pöbel, der einem aufrührischen Rebellen folget, der vielleicht nicht zwölfen unter ihm bekannt ist, und der seine Erhöhung bloß seiner Unverschämtheit, oder dem kurzdauernden Eigensinne seiner

Gelich-

Gelichter zu danken hat. Sind dieſe unordentlichen Wahlen, die noch dazu ſelten ſind, von einer ſo ſtarken Gültigkeit, daß ſie der einzige geſetzmäßige Grund aller Regierung und aller Treue ſeyn könnten?

In der That, keine Begebenheit iſt ſchrecklicher, als ein gänzlicher Verfall einer Regierung, die der Menge die Freyheit giebt, und die Beſtimmung und Wahl einer neuen Herrſchaft einer Anzahl überläßt, die faſt ſo ſtark iſt, als das ganze Volk: denn ſie fällt niemals ganz auf das ganze Volk. Alsdann wünſchet ein jeder weiſer Mann einen General an der Spitze einer mächtigen und gehorſamen Armee, der ſich geſchwind des Vortheiles bemächtige, und dem Volke einen Herrn gebe, den es ſelbſt zu wählen ſo ungeſchickt iſt. So wenig ſtimmet die Erfahrung und Vernunft mit dieſen philoſophiſchen Begriffen überein.

Man laſſe ſich nicht von der Wiederaufrichtung der Regierung bey der Veränderung ſo ſehr betrügen, oder in einen philoſophiſchen Urſprung der Regierung ſo ſehr verliebt machen, daß man alle andere ungeheurlich oder unregelmäßig ſchätze. Selbſt dieſe ſtimmete bey weitem mit dieſen ſeinen Ideen nicht überein. Es war bloß die Thronfolge, und zwar bloß in dem königlichen Theile der Regierung, welche damals verändert wurde; und es waren nur ſieben hundert Stimmen, die dieſe Veränderung beynahe für ſieben Millionen beſchloſſen. Ich zweifele in

der That nicht, daß die gröſeſte Menge von dieſen ſieben Millionen ſich willig in dieſen Schluß ergab: aber war es im geringſten ihrer Wahl überlaſſen? Nahm man nicht gewiß an, daß, von dieſem Augenblicke an, die Sache entſchieden war, und daß ein jeder in Strafe fiel, der ſich dem neuen Herrn nicht unterwerfen wollte? Wie hätte man ſonſt die Sache ausmachen, und jemals zu einem Schluſſe kommen können?

Die Republik **Athen** war, wie ich glaube, die weitläuftigſte Demokratie, wovon wir in der Geſchichte leſen. Wenn wir aber die Weiber, Sclaven und Fremden gehörig rechnen: ſo werden wir finden, daß dieſe neue Einrichtung anfänglich nicht von dem zehnten Theile derer gemachet, noch ein Geſetz jemals beſchworen worden, die doch verbunden wurden, ihm zu gehorchen; der Inſeln und auswartigen Gebiethe nicht zu gedenken, welche die Athenienſer durch das Recht der Eroberung für die ihrigen erkannten. Und da es bekannt iſt, daß die Verſammlungen des Volkes in dieſer Stadt beſtändig wild und unordentlich waren, der Einrichtungen und Geſetze ungeachtet, worinn ſie verbothen wurden; wie viel unordentlicher müſſen ſie da ſeyn, wo das Volk nicht mehr unter einer eingerichteten Staatsverfaſſung ſteht, ſondern ſich bey dem Verfalle einer alten Regierung im Tumulte verſammelt, eine neue wieder aufzurichten? Welch eine Chimäre muß es ſeyn, in ſolchen Umſtänden von einer Wahl zu reden?

Umſonſt

Umsonst saget man, daß alle Regierungen anfänglich auf eine Einwilligung des Volkes, so viel es die Nothwendigkeit der menschlichen Sachen leiden will, gegründet sind, oder gegründet seyn sollten. Dieses kömmt völlig meinem Satze zu Hülfe. Ich behaupte: daß die menschlichen Sachen niemals diese Einwilligung zulassen werden; selten einen Schein derselben: sondern daß Eroberung oder Usurpation, das ist, deutlicher zu reden, Gewalt, indem die alten Regierungen zerfallen, der Ursprung aller neuen ist, die jemals in der Welt aufgerichtet sind. Und daß in den wenigen Fällen, worinn die Einwilligung statt gefunden zu haben scheinen möchte, dieselbe so unregelmäßig, so eingeschränkt, und mit Betrug oder Gewalt so sehr vermischet war, daß sie nicht viel zu bedeuten hat.

Wenn eine neue Regierung aufgerichtet ist, durch was für Künste es auch geschehen seyn mag; so ist das Volk mit derselben gemeiniglich nicht zufrieden, und gehorchet mehr aus Furcht und Nothwendigkeit, als aus einem Begriffe der Treue, oder einer moralischen Verbindlichkeit. Der Prinz ist wachsam und eifersüchtig, und muß sich sorgfältig vor allem Anfange oder Scheine eines Aufstandes hüten. Die Zeit räumet nach und nach alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege, und gewöhnet die Nation, die Familie, die sie anfänglich als unrechtmäßige Herren, oder ausländische Eroberer ansah, als ihren gesetzmäßigen und eingebohrnen Prinzen zu

betrach-

betrachten. Dieſer Meinung einen Grund zu geben, nehmen ſie nicht zu einem Begriffe einer freywilligen Einwilligung, oder eines Verſprechens, die Zuflucht, die, wie ſie wiſſen, in dieſem Falle weder gefordert noch erwartet wurden. Die urſprüngliche Einrichtung wurde durch Gewalt aufgerichtet, und man unterwarf ſich derſelben aus Nothwendigkeit. Die nachfolgende Verwaltung wird alſo auch durch Gewalt unterſtützet, und das Volk iſt mit derſelben zufrieden, nicht weil es dieſelbe gewählet hat, ſondern weil es gezwungen iſt. Es glaubet nicht, daß ſeine Einwilligung dem Prinzen ein Recht gieb: aber es willigt freywillig darein, weil es glaubet, daß er ſich eines langen Beſitzes wegen ein Recht erworben hat, welches von ſeiner Wahl oder Neigung gar nicht abhangt.

Wollte man ſagen, daß eine jede Perſon zu der Gewalt eines Prinzen, den man verlaſſen konnte, eine verſchwiegene Einwilligung gegeben, und ihm dadurch Gehorſam verſprochen habe, indem man unter ſeiner Herrſchaft lebe; ſo kann man antworten, daß eine ſolche heimliche Einwilligung nur da ſtatt finden kann, wo ein Menſch ſich einbildet, daß die Sache auf ſeiner Wahl beruhe. Aber wo er glaubet, (wie alle Menſchen thun, die unter einer hergebrachten Regierung leben,) daß er durch ſeine Geburt einem gewiſſen Prinzen oder einer gewiſſen Regierung Treue ſchuldig ſey: da würde es ungereimt ſeyn, eine Einwilligung oder Wahl zu behaupten,

die

die er ausdrücklich in diesem Falle von sich ablehnet und verschwöret.

Können wir im Ernste sagen, daß ein armer Bauer oder Handwerker eine freye Wahl hat, sein eigenes Land zu verlassen, wenn er keine fremde Sprache oder Sitten weis, und von einem Tage zum andern von den wenigen Einkünften leben muß, die er verdienet? Wir können eben so leicht behaupten, daß ein Mann freywillig in die Herrschaft des Herrn williget, indem er in einem Schiffe bleibt; ob er gleich im Schlafe an Bord gebracht ist, und in das Meer springen und in dem Augenblicke sterben muß, da er es verläßt.

Wie, wenn der Prinz seinen Unterthanen verbiethet, sein Gebieth zu verlassen? wie Tiberius einen römischen Senator strafete, weil er zu den Parthern fliehen wollte, seiner Tyrannen zu entwischen? oder wie die alten Moskoviter alle Reisen unter einer Todesstrafe verbothen? Und wenn ein Prinz bemerkete, daß viele seiner Unterthanen auf den Einfall geriethen, nach auswärtigen Nationen überzugehen; so würde er sie ohne Zweifel mit großer Vernunft und Billigkeit zurückhalten, um die Entvolkerung seines Landes zu verhüten. Würde er durch ein so weises und vernünftiges Gesetz sich der Treue seiner Unterthanen verlustig machen? Und doch nimmt er ihnen in diesem Falle ganz gewiß die Freyheit ihrer Wahl.

Eine Gesellschaft von Menschen, die ihr Vaterland verlassen wollten, um ein unbewohntes

Land

Land zu bevölkern, möchte ſich träumen laſſen, ihre natürliche Freyheit wieder zu erhalten; aber ſie würden bald finden, daß ihr Prinz immer einen Anſpruch auf ſie machete, und ſie, ſelbſt in ihrer neuen Wohnung, ſeine Unterthanen nennete; und hierinn würde er den gemeinen Begriffen der Menſchen gemäß handeln.

Die richtigſte verſtattete Einwilligung von dieſer Art, die man jemals findet, iſt, wenn ſich ein Fremder in einem Lande niederläßt, und ſchon vorher mit dem Prinzen, der Regierung, und den Geſetzen bekannt iſt, denen er ſich unterwerfen muß; und dennoch fordert man von ſeiner Treue, ob ſie gleich freywilliger iſt, weniger, und verläßt ſich nicht ſo ſehr darauf, als auf die Treue der eingebohrnen Unterthanen. Sein gebohrner Prinz behauptet vielmehr immer ſein Recht an ihn. Und wenn er den Flüchtling nicht ſtrafet, wenn er ihn im Dienſte ſeines neuen Prinzen in die Hände fällt: ſo iſt dieſe Gnade nicht in einem Landesgeſetze gegründet, welches in allen Ländern den Gefangenen verurtheilet; ſondern in dem Willen der Prinzen, die ſich über dieſe Gnade verglichen haben, um Revereſalien zu verhüten.

Nehmet einen unrechtmäßigen Herrn an, der nach der Verbannung des geſetzmäßigen Prinzen und der königlichen Familie, in einem Lande ſeine Herrſchaft auf zehn oder zwölf Jahre aufrichtete, und unter ſeinen Kriegesvölkern eine ſo ſtrenge Kriegeszucht, und in ſeinen Beſatzungen eine ſo ordentliche Einrichtung hielte, daß niemals ein Aufſtand erreget, oder ein Murren gegen ſeine Regie-

Regierung vernommen würde: kann man behaupten, daß das Volk, welches in seinem Herzen die Verrätheren verfluchet, stillschweigend seine Einwilligung zu seiner Regierung gegeben, und ihm Treue versprochen habe, bloß weil es gezwungen unter seiner Herrschaft leben muß? Setzet ferner: daß sein rechtmäßiger Prinz durch eine Armee, welche er in auswärtigen Ländern sammelte, wieder eingesetzet werde; so nimmt es ihn mit Freuden und Vergnügen wieder auf, und zeiget deutlich, mit was für Widerwillen es sich einem andern Joche unterworfen hat. Ich kann itzo fragen: auf welchem Grunde das Recht des Prinzen beruhe? Gewiß nicht auf der Einwilligung des Volkes: denn obgleich das Volk mit seiner Regierung gern zufrieden ist; so bildet es sich doch nie ein, daß seine Einwilligung ihn zum Herrn mache. Es giebt seine Einwilligung; weil es glaubet, daß er schon durch die Geburt sein gesetzmäßiger Herr ist. Und was die stillschweigende Einwilligung betrifft, welche man daraus herleitet, weil es unter seiner Herrschaft lebete; so ist dieses nichts mehr, als was es vorhin seinem Tyrannen und unrechtmäßigen Herrn gab.

Wenn wir behaupten, daß alle gesetzmäßige Regierung vom Volke herkomme: so lassen wir ihm gewiß weit mehr Ehre wiederfahren, als es verdienet, oder selbst von uns erwartet und fordert. Nachdem die römischen Gebiethe der Republik zu schwer geworden waren, zu regieren, war das Volk auf der ganzen bekannten Welt dem Augustus höchst dankbar für die Herrschaft, die er durch

durch Gewalt über ſie aufgerichtet hatte: und bezeigete eine gleiche Bereitwilligkeit, ſich dem Thronfolger zu unterwerfen, den er durch ſeinen letzten Willen und ſein Teſtament ihm hinterlaſſen hatte. Nach der Zeit war es ſein Unglück, daß es in keiner Familie niemals eine lange ordentliche Thronfolge hatte; ſondern daß ſeine Fürſtenlinie beſtändig, entweder durch Privatmord, oder öffentliche Tumulte unterbrochen wurde. Die prätorianiſche Bande ſetzte einen Kaiſer ein, wenn eine Familie ausgeſtorben war: die Legionen im Morgenlande einen andern: die in Germanien vielleicht einen dritten: und das Schwerdt allein konnte ihren Streit entſcheiden. Der Zuſtand des Volkes in dieſer mächtigen Monarchie war zu beklagen, nicht weil ihm die Wahl des Kaiſers nicht gelaſſen war; denn das war nicht möglich: ſondern weil es niemals unter Herren ſtand, die in einer Reihe ordentlich auf einander folgen konnten. Was die Gewaltthätigkeit und Kriege und das Blutvergießen betrifft, welches eine jede neue Beſetzung des Thrones verurſachete, ſo waren ſie unvermeidlich, weil ſie unvermeidlich waren.

Das Haus Lancaſter regierete in England gegen ſechzig Jahre: die gegenwärtige Regierung hat faſt eben ſo lange gedauert. Sind alle Abſichten auf das Recht einer andern Familie ganz vertilget; obgleich wenige itztlebende Menſchen die Jahre ihrer Vernunft erreichet hatten, als ſie vertrieben wurde, oder in ihre Regierung gewilliget, oder ihr Treue verſprochen haben konnten? Eine hinlängliche Erklarung, in der That, der allgemeinen

Geſinnun-

Gesinnungen der Menschen in diesem Stücke! Denn wir tadeln die Anhänger der abgesetzten Familie nicht bloß deswegen, weil sie ihre eingebildete Treue so lange Zeit hindurch behalten haben. Wir tadeln sie, weil sie einer Familie anhangen, von welcher wir behaupten, daß sie mit Rechte vertrieben sey, und welche von dem Augenblicke an, wo die neue Staatsverfassung anfing, alles Recht auf die Herrschaft verloren hatte.

Aber wollten wir eine ordentlichere, wenigstens eine philosophischere Widerlegung dieses Grundsatzes eines ursprünglichen Contractes, oder einer Einwilligung des Volkes haben; so können uns vielleicht folgende Anmerkungen ein Genüge leisten.

Alle moralische Pflichten können in zwo Gattungen eingetheilet werden. Die ersten sind diese, wozu die Menschen durch einen Instinct, oder eine unmittelbare Neigung getrieben werden, die in ihnen wirket, und von keinen Begriffen der Verbindlichkeit und aller Absichten, entweder auf den öffentlichen oder Privatnutzen abhängen. Von dieser Art sind: die Liebe gegen Kinder, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Mitleiden gegen Unglückselige. Wenn wir auf die Vortheile sehen, die der Gesellschaft von solchen menschlichen Instincten erwachsen: so geben wir ihnen den gehörigen Tribut einer moralischen Billigung und Hochachtung; aber die Person, die von denselben getrieben wird, empfindet ihre Macht und Wirkung eher, als sie solche Betrachtungen anstellet.

Die andere Art der moraliſchen Pflichten ſind diejenigen, welche durch keine urſprüngliche Inſtincte der Natur unterſtützet, ſondern bloß aus einer Erkenntniß der Verbindlichkeit ausgeübet werden; indem wir die Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, und die Unmöglichkeit ihnen abzuhelfen betrachten, wenn wir dieſe Pflichten verſäumen wollten. Auf dieſe Weiſe werden die **Gerechtigkeit**, oder eine Hochachtung gegen das Gut eines andern, die **Treue** oder die Haltung des Verſprechens moraliſche Pflichten, und erhalten eine Gewalt über die Menſchen. Denn weil es ausgemachet iſt, daß ein jeder Menſch ſich ſelbſt mehr, als alle andere Leute liebet: ſo wird er von der Natur getrieben, ſo viel zu erwerben, als möglich iſt; und nichts kann ihn in dieſer Neigung aufhalten, als Ueberlegung und Erfahrung, wodurch er die ſchädlichen Wirkungen dieſer Freyheit, und den gänzlichen Untergang der Geſellſchaft einſehen lernet, der daraus entſpringen muß. Seine urſprüngliche Neigung oder der Inſtinct wird hier alſo durch ein nachfolgendes Urtheil oder eine Ueberlegung gedämpfet und zurückgehalten.

Mit der politiſchen oder bürgerlichen Pflicht zur **Treue** gegen Oberherren hat es eben dieſelbe Beſchaffenheit, als mit den Pflichten der Gerechtigkeit und Treue. Unſere erſten Triebe verführen uns entweder, uns eine unbegränzte Freyheit zu erlauben, oder eine Herrſchaft über andere zu ſuchen: und dieſe Betrachtung allein verleitet uns, ſo ſtarke Leidenſchaften den Vortheilen des Friedens und der Ordnung aufzuopfern. Sehr wenige

Erfah-

Erfahrung und Ueberlegung iſt genug, uns zu lehren, daß ſich die Geſellſchaft ohne die Gewalt der Obrigkeiten unmöglich erhalten kann, und daß dieſe Gewalt bald in Verachtung fallen muß, wo man ihr nicht genau gehorchet. Die Bemerkung dieſer allgemeinen und augenſcheinlichen Vortheile iſt die Quelle der Treue gegen Oberherren, und der moraliſchen Verbindung, die wir ihr beylegen.

Was haben wir alſo nöthig, die Pflicht der Treue oder des Gehorſams gegen Obrigkeiten, auf die Pflicht der Treue oder der Haltung des Verſprechens zu gründen, und anzunehmen, daß es die Einwilligung einer jeden Perſon ſey, die ihn der Regierung unterwirft; wenn es klar iſt, daß ſowohl die eine als die andere Treue auf einem Grunde beruhen, und daß ſich die Menſchen beyden, der ſichtbaren Vortheils und Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft wegen, unterwerfen? Wir ſind verbunden, unſerm Herrn zu gehorchen, ſaget man, weil wir es ſtillſchweigend verſprochen haben. Aber warum ſind wir verbunden, unſer Verſprechen zu halten? Man muß behaupten, daß der Umgang und das Verkehr der Menſchen, welches von ſo unendlich vielen Vortheilen iſt, keine Sicherheit haben kann, wenn die Menſchen ihr Wort nicht halten. Eben ſo kann man ſagen, daß die Menſchen gantz und gar nicht in Geſellſchaft leben könnten, wenigſtens nicht in einer geſitteten Geſellſchaft, ohne Geſetze und Obrigkeiten und Richter, die den Bereicherungen der Starken von den Schwachen, der Gewaltthatigen von den Billigen und Gerechten vorbeugen. Da die Verbindlichkeit

zur Treue gegen Oberherren von gleicher Stärke und Gültigkeit iſt, als die Verbindlichkeit zur bürgerlichen Treue; ſo gewinnen wir nichts, wenn wir die eine mit der andern aufheben. Die allgemeinen Vortheile oder Bedürfniſſe der Geſellſchaft ſind zureichend, beyde zu unterſtützen.

Wenn man nach dem Grunde des Gehorſames fraget, den wir der Regierung zu bezeigen ſchuldig ſind, ſo kann ich leicht antworten: **weil die Geſellſchaft ohne ſie nicht beſtehen kann**: und dieſe Antwort iſt allen Menſchen klar und verſtändlich. Ihr antwortet: **weil wir unſer Wort halten ſollen**. Aber außer dem, daß niemand, der nicht mit einem philoſophiſchen Syſtem bekannt iſt, dieſe Antwort begreifen oder billigen kann: außer dem, ſage ich, befindet ihr euch ſelbſt in Verlegenheit, wenn man euch fraget: **warum wir unſer Wort zu halten verbunden ſind?** Und ihr könnet nichts anders antworten, als was unmittelbar ohne Umſchweife unſere Verbindlichkeit zur Treue gegen die Regierung erkläret haben würde.

Aber **wem ſind wir Treue ſchuldig? und wer ſind unſere gebornen Herren?** Dieſe Frage iſt oft die ſchweſie unter allen, und unendlichen Zänkereyen unterworfen. Wenn Leute ſo glücklich ſind, daß ſie antworten können: **Unſer itziger Herr, der in einer geraden Linie ein Erbe der Vorfahren iſt, die uns viele Alter hindurch regieret haben**; ſo kann man darauf weiter nichts antworten; wenn auch gleich die Geſchichtſchreiber, indem ſie den Urſprung dieſer königlichen Familie in dem entfernteſten Alter aufſuchen,

chen, finden sollten, wie gemeiniglich geschieht, daß ihre erste Herrschaft von Ursurpation und Gewalt herstammet. Es ist ausgemachet, daß die Privatgerechtigkeit, oder die Enthaltung von den Eigenthümern eines andern, eine große Haupttugend ist: dennoch saget uns die Vernunft, daß in dauerhaften Dingen, dergleichen Länder oder Häuser sind, wenn wir sie genau untersuchen, wie sie aus einer Hand in die andere gehen, kein Eigenthum sey, sondern daß es zu einer Zeit auf Betrug und Ungerechtigkeit gegründet gewesen seyn muß. Die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft werden weder im Privat- noch öffentlichen Leben eine so genaue Untersuchung erlauben: und es giebt keine Tugend oder moralische Pflicht, die man nicht mit leichter Mühe durch Vernünfteln nichtig machen könnte, wenn man einer falschen Philosophie folgen wollte, sie nach allen spitzfindigen Regeln der Logik, von allen Seiten und in allen Umständen, worinn sie sich nur befinden kann, zu sichten und zu untersuchen.

Die Fragen über das Privateigenthum haben unendliche Bände der Rechtsgelehrten und Philosophen angefüllet; der Ausleger nicht zu gedenken: und am Ende können wir sicher sagen, daß viele von den Regeln, die darinn angenommen werden, ungewiß, zweydeutig und unerwiesen sind. Eben das können wir von den Thronfolgen und den Rechten der Prinzen, und den Regierungsformen sagen. Die Untersuchung dieser Materien würde uns über die Gränzen dieser Versuche leiten. Zu unserer gegenwärtigen Absicht ist es genug, wenn wir im Stande gewesen sind, den Grund dieser

Treue gegen Regenten, im allgemeinen, auszumachen, die wir der aufgerichteten Regierung in allen Königreichen und Republiken ſchuldig ſind *.

Wir wollen nur anmerken, ehe wir ſchließen: daß, ob man gleich eine Berufung auf die allgemeine Meynung in den ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften der Metaphyſik, Naturphiloſophie, oder Aſtronomie für ungeſchickt und unausmachend halten muß, dennoch in allen Fragen, die die Moral oder die Kritik betreffen, keine andere Richterinn iſt, die eine andere Streitigkeit entſcheiden kann. Und nichts kann ein klärerer Beweis davon ſeyn, daß

* Wenn kein geſetzmäßiger Prinz da iſt, der ein Recht zum Throne hat, ſo glaube ich, man kann ſicher behaupten, daß er dem erſten gehöre, der ihn einnimmt. Dieſes geſchah ſehr häufig in dem römiſchen Reiche. Wenn ein Stamm von Fürſten ausſtirbt, ſo wird der Wille, oder der Befehl des letzten Prinzen für ein Recht angeſehen. Alſo würde das Edict Ludwigs des XIV, der den natürlichen Prinzen zur Thronfolge berief, in ſolchem Falle einige Gültigkeit haben. Die Abtretung des alten Beſitzers, vornehmlich wenn eine Eroberung dazu kömmt, wird eben ſo für ein gültiges Recht gehalten. Das allgemeine Band, oder die Verbindlichkeit, die uns an eine Regierung verbindet, iſt der Vortheil und die Bedürfniſſe der Geſellſchaft; und dieſe Verbindlichkeit iſt ſehr ſtark. Die Beſtimmung derſelben auf dieſen oder jenen beſondern Prinzen, oder auf eine oder die andere Regierungsforme, iſt oftmals ungewiſſer und zweifelhafter. Der gegenwartige Beſitz hat in dieſen Fällen eine große und eine größere Gültigkeit, als in dem Privateigenthume; der Unordnungen wegen, die mit allen Staatsveränderungen verbunden ſind.

daß eine Theorie von dieſer Art irrig iſt, als daß man findet, daß ſie uns in Paradoxe verleitet, die mit den gemeinen Geſinnungen der Menſchen, und der Gewohnheit und Meynung aller Nationen und Alter ſtreiten. Die Lehre, die alle geſetzmäßige Regierung auf einen urſprünglichen Contract, oder die Einwilligung des Volkes gründet, iſt offenbar von dieſer Art; und der geſchickteſte unter ihren Anhängern hat kein Bedenken getragen, zu behaupten: daß eine unumſchränkte Monarchie mit einer bürgerlichen Geſellſchaft nicht beſtehen, und ſo ganz und gar keine Form einer bürgerlichen Regierung ſeyn könne *; und daß die höchſte Gewalt in einem Staate durch Taxen oder Auflagen keinem Menſchen etwas von ſeinem Eigenthume nehmen könne, ohne ſeine eigene Bewilligung, oder ohne den Willen ſeiner Repräſentanten **. Es iſt leicht, zu beſtimmen, was für eine Stärke ein moraliſches Philoſophiren haben könne, welches in Meynungen leitet, die ſo weit von der allgemeinen Gewohnheit der Menſchen abgehen, und dieſes Königreich allenthalben vorausſetzet.

* S. Locke on Government, Cap. 7. §. 90.
** Derſ. Cap. 11. §. 138, 139, 140.

* *

Sechsundzwanzigster Versuch.

Vom leidendlichen Gehorsame.

In dem vorigen Versuche haben wir uns bemühet, die speculativischen Systemen der Staatsverständigen zu widerlegen, die sie unter unserer Nation vertheidigen; sowohl das schriftmäßige System der einen, als das philosophische der andern Parten. Wir wollen itzo die praktischen Folgen untersuchen, die eine jede Parten daraus herleitet, in Ansehung des Maaßes der Unterwerfung, die man seinem Regenten schuldig ist.

Weil die Verbindlichkeit zur Gerechtigkeit gänzlich auf die Vortheile der Gesellschaft gegründet sind, welche von allen eine Enthaltung von dem Eigenthume des andern erfordern, damit Frieden unter den Menschen, erhalten werde; so ist es ausgemachet, daß diese Tugend, wenn die Ausübung der Gerechtigkeit mit sehr verderblichen Folgen verknüpfet wäre, aufgehoben werden, und dem öffentlichen Nutzen, in solchen außerordentlichen und dringenden Nothfällen, Platz machen müsse. Die Regel, fiat justitia et ruat coelum, übet Gerechtigkeit aus, wenn auch die Welt zerstöret werden sollte, ist offenbar falsch, und zeiget dadurch eine übereilte Idee von der Unterordnung der Pflichten, daß sie den Endzweck den Mitteln aufopfert. Was

für

für ein Befehlshaber einer Stadt trägt ein Bedenken, die Vorſtädte in Brand ſtecken zu laſſen, wenn ſie den Feinden den Zutritt erleichtern? Oder, was für ein Feldherr enthält ſich von der Plünderung eines neutralen Landes, wenn die Nothwendigkeit des Krieges es erfordern, und er ſeine Armee ſonſt nicht erhalten kann? Mit der Pflicht des Gehorſames gegen Magiſtrate iſt es eben ſo beſchaffen; und die allgemeine Vernunft lehret uns, daß, weil die Regierung uns bloß in der Abſicht, weil ſie den öffentlichen Nutzen beſorget, zum Gehorſame verbindet, ſie beſtändig, in außerordentlichen Fällen, wenn ein öffentliches Verderben unausbleiblich daraus erfolgen würde, der größten und urſprünglichen Verbindlichkeit nachgeben müſſe. Salus populi ſuprema lex, das Wohl des Volkes iſt das größeſte Geſetz. Dieſe Regel iſt allen Geſinnungen der Menſchen in allen Zeiten angenehm: und niemand, wenn er die Aufſtände gegen einen Nero oder Caracalla lieſt, iſt von einem Syſtem ſo eingenommen, daß er dem Unternehmen nicht einen glücklichen Ausgang wünſchen, und die Urheber ruhmen ſollte. Selbſt unſere hohe monarchiſche Parten iſt, ihrer erhabenen Theorie ungeachtet, gezwungen, in ſolchen Fällen eben ſo, wie die übrigen, zu urtheilen, und zu denken, und zu billigen.

Da alſo in außerordentlichen Fällen der Widerſtand erlaubet iſt, ſo kann die Frage unter Leuten, die richtig denken, nur dieſe ſeyn: welche Größe der Noth den Widerſtand rechtfertigen, und geſetzmäßig und löblich machen könne? Und hier muß ich geſtehen, daß ich allezeit auf der Seite derer

ſeyn

seyn werde, die das Band der Treue so eng zusammenziehen, als möglich ist, und eine Zerreissung desselben, als die letzte Zuflucht in verzweifelten Umständen ansehen, wenn das Publicum durch eine grausame und ausgelassene Tyranney in der höchsten Gefahr ist. Denn ausser dem Unheile eines burgerlichen Krieges, der gemeiniglich den Aufstand begleitet, ist es ungewiß, ob da, wo das Volk eine Neigung zum Aufrubre blicken lässt, diese eine der vornehmsten Ursachen der Tyranney des Regenten ist, und ihn zu solchen gewaltsamen Maaßregeln zwinget, die er nie ergriffen haben würde, wenn alle zur Unterwerfung und zum Gehorsame bereitwillig geschienen hatten. Auf diese Weise machet das **Tyrannicidium**, oder die Ermordung, die nach den Maaßregeln der Alten erlaubet war, anstatt die Tyrannen und unrechtmäßigen Herren in Furcht zu erhalten, sie zehnmal grausamer und unbarmherziger; und ist izo deswegen mit Rechte durch die Gesetze der Nationen abgeschaffet, und überall als eine niederträchtige und verrätherische Art, diese Störer der Gesellschaft zur Strafe zu ziehen, verdammet worden.

Ueberdieß müssen wir betrachten, daß der Gehorsam, weil er unsere Pflicht in dem ordentlichen Laufe der Dinge ist, vornehmlich eingeschärfet werden muß; und nichts kann übereilter seyn, als eine ängstliche Sorge und Bekümmerniß, alle Fälle festzusetzen, in welchen der Widerstand erlaubet ist. Wenn also gleich ein Philosoph mit Vernunft einräumet, daß man von den Regeln der Gerechtigkeit in Fällen der dringenden Noth abweichen könne; was sollten wir denn von einem Prediger oder Casuisten denken, der sich hauptsächlich darauf leget, solche Fälle ausfindig zu machen, und ihnen alle Stärke der Beweise und der Beredsamkeit zu geben? würde er sich nicht besser beschäfftigen, wenn er die allgemeine Lehre prediate, als mit der Entwickelung aller besondern Ausnahmen, welche wir von uns selbst zu ergeitzen und auszudehnen vielleicht schon gar zu geneigt sind?

Dennoch

Dennoch giebt es zween Gründe, die man zur Vertheidigung dieſer Partey unter uns vorbringen kann, welche mit ſo vielem Fleiße die Regeln der Nothwehr fortgepflanzet hat; Regeln, von denen man bekennen muß, daß ſie, im allgemeinen, aller bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchädlich und verderblich ſind. Der erſte iſt, daß es nothwendig würde, auf dieſen Ausnahmen zu beſtehen, und die Rechte der beleidigten Wahrheit und Freyheit zu vertheidigen, weil ihre Gegner die Lehre vom Gehorſame ſo ausſchweifend hoch treiben, daß ſie nicht allein keiner Ausnahme in außerordentlichen Fällen gedachten (welches vielleicht noch zu entſchuldigen ſeyn möchte), ſondern ſie auch ausdrücklich ausſchloſſen. Der zweyte, und vielleicht der beſte Grund gründet ſich auf die Natur der britanniſchen Staatsverfaſſung und Regierungsforme.

Es iſt unſerer Staatsverfaſſung ganz eigen, eine erſte Obrigkeit mit ſo hohem Vorzuge und Würde zu ſetzen, daß ſie, ungeachtet ſie durch die Geſetze eingeſchränket wird, in Anſehung ihrer eigenen Perſon, einigermaaßen über die Geſetze iſt, und niemals einer Beleidigung oder eines Unrechts wegen zur Verantwortung gezogen, noch beſtrafet werden kann. Ihre Miniſter allein, oder diejenigen, die auf ihren Befehl handeln, ſind der Gerechtigkeit unterworfen; und weil der Prinz auf dieſe Weiſe durch die Gewißheit ſeiner eigenen perſönlichen Sicherheit angereizet wird, den Geſetzen ihren freyen Lauf zu laſſen, ſo wird in der That eine gleiche Sicherheit durch die Beſtrafung kleinerer Beleidiger erhalten, und zugleich ein Bürgerkrieg vermieden, welcher unvermeidlich daraus erfolgen würde, wenn man ſich einmal an dem Herrn ſelbſt vergreifen wollte. Aber obgleich dieſe Verfaſſung dem Prinzen dieſen heilſamen Vortheil wiederfahren läßt, ſo kann man doch mit Vernunft nicht darunter verſtehen, daß ſie durch dieſe Regeln ihren eigenen Untergang beſchloſſen, oder eine knechtiſche Unterwerfung geordnet habe,

wo er seine Minister beschützet, in seiner Ungerechtigkeit verharret, und sich der ganzen Gewalt der Republik unrechtmäßig bemächtiget. Dieser Fall ist in der That in den Gesetzen nicht ausdrücklich erwähnet; weil es ihnen unmöglich ist, in ihrem ordentlichen Laufe für ein Mittel dagegen zu sorgen, oder einen Magistrat mit einer noch höhern Gewalt aufzurichten, der die Eingriffe des Prinzen bestrafe. Weil aber ein Recht ohne ein Mittel gegen dasselbe das lächerlichste von allen Dingen seyn würde; so ist das Mittel in diesem Falle das außerordentliche Mittel der Nothwehr, wenn die Sachen so weit kommen, daß die Staatsverfassung allein dadurch vertheidiget werden kann. Die Nothwehr muß also mit der Zeit in der brittannischen Regierung häufiger werden, als in andern, die einfacher sind, und aus wenigern Theilen und Triebfedern bestehen. Wo der König der einzige Regent des Staates ist, da hat er weniger Versuchung, solche ausschweifende Tyranney zu begehen, die mit Rechte Empörungen erregen könnte: aber wo er eingeschränket ist, da kann ihn sein unvorsichtiger Hochmuth, ohne große Laster, in diese gefährlichen Umstände stürzen. Dieses war offenbar der Fall mit Carln dem Ersten; und wenn wir so die Wahrheit sagen dürfen, nachdem die Feindseligkeiten beygelegt sind: es war auch der Fall mit Jakob dem Zweyten. Diese waren, wo nicht unschuldige, doch in ihrem Privatcharaktere, gute Herren: aber weil sie sich in der Natur unserer Staatsverfassung irreten, und die ganze gesetzgebende Gewalt sich anmaßen wollten, so wurde es nothwendig, daß man sich mit einiger Heftigkeit widersetzete, und so gar den letztern seiner Gewalt förmlich beraubete, die er mit solcher Unvorsichtigkeit und Unbescheidenheit gebrauchet hatte.

E N D E.